



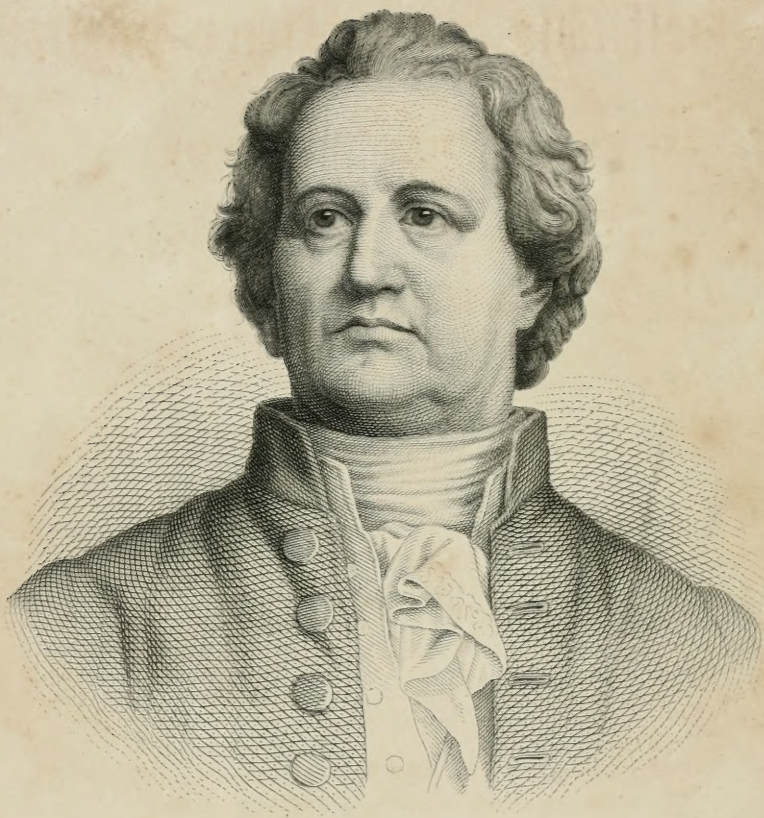
Deſſer's
Geſchichte der deutſchen Poeſie





THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA
RIVERSIDE





GOETHE

Schröder, Tobias G.
///

300

Christian Gese's

Geschichte der deutschen Poesie

in Umrissen und Schilderungen.

Mit charakteristischen Proben.

Für gebildete Leser.

Vierte Auflage,

bearbeitet

von

I. W. Schaefer.

Erster Theil.

Mit dem Bildniß Goethe's nach Rietschel's Denkmal.

Leipzig,

Friedrich Brandstetter



PT501

S34

1879

v. 1-2

Inhaltsverzeichnis des ersten Theils.

	Seite
Einleitung	1

Erste Abtheilung.

Die ältere deutsche Poesie, vornehmlich in dem Zeitalter der
Kreuzzüge.

I. Älteste Sage und Volksdichtung	11
II. Geistliche Dichtung bis zum zwölften Jahrhundert . . .	19
III. Das nationale Epos	36
IV. Höfische Dichtung. Rittergedicht und Lyrik (Minnegefang) .	76
V. Bürgerliche Dichtung und Volkspoesie, vornehmlich in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters	133

Zweite Abtheilung.

Die neuere deutsche Poesie bis zum Beginn des achtzehnten
Jahrhunderts.

Erster Abschnitt.

Von Luther bis auf Opitz. ca. 1517 — ca. 1624.

I. Martin Luther und die Reformation. Geistliche Dichtung .	168
II. Einfluß der antiken Poesie. Ulrich von Hutten	177
III. Volkspoesie. Hans Sachs. Anfänge des Drama's. . .	182
IV. Uebergang von der volksmäßigen Dichtung zu den künstlichen Formen der Gelehrtenpoesie	193

Zweiter Abschnitt.

Von Opitz bis zu dem Zeitalter Hagedorn's und Haller's.
ca. 1624 — ca. 1730.

I. Martin Opitz und die erste schlesische Dichterschule . . .	200
II. Andreas Gryphius und das Drama	218

	Seite
III. Dichtergenossenschaften in Hamburg und Nürnberg. Zweite schlesische Dichterschule. Uebergänge um den Beginn des achtzehnten Jahrhunderts	228

Dritter Abschnitt.

Von Haller und Hagedorn bis auf Herder und Goethe.
ca. 1730 — ca. 1770.

I. Haller und Hagedorn	242
II. Streit um die Theorie der Dichtkunst zwischen Gottsched und den Schweizern	250
III. Dichterkreise in Sachsen und Preußen	254
IV. Klopstock	266
V. Lessing	283
VI. Wieland. Roman und romantisches Epos	307

Vierter Abschnitt.

Das Zeitalter Herder's, Goethe's, Schiller's.
ca. 1770 — ca. 1805.

I. Die Dichter des Göttinger Hainbundes und verwandte Lyriker	330
II. Herder	374

(Fortsetzung im zweiten Theile.)

Einleitung.

Die Darstellung der Entwicklung und Gestaltung unserer vaterländischen Literatur führt durch ein weites Gebiet der Geschichte menschlicher Cultur. Sie breitet nicht immer lachende Fluren voll Lust und Lebensfreude vor uns aus; auch in der Geschichte der Bildung unserer Nation giebt es Haide Strecken, und es nützt nicht, sie mit Blumen zu bestreuen. Nur das kann den Schilderungen, die den Inhalt dieses Buches bilden werden, vergönnt sein, daß sie den Leser an den minder erfreulichen Räumen rasch vorüber führen und ihn vor allen Dingen auf die Höhen geleiten, von wo der Blick klar das umgebende Feld übersehen kann, daß sie ihn am längsten verweilen lassen in den lieblichen Thälern, wo die lebendigen Quellen sprudeln und niederrauschen zu dem Strome deutscher Geistesbildung, in dem Schatten des deutschen Dichterhains, dessen Harmonieen in jedem fühlenden Herzen ein Echo finden. Damit soll nicht ausgesprochen sein, daß wir nur sprungweise verfahren und, unbekümmert um den historischen Zusammenhang, bloß die glänzenden Erscheinungen der Literatur vorführen. Zu beobachten, wie in dem geistigen Organismus der Keim treibt, der Stamm sich bildet und festigt, und dann Zweig an Zweig, Blatt an Blatt sich legt, bis endlich das Ganze als eine in sich vollendete Schöpfung dasteht: das gewährt einen echteren Genuß, als das Anstaunen des Fertigen, eine tiefere Einsicht, als die geschickteste Zergliederung. Begriffen wird die in lebendiger Fülle vor uns stehende Erscheinung nur dann, wenn man deren Werden und Wachsen nachforscht. Eben dadurch wird die Literaturgeschichte etwas Besseres, als eine an

gewandte Aesthetik; sie wird eine Culturgeschichte. Sie geht den in der Literatur offenbar werdenden Fäden des geistigen Lebens bis zu den entlegensten Punkten nach, um alle Gänge des Labyrinths wie die Grundzüge eines Risses zu überschauen. Erst in Folge dieses wissenschaftlichen Verfahrens ist die Literaturgeschichte aus dem zweideutigen Kreise zufälliger ästhetischer Liebhabereien herausgenommen worden und selbstständig in den Kreis historischer Wissenschaften eingetreten.

Es ist wenig mehr als ein Menschenalter vergangen, seit die deutsche Literaturgeschichte sich diese Stellung im Reiche der Wissenschaft errungen hat. Zuvor mußte die deutsche Nation in Zeiten tiefer Erniedrigung anfangen, aus der Betrachtung vergangener Größe Trost zu schöpfen; zuvor mußte die Verehrung des Ausländischen der Achtung vor der eigenen Nationalität Platz machen, damit wir des selbsterworbenen Besizes inne und froh wurden: eine glänzende Periode unserer Literatur mußte vorübergegangen sein, um es uns zum Bedürfniß zu machen, unsere Literatur bis zu ihren ersten Anfängen zu verfolgen. Welche Wissenschaft wäre würdiger, aus der Enge der Gelehrtenwelt in den Kreis aller Gebildeten zu treten! welche mehr berufen, die wissenschaftliche Forschung mit dem Leben der Nation zu verschmelzen!

Indeß wird es vielleicht Manche unter unsern Lesern geben, welche, wie hoch sie den Werth der neuesten Literatur anschlagen, wie sehr sie das historische Verständniß derselben als ein Object allgemeiner Humanitätsbildung anerkennen, dennoch die Geschichte der älteren Literatur lediglich der gelehrten Forschung zuweisen möchten und den Weg auf dieses Gebiet hinüber für bedenklicher und minder lohnend halten, als wenn es sich um gleich entlegene Perioden der politischen Geschichte handelt. Wäre die ältere Periode unserer Literatur nur eine Zeit roher Versuche, von denen der ästhetisch verfeinerte Sinn unserer Zeit sich abwendete, so möchte allerdings die Frage aufzuwerfen sein, ob für den, welcher um eine allgemeine Bildung sich bemüht, der Weg durch diese Vorhalle lohnend sei. Allein wir sind auch in dieser Hinsicht glücklicher, als manche andere Nationen, die sich eines goldenen

Zeitalters ihrer Literatur rühmen und uns Deutschen in dem Heerzug der Geister nur eine Stelle unter den letzten Nachzüglern einräumen möchten. Wenn wir diejenige Literaturperiode, welche, von reichem Geistes- und Gemüthsleben erfüllt, dies Feuer, in Einen Brennpunct vereinigt, in poetischen Schöpfungen ausströmen läßt und zugleich für den vorhandenen Stoff die angemessenste Form zu finden weiß, — wenn wir diese eine classische nennen dürfen, so hatten wir Deutschen schon vor länger als einem halben Jahrtausend, schon im Mittelalter eine classische Poesie. Auch dort erkennen wir den Boden wieder, auf dem unser Gemüth heimisch ist; auch von dort vernehmen wir den Flügelschlag eben derselben Poesie, die sich im letzten Jahrhundert mit neuerwachter Gefangeslust emporhob.

Es ist ein Zeugniß von der höheren Culturstufe unsers Jahrhunderts, daß wir den Werth der Dichtungen nicht nach dem sie begleitenden Grade wissenschaftlicher Aufklärung bemessen. Eine solche Ansicht hatte noch in dem vorigen Jahrhundert, das durch einseitige Verstandescultur beschränkt war, eine große weitverbreitete Geltung. Unsere Zeit hat es längst erkannt, daß ein lieblicher Duft der Poesie die Wiege der Völker umschwebt; daß die Poesie die Freundin der Jugend, nicht bloß bei Individuen, sondern auch bei ganzen Nationen ist; daß in den ungekünstelten Naturlauten, in der Sagenwelt der Urzeit der Völker eine Fülle reiner Poesie wohnt, welche noch gealterte Nationen zu erquickten und ihre Dichtung zu verjüngen mag. Das bekannte Wort, welches auch noch in Zeiten, da es ganz bedeutungslos geworden war, häufig wiederholt wurde, daß der Dichter geboren werde, hat keinen andern Sinn, als daß die Poesie nicht eine durch Schulweisheit überlieferte Kunst — daß sie vielmehr die uralte, ewige Sprache der Menschheit sei, überall sich regend, wo das Bewußtsein des Menschlichen in der Brust erwacht, und daher, wie unvollkommen auch manchmal die Formen sein mögen, stets der Ausdruck des Mein-Menschlichen, die Blüthe des geistigen Daseins, unvergänglich, wie der göttliche Funke, der in unsere Seele gelegt ist, und stets sein redendes Zeugniß. In ihre Tiefen führt

nicht das Sinnen und Berechnen des Denkers — nur das Herz, welches die geheimnißvollen Kräfte, die das Innere des Menschen, das Leben der Menschheit bewegen, in sich nachempfindet, der Genius, dem die innere Welt ein Spiegelbild der Menschheit wird. Daher bringt die wahre Poesie auch ihr Verständniß der ganzen Menschheit entgegen; sie wendet sich an Alle, welche für die Freuden und Leiden des menschlichen Geschlechts Mitgefühl haben. Die Wissenschaft dagegen ist der mühsame Bau von Jahrhunderten und Jahrtausenden; zu ihren Schätzen dringt der Forscher auf verschlungenen, oft dunkeln Wegen; aber auch sie sind heilige Schätze, gleich denen der Poesie; auch von ihnen aus strömt fort und fort eine erfrischende Kraft dem Geistesleben der Nation zu. Das eben ist das Eigenthümliche der jüngsten Culturstufe, daß sich die Poesie inniger mit der Wissenschaft vermählt hat. Sie haben sich endlich als ebenbürtige Schwestern ansehen gelernt; es hegen und nähren beide, als die geweihten Priesterinnen, die heilige Flamme auf dem Altar der Menschheit.

Weil unsere Poesie und Philosophie am Schlusse des vorigen Jahrhunderts und im Beginn des gegenwärtigen mit ihrem Glanze die Schmach unserer politischen Gesunkenheit und Ohnmacht verhüllte, so möchten Manche geneigt sein, diesen namhaftesten Factoren unserer Geistesbildung eine Stelle außerhalb des eigentlichen Nationallebens anzuweisen und sie nicht in enge Beziehung zu den politischen Ereignissen und Zuständen zu setzen. Es lehrt jedoch die Erwägung aller auf die Gestaltung einer neuen Literaturepoche einwirkenden Momente, daß sie jedesmal nur durch eine, das gesammte Volksleben ergreifende politische Bewegung herbeigeführt wurde. Nur dürfen wir unser Augenmerk nicht bloß auf die Vorgänge innerhalb der Grenzen unsers deutschen Vaterlandes richten. Deutschland verdient in vielfachem Sinne das Herz Europa's zu heißen. War es dies in glanzvollen Zeiten dadurch, daß von ihm Leben und Wärme in die Glieder des europäischen Staatskörpers ausströmte, so ist es dies in trüben Tagen noch dadurch geblieben, daß es jeden Pulsschlag frischen Lebens, wo dasselbe sich auch regen mochte, mitempfand und nie sich ausschloß von dem Ringen der

Gesamtheit, auch wenn es, von außen oder innen gehemmt, statt thätigen Mitwirkens auf eine ideale Betheiligung verwiesen war. Weil wir das Leben der Völker in unserm Innern mitzuempfinden und im Reich der Ideen nachzuleben fähig waren, blieb uns auch nach dem Verlust unserer Nationaleinheit und politischen Bedeutsamkeit die Fülle wissenschaftlichen Lebens und Strebens, Samen streuend für ein zukünftiges Deutschland, welches sich die Stellung wieder errungen hat, die ihm seine natürliche Lage und seine Geschichte anweisen.

Wenn wir die Wechselwirkung zwischen der politischen Geschichte und der Nationalliteratur uns recht anschaulich machen wollen, so haben wir die drei großen Völkerbewegungen des Abendlandes, welche unsere Geschichte gestaltet haben, zugleich als die Hauptepochen unserer Literatur anzusehen, die Völkerwanderung, die Kreuzzüge, die Reformation. Auch die erstere war nicht bloß ein Hin- und Herwogen vorwärtsgedrängter Völkermassen, sie war zugleich eine geistige Umwälzung. Die altgermanische Cultur, die wir nicht darum, weil sie heidnisch war, so gar gering anzuschlagen haben, ward aus ihren Fugen gerissen und von der geistigen Gewalt sowohl der römischen Bildung als des Christenthums überwunden. Die Reime nationaler Poesie, welche der Göttermythus und die ihm sich anschließende Heldensage barg, wurden verstreut und von einer neuen Schicht, welche die fremdartige Bildung des Südens darüber breitete, erdrückt oder doch für lange Zeit überdeckt.

Die Kreuzzüge sind eben so sehr eine That der Poesie, als sie diese wiederum gefördert, belebt und mit neuem Inhalt erfüllt haben. Sie waren der zur That gewordene innere Drang eines in den Tiefen des Gemüths mächtig aufgeregten Zeitalters, das den Damm der Gewöhnlichkeit und des behaglichen Stilllebens nach allen Seiten durchbricht. Nur in dieser universalhistorischen Bedeutung dürfen sie aufgefaßt werden, und nur die Poesie, welche ihnen voran und zur Seite ging, lehrt sie uns verstehen.

In gleichem Maße würde es eine engherzige Auffassung der Reformation sein, sähen wir in ihr lediglich eine Verbesserung

kirchlicher Dogmen und Liturgieen, und nicht vielmehr den Beginn eines großen Läuterungsprocesses der europäischen Menschheit. Das, wofür in der herrlichsten Zeit ihrer jugendkräftigen Entwicklung ein Verein der edelsten Geister kämpfte, waren eben dieselben Ideen, für welche spätere Generationen stets von neuem die Waffen erhoben haben: die Rechte des Geistes gegenüber der Willkür und Autorität. Was die neueste Literatur Schönstes und Größtes bejßt, ist aus diesem Kampfe hervorgegangen.

Man könnte auf den ersten Blick zu der Annahme verleitet werden, die Umgestaltung, welche durch jene epochemachenden Begebenheiten hervorgerufen ward, sei vor Allem in dem stofflichen Gehalt der Literatur zu suchen. Wie tief sie aber die gesammte Geistescultur der Nation ergriffen haben, wird man erst recht inne, wenn man die Ausbildung der Sprache und überhaupt der Formen, unter denen die Erzeugnisse der Literatur erscheinen, einer näheren Betrachtung unterwirft. Die Sprache, die nur das äußere Organ des Geistes zu sein scheint, gestaltet sich nach Bildungsgesetzen, die das Wirken und Schaffen des Geistes in ihrem innersten Organismus beurfunden. Jede neue Hauptepoche der Literatur bringt daher auch eine neue Sprachbildung. Lange mag ein erschlafenes Zeitalter sich mit den alten abgegriffenen Münzen des Sprachschazes begnügen; aber das von neuer Ideenfülle belebte Geschlecht schmelzt das Metall um und prägt es von neuem.

Aus der asiatischen Heimat, von den westlichen Abhängen der Gebirge Hochasiens, brachten die Germanen eine Sprache mit, deren Züge noch jezt die gemeinsame Mutter verrathen, nicht eine rohe, sondern eine geschmeidige und wohlorganisirte. Haben wir auch nur schwache Spuren von der ältesten Beschaffenheit unserer Sprache, so dürfen wir doch dem Schluß, den einer der ausgezeichnetsten Forscher (Jacob Grimm) aus dem spätern Verlauf ihrer Gestaltung und Umwandlung zieht, nicht mißtrauen: die Sprache, wie sie die deutschen Völker im ersten Jahrhundert redeten, werde selbst die gothische, die älteste Mundart, welche uns durch Schriftdenkmäler überliefert ist, an reineren Formen übertroffen haben.

Kurz und schlagend — dafür haben wir hinreichende Zeugnisse — war der Ausdruck in den ältesten Volksgefangen; diesem entsprechend die Bindung der Worte durch die Alliteration oder den Stabreim, den Gleichklang der Anfangsbuchstaben der starkbetonten Wörter („Liedstäbe“, in der Regel zwei Stäbe im ersten und einer, der Hauptstab, im zweiten Halbverse der Langzeile).

Als Probe diene eine in die moderne Sprache übersehte Stelle eines angelsächsischen Liedes:

Deß freut sich der schlanke
 Wolf im Walde; auch der wolkendüstre Rabe,
 Der leichengierige Vogel; lustig beide
 Schauten den Heerzug, der schaffen sollte
 Gefallne in Fülle; ihnen flog eilig nach
 Der raugieriger Adler.

Unstreitig bildete sich die Alliteration schon durch die Rechtsformeln, Gebete, Zaubersprüche u. dergl. vor. Unzählige derartige alliterirende Formeln finden wir in den altdutschen Rechtsbüchern; einige Ausdrücke der Art haben wir noch bewahrt; z. B. Haus und Hof, Wittwen und Waisen, Schutz und Schirm, selbst in Ausdrücken des gemeinen Lebens, wie Mann und Maus, Kind und Regel. In weiterer Zusammenfügung ging diese Form auf das erzählende Lied über, das ebenfalls die Wiederholung gewisser Wendungen liebt. Sie giebt dem epischen Vortrag einen schrittähnlichen Rhythmus, indem sie eine Menge starkbetonter, hervorgehobener Wörter verlangt; daher das Gedrängte, die schlagende Kürze der alliterirenden Gedichte, die stets durch kühne Wendungen und rasche Uebergänge der Hauptsache zueilen und die Nebenumstände nur aus kurzen Andeutungen errathen lassen, indem sie kein Ausmalen, kein Verweilen gestatten.

Diese ältesten Formen eigneten sich nicht in gleichem Maße zu der christlich-romanischen Bildung. Sie strebte dahin, den Geist von der sinnlichen Welt abzuziehen und für die Empfindung, die Contemplation eines übersinnlichen Jenseits zu gewinnen. Daher verlor die Sprache, je mehr die Welt der subjectiven Empfindung erschlossen ward, ihre sinnliche Schärfe und Bestimmtheit: ihre

Formen wurden weicher, die Alliteration ward unbrauchbar und überdies noch den christlichen Dichtern verhaßt, weil sie in den heidnischen Liedern herrschte, welche sie zu verdrängen bemüht waren. Es war mithin eine innere Nothwendigkeit, wodurch die christlichen Dichter auf den bereits in lateinischen Kirchenhymnen üblich gewordenen Endreim hingedrängt wurden, mochte auch der Uebergang nur allmählich geschehen. Erst als die Dichtung mit Endreimen sich ausgebildet hatte, war an die Stelle der gedrängten, abgerissenen Darstellung die gemüthlich verweilende, ausmalende Schilderung getreten, welche der subjectiven Gemüthswelt religiöser Beschaulichkeit entsprach.

Am auffallendsten erscheint die Sprachumwälzung, welche im zwölften Jahrhundert aus dem Althochdeutschen in das Mittelhochdeutsche hinüberführte, eine Sprachbildung, wie sie nur aus einem von den sanftesten Empfindungen und heitersten Phantasieen erfüllten Gemüthsleben empornwachsen konnte. Der Reim gewann hier die ausgedehnteste Herrschaft, weil die Musik des Herzens nach entsprechenden Tönen verlangte.

Daß endlich die Reformation unsere Sprache nicht bloß regelt, sondern mit einem neuen Geiste durchhaucht und gekräftigt hat, das hat wohl am schönsten der schon oben erwähnte Sprachforscher ausgesprochen, wenn er von der neuhochdeutschen Sprachbildung sagt: „Man darf das Neuhochdeutsche in der That als den protestantischen Dialect bezeichnen, dessen Freiheit athmende Natur längst schon, ihnen unbewußt, Dichter und Schriftsteller des katholischen Glaubens überwältigte.“ Die hier angedeutete Sprachschöpfung, die Luther begann, vollendete sich erst, als Klopstock und Lessing in dessen Fußtapfen traten; denn

Lang' schlich sie dahin, lang' schleppte sie noch nachahmende Fessel
und seufzte,
Bis Klopstock naht und die Welt fortreißt in erhabener Oden=
besflügung,
Und das Maß herstellt und die Sprache beseelt und befreit
von der gallischen Knechtschaft.

(A. v. Platen.)

Einem ähnlichen Wechsel, wie die Sprache, sind auch die Formen der Darstellung unterworfen, in denen das Ideenleben eines Zeitalters zu einem entsprechenden poetischen Ausdruck gelangt. Die epische Gattung ist der Anfang aller Poesie; sie ist des Volkes älteste Sprache und daher der einfachste Ausdruck, welcher von dem Gegensatz einer Prosa, die durch poetische Darstellung zu überflügeln wäre, noch nichts weiß. Das echte Epos findet sich nicht bei allen Völkern, nicht bei denen, welche die Ueberlieferungen der Urzeit in Folge einer aus der Fremde hereingebrachten übermächtigen Cultur verloren haben; denn die Reime des nationalen Epos liegen in dem dunkeln Schooße uralter Sage, welche von Geschlecht zu Geschlecht fortwächst. Ist diese Sagenwelt nicht mehr im Volksbewußtsein lebendig, so sind alle späteren epischen Dichtungen nur Reproductionen des Vorhandenen, welche den Verlust an epischem Reiz durch anderweitigen poetischen Glanz zu ersetzen suchen.

Wenn der Mensch sich von den sinnlichen Erscheinungen in die innere Gemüthswelt zurückziehen anfängt, wenn die Subjectivität sich den Objecten gegenüber geltend macht, so entsteht die lyrische Poesie, das Product einer späteren Culturstufe. Das Epos kann sich jedoch eine Zeitlang noch im Bunde mit der Lyrik behaupten, indem der Dichter die Begebenheiten durch subjective Auffassung näher zu sich heranzieht und seine Persönlichkeit in die Erzählung einmischet. Dadurch ist der Unterschied bezeichnet, welcher das wahre National-epos, wie wir es z. B. in dem Nibelungenliede kennen lernen, von dem romantischen Epos oder dem Rittergedicht der Sänger aus dem Zeitalter der Kreuzzüge trennt. Darin ist indeß noch dies jüngere romantische Epos von den modernen epischen Versuchen verschieden, daß der Dichter mit seinem Stoffe Eins ist; der Glaube an das Ueberlieferte tritt vermittelnd ein und verschmilzt Episches und Lyrisches zu schöner Harmonie. Mit dem Zweifel erstirbt das wahre Epos; selbst die Kunst eines Ariost und Tasso vermag nicht ihn zu überwinden, und einem Klopstock bleibt trotz der enthusiastischen Hingebung an seinen Gegenstand nichts übrig, als aus dem epischen Stoff in die Region der Hymnen und Elegieen zu flüchten.

Muß somit die neuere Poesie im Epos den Wettkampf mit der alten Zeit aufgeben, so hat sie dagegen eine nicht minder werthvolle Frucht ihrer reiferen geistigen Durchbildung aufzuweisen, das Drama. Das Drama, als der Gipfel der poetischen Kunst, ist das Ziel, zu welchem die Dichtung der cultivirtesten Nationen hinstrebt; es ist der Stamm, an welchen sich unsere moderne Poesie wie Zweige und Blätter anlehnt. Romanzen und Balladen sind uns von der epischen Gattung übrig geblieben, weil sie dramatisch sind. Dramatisch ist selbst unsere Lyrik, wie die des Mittelalters episch ist. Erst als mit dem Zeitalter der Renaissance, das der Reformation voranging und sie begleitete, die Erneuerung alles geistigen Lebens an der Hand des Studiums der griechisch-römischen Wissenschaft und Kunst zu freier Entwicklung gelangte, als man einen helleren Einblick in das innere Seelenleben, wie in die menschlichen Handlungen und Charaktere gewann, erst da konnte die Poesie der am meisten vorgeschrittenen Völker im Süden und Westen Europa's die dramatische Darstellung des geschichtlichen und socialen Lebens mit Glück versuchen und als Mittelpunkt der Literatur zu seiner jetzigen Bedeutung herausbilden.

Erste Abtheilung.

Die ältere deutsche Poesie, vornehmlich in dem Zeitalter der Kreuzzüge.

I. Älteste Sage und Volksdichtung.

Wenn wir unter dem Worte „Literatur“ nur die auf uns gekommenen schriftlichen Sprachdenkmale verstehen, so würden wir den Beginn unserer Nationalliteratur erst da setzen, wo das Christenthum und mit ihm die griechisch-römische Bildung Eingang fand. Fassen wir sie aber in einem weiteren Sinne auf, als die Gesamtheit der in der Sprache niedergelegten Geisteserzeugnisse, so treten wir in eine Vorhalle der Literatur, welche in die Vorzeit weit hinaufreicht. Wie in der griechischen Urzeit epische Gesänge von Mund zu Mund gingen, von Geschlecht zu Geschlecht sich fort pflanzten, lange bevor die Homerischen Gesänge durch die Schrift feste Gestalt gewannen, so gab es auch bei den alten germanischen Völkern Jahrhunderte hindurch eine ungeschriebene, gerade deshalb um so lebendigere Poesie.

Die Cultur der Germanen war in der vorchristlichen Zeit keineswegs so roh, wie noch im vorigen Jahrhundert die meisten deutschen Gelehrten sich einbildeten. Adelong (und viele Andere mit ihm) ist noch der Meinung, man suche bei ihnen den Menschen in dem Menschen eben so vergebens, als hesperische Gärten in den Sümpfen des hercynischen Waldes, und näher ständen sie den Thieren, als den veredelten Menschen, wozu denn die beruhigende Bemerkung gemacht wird, sie seien zu Cäsar's Zeit wohl keine Menschenfresser mehr gewesen. In unserer Zeit haben wir anders

über unsere Vorfahren urtheilen gelernt. Es ist von ihnen nicht bloß die Heldenkraft zu rühmen, welche den Kelten und Finnen, die vor ihnen den nachmals germanischen Boden innehatten, die neuen Wohnsitze abgewann: sie sind vor Allem groß durch hochherzige Sitte und sinnvolles Recht. Erfüllt war ihr Inneres von der Ahnung des Göttlichen, vom Glauben an eine Unsterblichkeit, und selbst die Hülle des heidnischen Cultus birgt großartige Vorstellungen von höheren Wesen. Sie fielen nicht vor rohen Götzenbildern nieder, sondern fühlten die Nähe der Gottheit in heiligen Hainen, auf geweihten Bergen, an geheiligten Seen. Ein sinniges Naturgefühl, das im Geriesel der Quellen, im Brausen des Sturms, im Rauschen der Wälder ein Höheres und Göttliches empfand, stieg aus der Tiefe des Gemüths empor. Nur ein Volk, das mit der Kraft die Zartheit der Empfindung verband, vermochte neben der Heldenstärke, die es auch seinen Göttern lieb, zugleich die stille Größe der weiblichen Seele anzuerkennen, wovon die ältesten Sagen eben so rührende, als anmuthige Züge uns vorführen.

Diese Grundsätze der Sitte und des öffentlichen Rechts, religiöse Formeln, sowie Thaten der Götter und Helden in treuem Andenken zu bewahren, das war es, wovon kein edler freier Germane sich ausschloß, das war die Bildung jener Zeit. Gebete, Zaubersprüche, Rechtsformeln, kurze Erzählungen von den Thaten der Götter und Helden sind demnach die ältesten Weisen deutscher Poesie. Einige heidnische Zaubers- oder Wunschsprüche aus uralter Zeit sind durch einen glücklichen Zufall auf uns gekommen, der eine an die das Schicksal der Schlachten lenkenden Jungfrauen zur Lösung der Fesseln eines in Gefangenschaft gerathenen Kriegers, der andere eine Besprechungsformel gegen die Fußverrenkung eines Pferdes, beide insofern mit einem epischen Ansatze, als die Erwähnung eines früheren ähnlichen Falles vorausgeschickt wird, woran der Wunsch sich knüpft, daß in dem vorliegenden ein Gleiches geschehen möge.

Auf das frühe Dasein erzählender Lieder läßt sich aus zahlreichen Andeutungen der späteren Poesie schließen. Auch erwähnen die römischen Schriftsteller deren ausdrücklich. Tacitus berichtet, daß die Germanen ihre Götter in Liedern feierten, und daß Armin von

ihnen in Liedern besungen worden sei. Man sang am häufigsten vor der Schlacht oder beim festlichen Mahle, jedoch nicht Schlacht- oder Trinklieder in unserem Sinne, sondern alte Lieder von den Göttern und Helden. Von den Gothen wird erzählt, daß sie die Thaten der Väter zum Klange der Zither sangen. Sie hatten Lieder von ihren Zügen nach Skandinavien und ihrer sieggekrönten Wanderung herab in die Länder am schwarzen Meer. Ein solches war auch der Gesang, unter welchem die Gothen ihren gefallenen König Theoderich aus der blutigen Schlacht auf der catalaunischen Ebene (bei Chalons) trugen; aber es ist verklungen gleich dem Liede, das sie an Marichs Grabe sangen, da sie die Leiche des jugendlichen Helden in das Bett des Buſento gesenkt hatten.

Obgleich die Deutschen in der vorchristlichen Zeit mit der Buchstabenschrift nicht ganz unbekannt waren, sondern Runen hatten, die zum Theil in das gothische Alphabet übergegangen sind, so sind sie doch schwerlich zur Aufzeichnung größerer Gedichte gebraucht worden. Diese pflanzten sich durch das Gedächtniß fort. Wie groß die Gedächtnißkraft im Jugendalter der Völker ist, davon giebt die Geschichte der Poesie viele schlagende Beispiele. Man braucht nicht bloß an Homers Gesänge zu erinnern; auch noch auf unsere Zeit haben sich in Serbien und Finnland epische Gesänge im getreuen Gedächtniß des Volkes, besonders alter blinder Männer, fortgepflanzt, von einem solchen Umfange, daß z. B. das in neuerer Zeit aus dem Gedächtniß des Volkes gesammelte finnische Epos sich auf nahe an 13,000 Zeilen beläuft.

Man hatte in Germanien keine Varden, wie bei den keltischen Völkern, keine gelernte Sängerkunst. Der Gesang war Gemeingut des Volkes; es sang, wer sich dazu befähigt fühlte, was indeß nicht ausschließt, daß es auch manche Sänger gab, die aus ihrer Kunst ein Gewerbe machten. Ein solcher wird z. B. in dem anglischen Beowulfsliede eingeführt, dessen Stoff sehr alt ist, wenn auch seine Aufzeichnung erst ins siebente oder achte Jahrhundert fällt. Als Beowulf, der Fürst der Angeln, siegreich vom Kampfe zurückgekehrt ist, wird ein Siegesfest gefeiert, Rosse und Waffen werden den Gefährten geschenkt, und beim fröhlichen Mahle singt des Königs

Sänger zur Harfe von den siegreichen Kämpfen gegen die Friesen; als aber dem Vater der Sohn erschlagen ist, da fehlt in den Hallen Harfenklang und Gesang.

Wenn bemerkt wurde, daß die Sage sich im Gedächtniß des Volkes erhalte und in Liedern sich fortpflanze, so ist damit nur der Kern der Sage gemeint. Woher ihr Ursprung, ihr erster Keim, das entzieht sich allem menschlichen Scharfsinn, und wenn einige Alterthumsforscher geneigt sind, den Haupthelden unsers National-epos, den Drachentödter Siegfried, aus der asiatischen Urheimat der Germanen herüberzuholen, so räumen sie damit nur ein, daß alle Sage weiter und weiter in die Urzeit hinaufweist, und keiner den Punct zu finden weiß, wo die erste Schneeflocke sich löste, welche, zur Lawine herangewachsen, ins Thal herniederrollte. So lange das Volksleben jung und frisch, so lange es wahrhaft episch ist, setzt die Sage fort und fort neuen Stoff an, verschmelzt Altes und Neues und gestaltet es nach der Weltanschauung einer anderen Zeit um.

Für die Deutschen begann eine völlige Umgestaltung ihrer Verhältnisse mit der großen Völkerwanderung, auf der sie in die römischen Provinzen vorwärts gedrängt wurden. Damit eröffnete sich eine größere Bühne weltgeschichtlicher Ereignisse und Heldenthaten: rasch erhoben sich mächtige Reiche. Ein solches war kurz vor dem Einbruch der Hunnen im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung das Ostgothenreich in den Ebenen des Dniepr und der Wolga, und dessen Gründer Ermanarich, von den Geschichtschreibern mit Alexander dem Großen verglichen, ward in vielen Heldenliedern besungen. Im Laufe eines Jahrhunderts, nach dem ersten erschütternden Einfall der Hunnenschwärme, ging das Römerreich des Westens zu Trümmern, und überall pflanzten deutsche Heldenkönige das Siegesbanner auf. Theoderich der Große, in der Volksage Dietrich von Bern, d. i. Verona, genannt, gründete 490 das ostgothische Reich in Italien, und als dies nach kurzem Bestehen zusammengebrochen war, führte Alboin seine Longobarden 568 unter gleichen Kriegsthaten in die Ebenen von Oberitalien. Jahrhunderte hindurch ward gesungen von Dietrich von Bern, und eine Menge uns überlieferter Dichtungen bewahrt seinen Namen. Auch Alboins Heldenruhm und Schicksal ward

in Liedern besungen; davon ist kein Nachklang der Dichtung uns geblieben, nur auf die Erzählungen der longobardischen Geschichtsbücher ist noch ein Hauch der Sagenpoesie übergegangen. Gerade diese longobardischen Sagen können zum Beweise dienen, daß der ritterliche Geist, der späterhin das gesammte Abendland durchdrang, schon den alten germanischen Stämmen eigen war und, wenn er auch im Zeitalter der Kreuzzüge bei den romanischen Nationen glänzender, als in Deutschland, hervortritt, doch durchaus eine Blüthe deutscher Nationalität genannt werden muß. Unstreitig war folgende Erzählung von einer Jugendthat Alboins der Inhalt eines epischen Gesanges.

Alboin hat in der Schlacht den Sohn des Gepidenkönigs Turisund getödtet. Die Longobarden empfangen den jungen Helden mit Jubel und bitten seinen Vater, König Audoin, ihn am Siegesfeste Theil nehmen zu lassen. „Ihr vergeßt,“ erwidert der König, „daß nach der Sitte der Vorfahren der Sohn nicht mit dem Könige an Einem Tische sitzen kann, ehe er nicht seine Waffen aus der Hand eines fremden Königs erhalten hat.“ Alboin begiebt sich darauf mit vierzig auserwählten Begleitern an den Hof Turisunds, der den Mörder seines Sohnes nach dem heiligen Recht der Gastfreundschaft empfängt und bewirtheet. Kein Wort des Hasses entfährt ihm; nur als Alboin sich beim Mahle auf dem Plaze des erschlagenen Sohnes niedersezt, entfährt dem Vater der Seufzer: wie theuer ist dieser Plaz! Da ergreift es die anwesenden Gepiden; sie legen die Hand an die Schwerter. Aber der König schützt das Leben seines Gastes, bekleidet ihn mit dem Wappenschild als Gastgeschenk und entläßt ihn ungekränkt, indem er der Feldschlacht die Blutrache überläßt.

Graunvoller tritt uns Alboin beim Festmahl zu Verona entgegen, wie er, nachdem viele Becher im Kreise herumgegangen sind, endlich den kostbarsten von allen, der aus dem Schädel des erschlagenen Gepidenkönigs geformt ist, herbeitragen und seine Gemahlin, die Tochter des im letzten Entscheidungskampfe gefallenen Cunimund, zu sich bescheiden läßt, höhnend ihr entgegenrufend, sie solle sich's mit ihrem Vater beim Weine gefallen lassen. Das war der Augenblick, wo die Hand der rächenden Nemesis über den Uebermüthigen kam und Rosamunde sich blutige Vergeltung gelobte, die ein Diener

aus ihrem Gefolge an dem schlafenden Könige vollstreckte: das sind Züge altgermanischen Geistes, die uns noch im Nibelungenliede wiederkehren. Aehnliche Beispiele altdeutscher Sage voll großartiger Züge kräftigen Heldenlebens bewahrt uns die nordische Edda, deren Ursprung weit in die heidnische Zeit hinaufreicht.

Wenige dieser Sagen sind in ihrer ältesten dichterischen Fassung auf uns gekommen; es lag in dem Wesen solcher Lieder, entweder schnell unterzugehen oder sich vielfach zu verwandeln, so daß wir die größeren Sagenkreise von Siegfried, von Dietrich und einige andere nur in der verzüngten Form kennen, welche das dreizehnte Jahrhundert ihnen gab. Als Ganzes besitzen wir aus der ältesten Zeit nur das Gedicht von den Thaten Beowulfs, des Königs der Angeln, vor ihrer Uebersiedelung nach Britannien, und zwar in einer angelsächsischen Aufzeichnung; da diese Mundart noch ein Theil des deutschen Sprachgebiets ist, so haben wir es als das älteste geschriebene deutsche Epos anzusehen.

Eine kürzere Probe der ältesten epischen Poesie ist das Hildebrandslied. Die Erhaltung dieses, für die Beurtheilung der epischen Volksdichtung überaus schätzbaren Bruchstücks verdanken wir zwei Mönchen des Klosters Fulda, welche die heidnische Erzählung, die ihnen aus ihrem früheren weltlichen Leben im Gedächtniß geblieben sein mochte, auf das erste und letzte Blatt einer Pergamenthandschrift des Sirach schrieben. Es schildert das Lied eine Begebenheit aus dem reichhaltigen Sagenkreise, der sich an den Ostgothenkönig Dietrich von Bern anlehnt. Der Geschichte entgegen läßt ihn die Sage landesflüchtig werden; dreißig Jahre lang verweilt er an dem Hofe des Hunnenkönigs Attila (Echel in der Sage). Endlich kann er in sein Reich heimkehren, begleitet von seinem treuen Erzieher und Waffengefährten Hildebrand, welcher einst beim Wegzuge aus dem Vaterlande ein junges Weib und einen noch unmündigen Sohn zurückgelassen hat. Dieser ist Hadubrand, der, selbst nun zum kampfsgeübten Helden herangewachsen, sich mit seinen Mannen dem Vater, den er nicht kennt, entgegenstellt. Wir geben das Lied in wortgetreuer Uebersetzung (Feußner), worin die alliterirende Form beibehalten ist.

Durch Sag' im Volk erfuhr ich,
 einzig die zwei Männer
 Hildebrand und Hadubrand,
 der Sohn- und Vatermannen.
 in Stand die Streitgewande,
 die Tapfern, über die Ringe,

Hildebrand erhob das Wort,
 im Geiste vorbedacht'ger — :
 mit kurzgefaßten Worten,
 der Männer in dem Volke:
 versteht' er, welches Stammes
 Wenn du mir Einen sagest,
 Kind, im Königreiche

Hadubrand erhob das Wort,
 dieses haben mir gesagt
 alte und erfahrene,
 daß Hildebrand mein Vater hieß,
 Vormal's er nach Osten ging,
 von dannen mit Theotrich
 Er ließ dahier im Lande
 eine Gattin in der Wohnung,
 ohne Herrschaftserben
 Späterhin ward Theotrich
 weiland meines Vaters.
 er war auf Odoaker
 der trefflichste der Tapfern,
 Er war an Volkes Spitze stets,
 bekannt ob seiner Kühnheit
 nicht wähn' ich noch am Leben ihn,
 Hildebrand den Heldengreis,

Weißt du — bei Gott, rief Hilde-
 brand,
 daß du niemals schon zuvor
 mit so eng versipptem Mann,
 — Er wand da vom Arme
 aus Kaisergoldstücken gemacht,
 der Hunnen Hochgebieter —

Hadubrand erhob das Wort,
 mittelst des Geres soll
 Eisen gegen Eisen.
 allzu sehr auf List bedacht,
 Worten, diemeil du willst
 bist ein ebenso alter Mann,

daß heraus sich forderten
 zu einzlem Meßgefechte,
 inmitten zweier Heere
 Sie setzten in Fassung ihre Wehr,
 schnallten ihre Schwerter an,
 da sie zum Treffen ritten.

— er war der höher bejahrte Mann,
 er begann zu fragen
 wer sein Vater wäre
 gieb Meldung deiner Vordern mir,
 oder welches Geschlechts du seist.
 weiß die Andern ich mir;
 ist kund mir das gesammte Volk.

Hildebrands Erzeugter:
 so vorzeiten Leute,
 die ehe fuhren himmen,
 ich heiße Hadubrand.
 floh vor Stachers (Odoakers) Haß
 und seiner Tapfern vielen.
 verlassen sitzend
 einen Knaben unerwachsen;
 hinterließ sein Volk er.
 betroffen vom Verluste
 Das war ein Mann so freundgetrennt;
 unverzüglich aufgebracht,
 bis den Theotrich dessen Verlust traf.
 ihm war Gefeht stets allzulieb,
 war er kühnen Männern;
 der war mein lieber Vater,
 Heribrands Erzeugten.

dem Großen im Himmel oben — ,

einen Strauß ausjochtest
 als ich selber es dir bin.
 gewund'ne Armringe,
 wie sie ihm der König gab,
 „so daß ich's aus Huld dir nun gebe.“

Hildebrands Erzeugter;
 ein Mann Gaben empfahen
 Du bist, alter Hunne, dir
 locest mich mit deinen
 mit deinem Speer mich werfen;
 als du Arglist übtest lebenslang.

Das haben mir gesagt
westwärts über das Weltmeer:
todt ist Hildebrand,

Hildebrand erhob das Wort:
daß daheim du habest
daß noch bei diesem Fürsten nicht
Doch weh! allwaltender Gott,
Ich wanderte der Sommer
Wo man mich immer schaarte
Gleichwohl hat vor keiner Stadt
Nun soll mich mein leiblich Kind
zerschmettern mit seiner Streitart,
Dennoch magst du ohne Müß',
an so würdig = altem Mann
Rüstungsraub erringen,
Der müßte der feigste Mann doch sein
der dir nun Streits sich sträubte,
Kampf mit gleichen Waffen
wer des Wehrgeschmeides heut
oder der Brustpanzer hier

Da ließen sie zuvörderst
in scharfem Sturmesanbraus,
dann sprengten sie zusammen,
hießen herben Streiches
bis ihnen ihre Linden
zerschellt von Schwertstreichen.

Seefahrer, segelnd
daß weggerafft ihn Krieg hat;
Heribrands Erzeugter.

wohl seh' ich an deiner Heldewehr,
einen guten Herrscher,
als Flüchtling du die Fremde sahst.
rief Hildebrand, das Wehe naht!
und Winter sechzig im Elend,
in das Volk der Schießenden.
den Streich des Tods man mir versetzt.
erlegen mit dem Schwerte,
oder ich ihm Schlächter sein!
wenn dir deine Mannheit taugt,
nun Waffenpreis gewinnen,
wenn du da einig Recht hast.
des Morgenlands, rief Hildebrand,
da deß so stark dich lüftet!
erkiese die Begegnung,
verwaisst ausgehen müsse,
beider sich bemächt'gen.

mit Lanzen drein schmettern
daß es in Schilden starnte;
trafen zerstäubend den Steinbesatz,
hellweiße Schilde,
leck in Stücke fielen

.

Hier bricht die Handschrift ab. Doch vermögen wir den Schluß aus einem jüngeren Hildebrandsliede zu ergänzen, wosern nicht die Sage in der späteren Auffassung eine Veränderung erlitten hat: der Vater besiegt den Sohn; der Kampf hat ihre Liebe Neubefestigt; sie haben sich erkannt. Zusammen kehren sie zurück zu der einsamen Gattin und Mutter. Sicherlich sind mit der Beschreibung des Kampfes und der Versöhnung gerade die schönsten Stellen des Gedichts verloren gegangen. Nach diesem trefflichen Ueberreste der ältesten Volksdichtung mögen wir einigermaßen beurtheilen, wie die Sammlung von epischen Liedern beschaffen war, welche Karl der Große veranstalten ließ, eine Sammlung, deren Verlust sehr zu beklagen ist, indem sie für die Geschichte unserer Poesie von ungleich größerem Werthe sein würde, als es für die nordische Poesie die Edda ist.

II. Geistliche Dichtung bis zum zwölften Jahrhundert.

Zu derselben Zeit, als der Strom der Wanderungen sich von Norden nach Süden wälzte, zog ihm die neue Lehre des Christenthums entgegen, welche, nachdem sie die Götter des Römerreichs gestürzt hatte, auferstehen war, die gewaltigen Besieger der Römer sich zu unterwerfen und im Bunde mit reinerer germanischer Sitte die europäische Menschheit zu verjüngen. Erst um 300 nach Chr. Geb. kam die christliche Lehre zu den Germanen an den römischen Grenzen. Die Gothen empfangen sie, wie ein griechischer Schriftsteller es schön bezeichnet, in kindlicher Einfalt, und die Verfolgung des christlichen Bekenntnisses von Seiten der gothischen Könige trug nur zu dessen rascherer Verbreitung bei. Um 400 bekannte sich das gesammte Volk der Gothen zum Christenthum; bald folgten die Vandalen, Gepiden und Longobarden, nach 500 die Franken; aber erst im achten Jahrhundert wurden die Völker des innern Deutschlands bekehrt. Den Sachsen und Friesen brachte Karl der Große das Christenthum auf der Spitze des Schwertes, und der Eroberer erhält Bezeichnung, mit dessen Siegen die Cultur ihren Einzug hält.

Wochten auch manchmal äußere Zwangsmittel dem Christenthume zur Herrschaft verhelfen, vor Allem war jedoch die ihm inwohnende geistige Macht das wirksamste Befehrungsmittel. Daher suchten die Geistlichen das Volk mit der Bibel bald durch Uebersetzungen, bald durch Umschreibungen und Erklärungen bekannt zu machen, und hieraus erwuchs eine der heidnischen Sage und Dichtung entgegengesetzte geistliche Poesie. Diese Literatur breitet sich über den Raum von vielen Jahrhunderten aus, so lange die Geistlichen die alleinigen Inhaber der Schreibekunst und der höheren geistigen Bildung überhaupt blieben. Sie hat einen unschätzbaren Werth für die Erforschung der ältesten deutschen Dialekte, indem sie fast allein die Urkunden darbietet, aus denen wir die gothische, angelsächsische, althochdeutsche und altniederdeutsche oder sächsische Mundart kennen lernen. Ein großer Theil gehört der Prosaliteratur an, und in den Dichtwerken ist der poetische

Werth nur ausnahmsweise hoch anzuschlagen. Für unsern Zweck genügt daher ein kurzer Ueberblick.

An der Spitze der deutschen Schriftdenkmale steht, wie eine stolze und ehrwürdige Ruine, die Bibelübersetzung des Ulfila, fast das einzige Ueberbleibsel des herrlich ausgebildeten gothischen Dialekts. Wegen ihrer sprachschöpferischen Bedeutung verdient sie daher in der Geschichte der deutschen Poesie in gleichem Sinne eine Stelle, wie die Bibel Luthers. Vielleicht stammte Ulfila von den zu den Gothen über das schwarze Meer geführten griechischen Gefangenen, denen die erste Verbreitung des Christenthums bei dem gothischen Volke ausdrücklich zugeschrieben wird; seine gründliche Kenntniß der griechischen Sprache, in der er gleich wie in gothischer Sprache schrieb und predigte, würde sich daraus erklären. Seine Geburt fällt wahrscheinlich in das Jahr 311. Im Jahre 348 ward er von den im Norden der untern Donau wohnenden gothischen Christen zum Bischof gewählt, ging dann, um einer vom Gothenkönig über die Christen verhängten Verfolgung zu entgehen, mit einer Schaar seiner Landsleute, denen Kaiser Constantius Wohnsitze überließ, über die Donau und lebte unter seinen Gemeinden hoch geehrt und in segensreicher Wirksamkeit. Auf einer Reise an den kaiserlichen Hof zu Constantinopel starb er daselbst 381.

Seine Bibelübersetzung ist keine slavische Uebertragung des Urtextes, sondern bewahrt den Geist der deutschen Sprache. Er ward in solchem Grade für sie der Schöpfer und Bildner, daß durch ihn erst die gothische Schrift mit Hülfe griechischer und römischer Zeichen vervollständigt und festgestellt ward, wenn man auch zugeben muß, daß schon vor ihm Gothisch geschrieben worden ist. Die berühmte silberne Handschrift hat uns den größten Theil der Evangelien aufbewahrt. Sie ist mit silbernen und goldenen Buchstaben auf Purpurpergament geschrieben und in Silber gebunden: 1648 ward sie von den Schweden in Prag erbeutet und von der Königin Christine der Universität Upsala geschenkt, wo sie sich noch befindet. Andere Handschriften enthalten einen ansehnlichen Theil der Episteln. Unbedeutend sind die auf uns gekommenen Bruchstücke der Uebersetzung des alten Testaments, das er vielleicht nicht einmal voll-

ständig übertragen hat. Als Sprachprobe diene die Uebersetzung des Vaterunsers (Matth. VI. 9 ff.):

Atta unsar thu in himinam. veih-
nai namo thein. quimai thiudinas-
sus theins. vairthai vilja theins
sve in himina jah ana airthai.
hlaif unsarana thana sinteinan
gif uns himma daga. jah aflet
uns thatei skulans sijaima, svasve
ja veis afletam thaim skulam
unsaraim. jah ni briggais uns in
fraistubnjai. ak lausei uns af
thamma ubilin. unte theina ist
thiudangardi jah mahts jah vul-
thus in aivins. amen.

In wörtlicher Uebertragung.

Vater unser, du in Himmeln, gewei-
het werde Name dein; komme Herr-
schaft dein; werde (geschehe) wille dein,
wie in Himmel auch auf Erden. Brod
unseres dieses fortwährende gieb uns
[an] diesem Tage, und ablasse uns das
(das was) schuldige [wir] seien, sowie
auch wir ablassen denen schuldigen
unseren; und nicht bringest uns in
Versuchung, sondern löse uns ab (von)
diesem Uebel; denn dein ist Reich
und Macht und Glanz in Ewigkei-
ten. Amen.

Ungeachtet des vortrefflichen innern Baues widerstand die gothische Sprache dennoch nicht der Uebermacht der verfeinerten römischen, als die Gothen in Italien und Spanien sich niedergelassen hatten. Sogar ihre Münzen tragen lateinische Inschriften. Dasselbe Schicksal hatte die Sprache der nach Süden ziehenden Vandalen und Longobarden, von der uns kein Denkmal übriggeblieben ist. Nur in Britannien vermochte das Römische dem eindringenden Germanenthum nicht Widerstand zu leisten, weil es dort nicht so tiefe Wurzeln geschlagen hatte, wie in den Provinzen des Südens. Auch als um 600 das Christenthum zu den dortigen Sachsen und Angeln gebracht ward, verdankte man es der größern Entfernung von Rom und der schwächern Abhängigkeit vom römischen Stuhl, daß die Muttersprache in kirchlichem Gebrauche blieb und nicht, wie im eigentlichen Deutschland, aus ihrem heiligsten Gebiete verdrängt ward. Selbst die Messe wurde nie ganz lateinisch gelesen.

Zahlreich sind die Schriften der Geistlichen in der sächsischen Sprache Britanniens. Mehrere Umschreibungen biblischer Bücher und Legenden haben einen selbstständigen poetischen Werth. Die Bildung der angelsächsischen Geistlichkeit blieb nicht ohne Rückwirkung auf die deutschen Stämme der Heimat. Aus England kamen die tüchtigsten Missionare und Reformatoren der Kirche des

Frankenreiches. Der Angelsachse Alcin glänzte am Hofe Karls des Großen und verbreitete im Frankenreiche die Liebe zu gelehrten Studien. Als späterhin die Normannen die blühende angelsächsische Bildung gestört hatten, belebte der große König Alfred († 901) mitten unter den Stürmen des Krieges aufs neue durch sein eigenes Beispiel die gelehrten Bestrebungen der Geistlichkeit und wurde ihr ein Vorbild im Gebrauche der Muttersprache, die er auch zu poetischen Bearbeitungen biblischer Schriften anwandte. Dieser Zweig der deutschen Literatur — denn das ist die angelsächsische durchaus — ward erst mit der Eroberung Englands durch Wilhelm von der Normandie (1066) vernichtet.

Die Franken, welche sich in dem nördlichen Gallien niedergelassen hatten, erhielten das Christenthum zwar bald nach 500; aber bei der Rohheit und Verwilderung, der sie unter der gräueltollen Regierung der Merowingischen Könige überlassen waren, konnte die geistige Bildung so wenig, wie die sittliche gedeihen. Selbst die Geistlichkeit versiel dermaßen in Unwissenheit, daß ihre Kenntnisse nicht weit über Lesen und Schreiben hinausgingen. Das Volk lernte einige halbverständene Formeln auswendig; von religiöser Erbauung und Belehrung war nicht die Rede. Man stelle sich einmal einen Gottesdienst vor, der darin bestand, daß das Volk, auf den Knien liegend und an die Brust schlagend, hundertmal Kyrie eleison, dann hundertmal Christe eleison und wieder hundertmal Kyrie eleison rief, und das galt für eine außerordentliche Feierlichkeit.

Erst als sich im Innern von Deutschland seit 716 durch die Anstrengungen des Angelsachsen Bonifacius (Winfried) der christliche Glaube verbreitete und durch ihn zugleich auf eine Verbesserung der kirchlichen Zustände bei den Franken hingearbeitet wurde († 755), tritt die Geistlichkeit in ein näheres Verhältniß zum Volke; einige hellere Strahlen brechen durch die Nacht der Unwissenheit; es beginnt nach der Mitte des achten Jahrhunderts eine Literatur der Geistlichen in deutscher Sprache.

Ein schöner, vielversprechender Morgen ging über den deutschen Stämmen auf, als Karl der Große sich der Bildung der ihm untergebenen Völker mit jener Energie annahm, die ihn bei all seinen

Unternehmungen auszeichnete (768—814). Darin eben besteht seine Größe, daß er über dem Lärm der Waffen die Künste des Friedens nicht vergaß, daß er, der in seiner Jugend nur zu den kriegerischen Eigenschaften eines Fürsten angeleitet worden war, dennoch den Werth der geistigen Bildung nach seiner ganzen Bedeutung für die Nation zu schätzen wußte. Die Sage hat ihn verherrlicht als den rastlosen Kriegsfürsten, als Kämpfer gegen die Ungläubigen und ihn mit einer Schaar von Helden (Paladinen) umgeben, unter denen Roland den reichsten Strahlenkranz der Poesie auf sein Haupt gesammelt hat. Die Geschichte preist Karl als den weisen Ordner und Lenker der Geschicke dreier Länder, wodurch er berechtigt ward, die im Gedächtniß der Völker noch unvergessene römische Kaiserkrone als die höchste Krone der Christenheit auf sein Haupt zu setzen (800). Zwar ist die von ihm geförderte Bildung mehr eine ausländische, als deutsche. Allein am Ende kam doch auch dies der deutschen Literatur zu Gute, die mehrmals den Umweg durch die lateinische Bildung hat nehmen müssen, um sich wieder selbstständig erheben zu lernen. Das redendste Zeugniß von Karls echtdeutscher Gesinnung ist, daß er sich, obgleich ihn seine Hofgelehrten in diesen Bestrebungen fast allein ließen, dennoch mit deutscher Sprache liebevoll beschäftigte und die Heldenlieder sammeln und auswendig lernen ließ.

Den besten Beweis, was Karl gewirkt hat, liefert die Geschichte der deutschen Literatur. Unter und bald nach ihm entstand rasch eine reiche geistliche Poesie, und wir haben allen Grund, eine entsprechende Blüthe des Volksepos gleichfalls anzunehmen, wenn gleich die schriftlichen Aufzeichnungen verloren gegangen sind, eine Folge des Hasses der Geistlichkeit gegen die dem Heidenthum entstammten Sagen und Gesänge. Schon Ludwig der Fromme, Karls Sohn und Nachfolger, verbot und unterdrückte sie. Indes ward durch den Kampf gegen den alten epischen Volksgefang die Geistlichkeit bewogen, etwas Anderes in deutscher Sprache an die Stelle zu setzen; in dieser ausdrücklich eingestandenen Absicht wurden poetische Bearbeitungen biblischer Lehren und Geschichten verfaßt. Indem diese poetische Darstellung genöthigt war, Vieles in der Erzählung und Ausdrucksweise von der epischen Volkspoesie zu entnehmen, entstand eine Annäherung

und Verschmelzung beider, die sich nicht selten selbst über die Form hinaus auf Anschauung und Inhalt erstreckte. Um diese Behauptungen anschaulich zu machen, giebt es kein passenderes Beispiel, als das im neunten Jahrhundert verfaßte Gedicht vom Untergange der Welt. Einige einleitende Bemerkungen mögen das Verständniß desselben, wie des ganzen Sachverhalts erleichtern.

Schon die heidnische Poesie der Germanen hat sich viel mit dem Weltende beschäftigt. Die Erzählung der Edda, der schon erwähnten Sammlung altnordischer Dichtungen, ist voll hochpoetischer Bilderpracht. Wenn das Weltende da ist — so berichtet sie — dann entsteht allgemeine Verfinsternung: Sonne, Mond und Sterne fallen vom Himmel, und aus der im Süden liegenden Flammenwelt brechen alle bösen Geister, die bis dahin in strengem Zwang gehalten sind, los und überziehen die Götter mit Krieg, der Regenbogen bricht zusammen unter dem heranziehenden leuchtenden Heer, das der Hüter der Flammenwelt führt. Die Götter stellen sich zum Kampfe, aber sie unterliegen. Die Muspel söhne, d. i. Flammensöhne, stecken die Welt in Brand; sie geht in Feuer auf, und nach dem Weltbrande erhebt sich eine neue schönere Welt mit verjüngten Göttern.

Die christliche Vorstellung des Mittelalters übertrug diese phantasievolle Schilderung auf den Antichrist, dessen in der Offenbarung Johannis gedacht wird. Wenn der Antichrist erscheint — so wird uns von christlichen Dichtern mit besonderer Vorliebe erzählt — dann werden zwei Zeugen vom Himmel auf die Erde gesandt, Elias und Enoch; aber sie werden von ihm besiegt und getödtet, ihre Leichen liegen unbestattet. Nach diesem Siege erreicht die Macht des Antichrists ihre Höhe, er besteigt den Delberg, um gen Himmel zu fahren; da erscheint der Engel Michael und spaltet ihm das Haupt.

Unser Dichter, dessen Namen uns nicht bekannt ist, hat, wie er selbst sagt, von gelehrten Männern die Erzählung vom Antichrist gehört; damit verbinden sich in seiner Phantasie die heidnischen Vorstellungen vom Weltbrande, ja es finden sich mehrere Stellen der Edda fast wörtlich wieder, und so entsteht ein Gedicht, das noch stellenweise die Kraft und Erhabenheit der epischen Volkspoesie

hat, wie es denn auch das einzige auf uns gekommene hochdeutsche Gedicht ist, das noch die Alliteration anwendet. Wir lassen die wichtigsten Stellen in einer Uebersetzung folgen.

Wer in der Welt hier gewandelt hat in Sünden, der suche schnellig Vergebung bei Gottes Gnade und rette seine Seele, ehe der Tag erscheint, da er den Tod soll schauen. Denn sobald zum Scheiden sich schwingt empor die Seele und den Leib liegen läßt: so nahet eine Heerschaar von des Himmels Sternen, eine andre von der Hölle, dann heben rings sie Kampf an. In Sorge mag die Seele sein, bis die Entscheidung erfolgt, zu welcher Heerschaar sie gehelet werde. Denn wenn des Satans Gefinde sie gewinnt, das leitet sie sogleich dahin, wo ihr Leid begegnet, in Feuer und in Finsterniß, ein furchtbar Loos! Wenn die sie aber holen, die vom Himmel kommen, und sie an die Engel als Eigenthum gelangt, die führen sie empor sogleich zum Paradiese. Da ist Leben ohne Tod, Licht ohne Finsterniß, Wohnung ohne Sorgen, wo Siechthum niemand kennt.

Wenn im Paradiese seinen Platz der Mensch erhält, Haus im Himmel, hat er Hülfe genug. Drum ist es noth, daß er deß wohlgedenk sei, daß er den Willen Gottes gern vollbringe und sich hüte vor der Hölle Feuer, vor der Verdammniß Straßen. Der mag in Sorge sein, wer sich im Dienst der Sünde weiß. Weh, wer im Finstern soll seine Frevel sühnen, das ist ein banges Loos. Die Seele schreit zum Himmel, deß Hülfe nicht erscheint. Sie hegt auf Gnade Hoffnung und steht nicht mehr in der Hut Gottes in dem Himmel. Wenn dann der mächtige König zur Malsstatt des Gerichts ruft, wovor der Völker jedes sich finden soll: dann darf keiner das Aufgebot versäumen; er muß zur Malsstatt. Da soll er vor dem Richterstuhl zu Rechenschaft stehn, was für Werke er in der Welt vollbrachte. Das hörte ich sagen weise Männer, es sei bestimmt dem Antichrist zu streiten mit Elias. Der Wüthrich steht gewaffnet, es wird der Streit sich erheben. Elias kämpft ums ewige Heil; er ringet, den Gerechten das Reich zu bewahren; drum wird ihn helfen, der im Himmel waltet. Doch lehren der Gottesmänner viel, Elias werde getödtet. —

*

*

*

Sobald des Elias Blut zur Erde träufelt, da entbrennen die Berge, nicht ein Baum bleibt stehen auf der Erde, die Ströme vertrocknen, das Meer versiegt, der Himmel geht in Flammen auf, der Mond stürzt, die Menschenwelt verbrennt, kein Fels steht fest auf Erden. Der Tag der Sühne fährt ins Land, er fährt daher mit Feuer, die Völker heimzusuchen, und niemand mag dem Andern vor dem Muspill helfen [hier haben wir den heidnischen Ausdruck muspill: die Flammenwelt. Das folgende Stück lenkt dann wieder auf die christlichen Vorstellungen vom jüngsten Gericht zurück]. Wenn das himmlische Horn hallt, und der sich erhebt, der da richten soll Todte und Lebende, dann erhebt sich mit ihm die größte der Heerschaaren, die ist so kühn, daß niemand gegen sie kämpfen kann. Dann fährt er hin zur Malsstatt, die abgemarket ist, da ergeht das Gericht, von

dem man immer redete. Dann fahren Engel über die Marken, weßen die Völker, weisen sie zur Gerichtsstätte. Dann soll der Mensch vom Staube erstehn und wieder seinen Leib empfangen, daß von allem seinen Recht er Rede gebe und er nach seinen Thaten gerichtet werde. Wenn zu Gericht der sitzet, der da Recht sprechen und den Lohn vertheilen wird Lebenden und Todten, dann stehet herum im Umkreis der Engel Menge, guter Menschen eine große Schaar. Dennoch vermag kein Mensch da etwas zu verbergen; da wird die Hand sagen, das Haupt sprechen, der Glieder jedes bis auf den kleinen Finger, was unter diesen Menschen für Thaten er begangen.

In Erhabenheit der Schilderung wetteifert mit diesem Gedichte die altsächsishe Evangelienbearbeitung, welche in der ersten Hälfte des neunten Jahrhunderts verfaßt ist; man pflegt sie mit der Aufschrift *Heliand*, d. i. *Heiland*, zu bezeichnen. Ohne viele künstliche Mittel aufzubieten, ohne Bilder Schmuck gewaltsam herbeizuziehen, schildert der Dichter die Geschichte des Heilandes in volksmäßiger epischer Sprache, in alliterirenden Versen. Es ist eine Dichtung voll Leben und Wärme, voll inniger Hingebung an die hohe herzugewinnende Einfalt der Evangelien, dabei so wahrhaft volksthümlich, als ob der Herr als ein Völkerfürst unter seine getreuen Deutschen herniederstiege. Der Verfasser ist nicht bekannt; einige lateinische Zeilen der Handschrift sagen uns, der Dichter sei ein sächsischer Bauer gewesen, den eine Stimme im Schlafe zu dem heiligen Werke aufgefordert habe. Sicherlich war er ein Mann aus dem Volke, wenn auch ein Geistlicher, kein in klösterlicher Abgeschiedenheit vorkommener Mönch. Der Vergleichung wegen mit dem obigen Bruchstück, sowie als Beweis, daß die altheidnischen Vorstellungen auch hier noch fortwirken, lassen wir eine Stelle aus einer verwandten Schilderung, der Prophezeiung Christi von der Zerstörung des Tempels und dem Weltuntergang, in erneuter Sprache folgen:

Das hat so verborgen der Herr der gute, so sehr verhehlt des Himmelreiches Vater, daß wissen nicht kann irgend ein Menschenkind, wann die berühmte Zeit kommt in dieser Welt, noch es auch in Wahrheit nicht kennen Gottes Engel, die vor ihm gegenwärtig immer sind. Der Vater weiß es allein der heilige vom Himmel, sonst ist es verhehlt Allen, Lebendigen und Todten, wann sein Kommen sein wird. Ich kann euch jedoch erzählen, welches Zeichen vorher sein wird wunderbar, ehe er auf diese Welt kommt an dem berühmten Tage. Das wird vorher an dem Mond offenbar und an der Sonne eben so; verdunkelt werden sie beide,

mit Finsterniß werden sie umfassen. Die Sterne fallen, die klaren Himmelslichter, und die Erde erzittert, es bebt diese weite Welt. Es geschehen solcher Zeichen viele; die See ergrimmt, des Meeres Strom bewirkt Schrecken mit seinen Wogen den Erdbewohnern. Dann verdorret das Volk durch diese große Drangsal, die Menge durch die Furcht; denn nicht ist Friede irgendwo, sondern es wird mancher Krieg über alle Welt, der wilde, erhoben, und Heere führt ein Geschlecht über das andere. Es entsteht der Könige Kampf, großer Streit; es entsteht Vieler Tod, offener Krieg. Es entsteht eine große Seuche über diese Welt alle, Menschensterbens so viel derer, die je auf dieser Welt sterben durch Krankheiten. Es liegen die siechen Menschen, fallen und sterben, und ihre Tage enden, erfüllen sich mit ihrem Leben. Es kommt eine übermäßig große Hungersnoth, eine heftige, über die Menschenkinder, des Speisemangels Uebermaß. Sobald ihr daher diese Thaten sehen werdet auf dieser Welt, so müget ihr dann in Wahrheit einsehen, daß dann der letzte Tag den Menschen naht. Wachtet ihr sorgfältig: euch wird gewiß kommen der Gerichtstag der berühmte, und eures Herrn Kraft, die große Gewalt und die berühmte Zeit, das Ende dieser Welt. Daher ihr euch wahren sollt, daß er euch schlafend und im Schlummer nicht überfalle, in Sündenverfen, Sünden voll! Weltende (muspelli) kommt in düsterer Nacht; ganz wie der Dieb einherschleicht heimlich mit seinen Thaten, so kommt der Tag den Menschen, der letzte dieser Welt.

Ungleich tiefer steht in Hinsicht auf poetischen Werth die Evangelienbearbeitung, welche einige Jahrzehnte später (um 870) der fränkische Mönch Otfried in hochdeutscher Sprache verfaßte. Mit ihm verliert die geistliche Dichtung den Zusammenhang mit den alten epischen Formen, und ein ganz anderer Ton ist's, den er anschlägt. In lateinischen Dichtern, alten wie christlichen, war er mehr belesen, als in deutschen Gedichten, ja er schreibt sein „Evangelienbuch“ (in neuerer Zeit *Krist* betitelt), wie die lateinische Vorrede ausdrücklich sagt, um durch dieses geistliche Gedicht den Sinn des Volks von dem Klange gemeiner und unnützer weltlicher Gesänge abzugiehen. Es war theils zum Lesen, theils zum Singen bestimmt. Daher gebrauchte er auch im Gegensatz gegen die alliterirende Volkspoesie die Endreime, eine Veränderung von tiefgreifender Bedeutsamkeit. Hier tritt schon überall das Ich des Dichters hervor; er schweift von der Erzählung zu lyrischen Gesängen und erbaulichen Betrachtungen ab, wodurch der Mönchsgelehrsamkeit ein weiter Spielraum geboten wird. Eine gewisse Gemüthlichkeit kann man immerhin seiner Erzählung zugestehen.

Daneben entstand auch noch manches Volkslied, hervorgerufen durch bedeutende Zeitereignisse. Auch an diesen haben die Geistlichen Antheil. Das bekannteste Zeugniß ist das um 881 gedichtete Ludwigslied auf den Sieg des westfränkischen Königs Ludwigs III. über die Normannen bei Saucourt. Wir lassen eine der besten Stellen des Gedichts hier folgen, damit sie zugleich als Probe der althochdeutschen Sprache, so wie des Versbaus und der beginnenden Reimform diene.

Tho nam her skild indi sper,
Ellianlico reit her,
Uold er unar errahchon
Sina uuidarsahchon.

Tho ni uuas iz buro lang,
Fand her thia northman;
Gode lob sageta, —
Her sihit, thes her gereda,

Ther kuning reit kuono,
Sang lioth frono,
Joh alle saman sungun:
„Kyrieleison!“

Sang uuas gisungan,
Unig uuas bigunnan, —
Bluot skein in uuangon,
Spilodun ther urankon.

Thar uaht thegeno gelih,
Nichein so so hludug,
Snel indi kuoni,
Thaz uuas imo gekunni.

Suman thuruh skluog her,
Suman thuruh stah her;

.

Her skaneta ee hanton
Sinan fanton
Bitteres lides:
So uue hin hio thes libes!

Da nahm er Schild und Speer,
Gewaltiglich ritt er,
Wollte er die Wahrheit darthun
Seinen Widersachern.

Da war es nicht sehr lang,
Fand er die Normannen;
Gottlob! sagte (er), —
Er sieht, daß er begehrte.

Der König ritt kühn,
Sang (das) Lied heilig,
Ja, allesammt sangen:
„Kyrie eleison!“

Sang war gesungen,
Kampf war begonnen,
Blut schien in Wangen,
Froh kämpften da (die) Franken.

Da socht Helden gleich
Keiner so wie Ludwig,
Schnell und kühn,
Das war ihm angestammt.

Einen durchschlug er,
Einen durchstach er,

.

Er schenkte zu Handen
Seinen Feinden
Bitteres Leides!
So weh ihnen hier des Lebens!

Mit diesem Gedichte gelangten wir zu der unheilvollen Periode der deutschen Geschichte, wo die kaum erblühende Cultur von den

Einfällen der Normannen und den noch verheerenderen Raubzügen der Magyaren niedergetreten ward. An Landesvertheidigung ward während des gesetzlosen Zustandes unter dem letzten schwachen Karoling wenig gedacht. Heinrich I., dem tüchtigen Sachsenvolke entstammt, ward der Erretter und Wiederhersteller Deutschlands. Allein nun mußte mit der Bildung des Volkes wieder von vorne angefangen werden. Die Kloster- und Domschulen wurden von seinem Sohne und Nachfolger, Otto dem Großen, wieder hergestellt. Die dadurch wiedergeweckte geistige Bildung war indeß noch mehr, als in Karls des Großen Zeit, durchaus eine ausländische: die lateinische Sprache gelangte als Schriftsprache beinahe zur Alleinherrschaft. Die Volkspoesie tritt so sehr in den Hintergrund, daß höchstens noch ihre Stoffe gebraucht wurden, um für eine den römischen Mustern mühsam abgelernte lateinische Form einen epischen Inhalt zu haben. Nur deshalb sind diese Gedichte beachtenswerth, weil sie die Brücke bilden zu der reichhaltigen deutschen Poesie späterer Jahrhunderte, welche sie wieder in deutsche Form umschmolzen. Deutsche Schriften sind in diesem Zeitraume nur Ausnahmen, z. B. die Uebersetzung und Erklärung der Psalmen von Notker, einem für deutsche Sprache überaus thätigen Mönche im Kloster St. Gallen (um 1000), wo, gleichsam im südlichsten Winkel Deutschlands, noch am meisten für die Pflege der Muttersprache geschah.

An diesem Zustande der literarischen Cultur änderte die Regierung der fränkischen Kaiser (seit 1024) nichts; vielmehr gerieth während der Bürgerkriege unter Heinrich IV. die Geistlichkeit noch mehr in Verfall. Erst seit das Concordat zu Worms im Jahre 1122 den Frieden mit dem Papste und damit auch die Ruhe im Innern des Reichs einigermaßen hergestellt hatte, beginnt für Deutschland eine neue Bildungs-epoche.

Wir gingen an zwei Jahrhunderten rasch vorüber, weil sie uns für die Geschichte nationaler Poesie wenig oder gar keine Ausbeute gewähren. Allein wir haben jene Zeit in Hinsicht auf Deutschlands Cultur für keine verlorene zu halten. Oft, wenn das Wort verstummt, tritt die That um so mächtiger in das Völkerleben herein, bildet neue Verhältnisse, neue Anschauungen, und plötzlich

erscheint ein anderes Zeitalter, erfüllt von einer umgestalteten Ideenwelt, die langsam erst sich einen neuen Ausdruck bildet. Einen solchen Umschwung schafft nicht die Literatur durch sich selbst; sie zeigt sich hier in ihrer Abhängigkeit von dem geschichtlichen Proceß, der auf andern Gebieten des Nationallebens entschieden wird. Nur von diesem Standpuncte aus läßt sich begreifen, wie es möglich wurde, daß die deutsche Poesie nach einer dürftigen Literaturperiode ihre Flügel in dem nachfolgenden Zeitalter der Kreuzzüge so herrlich entfaltete und sich rasch zu einer Höhe empor schwang, auf der sie noch jetzt unsere Bewunderung erregt. Nicht in den lateinischen oder deutschen Gedichten, die diesem Zeitraum vorangingen, sondern vor Allem im Volke selbst haben wir die Gründe aufzusuchen, und diesmal nicht bloß in der deutschen Nation, sondern in den Culturverhältnissen des gesammten Abendlandes.

Vielfache Bewegungen waren im europäischen Völkerleben bereits den Kreuzfahrten nach dem Morgenlande vorangegangen, um den Thatendrang zu nähren und abenteuerliche Unternehmungen mit poetischem Reize auszuschnücken. Spanien war das Land des glorreichsten Waffendienstes, seitdem die Zerstückelung des vormals blühenden Kalifenreichs die Christen ermuthigte, das Joch der maurischen Herrschaft abzuschütteln, und ein Landesgebiet nach dem andern in stets wiederholten einzelnen Kriegen den Mauren abgewonnen ward. Die Ritterschaft, längst ein bevorrechteter Stand in den Gefolgschaften der Fürsten, umgab sich mit dem poetisch-religiösen Schimmer, der eine sittlich-ideale Weihe in sich schloß. Da im Mittelalter alles Geistige nach äußerem Ceremoniell strebte, so bildete sich jene Etikette, die als Ständeszeichen den Ritter von der ungeweihten Menge schied, eine conventionelle Sitte, doch in allen ihren Neußerlichkeiten gegründet auf die Idee der Ehre und Vasallentreue, des frommen Christenglaubens, der Verehrung der Frauen. Dieser ritterliche Sinn hat seine Grundlage in dem altgermanischen Heldenthum, das von dem christlichen Glauben geläutert und verklärt ward; er fand daher in dem nördlichen Frankreich den schönsten Widerhall bei

den Normands, welche den germanischen Heldenmuth der Heimat am reinsten auch in der Fremde bewahrt hatten. Ihre Züge nach Unteritalien, wo sie durch ihren Heldenarm ein neues Reich gründeten, die Eroberung des englischen Königsthrons durch Wilhelm von der Normandie sind glorreiche Kriegsfahrten, auf denen die Ritterschaft, als treue Gefolgschaft zunächst dem Fürsten, überall im Vordergrunde glänzte. So ward denn auch Frankreich das Land, von wo aus die Heerzüge nach dem heiligen Lande begannen. Sie wurden seitdem das breite Bette, in das der angeschwollene Strom sich ergoß. Somit ging zugleich von der Geistlichkeit und dem Ritterstande der Antrieb zu höherer geistiger Bildung aus, und in Beidem erfüllte sich das höchste Streben des Zeitalters. Galt das Mönchsthum bereits als ein Mittel, sich ungestört von dem Treiben und der Lust der Welt dem Genuße der Schätze des Christenthums hinzugeben und für das Jenseits sich vorzubereiten, so erzeugte consequent das Zeitalter der Kreuzzüge das Institut der geistlichen Ritterorden, welche das Gelübde des Mönchs mit den Pflichten des Ritters vereinigten. Wie sehr das Zeitalter in diesen Orden die höchste Blüthe eines gottbegeisterten Lebens sah, davon giebt die Geschichte der Poesie zahlreiche Beweise.

So sehr wir die mächtige Einwirkung des Ritterthums auf die gesammte Richtung und Bildung des Zeitalters der Kreuzzüge hervorzuheben haben, würden wir doch irren, wenn wir uns das Volk im Großen und Ganzen als eine träge, theilnahmlose Masse vorstellen wollten. Vielmehr war die Erregung der Zeit in das Innerste des Volkslebens eingedrungen. Wie dem Jünglinge, der zum erstenmal seine Heimat verläßt, mit jedem Weiterschritt in die fremde Welt der Gesichtskreis seines Geistes sich erweitert, und das Neue mit aller Stärke der ersten frischen Eindrücke auf seine Phantasie eindringt: so eröffnete auch jenen bisher in dem Einerlei eines engumgrenzten Kreises Dahinlebenden das Morgenland eine Welt der Wunder. Was in Sagen und Geschichten aus ferner Vergangenheit heraufdämmerte, sah man hier zu wahrhafter Erscheinung und Wirklichkeit werden. Man war

umgeben von einer fremden Natur, von fremden Völkern, man vernahm von den abenteuerlichsten Thaten; die Grenze zwischen dem Natürlichen und Wunderbaren war gehoben, der Himmel schien auf die Erde herniederzusteigen, seine Heerschaar sich ungeschehen in die Reihen der Kämpfer als Mitstreiter zu mischen und den frommen Väter zu umschweben, der voll Inbrunst am heiligen Grabe niederkniete. Wer nicht mitgezogen war, hing doch an den Erzählungen der Heimgekehrten und richtete mit seinen Gebeten seine Sehnsucht nach der heiligen Stätte und nach der Welt der Thaten, die um sie sich glänzend bewegte.

In Bezug auf die deutsche Nation trug zugleich die politische Größe des deutschen Reiches zum Selbstgefühl und zur Erhebung bei. Noch fühlten sich die Deutschen als die weltgebietende Nation; die Züge der hohenstaufischen Kaiser nach Italien ließen die Deutschen den Vorzug stolz empfinden, dem ersten Reiche der Christenheit anzugehören. Und nicht bloß nach außen war Deutschland mächtig und geehrt, auch im Innern bestand eine wohlgegliederte Einheit; die Städte blühten empor, in denen ein thatkräftiger und gewerbsleißiger Bürgerstand zu immer höherer Bedeutung im Staatsleben aufstrebte und auch seinerseits eine Bildung in seiner Mitte entwickelte, die durch treueres Festhalten an vaterländischer Sitte ihren Werth neben der höfischen Ritterschaft geltend machen konnte.

Es ergibt sich somit für die Dichtung dieses Zeitalters eine dreifache Richtung, eine Poesie der Geistlichen, eine ritterliche oder wie die Zeit sie richtiger nannte, höfische Poesie und eine Volkspoesie. Man denke sich indeß diese nicht scharf gesondert, sondern zwischen denselben finden Uebergänge und Wechselwirkungen statt. Die Geistlichen bereiten die neue Literaturperiode vor, leiten sie ein und treten dann, überflügelt von der neu herangebildeten Dichtung des Laienstandes, in den Hintergrund. Noch bis gegen 1180 haben die uns überlieferten Gedichte meistens Geistliche zu Verfassern: gleichwohl nahm schon damals neben ihnen die Volkspoesie der sogenannten fahrenden Sänger oder Spielleute einen leb-

haften Aufschwung. Doch auch von diesen eigneten sich die geistlichen Dichter Vieles an. Anstatt erbaulicher Betrachtungen und biblischer Geschichten geben sie einen Vorrath von belehrenden Erzählungen und phantasievollen Legenden, welche größtentheils aus der lateinischen Unterhaltungsliteratur fließen, an der Italien damals Ueberfluß hatte. Wir besitzen z. B. von einem unbekannten Geistlichen einen ganz episch gehaltenen, stellenweise vortrefflichen Lobgesang auf den heiligen Anno (Hanno), der als Erzbischof von Cöln 1075 starb. Das Gedicht beginnt mit der Schöpfung und dem Sündenfall und kommt auf die Erlösung des Menschen durch Christum. Sodann wird das Christenthum mehreren Völkern, unter andern auch den Franken, verkündigt, denen zuletzt der Erzbischof Anno geschenkt ist. Dies führt den Dichter auf die Gründung Cölns und damit auf die der Städte und großer Reiche überhaupt. Er zeichnet den Gang der Weltgeschichte von Ninus und Semiramis an bis zu der römischen Weltherrschaft unter Cäsar und Augustus, dem Gründer Cölns, unter dem Christus geboren ward. Aufs neue wird die Verbreitung des Christenthums bei den Römern und sodann bei den Deutschen, namentlich den Franken, hervorgehoben, und daran schließt sich die Lobpreisung des heiligen Anno, seiner Tugenden und seiner Wunderthaten.

Hier eine der erhabensten Stellen, vielleicht Bruchstück eines älteren Gedichts:

Duo sich Lucifer duo ze ubile	Da sich Lucifer nun dem Uebel ge-
gevieng,	fangen gab,
Unt Adam diu Godis wort ubirgieng,	Und Adam Gottes Wort übertrat,
Duo balch sigis Got desti mer,	Da erzürnte sich Gott deß destomehr,
Daz her andere sini werch sach	Weil er andere seiner Werke sah
rehte gen.	recht gehn.
Den manien unden sunnen,	Der Mond und die Sonne,
Die gebin ire liht mit wunnen.	Die geben ihr Licht mit Wonne.
Di sterrin bihaltent ire vart.	Die Sterne behalten ihre Fahrt.
Si geberent vrost unt hizzo so	Sie gebären Frost und Hitze so
stare.	stark.
Daz fuir havit ufwert sinen zug,	Das Feuer hat aufwärts seinen Zug;
Dunnir unde wint irin vlug,	Donner und Winde ihren Flug.
Di wolken dragint den reginguz,	Die Wolken tragen den Regenguß,

Nidir wendint wazzer irin vluz;	Nieder wenden die Wasser ihren Fluß.
Mit bluomin zierint sich diu lant,	Mit Blumen zieren sich die Lande,
Mit loube dekkit sich der walt;	Mit Laube decket sich der Wald.
Daz wilt habit den sinin ganc,	Das Wild hat seinen Gang,
Seone is der vogil sanc,	Süß ist der Vögel Sang.
Ein iwelich ding diu e noch havit,	Ein jeglich Ding das Gesez noch hat,
Dieme Got van erist virgab,	Das ihm Gott zu Anfang gab.
Newaere di zuei gesecephlte.	Nur die zwei Geschaffenen,
Di her geseuph diu bezziste,	Die er schuf die besten,
Di virkerten sich in diu dobeheit.	Die verkehrten sich in den Wahnsinn.
Damin huobin sich diu leit. —	Von dammen erhob sich das Leid. —

Etwas jünger ist die stellenweise damit übereinstimmende *Kaiserchronik*, in der die Namen altrömischer und neurömischer, d. i. deutscher, Kaiser den historischen Halt punct für Erzählungen, Legenden und Märchen aller Art darbieten.

Bald nach 1170 tritt eine völlige Umgestaltung ein in Folge des Eindringens der französischen Rittergedichte, an denen Fürsten und Ritter anfangen Gefallen zu finden. Anfangs waren es noch Geistliche, welche sich als Uebersetzer und Bearbeiter bei den Fürsten beliebt machten. Am Hofe Heinrichs des Löwen, vielleicht schon seines Vaters, Heinrichs des Stolzen, bearbeitete der Pfaff Konrad nach einem französischen Original das *Nolandslied*, welches den Zug Karls des Großen gegen die Ungläubigen in Spanien und den Heldentod Nolands im Passe bei Ronceval zum Gegenstande hat. Durch nicht minder belebte Darstellung ragt der nach einem französischen Gedicht bearbeitete Alexander des Pfaffen Lamprecht hervor.

Als aber Heinrich von Veldeke sein Gedicht von den Thaten des Aeneas (*Eneid*) 1190 vollendet und dadurch den Impuls zu der ritterlichen Dichtung gegeben hatte — das erste Meis impfte, wie ein zeitgenössischer Dichter sagt — wagten die Geistlichen nicht länger in der erzählenden Dichtung mit den Laien zu wetteifern.

Der poetische Werth der Veldeke'schen *Aeneide* ist nicht bedeutend: allein sie hat schon alle die Grundzüge, welche man später als das Wesen der ritterlichen Dichtung festhielt, Rittersitte und ritterliche Minne, welche hier Held Aeneas mit aller Etikette eines

wohlgezogenen Ritters der Lavinia darbringt. Er beginnt somit die Reihe der höfischen Dichter, welche von jetzt an die höchste Stelle unter den Sängern in Anspruch nehmen. Doch blieben auch dem Volke noch seine Dichter, und gerade diese haben ein Verdienst vor jenen voraus, das Festhalten an deutscher Sage, während die höfischen Dichter fast ausschließlich den französischen Ritter sagen huldigen und diesen ihr Talent widmen. Die höfische Poesie zieht übrigens in soweit die Volkspoesie nach sich, als die besseren unter den Volksängern die gebildete Dichtersprache der Höfe und Ritterburgen sich zu eigen machten. Auf diesem Wege bildete sich um 1200 eine Allen gemeinsame Dichtersprache aus den süddeutschen Mundarten Schwabens, Bayerns und Oesterreichs, welche vornehmlich die Landschaften sind, in denen Ritter sitze und Rittergesang eine bleibende Stätte fanden. Bis dahin ist die Dichtersprache noch zu keiner Sicherheit in der Form, der Reim noch nicht zu vollkommener Reinheit ausgebildet. Nach 1200 verfeinert sich die Sprache zu dem höchsten Wohlklang und fügt sich der kunstvollsten Versbildung, so daß sie zuletzt in den Fehler verfiel, dem Wohlklang und der Klangfülle des Reims den innern Gehalt zum Opfer zu bringen. Die Volkspoesie hält mehr an den überlieferten Formen fest und bewahrt sich einen einfachen epischen Charakter. Die Ritterdichtung ist überwiegend lyrisch; der Minnegefang, wie man die Lyrik des ritterlichen Zeitalters nicht ganz richtig benannt hat, ist ihr Mittelpunkt; das lyrische Element dringt auch in die Erzählung ein und gestaltet auf diesem Wege das Rittergedicht oder das romantische Epos. Nach diesen allgemeinen Umrissen betrachten wir zunächst das auf die altdeutsche Heldensage gegründete nationale Epos, dessen Wesen und Form uns die beiden großen Dichtungen, das Nibelungenlied und das Gedicht von der Gudrun, nahe bringen werden. Ein anderer Abschnitt wird die höfische Dichtung des Mittelalters, den Minnegefang und das erzählende Rittergedicht, umfassen.

III. Das nationale Epos.

In den einleitenden Bemerkungen wurde bereits darauf hingewiesen, daß unser Volksepos seine Grundlage im heidnischen Mythos hat und vornehmlich in den Zeiten der Umwälzung während der großen Wanderungen deutscher Völkerstämme aus der Geschichte neuen Stoff ansetzte. Sie erhielt dadurch eine solche Umgestaltung und Erweiterung, daß die Helden jener Zeiten, ein Dietrich, ein Attila, im Mittelpuncte großer Sagenkreise erscheinen. Wie die Elemente der Sage sich zusammengefügt, das im Einzelnen aufzuhehlen, ist eben so oft das Geschäft lustiger Hypothesen wie gründlicher Forschungen gewesen, so daß der Eine im Nibelungenliede nichts als historische Personen sieht, während der Andere asiatische Gottheiten zu finden meint. Es wird dabei am häufigsten übersehen, daß die Sage, welche neben der Geschichte sich bildet und sie überall wie ihr Schatten begleitet, nicht bloß durch Entstellung und phantastisches Ausschmücken der Thatfachen entsteht, sondern eben so sehr durch Uebertragung älterer Sagen auf Personen einer späteren Zeit. Jedenfalls dürfte der Ansicht der Vorzug zu geben sein, daß die älteste mythische Gestalt der Sage ihr Kern bleibt, ungeachtet aller historischen Thaten, daß sie diese nach jenem umgestaltet, nicht aber umgekehrt, als habe es eine Zeit gegeben, wo die ältesten Sagen in Vergessenheit gerathen seien und aus der Geschichte sich eine ganz neue Sage herausgebildet habe, die weiter und weiter von der geschichtlichen Thatfache abgewichen sei. Nur wenn man die zuerst erwähnte Auffassung annimmt, nämlich daß man berühmte historische Namen an die Stelle der Halbgötter und mythischen Helden eingeschoben habe, wird es erklärlich, daß ein Dietrich und Attila einen ganz andern Charakter in der Sage, als in der Geschichte haben. Der Dietrich der Sage muß landesflüchtig werden, indem sein Gegner von seinem Reiche Besitz nimmt; er verweilt am Hofe Attila's bis zum Tode seines Feindes und gelangt erst dann wieder zu seinem Throne, während der Gothenkönig Theoderich ein mächtiger Herrscher, der Besieger seiner Feinde war und eine Hegemonie

über die neugegründeten Reiche des europäischen Südens ausübte. Der Attila oder Etel der Sage ist schwach, gutmüthig und feigherzig, keine Spur von dem Eroberer Attila, der Europa zittern machte. Und sollten wir nicht in den Riesen- und Drachenkämpfen, von denen die deutschen Heldensagen voll sind, die Erinnerungen an die ältesten Culturzustände des Volkes erkennen, das der feindlich widerstrebenden Natur und den Ungeheuern der Wildniß den Boden für seine Wohnsitze erst mühsam abgewinnen mußte? Gewiß, nicht alt genug können wir uns die Sage denken. Sie ist da, sobald das Volk aus der bewußtlos dahinbrütenden Dumpsheit des Sinnes erwacht. Völker, wie die Lappen, haben keine Sage: gleichgültig spinnen sich ihnen die Tage fort, einer ist wie der andere, ein Jahrhundert wie das andere. Eine solche Existenz haben die Germanen niemals gehabt, wenigstens nicht, seitdem sie sich ihre Wohnsitze in Europa's Mitte eroberten.

Die Erzählungen von Dietrich's Kämpfen zum Theil mit Riesen und Drachen (Alphart, der große Rosengarten, Laurin oder der kleine Rosengarten u. s. w.) müssen wir übergehen, um nicht den Raum für Wichtigeres zu beengen. Sie sind mehr den ungebildeteren Volksjüngern überlassen geblieben („Spielmannspoesie“) und uns daher nur in mehr oder minder rohen Darstellungsformen überliefert worden. Ein besonderer Zweig derselben ist die Lombardische Sage, meist Brautfahrten ins Morgenland, die sich erst mit den Kreuzzügen ausbildete (König Rother, Ortnit oder Ortnit, Hugdietrich, Wolsdietrich u. s. w.).

Die Siegfriedsage hat sich durch die Verbindung mit den Sagen von Dietrich und Attila zu einem größeren Ganzen ausgebildet und bietet eine Reihe großartiger sowohl männlicher als weiblicher Charaktere. Daher beschäftigte sie die gebildetsten unter den Volksjüngern. Aus ihren Händen — eine specielle Erörterung der Frage über die Entstehung und Zusammenfügung des Gedichts würde uns zu weit führen — empfangen wir bald nach 1200 die herrlichste Gabe der Volksdichtung, das Nibelungenlied.

Fast in allen epischen Sagen aus der Urzeit der Völker tritt uns eine jugendliche Heldengestalt entgegen, welche jede einzelne

Nation ihrem Charakter gemäß ausgestattet und mit dem Glanze der Heldentugenden und der Thaten ausgeschmückt hat. Den einen Grundzug haben alle gemein, daß der Held auf der Höhe seines Ruhms durch ein unerbittliches Geschick, das den sonst Unbezwinglichen plötzlich niederwirft, von der Bahn seiner Thaten hinweggenommen wird. Dieses Geschick erscheint in der alten Sage als eine menschenfeindliche Macht; sein Werkzeug ist die mit Verstellung geübte Tücke, der im Hinterhalt lauende, den Sorglosen oder Schlafenden überfallende Verräther. So ist Achilles schon bei seiner Geburt zu einer kurzen Lebensdauer bestimmt: den frühen Tod bringt ihm der verrätherische Pfeil des feigen Paris. Die nordische Sage bewahrt die schöne Sage von dem Tode Balders, des Wodanjohnes, welchen der blinde Höder, verlockt von dem neidischen Loke, tödtet. Roland fällt bei Ronceval durch Ganelons Verrath. In diesen sinnvollen Sagen spricht sich sowohl ein wehmüthiges Gefühl aus, wie vergänglich irdische Größe und Heldenkraft ist, als auch das Bedürfniß, den Helden in ewiger Jugend vorzustellen; sein Bild bleibt vor der Seele in vollem Streben, in blühender Kraft, und der Dichter verewigt den Schmerz um den Liebling, dessen rühmliche Thaten noch eine größere Laufbahn des Ruhmes hoffen ließen. Ein solcher früh dahinscheidender Heldenjüngling ist in der germanischen Sage Sigurd oder Siegfried. Er erfüllt die Welt mit dem Ruhme seiner Thaten, fällt dann durch Hinterlist, und seine zurückbleibende Gattin vollbringt das Werk der Rache an seinen Mördern. Hier treffen wir die im alten Germanenthum wurzelnde Blutrache; hier begegnen uns die gewaltigen Frauengestalten voll glühender Leidenschaft des Zorns und der Rache und geben dem deutschen Epos einen eigenthümlichen Charakter. In der Form, in welcher das Nibelungenlied uns die Sage vorführt, hat sie das Mythische und Uebermenschliche größtentheils abgelegt; sie ist in die menschliche Heldensphäre übergetreten. Von den mythischen Attributen des Wodanjohnes Siegfried ist wenig mehr übrig geblieben als die Unverwundbarkeit, die jetzt als einem von außen angewandten Zaubermittel, der Salbung mit dem Blute des getödteten Drachen,

von dem nur eine Stelle an der Schulter zu seinem Verderben unbenetzt blieb, zugeschrieben wird. Auch der Schauplatz ist nicht mehr die Welt der Göttermythe, sondern hat mehr geographische Bestimmtheit erlangt; es ist die Gegend am unteren und mittleren Rhein, jener Tummelplatz verschiedener Völkerschaften zur Zeit der großen Wanderung; an die Stelle des fabelhaften Landes der Nibelungen, der Söhne des Nebels, ist das Reich der Burgunder getreten, denen sogar im Verlauf unsers Gedichts der Nibelungenname beigelegt wird. Alles Uebrige möge eine übersichtliche Darstellung des Inhalts der Dichtung erläutern, in die sich einige Proben derselben (in neudeutscher Sprachform) werden verweben lassen.

Im Beginn führt uns die Dichtung nach Worms am Rheine, wo die Burgunden-Könige Gunther, Gernot und Giselher wohnen. Auch ihre Mutter, die Königswittwe Frau Ute, lebt dort, und bei ihr die schöne Chriemhilde, ihre Tochter:

Der Maid, der minniglichen, dursten ohne Scham
Begehren kühne Recken, niemand war ihr gram;
Ohne Maßen schöne so war ihr edler Leib,
Der Jungfrauen Tugenden hätten gezieret jedes Weib.

Allein wir ahnen schon ihre tragische Zukunft; denn es träumte der Jungfrau, daß den Falken, den sie sich erzogen, zween Märe würgten. Die Mutter legt ihr den Traum aus: Der Falke, den du ziehest, das ist ein edler Mann; ihn wolle Gott behüten, daß du nicht früh ihn verlierst.

Da versteht Chriemhilde, sie wolle nichts von einem Manne und von Minne wissen; ohne Minne eines Helden wolle sie bleiben bis zum Tode, damit nicht Liebe zuletzt ihr mit Leide gelohnt werde. „Nun versprich es nicht zu sehr,“ entgegnet die Mutter; „willst du je von Herzen froh werden, so geschieht es durch die Liebe eines edlen Mannes.“

Darauf lernen wir den Helden Siegfried kennen; er wohnt in den Niederlanden bei seinem Vater, dem König Siegmund, und seiner Mutter Siegelinde zu Santen in der Burg am Rheine.

Oh' daß der Degen kühne erwuchs zum Mann,
 Hatt' er schon solche Wunder mit seiner Hand gethan,
 Davon in allen Tagen man wird erzählen und zeugen,
 Deß wir zu dieser Stunden ob andrer Märe müssen schweigen.

In seinen besten Zeiten, bei seinen jungen Tagen,
 Wochte man viel Wunder von Siegfrieden sagen,
 Wie groß er wuchs an Ehren, und wie schön war sein Leib;
 Drum trug ihn still im Herzen manches mädliche Weib.

Da Siegfried von der minniglichen Chriemhilde hörte, zog er nach Worms, um sie zu freien. Vergebens rathen ihm Siegmund und Siegelinde von dieser Fahrt ab, denn es habe der König Gunther manchen hoffärtigen Mann. Doch Siegfried läßt sich nicht abhalten.

„Was kann uns das gefährden?“ sprach der kühne Mann;
 „Was ich nicht mit Freundschaft von ihnen erbitten kann,
 Das mag mit Trotz erwerben meine starke Hand;
 Ich getrau' mir von ihnen zu erzwingen Leute und Land.“

Und so zieht er denn wohlgerüstet und nur von zwölf Reden begleitet fort und kommt am siebenten Morgen zu Worms an. Als König Gunther sie in den Hof reiten sieht, fragt er verwundert, wer die Fremden und woher sie seien. Der vielgereiste Hagen von Tronege, der auch am Fenster stand, meint, es könne kein Anderer sein, als der Held Siegfried, obwohl er ihn niemals gesehen: so hehr und herrlich erscheint er ihm. Zugleich erzählt er, was für Heldenthaten Siegfried bereits vollbracht: wie er die Schilbung und Nibelung, troßige und zornige Reden im Nibelungenland, auf seinem Zuge antraf, als sie eben einen unermesslichen Hort, d. i. Schatz, theilten; Siegfried sollte ihnen den Schatz theilen, sie gaben ihm dafür das Schwert Balmung, dem nichts widersteht. Allein bei der Theilung kam es zum Streit, und Siegfried erschlug mit seinem guten Schwerte die Riesen, bezwang das Land der Nibelungen und eroberte den Nibelungenhort. Da war aber noch ein kleiner Zwerg Alberich mit der Tarnkappe, welche unsichtbar machte; dieser wollte seine Herren rächen. Auch ihn bezwang Siegfried, nahm ihm die Tarnkappe und machte

ihn zum Kämmerer des Nibelungenhortes, den er in einer festen Burg verschloß. Ferner erzählt Hagen, wie Siegfried einen Lindwurm erschlagen, in dessen Blute er sich badete, wodurch seine Haut hörnern wurde und unverwundbar.

Siegfried wird vorgelassen und erhält nach einer Begrüßung von beiden Seiten gute Herberge. In kriegerischen Kurzweilen sowie bei Hoffesten mit den schönen Frauen ist er seiner Stärke und Gewandtheit wegen wohl gelitten und bewundert; nur Chriemhilde, die Eine, die er in seinem Sinne trug, konnte er nicht mit Augen sehen.

Wenn draußen auf dem Hofe Kurzweil trieben und Spiel
Die Kind', Ritter und Knechte, da schaute oft und viel
Chriemhild durch die Fenster zu, die Königin hehr,
Keiner Kurzweile bedurfte sie zu den Zeiten mehr.

Wüßt' er, daß sie ihn sehe, die er im Herzen trug:
Er hätte Kurzweile davon immer genug;
Könn't' er sie sehn mit Augen, das ist gewiß, der Held:
Es konnte nimmermehr ihm Liebes geschehn in dieser Welt.

Nachdem unser Held in König Gunthers Lande ein Jahr sich aufgehalten, begab es sich, daß der Sachsen König Liudger, und der von Dänemark, Liudegast, den Burgunden Fehde entboten. Da stellte sich Siegfried an die Spitze der Mannen, zog aus gegen die Feinde und überwand den Liudegast und die Sachsen.

Da die Fehde nun ausgefochten war, kehrten die Sieger heim, angekündigt durch Boten, die dem Herrn voraneilten.

Herzlich willkommen waren die heimkehrenden Helden dem König Gunther, reich wurden sie beschenkt, und jeder, wie er begehrt, nach Hause entlassen, um über sechs Wochen wieder nach Worms zu kommen, weil ihnen der König zu Ehren eine große Hochzeit (d. i. Kampfspiel) geben wollte; bis dahin, hoffte man, würden auch die Verwundeten genesen.

Als nun die Reden nach sechs Wochen zu der Hochzeit kamen,

Da sprach zu dem Könige der Degen Ortwein:
„Wollt Ihr mit vollen Ehren Wirth bei der Hochzeit sein,
So sollt Ihr lassen schauen die wonniglichen Kind',
Die mit so großen Ehren hier im Burgundenlande sind.

Was sollte Mannes Wonne und Herzens Labe sein,
 Wären nicht herrliche Weiber und Jungfrauen fein?
 Lasset Eure Schwester vor Eure Gäste kommen.“
 Der Rath der war gar manchem von den Helden hoch willkommen.

„Dem will ich gerne folgen;“ sprach Gunther; die ihn so
 Hörten reden, all’ die waren’s herzlich froh;
 Er entbot Frau Ute sammt der Tochter wohlgethan,
 Daß sie mit ihren Mägden hin zu Hofe sollten gahn.

Da ward aus den Schreinen gesucht gut Gewand,
 Was man in den Truhen von edlem Schmucke fand,
 Spangen sammt Borten, deß war ihnen viel bereit;
 Mit Fleiße sich zierte viel manche wohlgethane Maid.

Mancher junge Rector wünschte heut’ so sehr,
 Daß er bei den Frauen gern gesehen wär’,
 Daß er dafür nicht nähme eines reichen Königs Land;
 Sie sahen die gar gerne, so niemals sie zuvor gekannt.

Da hieß der reiche König mit seiner Schwester gehn,
 Die ihr dienen sollten, seiner Mannen zehnmal zehn,
 Von ihren und seinen Sippen, die Schwerter in der Hand,
 Das war das Hofgesinde in der Burgunden Land.

Ute, die reiche, die sah man mit ihr kommen;
 Die hatte schöner Frauen sich zum Geleit genommen
 Wohl hundert oder drüber, geschmückt mit reichem Kleid;
 Auch hinter ihrer Tochter ging manche stattliche Maid.

Man sah sie alle schreiten aus eines Saales Pforte;
 Von Helden ein groß Drängen erhob sich an dem Orte,
 Die da heiß begehrt, so es könnte geschehen,
 Da sie die Jungfrau edel sollten da viel herrlich sehen.

Nun schritt die Minnigliche, als wie der Morgen roth
 Zieht aus trüben Wolken; da schied von mancher Noth,
 Der sie da trug im Herzen nun schon so lange Zeit;
 Er sah die Minnigliche mit Augen in ihrer Herrlichkeit.

Von ihrem Kleide leuchtete mancher Edelstein;
 Ihre rosenrothe Farbe gab minniglichen Schein;
 So Einer mochte wünschen: er mußte doch gestehn,
 Daß er auf dieser Erde noch nichts so Schönes gesehn.

Wie der Mond, der lichte, vor den Sternen steht,
 Deß Schein also lauter abwärts den Wolken geht,
 Demselben gleich stand sie vor manchen Frauen gut;
 Deß ward wohl da erhöht manches schnellen Helden Muth.

Die Kämmerer, die reichen, sah man vor ihr gehn;
 Die hochgemuthen Degen mochten nicht ferne stehn;
 Sie drängten sich zu sehen die minnigliche Maid;
 Siegfried dem Herren ward zu Muth lieh und leid.

Er dachte in seinem Herzen: wie wäre das gethan,
 Daß ich dich minnen sollte! das ist ein eitler Wahn;
 Soll aber ich dich meiden, so wär' ich sanfter todt.
 Er ward von den Gedanken viele Male bleich und roth.

Da stand so herrlich des Siegemundes Kind,
 Als ob er wär' gemalt auf ein Pergamint
 Durch Kunst eines guten Meisters: Alle zeugten da,
 Daß man Seinesgleichen an Schönheit einen Held nie sah.

Die mit den Frauen gingen, die hießen aus den Wegen
 Weichen allenthalben; dem gehorchten manche Degen;
 Die hochtragenden Herzen erfreuten Seel' und Leib;
 Man sah in hohen Büchten schreiten manch waidliches Weib.

Da sprach von Burgunden der Herre Gernot:
 „Der Euch seine Dienste so gütlich und trefflich bot,
 Gunther, viel lieber Bruder, dem sollt' Ihr also thun
 Vor allen diesen Recken — bedacht ist, was ich rathe nun:

Ihr heißet Siegfrieden zu meiner Schwester kommen,
 Daß ihn die Maid begrüße; das bringt uns immer Frommen.
 Die nie noch Recken grüßte, soll sein mit Grüßen pflegen,
 Damit uns bleibt gewonnen der viel zierliche Degen.“

Da gingen des Wirthes Freunde, wo man den Helden fand.
 Sie sprachen zu dem Recken aus dem Niederland:
 „Euch hat erlaubt der König: Ihr sollt zu Hofe gehn;
 Seine Schwester soll Euch grüßen; zu ehren Euch soll das gechehn.“

Der Herr in seinem Muth war deß sehr gern bereit;
 Da ward es ihm im Herzen lieb, ohn' alles Leid,
 Daß er sollte sehen schön Utens Töchterlein;
 Mit minniglicher Tugend grüßte sie Siegfried fein.

Wie sie den Hochgemuthen vor sich stehen sah:
 Da erglühte seine Farbe; die schöne Magd sprach da:
 „Seid willkommen, Herr Siegfried, o edler Ritter gut!“
 Da ward ihm von dem Gruße wohl erhöht der frohe Muth.

Münniglich er sich neigte, und Gruß und Dienst ihr bot;
 Sie zwang gegen einander sehrender Minne Noth.
 Mit liebem Blick der Augen einander sahen an
 Der Herr und auch die Fraue; in Heimlichkeit ward das gethan.

Ob ihr da ward freundlich gedrückt ihre weiße Hand
 Von herzeließer Minne? das ist mir nicht bekannt;
 Doch will ich nicht glauben, daß es blieb unterwegen;
 Zwei minnegehrende Herzen die mußten deß von Schulden pflegen.

Um die Sommerzeiten und an den Maientagen
 Durst' er in seinem Herzen nicht mehr geheim tragen
 So viel der hohen Freuden, als er da gewann,
 Da ihm die ging zur Seite, die der Held zu minnen sann.

Man hieß da allenthalben weichen aus den Wegen
 Der schönen Chriemhilde. Manchen kühnen Degen
 Sah man gehn in Büchten zur Kirche mit ihr hinan;
 Seit ward von ihr geschieden der viel waidliche Mann.

Da ging sie zu dem Münster; ihr folgte manch Weib.
 Da war auch wohl geschmückt der jungen Königin Leib,
 Daß da hoher Wünsche mancher ward verloren.
 Sie war zur Augenweide für der Recken manchen geboren.

Zu warten verdroß Siegfried, bis zu Ende war der Sang:
 Er mochte seinem Heile deß immer sagen Dank,
 Daß die ihm so gewogen, die er im Herzen trug;
 Auch war er von Schulden der Schönen von Herzen hold genug.

Da man sie nach der Messe sah vor dem Münster stehn,
 Hieß man den kühnen Helden wieder zu ihr gehn.
 Da erst begann ihm danken die münnigliche Maid,
 Daß er vor den Recken also mannhaft gethan im Streit.

„Nun lohn' Euch Gott, Herr Siegfried,“ so sprach das edle Kind,
 „Daß Ihr das habt verdient, daß Euch die Recken sind
 So hold in guten Treenen, als ich sie höre sagen.“
 Das Aug' begann er münnig gegen Chriemhilden aufzuschlagen.

„Ich will ihnen immer dienen,“ also sprach der Degen,
 „Und mein Haupt zur Ruhe will ich nimmer legen,
 Ehe ich ihre Gunst erworben, soll ich das Leben han;
 Das soll Euch zu Diensten, Jungfrau Chriemhilde, sein gethan.“

Während zwölf Tagen, jeden Tag allda
 Stehen bei dem Degen die hohe Magd man sah,
 So oft sie sollte zu Hofe zu ihren Freunden gehn;
 Der Dienst war dem Recken aus großer Liebe geschahn.

Nachdem das Fest vorüber war, und die Gäste reich beschenkt
 und vergnügt von dannen zogen, wollte auch Siegfried wieder
 Urlaub nehmen; da sprach zu ihm Giselher:

„Was wollt Ihr nun reiten, Ihr Held von edler Sitte?
 Bleibet bei den Recken, thut, wie ich Euch bitte,
 Bei dem König Gunther und den Mannen sein.
 Hier sind viel schöne Frauen; die zu sehn soll unverwehrt Euch sein.“

Da sprach der starke Siegfried: „So laßt die Rosse stehn;
 Ich wollte wegreiten, davon will ich abgehn.
 Traget hin die Schilde; ich wollte in mein Land;
 Deß hat mir mit Ehren Giselher den Sinn gewandt.“

So blieb der Kühne den Freunden zu Liebe dort,
 Und wär' nicht in der Heimat und wär' an keinem Ort
 Ihn also saust gewesen. Dadurch es geschah,
 Daß er nun alle Tage Chriemhilde, die viel schöne, sah.

Ihrer Schönheit ohnmaßen wegen der Held da blieb,
 Mit mancher Kurzweile man nun die Zeit vertrieb,
 Nur daß ihn zwang ihre Minne, die schuf ihm viele Noth;
 Darum seit der Kühne erlag in jämmerlichem Tod.

Nun beginnt die Schürzung des Knotens. Vom heitern Rhein
 im Burgundenlande soll der Leser über das Meer geführt werden
 in ein nördliches und trübes Land, wo die schöne Brunhilde
 wohnte.

Es war eine Königin gesessen über der See;
 Ihr Gleiche fand man keine in der Fern' und Näh'.
 Sie war ohnmaßen schöne, gar groß war ihre Kraft;
 Sie schoß mit schnellen Degen um ihrer Minne Preis den Schaft.

Den Stein den warf sie fernhin, darnach sie sprang viel weit;
 Wer ihrer Minne beehrte, mußte ohne Wanken im Streit
 Drei Spiele abgewinnen der Frauen hoch geboren:
 Gebracht es ihm in Einem, so hatte er sein Haupt verloren.

Um eben dieses gefürchtete Weib wollte Gunther werben, und so sehr ihm alle widerriethen, sprach er doch:

„Sei sie so stark sie wolle, die Reise laß' ich nicht
 Hin zu Brunhilde, was auch mir geschieht;
 Um die ohnumfaßene Schöne muß es gewagt sein,
 Ob mir's nun Gott bescheide, daß sie mir folget an den Rhein.“

Auf Hagens Rath hat er Siegfrieden mitzuziehen, und dieser willigte ein, wenn er ihm seine Schwester Chriemhilde zum Weibe gäbe. Gunther gelobt es; ein Eid bekräftigt den Bund, und das Schiff wird zur Fahrt gerüstet.

Nach zwölfstägiger Fahrt kommen Gunther und Siegfried, von Hagen und seinem Bruder Dankwart begleitet, nach dem Isenstein, wo Brunhilde herrscht. Prachtvoll ragen 86 Thürme vom Ufer des Meeres empor, welche drei weite Paläste und einen großen Herrensaal umschließen, alle von grünem Marmor erbaut. Siegfried ist dieser Wunderbau schon bekannt, auch sie kennt schon den Helden aus der Zusammenkunft in früheren Tagen und heißt ihn willkommen. „Was bedeutet,“ fragt sie, „Herr Siegfried, Eure Reise?“ „Da steht Gunther,“ erwidert er, „ein König bei dem Rheine, der um deine Liebe zu werben wünscht; er ist mein Herr, ich sein Dienstmann; um deinetwillen kommen wir.“ Nun wird uns von den Kampfspielen, deren Preis ihre Hand ist, erzählt. Gunther, unfähig, gegen die übermenschlichen Kräfte der Jungfrau etwas zu unternehmen, wird durch Siegfried vertreten, der sich in seine Tarnkappe hüllt und dadurch nicht nur unsichtbar wird, sondern auch die Kraft von zwölf Männern erhält, um unsichtbar für Gunther, der nur zum Schein sichts, den Kampf zu bestehen. Der Brunhilde trägt man einen Speer herbei mit schwerer Stange und breitem Eisen, auch den gewaltigen Wurfstein, an dem zwölf Helden zu tragen haben. Jetzt schleudert sie den Speer,

und die Funken flogen vom Schilde des Gegners, in den der Speer einschlägt. Siegfried wankt, hält sich aber aufrecht und schleudert den Speer nach Brunhilden; sie fängt ihn mit dem Schilde auf, aber fällt nieder. Zornig dann aufspringend, greift sie nach dem Steine, schwingt ihn mit gewaltiger Kraft und eilt ihm mit fliegendem Sprunge nach. Siegfried aber ergreift den Stein, schleudert ihn weit über die Kämpferin hinaus und vollbringt den ungeheuren Sprung, indem er überdies noch den König Gunther unterm Arme mit sich führt. Jetzt muß Brunhilde sich dem Bewerber ergeben. Sie ziehen zusammen nach Worms. Dort wurde die Doppelheirath vollzogen, und große Hochzeit und Freude ist in Worms. Doch nicht ohne Thränen sieht Brunhilde Siegfried neben Chriemhilde sitzen.

Sehr bald sucht das trotzige, eifersüchtig erregte Gemüth der Brunhilde Ursache zu Hader und Streit: sie wollte wissen, warum die Königstochter Chriemhilde einem Dienstmann, für den sie Siegfrieden hielt, vermählt worden sei. Doch König Gunther hütete sich wohl, ihr das Geheimniß zu entdecken, daß er sie nur durch Siegfrieds Kraft im Streite mit ihr gewonnen habe. Diesmal wurde Brunhildens böse Absicht noch vereitelt. Jedoch von ihrer Stärke giebt sie noch einmal einen Beweis. Am Abend des Hochzeitstages wird Gunther von ihr überwunden, mit ihrem Gürtel gefesselt und schmähsch an einem Haken in der Wand aufgehängt; erst auf vieles Bitten wird er befreit. Gunther klagt dem Siegfried sein Leid; dieser besteht, in die Tarnkappe gehüllt, abermals den Kampf mit der Heldenjungfrau, bezwingt sie und nimmt, von ihr unbemerkt, ihr Gürtel und Ring, beides ein Geschenk für Chriemhilden. Seitdem ist Brunhildens übernatürliche Kraft geschwunden.

Nach Beendigung der Festlichkeiten zieht Siegfried mit Chriemhilde in seine Heimat, wo sie aufs herzlichste von den Eltern empfangen werden. Der alte König übergab ihm Krone und Reich, und Chriemhilde beschenkte ihn mit einem Sohne, den er wohl erziehen ließ; nur Siegelindens Tod trübte das häusliche Glück des Helden.

Allein ein unheilvolles Geschick kommt von Worms her. Brunhilde kann nicht ruhen, sie will den stolzen Siegfried an ihrem Hofe haben, nicht um sich seiner Nähe zu freuen — denn an die Stelle früherer Liebe ist Haß getreten — sondern um ihn und Chriemhilde zu demüthigen. Sie ruht nicht, bis ihr Gemahl Gunther, welcher seine Schmach fürchtet offenbar werden zu lassen und es abzuwehren sucht, Siegfried mit seiner Gattin nach Worms zu einem Hoffeste lud. Siegfried und Chriemhilde folgten der Einladung, und mit prächtigem Gefolge erschienen sie nach zehnjähriger Abwesenheit in Worms. Da kommen eines Tages die Frauen in Streit über den Rang ihrer Männer: Chriemhilde geräth in Zorn, da Brunhilde Siegfried als Gunthers Dienstmann und Unterthan bezeichnet. Auf dem Kirchgange kommt es zu neuem Zank, da Brunhilde den Vortritt nicht gestatten will, welchen sich Chriemhilde erlaubt, um zu beweisen, daß ihr Gatte ein König und Gunthers Genosse, nicht ein Dienstmann sei. Vor dem Münster erhob sich ein Wortwechsel zwischen den Frauen, und im Zorne entfuhr Chriemhilden das Geheimniß, das ihr Siegfried anvertraut hatte: wie dieser und nicht Gunther sie durch seine Kraft überwunden habe und zeigte zum Beweise dessen Ring und Gürtel, die Siegfried ihr abgenommen. Die Sache kam vor Gunther, der den Zwist gütlich beizulegen suchte, und es

Wurden geschieden mit Worten die schönen Frauen.
 Da war also traurig Brunhild anzuschauen,
 Daß es erbarmen mußte jeden Gunthers Mann.
 Da trat von Tronege Hagen zu seiner Königin heran.

Er fragte, was ihr wäre? Weinend er sie fand;
 Da sagte sie ihm die Märe, er gelobte ihr mit der Hand,
 Daß es entgelten sollte Chriemhildens Mann,
 Oder er wolle nimmer Fröhlichkeit auf Erden han.

Zu der Rede kam auch Ortwein und Gernot,
 Da die Helden beriethen des Siegfriedes Tod;
 Dazu kam auch Giselher, der edeln Ute Kind;
 Da er ihre Reden hörte, da sprach er so, treu gesinnt:

„Ihr meine guten Ricken, warum thut ihr das?
 Verdiente doch Siegfried niemals solchen Haß,
 Daß er darum sollte verlieren Leben und Leib;
 Und ist's eine leichte Sache, drob zürnen sein und Gunthers Weib.“

Da sprach der König selber: „Er hat uns nichts gethan
 Als nur Gutes und Ehre; man thut ihm kein Leides an;
 Was frommt es, so dem Ricken ich nun trüge Haß?
 Er ist uns treu gewesen; mit gutem Willen that er das.“

Der finstere Hagen gab nun den bösen Rath, es sollten
 falsche Boten aus dem Sachsenlande kommen, die dem Könige
 Krieg kündigten; Siegfried würde sich gewiß anbieten mitzuziehen,
 und im Felde könnte er dann leicht und ohne Aufsehen ums Leben
 gebracht werden. Wohl sträubte sich anfangs des schwachen
 Gunther redliches Gemüth; allein er willigte endlich ein, und Alles
 wurde, wie es Hagen ersonnen, ausgeführt. Ehe aber die Ricken
 mit Siegfried auszogen, pflog Chriemhilde, der für das Leben
 ihres Siegfried bange war, eine Unterredung mit Hagen und bat
 ihn, nicht ahnend den Verrath, Sorge zu tragen, daß ihrem
 Gatten kein Leid geschehe. So wie früher Zorn, machte sie jetzt
 Furcht schwachhaft, und sie verrieth, was Siegfried nur ihr an-
 vertraut hatte.

Ich meld' es im Vertrauen, viel lieber Freund, dir,
 Da du jezo deine Treue bewährest mir:
 Wo man doch mag verwunden den lieben holden Mann,
 Was sie besser hätte verschwiegen, vertraute sie nun ihm an.

„Als von des Drachen Wunden floß das heiße Blut,
 Und sich darinnen badete der Ritter kühn und gut,
 Da fiel ihm zwischen die Schultern ein viel breites Lindenblatt,
 Da mag man ihn verwunden; darob mein Herz viel Sorge hat.“

Da sprach von Tronege Hagen: „Hin auf sein Gewand
 Nähet ihm ein kleines Zeichen; dadurch wird mir bekannt,
 Wo ich ihn möge behüten, so wir im Sturme stehn.“
 Sie wählte den Held zu beschützen, — doch war es nun um ihn geschehn.

Sie sprach: „Mit seiner Seiden näh' ich auf sein Gewand
Ein Kreuz gar heimlich; da soll, Held, deine Hand
Den lieben Mann behüten, so es hart gefährlich geht,
Wenn er im heißen Kampfe mit seinen Feinden steht.“

Als Hagen dies erfuhr, änderte er seinen Rath, ging zum König und sprach: Der Krieg ist nicht mehr vonnöthen; verkünde deinen Mannen, daß die Sache mit den Sachsen beigelegt sei, und veranstalte eine Jagd, da will ich dem Feinde deines Hauses ans Leben.

So geschah es. Im Wasgenwald wird eine große Jagd gehalten. Als sie vollendet ist, verlangen die Helden nach Erquickung. Kein Wein ist mehr vorhanden, kein Strom ist in der Nähe. Aber Hagen weiß einen Brunnen nahebei und räth dorthin zu ziehen. Siegfried ist im Wettlauf der Erste zum Brunnen. Arglos legt er die Waffen ab und setzt den Schild an den Brunnen, wartend, bis der König herangekommen sei, um ihn zuerst trinken zu lassen. Gunther trinkt; dann bückt sich auch Siegfried zum Brunnen. Hagen aber trägt Siegfrieds Waffen verstoßen fort, ergreift dann dessen Speer und schleudert ihn durch das Kreuz, das Chriemhilde ans Gewand geheftet hat, jekt ein Zeichen der Todeswunde. Siegfried springt wüthend auf von dem Brunnen: er findet seine Waffen nicht, nur den Schild. Mit diesem stürzt er auf Hagen los und schlägt ihn zu Boden, daß der Wald widerhallt. Da erbleicht die Farbe des Helden; das Blut strömt aus der Wunde, der Tod tritt ihm ans Herz. Noch rafft er die letzte Kraft zusammen, um sich an seine Mörder zu wenden: „Ihr Feiglinge, ihr habt mir schlecht vergolten, was ich an euch gethan. Mit Schande sollt ihr von guten Riechen geschieden sein!“ Dann zum Könige sich wendend: „Wollt ihr auf dieser Welt an jemand Gutes üben, so laßt Euch mein Weib Chriemhilde empfohlen sein, die allein auf der Welt mich bekümmert. Laßt sie es genießen, daß sie Eure Schwester ist, steht ihr mit Treuen bei!“

Hagen kümmert's nicht, wenn Chriemhilde erfährt, daß er ihren Gemahl erschlagen habe. Er läßt nachts den Leichnam des Helden herbeitragen und vor Chriemhildens Zimmer legen, damit

sie ihn am folgenden Morgen finden möge. Einer der Kämmerer bringt ihr die Botschaft, es liege vor ihrem Zimmer ein Ritter erschlagen. Sie ließ sich hingleiten und erkannte sogleich ihr furchtbares Leid. Sein schönes Haupt erhob sie mit ihrer weißen Hand; „du bist ermordet!“ ruft sie; „dein Schild ist nicht zerhauen; dem gilt es den Tod, der das gethan!“ Lauter Jammer erfüllt die Säle und die Höfe; Siegfrieds Mannen rüsten sich. Chriemhilde wehrt ihrer Wuth: „es sei noch nicht Zeit zur Rache, dereinst werde sie kommen.“ Als der Todte auf der Bahre liegt, tritt auch Hagen herzu, und in dem Augenblick, wo Gunther seiner Schwester einzureden sucht, Mörder hätten ihn erschlagen, öffnen sich die Wunden und bluten von neuem. „Ich kenne die Mörder wohl!“ ruft sie aus, „Gott wird die That an ihnen rächen.“ Der Sarg wird zu Grabe getragen; da bittet sie noch einmal den Sarg zu öffnen. Sie hob sein schönes Haupt empor, sie küßt ihn auf die bleichen Lippen und sinkt ohnmächtig nieder, während die Helden in tiefer Trauer sie umstanden.

Wohl mancher war darunter, der drei Tage lang
Vor großem Leide weder aß noch trank;
Da konnten sie's dem Leibe nicht entziehen länger mehr,
Sie genasen von den Schmerzen, wohl wie Mancher noch seither.

Wir treten in den zweiten Theil des Gedichts, Chriemhildens Rache.

Dreizehn Jahre weilt Chriemhilde in stiller Trauer in Worms. Ihren Bruder würdigt sie keines Wortes, Hagen keines Blicks. Endlich kommt eine Sühne zu Stande; die Brüder lassen den unermesslichen Schatz, den Nibelungenhort, einst Siegfrieds Morgengabe an Chriemhilde, herbeischaffen. Sie spendet reichlich von den Schätzen an Arme und Reiche; aber Hagen fürchtet, daß sie durch ihre Freigebigkeit zu großen Anhang gewinnen werde, und versenkt den Schatz in den Rhein.

Ekke, König von Hunnenland, lebt um die Zeit im Wittwerstande und beschließt auf den Rath der Seinen, sich um Siegfrieds schöne Wittive zu bewerben. Er sendet daher den Markgrafen

Rüdiger von Bechelaren in Begleitung von fünfhundert Rittern nach Worms. Obwohl die Brüder ihr zureden und mit Rüdiger den Glanz der Hoheit rühmen, die ihr werde zu Theil werden, kann sie sich doch anfangs nicht entschließen, noch eines andern Mannes Weib zu werden: „der Tod hat an dem Einen mir solches Leid gethan, daß ich's bis an mein Ende nimmermehr verschmerzen kann.“ Klagen und Weinen, meint sie, stände ihr besser an, als königliche Herrlichkeit; sie könne nicht mehr zu Hofe stehen, wie einer Königin gezieme, und wäre sie einst schön gewesen, sei doch ihre Schönheit längst verschwunden. Auch am folgenden Tage gleiten noch die Bitten Rüdigers an ihr ab, bis er ihr eine Versicherung giebt, die plötzlich den Gedanken künftiger Rache in ihr weckt: „hättet Ihr,“ sagte er, „im Hunnenlande niemand als mich und meine Mannen, es soll jeder, der Euch ein Leides angethan, es schwer entgelten.“ Auf diese Worte läßt sie ihn einen Eidschwur leisten und reicht ihm dann die Hand zur Zusage. Sie tritt mit ihm die Reise ins Hunnenland an. In Tuluwa wird sie von dem Könige Egel und einem Gefolge von vierundzwanzig Königen und Fürsten feierlich empfangen. Es erscheint auch an der Spitze einer Heldenchaar ein Fürst, riesigen Wuchses, einem Löwen gleich, Siegfried ähnlich an hellem Blick und königlicher Stirn: es ist Dietrich von Bern, der Gothenkönig, damals noch Gastfreund an Egels Hofe. Alle diese Schaaren geleiten sie nach Wien, wo mit verschwenderischer Pracht die Hochzeit siebenzehn Tage lang gefeiert wird.

„Aber, — wenn sie dann gedachte, wie sie am Rheine saß
Bei ihrem edlen Manne, ihre Augen wurden naß;
Doch mußte sie's verhehlen, daß es niemand sah.“ —

Und mit dieser Liebe lebt auch ihre Rache in ihr fort. Nachdem sie dreizehn Jahre in großen Ehren mit König Egel gelebt hatte, wendet sie sich einstmals an ihn mit freundlicher Bitte, ihre Brüder und Verwandten zu Worms, deren Entfernung sie nicht länger zu ertragen vermöge, zu einem Feste laden zu wollen. Egel giebt sogleich ihrer Bitte Gewährung.

Als seine Boten nach Worms die Einladung bringen, wird sieben Tage überlegt und berathen; alle sind zur Annahme geneigt; nur Hagen widerräth:

Ihr habt doch nicht vergessen, was ihr von uns geschehn?
Wir müssen vor Chriemhilden in steter Sorge stehn.
Ich schlug ihr zu Tode den Mann mit meiner Hand;
Wie dürften wir wohl reisen in König Etzels Land?

Doch die Warnung wird überhört und verspottet; man räth ihm, wenn er Furcht habe, daheim zu bleiben. Er aber hat Muth genug, dem gefürchteten Tode entgegenzugehen: Gebietet ihr es, Könige: ich werde euch folgen in Etzels Land! — Ueber 1000 Ritter ziehen mit starkem Gefolge die Donau entlang, unter ihnen die drei Könige der Burgunden (im Gedichte von jetzt an *Ribelingen* genannt), der heitere Volker, der zugleich im Heldenkampfe erfahren und des Gesanges kundig ist, das Gegenbild zu Hagen, vor dessen grausigen Zügen die Tochter Rüdigers beim Empfang zu Bechelaren zusammenschauert, so daß sie nur auf Zureden des Vaters ihm die bleiche Wange zum Empfangskusse darbeut. Ein lebendiges Bild altdeutschen Familienlebens breitet die Schilderung der festlichen Tage zu Bechelaren vor uns aus. Heiterer Sinn herrscht an der fröhlichen Tafel, wo die Hausfrau selbst waltet, Fröhlichkeit auch in den Nachmittagsstunden, wo die Tochter des Hauses mit ihren Jungfrauen erscheint und Volker zu Saitenspiel und Gesang begeistert. Die Freude aber erreicht ihren Gipfel, als die Burgunden für ihren jungen König Giseler um des Markgrafen Tochter werben und die Verlobung unter allgemeiner freudiger Zustimmung zu Stande kommt; mit der Rückkehr aus Hunnenland soll die Braut nach dem Rheine ziehen. Eine liebliche Naivetät spricht aus diesen idyllischen Schilderungen uns zum Herzen; sie tändeln so arglos und unschuldvoll dahin, als wollten sie einen Vorhang ziehen vor die Scenen des Mordes, die bald sich vor unserm Blick enthüllen.

Die Helden ziehen fort ins Hunnenland, ihrem Verhängniß entgegen. Sie erscheinen an Etzels Hoflager, und alle Hunnen

drängen sich herbei, um vor allen andern Hagen von Tronege zu sehen, der den Siegfried erschlagen; dieser reitet ein mit finsterem, zornigem Gesicht; ihn verläßt die Todesahnung nicht. Dietrich ist der Erste, der ihn begrüßt: Chriemhilde, so ist sein Bericht, weint noch immer um Siegfried.

„Sie mag noch lange weinen,“ sprach dawider Hagen;
 „Er liegt seit manchem Jahre schon zu Tode erschlagen.
 Jetzt mag sie den König vom Hunnenland haben, —
 Siegfried kommt nicht wieder, er ist nun lange begraben.“

So lange Chriemhilde lebt, entgegnet Dietrich, mag Schlimmes wohl geschehen! Trost der Nibelungen, davor hüte du dich!

Allen gewährt dann König Etzel gastlichen Empfang, jedoch Gunthers Ingesinde läßt man gesondert legen auf der Königin Rath; auch sie begrüßt sie mit erheuchelter Freude; aber der getreuen Hunnenschaar, die ihr folgt, bezeichnet sie Hagen als den Urheber ihres Leides und fordert sie auf, sie an ihm zu rächen. Vorerst geht sie selbst, die Krone auf dem Haupte, zu Hagen herab, der sich mit Volker im Hofe auf eine Steinbank gesetzt hat, um aus seinem eigenen Munde das Bekenntniß seiner Schuld zu vernehmen. „Stehn wir auf vom Sitze,“ sagt Volker, „sie ist doch eine Königin.“ „Nein! wenn Ihr mich liebet,“ erwidert Hagen; „es möchten diese Leute sich mit dem Wahne tragen, daß ich's aus Feigheit thäte und gedächte wegzugehen; von meinem Sitze, mein' ich, vor ihrer keinem aufzustehn. Soll ich dem Ehre bieten, der mir Feind will sein? In aller Welt, was frag' ich wohl nach Chriemhildens Zorn?“ Und er legt, um sie noch mehr zu kränken, die blanke Waffe, aus deren Knauf ein Jaspis funkelt, dieselbe, die er Siegfried abnahm, vor sich auf die Kniee. Da schritt ihnen vor den Fuß die Königin und bot ihnen feindlichen Gruß.

Sie sprach: „Nun sagt mir, Hagen, wer hat nach Euch gesandt,
 Daß Ihr Euch vermaßt zu reiten in dies Land?
 Ihr mußtet doch wissen, was Ihr mir habt gethan:
 Wart Ihr bei guten Sinnen, Ihr durftet's Euch nicht unterfahn.“

„Niemand,“ sprach da Hagen, „hat nach mir gesandt. Man ladete meine Herren her in dies Land — ich steh' in ihrem Lohn: bei keiner Hofreise pfleg' ich daheim zu stehn.“

„Ihr erschlugt,“ fährt Chriemhilde fort, „Siegfried, meinen lieben Mann, Den ich bis an mein Ende nicht genug beweinen kann.“

„Wozu der Rede weiter,“ entgegnet Hagen; „ich bin der Hagen, der den Siegfried schlug: ich bin an allem Uebel schuld, ich läugne es nicht; nun räche es, wer da wolle, Mann oder Weib. Ich müßt' es lügen, ich hab' Euch viel Leides gethan.“

Der Kampf auf Leben und Tod erscheint nun unvermeidlich; aber die Hunnen, die um Chriemhilde stehen, wagen es nicht anzugreifen: sie blicken mit Entsetzen auf Hagen und Volker. Ruhig erheben sich beide von ihrem Sitz und gehen festen Schritts nach dem Königsaal, wo ihre Herren sind. Während nach beendigtem Feste sich die Gäste schlafen legen, hält Hagen Schildwacht vor dem Schlaßaal. Volker gesellt sich zu ihm, den Schild lehnt er an die Wand und läßt die Saiten erklingen durch die helle Nacht, daß das ganze Haus erscholl. Manchen sorgenden Mann spielte er in Schlummer.

Einige bewaffnete Hunnen, von Chriemhilde abgesandt, schleichen heran, sie zu morden; aber Hagens Stimme schreckt sie zurück. — „Pfui, ihr verzagten Wichter, im Schlaf uns zu ermorden, schleicht ihr dazu heran?“ — Niemand gab Antwort. So harrten sie aus auf der Wache bis zum Morgen.

Noch einmal versucht es Chriemhilde, erst den alten Hildebrand, Dietrichs Gefährten, dann König Dietrich selbst, zur Mache an Hagen zu gewinnen; aber beide verweigern es. „Wer die Nibelungen schlägt,“ sagt Hildebrand, „der thut es ohne mich,“ und Dietrich erinnert, daß die Burgunden in gutem Glauben hergekommen seien; er habe kein Leid von ihnen erfahren und fühle sich nicht berufen, Siegfrieds Tod zu rächen. Endlich gewinnt sie Blödelin, Egels Bruder, durch große Versprechungen, die burgundischen Dienstmannen, welche unter Dankwarts Anführung in der Herberge sitzen, zu überfallen. Er dringt mit dem Gefolge

zu ihnen ein und ruft Dankwart zu, daß er an ihm für Siegfrieds Ermordung, die sein Bruder Hagen verübt hat, Rache nehmen werde. Als Antwort schlägt ihm Dankwart mit einem Schläge das Haupt ab. Nun kommt es zu allgemeinem Gefecht. Dankwart kämpft sich durch nach dem Königsaal und ruft hinein: „Was sitzt Ihr hier, Hagen, indeß Ritter und Knechte in der Herberge in ihrem Blute liegen?“ — Hagen ruft seinem Bruder zu: „hütet die Thür! laßt keinen der Hunnen heraus! Nun trinken wir die Minne und zahlen des Königs Wein,“ d. h. nun bringen wir ein Todtenopfer mit dem Blute der Feinde! Ein Schlag mit dem Schwerte, und das Haupt des jungen Königs Johnes springt der Mutter in den Schooß; ein zweiter, und der Wärter des Kindes liegt blutend zu Hagens Füßen; dem Boten, der die Ladung nach Worms gebracht, wird die Hand abgehauen. Nun erheben sich wüthend auch die andern burgundischen Helden und fallen über die anwesenden Hunnen her, daß der Saal mit Leichen bedeckt wird. Chriemhilde fleht in Todesangst Dietrich um Schutz an, den er ritterlich gewährt; er verlangt, als unbetheiligt bei dem Kampfe, Friede für sich und seine Mannen; Dietrich nebst Chriemhilde und Egel, der bei diesen Vorgängen sich meist leidend verhält, verlassen den Saal. Der Kampf wird fortgesetzt, bis alle Hunnen erschlagen sind. Die Burgunden im Saale werfen die Leichname die Stiege hinab vor die Thür. Hagen stellt sich in die Pforte und ruft Schmähworte über die Feiglinge von Hunnen: er höhnt Egel, daß er feig die Seinen im Stich gelassen. Dieser greift nach seinem Schild und will zum Gefecht mit dem Uebermüthigen; aber Chriemhilde hält ihn zurück; zu ihren Hunnen aber spricht sie: „Wer den Hagen mir erschlägt und mir sein Haupt zur Stelle bringt, dem füll' ich mit Golde Egels Schild.“ Da waffnet sich Fring, Markgraf im Dänenland: dreimal zurück gedrängt, springt er immer von neuem auf Hagen los, bis er aus vielen Wunden blutend niedersinkt.

Die Nacht macht dem Getümmel ein Ende, und dumpfe Stille folgt, nur daß man das Blut aus dem Saale rieseln hört, das in Bächen in den Hof herabströmt. Die Helden im Saale legen

die Waffen ab; nur Hagen und Volker bleiben bewaffnet. Gunther bietet Frieden; doch Egel erklärt: die Sache steht ungleich; euer feiner soll lebend von hinnen kommen! „So thut uns die Liebe an,“ erwidert Gernot, „laßt uns hinunter ins Freie und macht mit uns ein Ende.“ Giselher wendet sich bittend zu Chriemhilde:

Getreu war ich dir immer, that Leid dir nimmermehr;
Ich ritt auch in dem Wahne zu diesem Hofe her,
Du wärest mir gewogen! so schenk' uns deine Gnade!

Doch Chriemhilde entgegnet:

„Ich schenk' euch keine Gnade, Ungnade ich gewann;
Mir hat von Troneg Hagen so großes Leid gethan
Daheim — und hier zu Lande erschlug er mir mein Kind:
Sie sollen's all' entgelten, die mit euch hergekommen sind.

Wollt ihr mir aber Hagen allein als Geißel geben,
So will ich's nicht verweigern, ich laß euch gerne leben;
Denn eure Schwester bin ich, derselben Mutter Kind,
So red' ich um die Sühne mit den Helden, die hier sind.“

„Verhüt' es Gott vom Himmel,“ sprach da Gernot,
„Und wären unser tausend, wir wollten alle todt
Vor deinen Freunden liegen, eh' wir den einen Mann
Dir als Geißel geben; das wird nimmer gethan.“

„Wir müssen doch ersterben,“ sprach da Giselher,
„So soll uns niemand scheiden von ritterlicher Wehr;
Wer gerne mit uns fochte, wir sind noch immer hie;
Verrieth ich meine Treue an einem Freunde doch nie!“

Chriemhildens Wuth ist nicht mehr zu beschwichtigen; sie läßt Feuer um den Saal legen, und der Wind facht die Flammen schnell zu hoher Höhe an. Hagen, noch ungebeugt im Angesicht des Todes, ruft den Andern zu: „Stellt euch an die Wand; laßt nicht die Brände euch aufs Haupt fallen; tretet sie aus in dem Blute!“ So geht die Nacht vorüber; das Holz des Saales ist ausgebrannt, und zwischen rauchenden Trümmern stehen noch die Kämpfer und erwarten den Todeskampf des letzten Tages.

Ugel wendet sich jetzt an seine letzte Hülfe, den Markgrafen Rüdiger, und Chriemhilde unterstützt seine Bitte.

„Ich mahne Euch der Treue, die Ihr mir geschworen,
Als Ihr mich Ugelin warbet, Ritter auserforen,
Daß Ihr mir dienen woltet, bis einer von uns todt:
Daran hatte ich Arme noch nie so höchlich noth.“

„Das ist unläugbar, ich schwur Euch, edles Weib,
Ich wollte für Euch wagen die Ehre und den Leib;
Die Seele zu verlieren, das habe ich nicht geschworen:
Ich brachte zu diesem Feste die Fürsten hochgeboren.“

Sie sprach: „Gedenke, Rüdiger, der großen Treue dein,
Der Stetigkeit, der Eide, daß du den Schaden mein
Zimmer rächen wolltest und auch all mein Leid.“
Da sprach der Markgraf: „Willig war ich Euch jederzeit.“

Der reiche König Ugel hub auch zu bitten an,
Sie boten sich zu Füßen beide dem kühnen Mann.
Man sah den edlen Markgrafen in rechtem Kummer stehn,
Es ließ der treue Rade dies Klagewort ergehn:

„O weh mir Gottverlassenen, daß ich muß das erleben!
Aller meiner Ehren muß ich mich begeben,
Aller Zucht und Treue, die Gott mir angebot,
O wehe Gott im Himmel, warum wendet es nicht der Tod?“

Da baten immer dringender der König und sein Weib;
Drob mußten Rüdigers Hände um Leben und um Leib
Noch manchen Rachen bringen, bis auch der Held erstarb,
Ihr möget hie wohl hören, was Jammer er erwarb.

Da sagte zu dem Könige der muthige Mann:
„Herr König, nehmet wieder, was ich von Euch gewann,
Das Land mit sammt den Burgen, nichts soll bei mir bestehn;
Ich will auf meinen Füßen fort in das Elend gehn.“

Da sagte König Ugel: „Wer hülfe alsdann mir?
Das Land mit sammt den Leuten, das alles gebe ich dir,
Daß du mich rächest, Rüdiger, an den Feinden mein;
Du sollst ein gewaltiger König zur Seite Ugels sein.“

Da sagte wieder Rüdiger: „Wie kann ich ihnen schaden?
 Ich habe nach meinem Hause als Gäste sie geladen,
 Ich habe Trank und Speise ihnen freundlich gegeben,
 Ich bot ihnen meine Gabe, wie stünde ich ihnen nach dem Leben?

Ich habe Gifelheren die Tochter mein gegeben,
 Ich konnte sie nicht besser verbinden in dem Leben,
 Was Zucht betrifft und Ehre und Treue auch und Gut.
 Nie war ein junger König so tugendlich gemuth.“

Da sprach Chriemhilde wieder: „Rüdiger, edler Degen,
 So möge unser Jammer zum Mitleid dich bewegen,
 Meiner und der des Königs; gedenke wohl daran,
 Daß also schlimme Gäste nimmer ein Wirth gewann.“

Da sagte der Markgraf Rüdiger zur edlen Königin:
 „Rüdigers Leben muß heute noch dahin.
 Was Ihr und auch mein Herr mir Liebes angethan,
 Dafür muß ich sterben: es hält nicht länger an.

Ich weiß wohl, daß noch heute meine Burgen und mein Land
 Anheim Euch fallen müssen durch irgend welches Hand.
 Ich befehle Euch auf Gnade mein Weib und auch mein Kind
 Und alle die Verlassenen, die zu Bechlarern sind.“

„Nun lohne Gott dir, Rüdiger!“ der König sagte so.
 Er und auch die Königin, die wurden beide froh;
 „Uns sollen all die deinen gar wohl empfohlen sein;
 Auch trau' ich meinem Heile, daß du wohl magst gedeihn.“

Er setzte auf die Wage die Seele und den Leib;
 Da begann zu weinen König Egels Weib.
 Er sprach: „Was ich beschworen, wohl an denn, es geschehe!
 Wehe meinen Freunden, die ich ungern hie bestehe.“

Man sah ihn von dem Könige in großer Trauer gehn.
 Da fand er seine Recken nahe bei ihm stehn.
 Er sprach: „Ihr sollt euch waffnen, all meine Mannen ihr;
 Ich muß die kühnen Burgunden leider bestehen hier.“

Er rückt darauf mit seinen Mannen heran und kündigt den
 Bedrängten den Kampf an. „Das verhüte Gott vom Himmel,
 ruft Gunther, „daß Ihr Eurer Freundschaft also entgegen handelt.“

„Es ist nicht mehr zu wenden,“ spricht Rüdiger, „ich muß mit euch streiten, wie ich den Schwur gethan.“ So muß denn die neu gewonnene Freundschaft der Treue des Vasallen und der Treue der Könige gegen die Ihrigen nachstehen; sie trennen ihr Schicksal nicht von dem ihrer Mannen, und Giselher nimmt Abschied von dem neuen Liebesbunde, das ihn an Rüdiger geknüpft, um die Königstreue zu bewahren. Hagen ist sein Schild schon von den Hunnen zerhauen, da bietet ihm Rüdiger den eigenen Schild:

Als er den Schild zu geben so willig sich erbot,
Da wurden viele Augen von heißen Thränen roth;
Es war die letzte Gabe; es durfte niemals mehr
Einem Ritter Gabe bieten der edle Rüdiger.

Wie grimmig auch Hagen, wie zornig war sein Muth,
Ihn erbarmte doch der Gabe, die der Ritter gut
So nahe seinem Ende noch an ihn gethan;
Mancher edle Ritter mit ihm zu trauern begann.

Hagen tritt aus dem Kampfe; seine Hand soll den edlen Markgrafen nicht berühren. Der Streit beginnt, Todte auf beiden Seiten; Gernot fällt von Rüdigers Hand, und dieser todverwundet giebt ihm noch den Todesstreich mit letzter Kraft zurück. Alle Mannen Rüdigers liegen erschlagen.

Ueber den erschlagenen Helden erhebt sich Wehgeschrei am ganzen Hofe. Dietrich kommt mit seinen Gothen voll Rachedurst wegen des Todes seines edlen Freundes. Er begehrt den Leichnam zur Bestattung, aber mit Hohn weist ihn Volfer zurück. Da greifen die Gothen an, von Hildebrand geführt. Volfer fällt von seiner Hand: grimmig stürmt Hagen vor, dessen Tod zu rächen: die erschlagenen Gothen bedecken den Saal, Hildebrand flieht mit einer schweren Wunde, und im Königsssaale stehen einsam über den Leichen Hagen und Gunther.

Nun geht endlich Dietrich allein ihnen entgegen. Er verlangt Sühne für das Weh, das sie ihm gethan, ihm den Freund und seine Mannen erschlagen; sie sollen sich ihm als Geißeln ergeben,

dann will er sich verbürgen, daß niemand ihnen bei den Hunnen ein Leides thun solle, und sie selbst heimgeleiten in ihr Land. „Verhüt' es Gott,“ entgegnete Hagen, „daß sich dir zwei Männer feig ergeben sollten, die noch in Waffenwehr dir gegenüber stehen.“ Es kommt daher zum Gefecht. Dietrich schlägt dem Hagen eine tiefe Wunde: „Dich schwächte lange Noth,“ dachte er bei sich, „mir brächt' es wenig Ehre, gäb' ich dir hier den Tod.“ Er bindet ihn und führt ihn gefangen vor die Königin.

Da sprach der Degen Dietrich: „Nun lasset ihn am Leben,
Edle Königstochter! Es mag sich wohl begeben,
Daß Euch sein Dienst ersetzet das Leid, das er Euch that;
Er soll es nicht entgelten, daß Ihr ihn gebunden saht.“

Gunther hat dasselbe Schicksal. Abgesondert läßt Chriemhilde sie in Haft bringen. Aber nun erst soll ihre Rache sich ganz sättigen. Zuerst läßt sie dem Bruder das Haupt abschlagen und trägt es am Haare vor Hagen. Sein letztes Geheimniß will sie ihm durch die Todesfurcht noch abzwängen; er soll bekennen, an welcher Stelle er den Nibelungenhort in den Rhein versenkt hat. Aber sein starrer Sinn bleibt ungebeugt; er kann nicht um Gnade bitten. Daß er völlig mit dem Leben zum Abschluß gekommen ist, sagen uns seine letzten tragiisch düsteren Worte:

„Du hast's nach deinem Willen zu Ende nun gebracht,
Es ist ganz so ergangen, wie ich mir hatte gedacht.
Den Schatz weiß niemand, als Gott und ich allein,
Er soll dir bösem Weibe auf immer verhöhlen sein.“

Sie sprach: „so habt Ihr üble Vergeltung mir gewährt,
So will ich doch behalten Siegfriedens Schwert.
Das trug mein holder Trauter, als ich zuletzt ihn sah,
An dem mir Herzensjammer über alles Leid geschah.“

Sie zog es aus der Scheide, schwang es in den Händen, und das Haupt des Helden lag ihr zu Füßen. Der alte Hildebrand springt auf, zornig, daß die Fürbitte seines Herrn unbeachtet geblieben und der tapferste der tapfern Helden dem Arm des rächenden Weibes erliegen muß. Die Rache kommt endlich auch

über sie, die Rächerin; von Hildebrands Schwerte getroffen sinkt sie neben der Leiche ihres Todfeindes nieder. —

Mit Leide, so schließt unser Gedicht, war beendet des Königs Freudenfest, wie stets die Freude zuletzt Leiden giebt. Das ist, wie es Graf v. Platen in schöner Kürze bezeichnet:

— das gewaltige Lied von der mächtigen Frau, die erst als zarteste
Jungfrau
Dasteht und verschämt voll schüchterner Huld dem erhabenen Helden die
Hand reicht,
Bis dann sie zuletzt, durchs Leben gestählt, durch glühende Rache gehärtet,
Grauvoll auftritt, in den Händen ein Schwert und das Haupt des ent-
haupteten Bruders.

Wenn gleich wir den Werth des Gedichts nicht so hoch anschlagen dürfen, um es der griechischen Ilias gleichzustellen, so bleibt es doch eines der herrlichsten Denkmale epischer Volkspoesie. Wer es genießen will, muß vor Allem Sinn haben für die kindliche Treuherzigkeit der alten Heldenzeit, die mit einer Heldenkraft vereint war, welche im Angesichte des Todes nicht wankte, sondern wuchs. Wenn uns auch manches Rauhe und Harte zurückstößt, so wird es auch reichlich wieder vergütet durch die überall durch das Gedicht verstreuten Züge herzlicher Einfalt und Innigkeit; selbst mit der Grausamkeit der Rache versöhnt uns die über das Grab hinaus fortdauernde treue Liebe. Auch in diesem Gemälde vielfach verschlungener menschlicher Geschehnisse ergreift uns das, was die Poesie in ihren erhabensten Darstellungen uns vorführt, der Wechsel von Freude und Leid, die Vergänglichkeit des Schönen, die Zerstörung menschlicher Hoffnungen. Es schwebt über der ganzen Dichtung das Gefühl eines geheimnißvollen Geschicks; alle Ereignisse drängen zum tragischen Ausgang, bis sie selbst, die als rächender Dämon die Fäden der Handlung in die Hand nahm, am Ziel ihrer Wünsche das Opfer ihres leidenschaftlichen Strebens ward.

Gudrun, das in Ton und Haltung verwandte Volksepos, hat nicht das Tragische und Furchtbare, wie das Nibelungenlied, nicht jene gewaltigen Heldengestalten. Hier ist Alles sanfter, friedlicher und idyllischer; nicht der Untergang mächtiger Geschlechter soll uns erschüttern, sondern nur das Leiden und stille Dulden eines edlen Weibes uns rühren. Die Schauplätze der Sage liegen fern ab von dem Getümmel der großen Völkerzüge; es sind die Küsten der Nordsee und der benachbarten Meeresbuchten von Dänemark bis nach Irland, welche frühzeitig durch den Seeverkehr mit einander in Berührung kamen und, wie die Waaren, auch ihre Sagen austauschten. Die Begebenheiten, welche sie mit einander in Streit brachten, waren nicht Eroberungszüge, wie in den Ländern an Rhein und Donau, sondern räuberische Ueberfälle, welche nicht selten die Jungfrauen als willkommenen Beute heimführten. Solche Sagen konnten ihrer Natur nach nicht in dem Maße Gemeingut der Nation werden, wie die Sagen von Siegfried und Dietrich. Die Gudrunssage hat den Strich an der Nordsee nur selten verlassen und ward wohl erst durch die Volksdichter der hohenstaufischen Zeit nach dem südlichen Deutschland gebracht.

Der Inhalt dieses Gedichts besteht aus drei ursprünglich vereinigten Sagen, die nur lose mit einander verknüpft sind. Der erste Theil, die Sage von König Sigeband und der Jugend seines Sohnes Hagen, ist wahrscheinlich britischen Ursprungs und scheint von den britischen Inseln nach Dänemark gebracht zu sein. Der mittlere Theil, die Erzählung von Hagen und Hilda, ist der älteste Theil des Gedichts und läßt sich bis ins achte Jahrhundert hinauf verfolgen, wo sie schon im skandinavischen Norden der Gegenstand einer weitverbreiteten Sage war. In diesem finden sich daher am meisten noch Anklänge an den Mythos der heidnischen Zeit. Diese beiden Theile erscheinen in dem Gedichte nur als Einleitung und Vorbereitung zu dem umfangreichsten dritten Theile, welcher von dem Geschick der Gudrun handelt. Das Nähere erläutert eine Uebersicht des ganzen Gedichts (Proben nach Simrocks Uebersetzung).

König Sigeband von Irland läßt ein großes Hoffest halten. Die Freude wird aber in Trauer verwandelt; ein wilder Greif kommt geflogen, ergreift den jungen Königssohn Hagen und trägt ihn in sein Nest. Durch ein wunderbares Geschick rettet sich der Knabe und wird von drei Jungfrauen, welche in der wüsten Gegend, eben so wunderbar dem Greif entronnen, ihr Leben fristen, aufgenommen und aufgezogen. Als stattlichen Jüngling führte ihn ein Schiff, das an der unwirthbaren Küste landete, sammt den Jungfrauen in die Heimat zurück. Groß ist die Freude über den wiedergefundenen Sohn; Feste und Kampfspiele folgen und zuletzt die Vermählung Hagens mit einer der Jungfrauen, der schönen Hilde aus fernem Jnderlande. Darauf übergab der alte König dem Sohne das Reich; dieser regierte strenge und gerecht, und im Kampfe gegen Feinde focht er als Mitter brav und gut. Einer Tochter, die ihm geboren wurde, gab er den Namen ihrer Mutter Hilde, und da sie zu einer schönen Jungfrau herangewachsen war, schwur Hagen: es sollte sie Keiner haben, der schwächer wäre, als er. Viele Mitter und ihre Boten verloren ihr Leben; denn er tödtete die Freier im Zweikampf und ließ ihre Boten hängen. Nun bekam auch Hetel, König der Hegelingen, an der friesischen Nordseeküste, Verlangen, um Hilde zu werben. List mußte zum Ziele führen. Die Werbung übernahmen der tapfere Wate, auch Frute und der sangreiche Horand, und als Kaufleute verkleidet schifften sie nach Irland. Angekommen und gut aufgenommen dajelbst, wäre es ihnen doch nicht gelungen, die schöne Hilde insgeheim zu sprechen, wenn nicht Horand durch seine Lieder sie gewonnen hätte.

Da sich die Nacht geendet und es begann zu tagen,
 Begann Horand zu singen; in Bäumen und in Hagen
 Schwiegen alle Vögel bei seinem süßen Sange;
 Die Leute, die da schliefen, die lagen jezo nicht mehr lange.

Schön klangen seine Töne, je höher, desto baß;
 Hagen hörte es selber; bei seinem Weibe er saß.
 Aus der Kammer mußten hervor sie auf die Zinnen;
 Der Gast war wohl berathen; die Maid vernahm's, die Zier der Königinnen.

Des wilden Hagen Tochter und ihre Jungfräulein
 Die saßen da und lauschten, wie die Vögelein
 Vergaßen in dem Hofe des Königs ihr Getöse;
 Wohl hörten auch die Helden nie, wie des Dänen Vieder, also schöne.

Die Thiere in dem Walde die Weide ließen stehn,
 Und das Gewürm, das sollte in dem Grase gehn,
 Die Fische, die da sollten in dem Wasser fließen,
 Die ließen ihre Reise; so durfte keiner Kunst er wohl genießen.

Da ließ die schöne Hilde, um noch mehr Lieder von ihm zu
 hören, ihn heimlich durch einen listigen Kämmerer zu Abend
 kommen und als er mit ihr allein war, brachte er seine Werbung
 an. Sie ward willig gemacht, ihm zu folgen, und so wurde sie,
 als sie des andern Tags mit ihren Jungfrauen die fremden
 Schiffe beschaute, von himmen nach Hegelingen geführt. Wohl setzte
 ihnen Hagen nach, allein er mußte dem kühnen Wate beinahe
 unterliegen; denn der Kampf war furchtbar, und die Frauen
 weinten heftig, da sie die Schwerter hörten so erklingen.

Die schöne Hilde selber in ihrer Traurigkeit
 Rief jetzt dem Helden Hetel zu, daß er befreit'
 Ihr aus der Noth den Vater vor Wate dem greisen;
 Er hieß nach seinem Fährdrich das Volk zum harten Sturme weisen.

Der edle König Hetel stritt ritterlich den Streit;
 Er kam zum alten Wate; das war dem Helden leid.
 Der Recke rief zu Hagen: bei Eurer eigenen Ehre
 Laßt jetzt den Haß sich enden, damit nicht unsrer Freunde sterben mehre.

Laut fragte da Herr Hagen, grimmig war sein Muth,
 Wer solch Geheiß ihm stelle. Da sprach der Degen gut:
 Ich bin's, der König Hetel vom Hegelingenlande,
 Der seine werthen Vettern so weit hinweg um Hildes willen sandte.

Da sprach der stolze Ritter: ich habe es wohl vernommen,
 Daß sie in guter Absicht um sie sind hingekommen.
 Um dieser Helden willen Eure Ehre ist unzerronnen;
 Ihr habt durch seine Künste mir meine liebe Tochter abgenommen.

Jeko sprang Hetel näher, gleich also Mancher thut,
Um den Streit zu scheiden; ergrimmt in seinem Muth
War noch der kühne Wate, doch wichen sie von dannen;
Da stand bald auf Herr Hagen vom Frenland mit allen seinen Mannen.

Hetel der tapfere König den Helm sich jetzt abband;
Frieden hört man ausrufen über all das Land.
Hilden sagte ihr Vater, daß aller Streit aus wäre;
Da hörten die Frauen in langer Zeit nicht so erwünschte Märe.

Hilde war nun an der Seite Hetels Königin von Hegelingen
und wohnte in Matelane. Zur Gespielin ließ Vater Hagen ihr
Hildburg von Portugal zurück, die eine der drei Jungfrauen war,
welche Hagen einst in der Wüste hegten, und so wie Hilde, Gudruns
Mutter, unvergängliche Schönheit hatte.

Hagen nahm gerührt von seiner geliebten Tochter Abschied
und kehrte heim. Zu Hause erzählte er der Gattin, wie gut Hilde
aufgehoben und gehalten sei in Hegelingen. Hetel und Hilde
erhielten zwei Kinder.

Das eine ward ein Knecht und hieß Ortwein;
Den befahl er Waten, der zog das Kindelein,
Daß nach hoher Tugend sich seine Sinne wandten;
Man lehrte ihn in der Jugend, drum ward er auch ein Degen stets bei Handen.

Die schöne Tochter aber mit Namen ward genannt
Gudrun die schöne von Hegelingenland.
Im Dänenland die Vettern Heteln den Dienst erwiesen,
Daß sie sie ihm erzogen, das ließen sie sich nicht verdrießen.

Nun wuchs heran die Jungfrau, gar schön ward sie von Leib,
Daß sie loben mußten beide, Mann und Weib,
So daß man sie auch ferne von ihrer Heimat kannte:
Sie war geheiß'n Gudrun und ward erzogen in dem Dänenlande.

Sie wuchs, daß sie wohl konnte kräftig tragen ein Schwert,
Als wäre sie ein Ritter; drum ward sie auch begehrt
Von gewaltigen Fürsten vielfältig schon zur Minne;
Doch Viel', die um sie warben, die fanden ihren Schaden nur darinne.

Wie schön auch war Frau Hilde, des Königs Hetel Weib,
 So wurde doch weit schöner Gudruns süßer Leib;
 Auch schöner, als die Ahne Hilde im Frenreiche;
 Unter allen Frauen, das sagte jeder, fand man keine gleiche.

Darum hielt sie auch König Hetel so hoch, wie Hagen einst die Mutter, und viele Bewerber wurden abgewiesen. Das widerfuhr zuerst dem Mohrenkönig Siegfried, der diese Schmach später grausam rächte. Der zweite ist Hartmut, König Ludwigs von der Normandie Sohn, den besonders seine Mutter Gerlinde aus Stolz, die gepriesene Schönheit zur Schwiegertochter zu haben, ermuthigt, Alles anzuwenden, um zu ihrem Besitze zu gelangen. Dieses Weib ist der einzige intrigante Charakter; der Dichter nennt sie eine Teufelin; aber auch ihre Leidenschaften sind so natürlich dargestellt und mit so vielen milderer Zügen verschmolzen, daß sie nie ganz verabscheuungswürdig erscheint. Hartmuts Vate wird abgewiesen, weil der Rang seines Fürsten nicht hoch genug gilt, obwohl Gudrun ihm nicht abgeneigt ist. Hartmut nahm sich aber vor, an Hetel Rache zu nehmen, doch mit dem Wunsche, nicht der schönen Jungfrau Huld zu verlieren. Glücklicher war Herwig, König von Seeland, der, nachdem er vergebens um Gudrun geworben, mit seinen Mannen nach Hegalangen zieht, plötzlich vor der Stadt Matelane steht und sie mit Sturm einnimmt. Da scheidet Gudrun die Kämpfenden und wird Herwig anverlobt, doch so, daß er erst nach Hause fahren müsse und eine Jahresfrist geben zu den Hochzeitsrüstungen. Inzwischen war König Siegfried von Mohrland in Herwigs Reich eingefallen, hatte Alles verwüstet und Herwig mit seinen Mannen in offener Schlacht besiegt, so daß dieser auf seine Warte entrinnen mußte. In der Bedrängniß sandte er Boten zu König Hetel, er möge ihm zu Hülfe kommen. Mit Thränen in den Augen bat Gudrun ihren Vater auszuziehen, dieser verspricht es ihr; der alte Wate, Horand und alle die Mannen, die er hat, auch sein Sohn Ortwein gesellen sich zu ihnen und ziehen hin nach Seeland.

Alle Helden kämpften ritterlich, Siegfried nahm die Flucht und suchte eine Beste, seine Wunden zu heilen. Während nun

aber Hetel die Mohren ängstete und belagerte, kam der rüstige Hartmut mit seinem Vater Ludwig in das Land der Hegelingen, weil er gehört hatte, daß Hetel abwesend sei, und stand plötzlich vor Matelane. Ehe er aber Gewalt gebrauchte, ließ er der Königin Hilde sagen: er komme, um der schönen Gudrun Hand zu bitten; würde ihm aber die nicht werden, so sollte sie ihn mit seinen Ketten am dritten Morgen selber sehen.

Die Boten kehren zurück. Hartmut dringt nun mit seinen Mannen in die Stadt, raubt Gudrun und Hildburg, läßt Stadt und Land verwüstet zurück und eilt zu Schiffe in seine Heimat. Davon sendet Hilde ihrem Gemahl Botschaft; racheischnaubend erheben sich die Helden Hetels und Herwigs; allein es fehlten Schiffe, sie eiligt nach der Normandie hinzuführen. Da nahm der kühne Wate neun Schiffe, die an der Küste im Hafen lagen und fromme Pilger führten, mit Gewalt und auf diesen geraubten Fahrzeugen eilten nun die Helden den Räubern nach; auf dem Wulpenfand (einer Küstengegend etwa an der Mündung der Schelde) erreichten sie dieselben. Nun folgt ein grimmiger Kampf, bis endlich Hetel selbst von König Ludwig erschlagen wurde.

Hetel und Ludwig schwangen hoch jetzt in der Hand
Ihre scharfen Schwerter; jeder von ihnen fand
An der Kraft des andern recht deutlich, wer er wäre.
Darauf schlug Ludwig Hetel; da hub sich eine kummervolle Märe.

Da von Matelane der Herrscher war erschlagen,
Erfuhr's die Wohlgethane; da hörte laut man klagen
Die schöne Jungfrau Gudrun und ihre Mägdlein alle;
Ja man war kaum geschieden, die Feinde weinten auch ob diesem Falle.

Da der grimme Wate erfuhr des Königs Tod,
Begann er wie ein Eber zu brüllen; Abendroth
Machte er von Helmen schimmern mit Schlägen so geschwinden;
Er und die Seinen alle ließen sich gar zornig jetzt erfinden.

Was auch die Helden thaten, was konnte helfen das?
Von dem heißen Blute der Wert wurde naß.
Nichts wollten mehr von Frieden die braven Hegelingen;
Von dem Wulpenfande wollten sie Gudrun gern nach Hause bringen.

Die Waleiser von Sturmland rächten des Königs Tod;
 Die vom Dänenlande waren in der Noth
 Bei den Hegelingen und denen aus Nordlanden;
 An der Hand zerbrachen die Schwerter oft den Helden ohne Schanden.

Seinen Vater wollte rächen kühn Ortwain;
 Da kam Horand gezogen mit vielen Helden sein.
 Der Tag war jetzt zu Ende, es kamen die Nachtstunden;
 Da wurden erst geschlagen noch von den Helden viele tiefe Wunden.

Einer von den Dänen auf Horand schnell zusprang,
 Und in der Faust gewaltig ihm sein Schwert erklang;
 Er hielt ihn für den Gegner; doch alsbald zur Stunde
 Horand, der kühne Degen, schlug ihm eine tiefe Wunde.

Da er so den Vetter hatte selbst erschlagen,
 Rief er dessen Fahne hinter der seinen tragen.
 Nun kannte er, wen er hatte getödtet, an der Stimme;
 Darum beklagte Horand den Todten, der erlegen seinem Grimme.

Laut rief König Herwig: hier geschiehet Mord,
 Seit der Tag von hinnen ist gegangen fort;
 Es schlägt jeder den Andern, sei fremd er oder eigen;
 Währt das bis an den Morgen, wird nicht der dritte sich mehr lebend zeigen.

Wo man den kühnen Wate in dem Kampf vernahm,
 Drängte man sich zur Seite, wo die Noth ankam;
 Sein schonungsloses Zürnen niemand zu dulden mußte;
 Er brachte Manchen dahin, wo er immer bleiben mußte.

Drum ward der Kampf geschieden, bis es würde Tag;
 Viel Volks auf beiden Seiten tödtlich verwundet lag,
 Erschlagen von den Fremden; es fehlt' des Mondes Scheinen,
 Der Tag war hingegangen; so ward besiegt der Gast mit all den Seinen.

Mit Mühe die Ergrimnten verließen jetzt den Streit,
 Wiewohl der Helden Hände müd' waren schon zur Zeit;
 Doch wollten sie nicht weiter von einander geen,
 Als daß, wo Feuer brannten, man Helm und Schilde konnte deutlich sehen.

In der Nacht entwichen die Normannen und nahmen die
 Jungfrauen mit sich, und als die Hegelingen am andern Morgen
 den Kampf erneuern wollten, fanden sie keinen Feind mehr. Da

nun keine Möglichkeit war, sie zu erreichen, begannen sie die Todten, so Freund als Feind, zu begraben.

Als die Helden dann heimgekommen nach Heggelingen und die traurige Botschaft von des Königs Tode und von der großen Niederlage mitbrachten, war große Wehklage in Matelane und ganz Heggelingen, und die Königin Hilde war nicht zu trösten. Es ward dann beschloffen, sobald die Jugend herangewachsen wäre, — denn fast alle waffenfähige Mannschaft war auf dem Wulpenfand geblieben — mit einem Heereszuge nach der Normandie zu fahren und Gudrun mit ihren Jungfrauen zu befreien. Allein es währte 14 Jahre, bis dieser Heereszug zu Stande kam, und Gudrun litt mit ihrer Freundin Hildburg und allen ihren Jungfrauen während der Zeit unsäglich Schmach. Gleich als sie in Normannenland angekommen, warf sie der alte König Ludwig, darüber ergrimmt, daß sie sich freimüthig erklärte: „Ehe ich Hartmut nähme, wäre ich lieber todt“, in die See; nur mit Mühe rettete sie der herbeieilende Hartmut. Eben so hart, ja grausam wurde sie von der Königin Gerlinde behandelt; die einzige Schwester Hartmuts, Ortrun, hatte Mitleid und suchte, gleich ihrem Bruder, ihr Leiden zu lindern; denn die Königstochter mußte mit ihren edlen Jungfrauen Garn winden, Flachs hecheln, Wasser tragen und andere niedrige Dienste verrichten.

Als Hartmut, von einer Heerfahrt zurückkehrend, von diesen Mißhandlungen hörte, war er ungehalten. Er ging zu Gudrun und versuchte die Liebe der Jungfrau zu gewinnen, indem er ihr versprach, all die angethanen Leiden reichlich zu versüßen, wenn sie wollte Königin werden. Allein Gudrun war unbeweglich. Nichts konnte sie von ihrer Treue gegen Herwig abbringen; zugleich warf sie ihm den Tod ihres Vaters vor: „könnte ich,“ sprach sie, „den zum Gatten nehmen, dessen Vater den meinigen erschlagen?“ und ferner:

Es war doch immer Sitte von frühesten Zeiten an,
Daß ein Weib nicht nehmen sollte einen Mann,
Es wär' denn beider Wille; und das ist Recht und Ehre.

Da wandte sich Hartmut zornig von ihr und sprach: „nun kümmert es mich wenig, was man an Euch thut.“ Als darauf auch die sanfte Ortrun vergebens sie an den Hof zog und umsonst ihr zuredete, freundlicher gegen Hartmut zu werden, verurtheilte sie die böse Gerlinde, die Kleider für Hof und Gesinde zu waschen, gleich einer Magd, und weil Hildburg sie laut deshalb beweinte, wurde sie ihr zu diesem Dienste beigeßellt, was sie auch mit Freuden annahm. Es ist rührend, wie die Treue dieser theilnehmenden Freundin geschildert wird.

Raum konnte sie erwarten, bis die Nacht begann,
Daß die edle Gudrun einigen Trost gewann.
Zu ihr ging Frau Hildburg in eine Kammer stille:
Da ergossen beide über den Dienst der Klagen reiche Fülle.

Hildburg, die hehre, mit vielen Thränen sprach:
Traun, mich schmerzet heftig dein großes Ungemach;
Doch hab' ich von der Teufelin erbeten, daß am Strande
Du sollst allein nicht leiden; ich werde mit dir waschen die Gewande.

Darauf sprach die Verbannte: das lohne dir Herr Christ,
Daß ob meinem Leiden so betrübt du bist!
Willst du mit mir waschen, das giebt uns Freude gute
Und kürzet uns die Weile, und uns ist desto besser auch zu Muth.

Da ihr nun war erlaubt, daß sie das Gewand
Mit der Freudelosen durfte an den Strand
Tragen und auswaschen in ihren großen Leiden,
Da mußten, was die Andern auch thaten, immer waschen diese beiden.

Da nun ihr Gesinde Muße indeß gewann,
Weinten sie doch heftig, wenn sie sie stehen sahn
Und waschen an dem Ufer; sie huben laute Klagen
Und hätten gern für jene die schwersten Mühen in der Welt getragen.

Es währte das so lange, das ist gewißlich wahr,
Daß sie waschen mußten wohl fünf ein halbes Jahr,
Sie reinigten die Kleider für König Hartmuts Helden.
Nie mußten mehr sie dulden und tragen größte Noth die Auserwählten.

Indessen kam die Heerfahrt in Hegelingen zu Stande und die
Helden Herwig, Ortwein, Horand, Frute, Frold und der grimmige

Wate landeten nach großen Gefahren endlich in der Normandie, in einer Bucht, die durch einen Wald so gedeckt war, daß sie von den Bewohnern des Landes nicht gesehen wurden. Nachdem sie berathschlagt, wurden sie darüber eins, erst ins Land Boten zu senden, um genaue Rundschaft zu haben, wie stark der Feind sei und ob Gudrun noch lebe. Die Könige Herwig und Ortwein wollten selber die Botschaft übernehmen und bestiegen eine Barke, um längs der Küste näher der königlichen Burg zu fahren. Eben waren Gudrun und Hildburg am Strande und wuschen unter Thränen, wie sie geheißen waren, als ein Vogel als Bote von Gott daher geschwommen kam, der ihnen mit menschlicher Stimme die Ankunft der Freunde und ihre nahe Befreiung verkündete.

Voller Hoffnung gingen nun die Jungfrauen abends nach Hause. Am folgenden Morgen eilen sie wieder an den Strand mit ihrer Wäsche. Da Schnee gefallen ist, bitten sie die Königin um Schuhe. Umsonst — barfuß müssen sie durch den Schnee zum Strande waten. Sehnlich blicken sie über die Fluth und erblicken bald zwei Männer in einer Barke. Anfangs fliehen die Mädchen. Die beiden Männer aber, Herwig und Ortwein, rufen sie zurück und fragen zunächst nach dem Fürsten des Landes, dann auch nach Gudrun.

Oftmals blickte Herwig die Jungfrau forschend an:
 Sie schien so schön dem Degen und auch so wohlgethan,
 Daß es ihn im Herzen oft zum Seufzen brachte;
 Sie glich so sehr der Einen, an die er oft gar inniglich gedachte.

Da sprach Ortwein wieder: „Ist euch nicht bekannt:
 Ein fremdes Jngesinde kam zu diesem Land.
 Nach starker Heerfahrt brachte man sie zu diesen Reichen;
 Den heimatlosen Frauen mochte Jammer wohl das Antlitz bleichen.

Sie sprach: „Die ihr da suchet, die hab' ich wohl gesehn
 In großen Mühsalen, das will ich euch gestehn.“
 Sie selbst war ihrer Eine, die da Hartmut brachte,
 Ja, Gudrun war sie selber, daher sie dieser Dinge wohl gedachte.

Da sprach König Herwig: „Nun seht, König Ortwein,
Sollt' eure Schwester Gudrun noch am Leben sein
In irgend einem Lande von allen Erdenreichen,
So schwör' ich, diese wär' es; niemals sah ich ihr ein Weib so gleichen.

Sie sprach: „Wie Ihr auch heißet, Ihr seid untadelig.
Einem, den ich kannte, gleicht Ihr seltsamlich.
Er war geheissen Herwig und war von Seelanden;
Wenn der Held noch lebte, so löst' er uns aus diesen strengen Banden.

Da sprach der edle Ritter: „So seht meine Hand,
Ob Ihr das Gold erkennt. Herwig bin ich genannt.
Mit diesem Mahlschatz sollt' ich Gudrunen minnen:
Seid ihr denn meine Gattin, wohl an ich führ' Euch minniglich von hinnen.

Sie lächelte vor Freuden; da sprach das Mägdelein:
„Das Gold erkenn' ich wieder, vor Zeiten war es mein.
Nun sollt Ihr dieses sehen, das mein Geliebter fandte,
Da ich armes Mädchen mit Freuden war in meines Vaters Lande.“

Wie nach der Hand er schaute und das Gold ersah,
Herwig der edle sprach zu Gudrun da:
„Dich hat auch anders niemand als Königsblut getragen.
Nun hab' ich Freud' und Wonne gesehn nach langem Leid und bösen Tagen.“

Er umschloß mit Armen die herrliche Maid;
Was sie gesprochen hatten, gab ihnen Lieb' und Leid.
Auch deckt er ihr mit Küssen den Mund, die niemand zählte,
Ihr und Hildeburgen, der minniglichen Maid, der auserwählten.

Gern möchte Herwig seine Gudrun sogleich mitnehmen, allein
Ortwein will nicht stehlen, was ihm die Feinde im Sturme ge-
nommen, und wünscht auch die übrigen gefangenen Jungfrauen
zu retten. So fahren sie hinweg, und Gudrun wirft im stolzen
Selbstgefühl die Kleider, die sie waschen sollte, in die See.
Freilich droht ihr, als sie abends heimkam, von der zürnenden
Gerlinde die entehrendste Strafe; doch dieser entzieht sie sich, in-
dem sie willig erklärt, dem Hartmut ihre Hand zu geben. Nun
ist allgemeine Freude auf der Burg; alle gefangenen Jungfrauen
werden freigelassen, sie baden und kleiden sich königlich, und
Gudrun ist in ausgelassener Heiterkeit. Diese Freude schien

Gerlinden auf Verrath zu deuten; sie warnte ihren Sohn und meinte, Gudrun müsse heimliche Botschaft haben. Doch Hartmut läßt in seinem Herzen keinen Verdacht aufkommen, und alle gehen vergnügt zur Ruhe. Gudrun bleibt mit ihren Jungfrauen in einem gesonderten Gemache. Doch mit dem ersten Morgenstrahle stößt der Wächter ins Horn, die Burg ist belagert, König Ludwig und sein Sohn eilen mit den Gewaffneten zum Thore hinaus. Hier beginnt ein wüthender Kampf, Ortrun und Horand werden verwundet, auch Herwig kann nicht bestehen vor dem alten Ludwig, bis er sich endlich ermannt und mit erneuertem Angriff eindringt auf der Normannen König. Da fällt das Haupt des alten Ludwig, und der grimme Wate trennt Hartmut von dem Thore. Diesem Kampfe sehen die Frauen auf der Zinne und den Mauern zu. Wehgeschrei über Ludwigs Fall, steigende Angst um Hartmuts Leben. Da bietet Gerlinde großen Lohn, wer die Gudrun erschläge, und schon eilt Einer dahin mit blankem Schwerte, Gudrun und die Jungfrauen zu tödten. Aus den Fenstern sendet Gudrun ihren Hülfseruf, und der edle Hartmut ruft erzürnt zur Burg hinauf: es solle der feige Schurke mit dem Strange büßen, der es wagen würde, die Jungfrau zu verletzen. Während dessen kommt Hartmut selbst in große Noth; denn Wate dringt mit Macht auf ihn ein. Da stürzt Ortrun in den Saal und bittet Gudrun, da ihr Vater schon gefallen doch ihren Bruder zu retten. Gudrun fordert dazu den Herwig auf, der aber vergebens den grimmen Wate zur Schonung zu bewegen sucht. Unterdessen wird Hartmut gefangen genommen; Wate stürmt die Burg, und mordet was er findet, ohne selbst der Kinder zu schonen. Ortrun und Gerlinde flüchten sich zu Gudrun, aber der grimme Held mit knirschenden Zähnen, mit Mordsucht in den Augen und ellenbreitem Barte hört nicht auf Gudruns Bitten; er schleppt Gerlinden aus der Mädchenschaar und ermordet sie vor den Augen derselben; Ortrun aber bleibt verschont. Darauf folgt die Heimfahrt nach Hegelingen, auch der gefangene Hartmut wird mitgeführt; allein in Matelane angelangt und von Frau Hilde mit Freuden empfangen, löst sich Alles in Versöhnung

auf. Herzlich dankt Hilde den Helden, und selbst den wilden Wate, der sich vor ihr tief neigt, küßt sie vor Wonne. Als aber Gudrun die sanfte Ortrun zu ihrer Mutter führt, bittet sie: „Nun küßet die liebe Jungfrau auch, die hehre, die mir im Feindesland so viele Liebe hat erwiesen.“ Ja sie ruht nicht, um gleich einem versöhnenden Engel allen Haß zu schlichten und Alles in Liebe zu verbinden: daß ihr Bruder Ortwein und Ortrun, der gefangene Hartmut und die treue Hildburg sich vermählen, ist ihr Werk. So zog denn nach herrlichen Festen Herwig mit Gudrun, Hartmut mit Hildburg heim in ihr Land, in Hegelingen aber trugen Ortwein und Ortrun nach Hildes Willen die Krone.

Aus diesem kurzen Abrisse wird man entnehmen, welch reiches Leben sich in diesem Gedichte entfaltet. Im Ganzen ist wohl das Nibelungenlied großartiger und kolossaler, dafür tritt in der Gudrun mehr das Gemüthsleben hervor, und von großer Wahrheit und Anmuth sind die Schilderungen der Frauen. „Beide Gedichte, die Nibelungen und die Gudrun,“ sagt Gervinus, „dürfen für die Nation ein ewiger Reichthum heißen. Sie reichen gleichsam in jene alten Zeiten mit ihren Sitten, Thaten und Gesinnungen hinüber, aus denen die Stimme der mißgestimmten römischen Feinde die Tapferkeit, die Wildheit, aber auch die Treue und Verlässigkeit, die Zucht und Keuschheit unserer ehrwürdigen Ahnen rühmte. Wenn wir diese Dichtungen voll gesunder Kraft, voll biederer, wenn auch rauher Sinnesart, voll derber, aber auch reiner, edler Sitte betrachten neben dem schamlosen, eflen und windigen Inhalt der britischen und neben den schalen, läppischen und zuchtlosen Stoffen der französischen Romane, ja neben dem bigotten fränkischen Volksepos, so werden wir ganz andere Zeugnisse für die angestammte Vortrefflichkeit unseres Volkes reden hören, als die dürrn Aussagen der Chronisten, und im Reime werden wir bei unsern Vätern schon die Ehrbarkeit, die Besonnenheit, die Innigkeit und alle die ehrenden Gesinnungen finden, die uns noch heute im Kreise der europäischen Völker auszeichnen. Diese herrlichen Stoffe uralter Dichtung lassen, wenn sie auch nicht geistige Routine zur Schau tragen (wie das die fremden Poesien jener

Zeit besser können), auf eine Fülle des Gemüthes und auf eine gesunde Beurtheilung aller menschlichen und göttlichen Dinge schließen, die ein Erbtheil der Nation geblieben sind, das mit jedem neuen Umfatz wuchernd zu einem weiten Vermögen heranwächst.“

IV. Höffische Dichtung. Rittergedicht und Lyrik (Minnegefang).

Wie Spanien und Frankreich die Heimat des Ritterwesens sind, wo zuerst die Fahne des Kreuzes erhoben ward, ein Symbol des höchsten irdischen Kampfes, so ist auch hier der Boden der Dichtung, die ihn verherrlichte. Dem Süden gehört vornehmlich die ritterliche Lyrik an. Der Norden Frankreichs ist das Land der Ritterfage. Ein germanischer Grundton war geblieben in dem Charakter der romanisirten Franken; die Normannen kamen hinzu und übertrugen ihre Liebe zu der Heldensage auf die Sagenfülle, der sie in den neugewonnenen Wohnsizen begegneten. Die Bretagne bildete eine Brücke für die thatenreiche Sage, welche aus dem Kampfe der Briten gegen die übermächtigen Fremdlinge hervorgewachsen war und von den Barden mit all der Anhänglichkeit, die ein unterjochtes Volk für seinen letzten verzweiflungsvollen und im Unglück noch ruhmvollen Kampf hegt, fort und fort gepflegt wurde. Aber auch die römische Bildung hatte dorthin die anziehenden Erzählungen von Troja's Untergang, von Aeneas' Irrfahrten, von Alexanders Heerzügen gebracht, und gerade dies waren Begebenheiten, in denen der Orient seine großartigsten Unternehmungen, seine Kämpfe im Orient wiedererkannte und eine christliche Ritterschaft mit der Macht des heidnischen Ostens streiten sah. In die hiermit angedeuteten Gruppen theilt sich vorzugsweise die romantische Sagenwelt: die fränkische Karlsfage, die britische Artus- und Graalfage, die antike (griechisch-römische) Sage.

Die fränkische Karlsfage gehört mehr dem französischen als deutschen Boden an; diesseits des Rheins ist Karl nicht der Held des Ritterromans, sondern er wurde verehrt als der Begründer

des deutschen Weltreichs, der ersten Macht der Christenheit. Dagegen hat das französische Epos von dem historischen Karl wenig übriggelassen. Nicht seine Siege über die Sachsen, Longobarden und Avaren hob es hervor, sondern den einzigen, halbmißlungenen Zug nach Spanien, um diesen als einen entscheidenden Sieg über das saracenische Heidenthum in ein glänzendes Licht zu stellen. Zwar erscheint Karl in manchen poetischen Erzählungen, besonders in der auch aus deutschen Darstellungen bekannten Sage von den Haimonskindern, zugleich als der Begründer weltlicher Herrschaft im Kampfe mit übermüthigen Vasallen, die ihn hart bedrängen, so daß er seine Obmacht nur mit Mühe behauptet; allein der Kampf mit den Heiden und der Sieg des Christenthums ist doch der eigentliche Mittelpunkt dieses epischen Sagenkreises. Die französische Poesie hat ihn fleißig ausgebeutet; die deutsche Poesie hat ihn mehr bei Seite gelassen, da er kein volksmäßiges Interesse gewann. Das nach einer französischen Quelle bearbeitete Rolandslied des Pfaffen Konrad, später von dem Stricker bearbeitet, die Erzählung von Karls Heldenthaten in Spanien und Rolands letztem todesmüthigen Kampfe bei Roncevall, ist schon oben erwähnt worden.

Noch phantastischer ist das christliche Ritterthum in der Artus- und in der Graalsage ausgeschmückt. Nur dürftig ist die historische Grundlage dieses Wunderbaus der Mittersage; selbst um die innere Wahrheit unbekümmert, schwebt sie als ein reizendes Phantasiebild dahin und wird der Rahmen für die abenteuerlichsten Ritterfahrten, für eine Wunderwelt, in der der Zauber das eigentlich Wirkliche geworden ist. Die geschichtliche Forschung kann höchstens anerkennen, daß ein britischer König Arthur oder Artus das Christenthum und die Freiheit seines Landes gegen die eindringenden Sachsen und Angeln verteidigte. Die britischen Warden in Wallis und Bretagne, sowie die ihnen sich anschließenden französischen Dichter knüpften an seinen gezeigten Namen fast Alles, was als Ritterdichtung glänzen sollte. Dürftig sind noch die bretagnischen Volkslieder, in denen Abenteuer auf Abenteuer in verworrener Weise ohne ethische Grundlage

gehäuft werden. Erst die französischen Dichter des zwölften Jahrhunderts erkannten hierin einen willkommenen Stoff, um die Schaustellung des Hoflebens und des weltlichen Mitterthums zu poetischer Darstellung zu bringen und die Schilderung abenteuerlicher Thaten willkürlich anzureihen. Das Rittergedicht führt daher seinen Helden in den Kreis des Artus ein, läßt ihn Platz nehmen an der runden Tafel (*table ronde*, Tafelrunde), zu der nur die erwähltesten Ritter Zutritt haben, welche durch hohe Geburt und Tapferkeit hervorragen und jederzeit bereit sind, ihre ritterlichen Eigenschaften durch die Ueberrahme der gewagtesten Abenteuer zu bewähren. Jeder der Haupthelden, Iwein, Lancelot u. s. w., um nur die bekanntesten zu nennen, hat seine eigenen ihn verherrlichenden Gedichte aufzuweisen, wie in der französischen, so auch in der deutschen Ritterdichtung. Auf die Graalsage kommen wir später zurück.

Obwohl unsere höfischen Dichter mit Uebersetzungen anfangen und sich anfangs nur mit Mühe in den ausländischen Stoff und die fremdartige Behandlung hineinsinden können, so gelangen sie doch gar bald zu einer solchen Gewandtheit und Zierlichkeit, daß die Vergleichung der deutschen Rittergedichte aus der besten Zeit mit den französischen Vorbildern nur zum Vortheil der ersteren ausfällt. Der größere Reiz besteht vornehmlich in der tieferen geistigen Auffassung, der lebendigeren Wärme des Gemüths, welche über die ganze Erzählung einen erfrischenden Hauch verbreitet und die Dürftigkeit des stofflichen Gehaltes vergessen macht. Dies gilt vornehmlich von den drei Meistern der Ritterdichtung, Hartmann von Aue, Gottfried von Straßburg und Wolfram von Eschenbach, bei denen wir im Folgenden vorzugsweise verweilen.

Hartmann von Aue war ein schwäbischer Ritter im Dienste der Herren von Aue. Im Waffendienste hatte er sich bewährt und war als Kreuzfahrer nach dem Morgenlande gezogen; doch wenn er — so erzählt er selbst — nach den Waffen sich Mühe schaffen konnte, dann mochte er gern der Dichtung pflegen, um sich „schwere Stunden sanft zu machen“. Diese männliche Heiterkeit, welche den offenen Blick für die Welt sich

bewahrt und an Allem stets die freundliche Seite zu entdecken weiß, so daß er es als ein Glück preist, das schöne Dasein genießen zu können, dazu die biedere Gesinnung, die von aller Frivolität sich abwendet, diese sind die Seele seiner Dichtungen und geben ihnen den gemüthlichen Reiz, das Ebenmaß und die Klarheit, weshalb Gottfried von Straßburg dem „Kry stall seiner Worte“ mit Recht den Lorbeerzweig zuerkennt.

Auf einer schwäbischen Volks Sage von den Vorfahren des Geschlechts, dem er diente, beruht das bekannteste seiner Gedichte, der arme Heinrich, auf das wir näher eingehen.

Ein Rittersmann, Heinrich von Aue, reich an Gütern, schön und stark an Leibe, allverehrt seiner Tugend und Gerechtigkeit wegen, wird plötzlich von einem Aussatz heimgesucht, so daß ihn von nun an die Menschen, die ihn vordem so sehr liebten und suchten, flohen. Vergebens bietet er all sein Gold den besten Ärzten, keiner konnte helfen. Da reiste er nach Salerno, weil er gehört, daß dort ein Meister lebe, der ihn heilen würde. Nach langem Weigern sagt ihm endlich der Mann das Mittel:

Denn solltet Ihr gerettet sein,
So war's durch eine reine Maid,
Die keusch und züchtig und bereit,
Ihr eignes junges Leben
Für Euch dahin zu geben.
Des reinen Mägdleins Herzensblut
Das wär' für Euer Leiden gut; —
Doch wißt Ihr: niemand ist zu werben,
Um für des Andern Heil zu sterben.

Der edle Ritter verschmähte ebenfalls dieses Mittel, kehrte heim, nahm sein Geld und Gut, gab's den Freunden und den Armen und behielt nichts, als ein kleines Haus mit Hof und Feld, wo ein armer Bauersmann ihn pflegte und mit seiner Hände Arbeit nährte. Es hatte aber der Bauer unter vielen Kindern ein munteres zartes Mägdlein,

Das nun im zehnten Jahre war,
Mit einem klaren Augenpaar
Und rothen Wänglein, lichtem Haar
Und holden Zügen wunderbar.

Es war das gute liebe Kind
 Dem kranken Herrn so treu gesinnt,
 Daß selten sie von seinen Füßen
 Entwich und für ein freundlich Grüßen
 Ihm willig diente allezeit.
 Die andern alle flohen weit
 Den kranken, beulenvollen Mann,
 Sie aber ging zu ihm heran,
 So oft es ihr nur möglich war.
 Ihr kindlich Herz war immerdar
 Ihm zugethan und stets bereit,
 Die schwere Pein, das harte Leid
 Mit Bärtlichkeit ihm zu versüßen,
 Und lächelnd saß sie ihm zu Füßen.

Während der Leidende, von diesen guten Menschen gepflegt, sein Leben drei Jahre fortfristet, erzählt er unter Andern auch von dem Mittel, das ihm der Arzt zu Salerno gerathen. Das Mägdlein schloß jedes seiner Worte in ihr Herz und konnte ihre Thränen um den guten Herrn nicht eher stillen, bis sie beschlossen hatte: „ihr junges reines Leben für ihn dahin zu geben.“ Allein nun hat sie Noth, ihre Eltern zu bewegen, daß sie ihr gewähren möchten, was sie verlangte. Die Beredtsamkeit, mit der sie ihre Sehnsucht nach dem Himmel malt, beschwichtigt ihre trauernden Eltern, und der Vater spricht endlich:

nach langem Weilen,
 Das Wort will ihm das Herz zertheilen:
 „Mein Kind, ist Gott in deinem Herzen,
 So frage nicht nach unsern Schmerzen.“
 Die Mutter, ob ihr Herz will brechen,
 Vermochte nicht zu widersprechen.

Ebenso schwer wird es dem Kinde, den kranken Herrn zu überreden, daß er das Entsetzliche geschehen lasse. Es kommt die Frage wieder vor die Eltern, und alle drei, der Ritter, der Vater und die Mutter, vereinigen nun ihre Vorstellungen und Bitten aufs neue, die Schwärmerin von ihrem Vorsatz abzubringen. Von Bitten bestürmt, nimmt der Ritter endlich das Opfer an und spricht:

„Wohlan es sei!
 Was kann ich Einer gegen Drei?

Ich glaube jetzt, daß Gottes Wille
 Euch hat berühret in der Stille,
 Und Gottes Wille mag geschehn,
 Was über uns auch mag ergehn.
 Er sieht mein Herz und ist mein Zeuge,
 Daß ich vor ihm allein mich beuge,
 Und nicht begehre, daß sein Leben
 Dies holde Kind für mich soll geben.“
 Da sprang das Mägdlein zu ihm hin,
 Als würd' ihr herrlicher Gewinn,
 Umfaßte seine Füße beide,
 Vor Freude weinend, nicht vor Peide.
 Die Eltern aber neigten dankend
 Das Haupt, und aus der Kammer wankend,
 Beweinten sie nur dann im Stillen,
 Was sie erkannt als Gottes Willen.

Lieblieh ist die zunächst folgende Schilderung der von seligen
 Gefühlen verklärten Jungfrau.

Es ließ der Herr ein seidnes Kleid
 Für die geliebte treue Maid
 Bereiten, wie sie nie getragen;
 Den besten Zobel, den man fand,
 Den setzte man um das Gewand,
 Das, reich geschmückt mit Edelsteinen,
 Sie nur noch schöner ließ erscheinen.
 Es ward ein stolzes Roß der Maid
 Gebracht, das sie den Jhren weit
 Entführen sollte, — bis zum Grabe.
 Sie nahm mit Lächeln an die Gabe.
 Kein thöricht Kind erschien sie mehr:
 Aus niedrem Stande nicht entsprossen.
 Ihr Angesicht ist übergossen
 Von einem heitern Ernst, und weise
 Beschickt sie Alles zu der Reise
 Und tröstet die betrübten Alten,
 Die still mit Ehrfurcht um sie walten,
 Als ob sie schon ein höh'res Wesen,
 Nicht ihre Tochter mehr gewesen.

Ohne Zögern geht nun die Reise nach Salerno, wo der
 wunderthätige Meister, voll Staunen und Entsetzen über den Ent-
 schluß der Jungfrau, wieder erst von ihr überredet werden muß,

das blutige Opfer an ihr zu vollbringen. Immer weiß der Dichter, selbst wenn er das Gräßlichste erzählt, „wie sie z. B. entkleidet auf einen hohen Tisch gebunden wird, während der Meister sein Messer schärft, um ihren Tod zu sänsen,“ Anmuth über sein Gemälde zu verbreiten. In höchster Aufregung stürmt der Ritter gewaltsam in die Kammer ein: „denn ein neues Leben war in seiner Brust aufgegangen, und nicht sterben soll die holde, süße, reine Maid, die unvermerkt seines Herzens Lust geworden.“ Vergebens weinte die Jungfrau und bestand auf ihrem Willen:

Herr Heinrich that als braver Mann,
 Blieb treu dem Muth, den er gewann.
 Er legte selbst das Kleid ihr an,
 Gab seinen Lohn dem Arzte dann
 Und zog nach seinem Heimatlande,
 Obwohl er wußte, neue Schande
 Erwart' ihn dorten, Schimpf und Spott,
 Er trug's geduldig, weil es Gott
 So über ihn verhängen,
 Wie es mit ihm ergangen.

Allein so freudig er im Herzen war, daß ihm dieser Sieg gelungen, so versenkt in Kummer war die arme Maid; denn sie meinte, sie wäre nicht rein genug für solch ein Opfer, und als sie mit dem Ritter des Nachts in einer Herberge angekommen war, betete sie allein in ihrem Kämmerlein und flehte zu Gott, er wolle ihr ein Zeichen geben, ob es ihr noch gelingen werde, seine Gnade zu erwerben.

Und Gott, der in das Herze schaut,
 Der niemand läßt, der ihm vertraut,
 Der sah mit gnädigem Erbarmen
 Die harte Noth der beiden Armen,
 Die beide ihm ihr ganzes Leben
 Und Herz in Frömmigkeit ergeben,
 Die seine Prüfung treu bestanden,
 Die würdig, daß sie Rettung fanden.
 Der Vater, der die Seinen
 Gern tröstet, wenn sie weinen,
 Der schied die frommen beiden
 Von allen ihren Leiden.
 Indes er schlief in seiner Kammer

Ward Heinrich frei von allem Jammer,
 Und trat am andern Morgen,
 Erlöst von allen Sorgen,
 Rein und gesund hin vor die Maid.

Beinahe zu farg spricht der Dichter die freudige Ueberraschung der Jungfrau aus; allein so wenig er mit Worten sagt, so tief ist empfunden, was er sie sprechen läßt:

Sie schaut ihn an und schaut ihn wieder
 Und sinkt auf ihre Kniee nieder
 Und ruft: „Es sei der Herr gepriesen,
 Er hat uns große Gnad' erwiesen;
 Und gern behalt' ich nun mein Leben,
 Denn Er hat mir's zurückgegeben.

Der Ritter tritt nun seine Rückreise mit frohem Sinne an, und wie er daheim angekommen, läßt er allen Freunden die freudige Kunde sagen, „daß Gottes Allbarmherzigkeit aus seinem Elend ihn befreit.“

Da kamen sie gefahren
 In reichen, frohen Schaaren,
 Sie ritten und sie gingen;
 Raum ihren Augen trauten
 Sie, wie sie ihn erschauten, —
 Das war ein fröhlich Wiedersehn.

Geschildert wird nur mit wenigen Zügen, wie die Jungfrau ihre Eltern wiederseht und „wie sie vor Freude weinen und lachen,“ ferner die Redlichkeit „der biedern Schwaben,“ die dem Ritter unaufgefordert all sein Gut, das sie von ihm empfangen, zurückgeben, und wie der arme, jetzt wieder reiche, gesunde und glückliche Heinrich die Jungfrau, der er die Gnadengabe Gottes zu verdanken glaubt, zum Weibe nimmt. Es war dieses Gedicht mit Recht zum Volksbuche geworden, auch deswegen, weil nicht Abenteuer und Minnedienst vornehmer Rittersleute besungen werden, sondern Leid und Freud' eines leutseligen Ritters und das Stillleben einer armen Bauernfamilie, mit Empfindungen und Gesinnungen, die in solchen Zuständen natürlich sind.

In Hinblick auf die Kunst der Erzählung ist das jüngste von Hartmanns Rittergedichten, *Iwein*, das vollendetste. Da bei der Gehaltlosigkeit der Artusjagen ein Auszug den Leser nicht anzieht, aber eine Probe daraus am besten die epische Behandlung der höfischen Dichter anschaulich machen kann, so wählen wir daraus die Sage vom Zauberbrunnen, die wir nach des Grafen Baudissin Uebersetzung mit Weglassung einiger wenigen Stellen folgen lassen.

Es hatte König Artus wohl
In seinem Hof zu Caridol
Zu Pfingsten sich ein Fest geschaart,
Glänzend und reich nach seiner Art,
So voller Pracht und Herrlichkeit,
Daß er nicht vor noch nach der Zeit
Irgend ein schön'res je gewann.
Gab's dort auch einen neidischen
Mann

Von nichtigem Sinne und wenig
Werth,

So ward doch nie ein Hof verklart
Zu keinen Zeiten fern und nah
Durch gute Ritter so wie da.

Auch war ihnen dort gegeben
In aller Weise ein erwünschtes Leben;
Nach Herzensneigung dienten sie
Manch edler Maid und Frau allhie,
Den schönsten im Reich weit und breit.
Es schmerzt mich wahrlich allezeit,
Und hülf' es, wollt' ich's klagen,
Daß heut' in unsern Tagen
Solch Frohsin aus der Welt ge-

schwunden,
Wie man's in jener Zeit empfunden.
Doch müssen wir auch jetzt uns freun!
Ich wollte da nicht gewesen sein
Und nun des Lichts entbehren,

Wo ihre Mär' zu hören
Uns noch erquickten mag und stärken;
Sie aber freuten sich an den Werken.

König Artus und sein Gemahl
Jedweder von beiden zumal
Auf ihr Vergnügen war bedacht.
Am Pfingsttag, als man das Mahl
vollbracht,

Wählt jeder sich, was auf der Welt
Ihm wohlbehagt und am besten gefällt.
Die sprachen mit den Frauen wohl-
gethan,

Die rangen und schwenkten sich auf
dem Plan,

Die tanzten, Andre sangen;
Die liefen, Andre sprangen,
Noch Andre hörten Saitenspiel;
Die schossen nach dem Ziel,

Die sprachen von Mühsal und
schwerer Zeit,
Die von Muth und kühner Tapfer-
keit;

Gawein prüfte seine Waffen,

Kaye legte sich schlafen

Auf die bequemen Polster hin;

Auf Gemach ohne Ehre stand sein
Sinn.

Während der Hof in solcher Behaglichkeit versammelt ist, fordert die Königin Ginevra den Ritter Kalogreant auf, ein Abenteuer zu erzählen, und er beginnt also:

Es geschah mir — das ist wahr — Daß ich auf Abenteuer ritte

Es sind nun an die zehen Jahr, In voller Wehr nach meiner Sitte

Nach Bresilian in den Wald. *)
 Da waren der Wege mannigfalt;
 Drum wandt' ich mich zur rechten Hand
 Auf einen Fußpfad, den ich fand,
 Der war sehr rauh und enge.
 Durch Dornen und Gedränge
 Zog ich entlang den ganzen Tag,
 Daß ich fürwahr wohl sprechen mag,
 Nie fand ich mehr Beschwer und
 Müß'

Auf ungebahntem Pfad als hie.
 Als es nun an den Abend ging,
 Ein breiter Weg mich da empfing,
 Der trug mich aus der Wilde
 Und führt' in ein Gefilde.
 Dem folgt' ich eine Weile
 Nicht ganz eine Meile,
 Bis daß ich ersah ein Schloß
 Und dort zu rasten mich entschloß.
 Ich ritt bis an des Burghofs Thor,
 Da siehe! stand ein Ritter davor!
 Ich erkannt' ihn als des Schlosses
 Herrn.

Als der mich kommen sah von fern
 Zur Burg heran geritten,
 Hub er nicht an zu bitten; —
 Er ließ mir kaum die Muße,
 Daß ich zu seinem Gruße
 Vollständig konnte kommen,
 Eh' er mir abgenommen
 Den Steigbügel und den Zaum.
 Und als ich abgestiegen kaum,
 Kam er so liebeich mir entgegen,
 Daß Gott dafür ihm schenke Segen.

Nun hing eine Tafel an dem Thor
 An zwei Ketten empor;
 Daran schlug er mit starkem Schall,
 Weit durch die Burg erklang der Hall.
 Da dauert es gar wenig lang
 Und hervor aus den Pforten sprang

Des Burgherrn Ingesinde,
 Schöne und junge Kinde,
 Junfer in seine Gewande,
 Bekleidet nach ihrem Stande.
 Willkommen hieß mich der ganze
 Troß.

Mich selber und auch mein Roß
 Haben sie trefflich in Acht genommen. —

Darauf gar lieblich sah ich kommen,
 Da ich in die Burg einging,
 Eine Jungfrau, die mich empfing,
 Ich meine noch und meint' es da,
 Daß ich kein schönes Kind je sah.
 Die entwaffnete mich,
 Und einen Schaden klage ich,
 Das mochte mir wohl geziemen:
 Daß am Helm die Riemen
 Also leicht zu lösen sind,
 Daß das liebwerthe junge Kind
 Als bald ein Ende daran fand.
 Es ging zu schnell ihr von der Hand.
 Ich wünschte, soll' es immer sein!
 Ein scharlachnes Mäntlein
 Gab sie da mir an.

Ich war ein gar betrübter Mann,
 Daß sie mein Auge je gesehn,
 Als ich zu scheiden mußte gehn.

Ein Bote, der vom Burgherrn kam,
 Gar bald mir alle Freude nahm.
 Zum Imbiß hieß er uns bescheiden,
 Da muß' ich Red' und Freude meiden.
 Als ich mit ihr zu Tische ging,
 Der Wirth mich abermals empfing.
 Er wünschte den Pfaden und Wegen
 Manchen göttlichen Segen,
 Auf denen ich gezogen war;
 Und damit übergoldet' er's gar,
 Daß er mich nicht von ihr getrennt
 Und mir so liebeich das gegönnt,

*) Dieser Wald ist in der Artussage der vorzüglichste Schauplatz der Wunder. Sein Name, den er noch jetzt in der Bretagne führt, bedeutet Wald der Einsamkeit.

Neben der Jungfrau zu essen.
 Es ward allda auch nichts vergessen,
 Wir hatten von Allem Füll' und Kraft,
 Was nur gehört zur Wirthschaft,
 Wir fanden Speise, die war gut,
 Dazu willigen freundlichen Muth.
 Nachdem wir mit Freuden gegessen
 Und noch zusammen gesessen
 Und ich ihm sagte meine Sitte,
 Daß ich nach Abenteueru ritte,
 Wundert' es ihn sehr,
 Und meint' er, es wäre noch nim-
 mermehr

Ein Gast zu ihm gekommen,
 Von dem er hätte vernommen,
 Er suche sich Kampf und Ungemach.
 Recht dringend bat er mich danach,
 Wenn mich der Weg vorüberführe,
 Sollt' ich anklopfen an seiner Thüre.

Ich versprach's und hielt es seit
 der Zeit. —

Als es nun Zeit zu schlafen ward,
 Da gedacht' ich an meine Fahrt.
 Es ward der tugendlichen Magd
 Von mir viel Dank gesagt
 Ihrer guten freundlichen Art.
 Die holde, meine Jungfrau zart,
 Die lächelte und neigte sich mir.
 Seht, so mußte ich scheiden von ihr. —
 Früh morgens ritt ich darauf zu Thal
 Zum Walde vom Gefilde.

Ich wandte mich zur Wilde
 Und fand nach mitten Morgen
 In dem Walde verborgen
 Ein weites Feldgerente
 Einsam und ohne Ackersteute.
 Da ersah ich mir zum Leide
 Eine schwere Augenweide,
 Gethier allerhande,
 Die man mir jemals nannte,
 Wider einander springen
 In erschrecklichem Kämpfen und
 Ringen.

Es reute mich, daß ich gekommen,
 Und hätten sie mein wahrgenommen,

So mein' ich, blieb kein andrer Rath,
 Als daß ich Gott um Hülfe bat.
 Gar gerne wollt' ich aus dem Wald.
 Da sah ich eines Manns Gestalt,
 Der mitten aus ihnen ragte hervor,
 Das kam mir anfangs tröstlich vor;
 Doch als ich näher gekommen war
 Und schaut' ihn recht genau und klar,
 Da fürchtet' ich ihn also sehr,
 Als die Thiere oder noch mehr.

Sein menschliches Gebilde
 War schrecklich und wilde,
 Wie ein Mohr sah er aus,
 Riesenhoch und graus,
 Daß es niemand wohl glaubt.

Ich sag' es, sein Haupt
 War größer denn eines Ures Kopf.
 Der Unhold trug einen Schopf
 Von weißem rußfarbenem Haar,
 Verwachsen ganz und gar;
 Ein Wald ihm Haupt und Bart

umstarzt,

Struppige Borsten versilzt und hart,
 Sein Antlitz war wohl ellenbreit,
 Bedeckt mit Runzeln tief und weit.
 Eine mächtige Kolbe war sein Stecken,
 Die mochte mich wohl sehr erschrecken.
 Und als ich drauf ihm näher kam,

Daß er mein rechte Kunde vernahm,
 Sprach ich: bist du feindlich oder gut?

Er sprach: Wer mir nichts Leides thut,
 Der soll auch über mich nicht klagen!

„Wohlan, so laß mich weiter fragen,
 Welcherlei Creatur du bist?“

„Ein Mann, wie dir wohl sichtlich ist!“

„Welch Amt und Geschäft magst du
 hier treiben?“

„Hier bei den Thieren muß ich
 bleiben!“

„Und thun sie dir nichts? Das sage
 mir du!“

„Frag lieber, ob ich sie lasse in
 Ruh!“ —

„In Wahrheit, sag' mir, fürchten
 sie dich?“

„Ich pflege sie und sie fürchten mich
Als ihren Meister und Herren allhie.“

„Nun sage mir, was fördert sie,
Deine Meisterschaft und Gut?

Sie laufen nach ihrem freien Muth
Zu Walde und zu Gefilde.

Ich weiß doch sicher, sie sind wilde,
Sie erkennen nimmer Menschengebot,

Und mein' ich nicht, daß außer Gott
Jemand soviel möchte vollbringen

Mit Gewalt die Thiere zu zwingen
Ohne Käfig und Eisenband.“

Er sprach: meine Zunge und meine
Hand,

Mein Schmeicheln und meine Keule
schwer

Jähmten sie mir so sehr,
Daß sie vor mir stehn und beben

Und thun nach meinem Willen eben.
Wer aber sonst als ich allein

Bei den Ungethümen wollte sein,
Der wäre verloren alsobald.“

„Herr, hast du über sie Gewalt,
So gebeut ihnen Friede gegen mich.“

Er sprach: „Mit Nichten fürchte dich.
Sie thun dir nichts, wenn sie mich

sehn. —

Mußt' ich dir nun viel Rede stehn
Von Allem, was du gewünscht zu

fragen,

So sollst du mir's auch nicht versagen,
Und melden, weshalb du kamst hierher,

Und was noch weiter dein Begehr.
Ich bin zu deinem Dienst bereit.“

Ich sprach: „so wisse denn, ich reit'
Ins Land auf Abenteuer.“

Darauf entgegnet das Ungeheuer:

„Abenteuer? was ist das?“

„Deß will ich dich bescheiden haß:

Sieh her, wie ich gewappnet bin.

Ich heiß' ein Ritter und hab' im Sinn,

Daß ich aufzusuchen reite

Einen Mann, der mit mir streite,

Der gewappnet sei wie ich.

Das preiset ihn, erschlägt er mich.

Wenn ich's ihm aber angethan,
So hält man mich für einen Mann,

Und ich steige dadurch an Werth.

Drum wenn du irgend was gehört
Von solchem Wagniß hier im Wald,

Das melde du mir alsobald

Und führ' mich zu der Stelle hin,

Denn nicht Andres habe ich im

Sinn.“

Darauf sprach er also zu mir:

„Steht es so beschaffen mit dir,

Daß du nach Ungemache strebest

Und nicht gern in Frieden lebest,

Willst du den Leib dran wagen,

Brauchst du nicht lang' zu fragen.

Hier ist ein Brunnen nahebei

Etwas kurzer Meilen drei,

Getraust du dir's, den zu erspähn

Und lässest ihm sein Recht geschehn

Und findest hernach die Wiederkehr

Ohne große Schmach und Uehr,

Dann bist du wahrlich ein tapfrer

Mann,

Und zweifeln will ich nicht daran.

Nun höre, was sein Recht denn sei.

Eine Kapelle steht nahebei,

Schön und zierlich, aber klein.

Kalt, klar und rein

Ist derselbe Bronne.

Ihn treffen nicht Regen noch Sonne,

Noch trüben ihn die Winde.

Ihn schirmet die schönste Linde;

Ihre grünen Zweige breit und flach

Sind seine Schatten und sein Dach.

Sie ist mächtig hoch und also dick,

Daß nicht Regen noch Sonnenblick

Nimmer je hindurch sich drängt.

Ihr schadet der Winter nicht, noch

fränkt

An ihrer Schönheit er ein Haar.

Sie grünt und blüht das ganze

Jahr.

Ueber dem Brunnen steht ein

Gar wunderzierlicher Stein,

Unterstellt mit viere

Aus Marmor gehauenen Thieren,
Durchlöchert hin und wieder.
Von einem Ast hernieder
Hängt ein Becken von lauterm Gold.
Ich traue, daß niemand haben sollt
Gold so schön geprägt.
Die Kette, die die Schale trägt,
Die ist aus Silber geschlagen.
Willst du nun nicht verzagen,
So thu' dem Becken nicht mehr als
dies.

Auf den Stein, der da stehet, gieß
Von des Brunnens Wasser ein Theil,
Und, wahrhaftig, du hast Glück und
Heil,

Ziehst du mit Ehren von der Stelle.“
Da wies mir der riesige Waldgeselle
Einen Steig zur linken Hand.

Ich zog des Weges und fand
Seine Rede genau und klar.
Was er mir sagte, verhielt sich wahr,
Und große Pracht erblickt' ich dort.
Man hört wohl nimmer an keinem
Ort,

Die Welt steh' kurz oder lang,
So wonniglichen Vogelgesang,
Als ich aus jener Linde vernahm,
Da ich herangeritten kam.

Und wär' ein Mann bis in den
Tod
Betäubt gewesen durch Gram und
Noth,
Sein Herz, es hätte sich erfreut. —
Mit Vöglein war der Baum bestreut,
Daß ich die Nester kaum noch sah,
Und selbst das Laub verschwand
beinah.

Da waren nicht zwei einander gleich.
Ihr Chorgesang ertönte so reich!
Die Melodie bald hoch bald nieder;
Unmuthig klangen die süßen Vieder,
Und widertönend aus dem Wald
Das Echo zu den Stimmen schallt.
Den Brunnen fand ich auch sofort,

Wie mir der Riese beschrieb den Ort.
Der Stein darauf war ein Rubin,
Und aus jeglicher Ede schien
Ein also leuchtender Smaragd,
Daß selbst des Morgensternes Pracht
Nicht schöner glänzt, wenn er auf=
steigt,
Und die trübe Nacht vor ihm ent=
weicht.

Als ich das Becken hangen sah,
In meinem Sinn gedacht' ich da:
Wollt' ich als Ritter Ruhm erbeuten,
So müß' ich's mir als Feigheit
deuten,

Wenn ich des Wagestücks entbehre
Und nicht versuche, was da wäre.
Da rieth mir mein unweiser Muth,
Der mir so häufig Schaden thut,
Daß ich Wasser goß auf den Rubin.
Da erlosch die Sonne, die eben schien,
Ringsum verstummte der Vögel Sang;
Ein schwarzes Gewitter zog entlang.
Sturmeswolken flogen

An des Himmels Bogen
Von vier Enden finster und schwer;
Es schien der lichte Tag nicht mehr,
So daß ich die Linde kaum noch sah.
Große Trübsal mir da geschah.
Es zuckten alsobald

Rings um mich her im Wald
Viel tausend Blicke zumal,
Und neben mir zu Thal
Fiel so heftig ein Donnereschlag,
Daß ich entsezt am Boden lag.
Es erhob sich Sturm, Hagel und
Regen,

Und hätte nicht Gottes Segen
Mich geschirmt vor des Wetters
Noth,

Lag ich derweile zehnmal todt.
Der Sturm war also ungemach,
Daß der Wald zusammenbrach.
Jeglicher Baum, wie breit und groß,
Stand nun verwüstet, kahl und bloß,
Und alles Schmuckes leer,

Als ob versengt er wär'.

Ich hatte des Leibes mich begeben;
Ich gedachte nicht ferner zu leben
Und harrete auf gewissen Tod,
Als das Wetter und die Noth
Nach kurzer Weile ließen nach,
Und licht ward wieder und hell der
Tag.

Die Vöglein kamen wieder,
Es ward von ihrem Gefieder
Die Linde, wie vor, überdacht.
Sie erhuben aufs neu' der Stimme
Pracht

Und sangen lieblicher als je,
Und was ich zuvor erlitt an Weh,
Das war nun gänzlich vergessen.
Mir war, als hätt' ich belesen
Das zweite Paradeis.

Und dieser Freude geb' ich den Preis
Vor allen, die mich je entzückt.

Schon wähnt' ich, ich sei auf immer
beglückt

Und frei von Angst und Ungemach,
Da seht, es kam die Enttäuschung
nach,

Und Leid und Schande folgten bitter.
Denn merkt nur auf! — Es zog
ein Ritter

Zu Roß mit so grimmer Gewalt,
Mit solchem Getöse durch den Wald,
Daß ich schon meinte, es sei ein
Heer.

Doch hielt ich mich bereit zur Wehr.
Er selbst war groß und stark sein
Roß,

Nur wenig Freud' ich davon genoß.
Seine Stimme erschallte, wie ein
Horn;

Ich spürt' es bald, es sei im Zorn.
Doch als ich merkte, es sei nur einer,
Ward meine Furcht und Zagheit
kleiner.

Er hatte mich sofort erschaut
Und rief ergrimmt und überlaut
Schon aus der Ferne so mich an:

„Ritter, Ihr seid ein falscher Mann!
Ohne Ansage und Fehdespruch
Habt Ihr Schande und Schaden genug
In Eurer Bosheit mir angerichtet.
Wie seh' ich meinen Wald zernichtet!
Ihr habt mir den verdorben,
All mein Wild ist erstorben,
Mein Geflügel verjagt.

Euch sei von mir das jetzt gesagt:
Ihr sollt die Strafe tragen.
Wohl hab' ich Recht zu klagen;
Nie hatt' ich mich an Euch ver-
gangen,

Nun muß ich zu der Schmach ge-
langen!

Ich will von Frieden nichts mehr
wissen;

Kämpfst, wollt' Ihr nicht das Leben
missen!

Da erklärt' ich meine Unschuld
Und suchte seine Schuld,
Weil er fürstlicher war als ich.
Er aber sprach nichts gegen mich,
Als daß ich mich wehren sollte,
Und ob ich's ungern wollte
Und suchte mich zu schützen,
Doch mochte nichts mir nützen.
Die Lanze stach ich gegen ihn,
Dafür nahm er mein Roß mir hin;
Er setzte mich mit starker Hand
Hinter das Roß recht in den Sand,
Daß ich sofort durchaus vergessen,
Ob ich je im Sattel gesessen.
Mich ließ er liegen, mein Roß nahm
er mit;

All meines Glückes war ich quitt.
Nichts verdroß mich da so sehr,
Als daß er mir nicht gönnte die Ehr',
Mich nur einmal noch anzusehn,
Da ihm so voller Sieg geschehn.
Was ich auch dort für Schande ge-
wann,

Halb war ich doch unschuldig d'ran;
Mir war der Wille gewißlich gut,
Die Stärke fehlte, nicht der Muth.

Cornwall, hat sich voll innigster Liebe dem Fürsten Rivalin von Parmenien, der bei Marke's Ritterfest sich im Glanze männlicher Schönheit zeigt, ergeben. Sie flüchtet mit ihm, als sein Lehnsherr Morgan sein Land überfallen hat. In dem Kampfe läßt er sein Leben; im herbsten Leide gebiert sie ein Knäblein und stirbt. Der treue Marschall Rual Foitenant und sein Weib nemen sich der verlassenen Waise an und ertheilen dem Kinde in der Taufe den Namen Tristan, der vorbedeutend auf alle seine ferneren Schicksale hinweist. Er gilt für Ruals eigenen Sohn, wird sorgfältig aufgezogen und in Ritter- und Saitenspiel und höfischer Bildung unterwiesen.

Fremde Rauffahrer kommen einstmals in das Land und nehmen den wohlgebildeten Knaben mit sich. Allein bei einem Sturme, der sie überfällt, gereut sie die That; sie setzen ihn ans Land, an die Küste von Cornwall. Indem er im Geleit von zwei Pilgern, die er angetroffen, weiterzieht, trifft er auf das Jagdgesolge des Königs Marke. Man ist erstaunt über seine höfische Bildung und führt ihn zum Hofe des Königs, den er bald durch seine edlen Sitten, besonders durch sein Saitenspiel für sich einnimmt, jedoch über seine wahre Herkunft in Ungewißheit läßt.

Indeß sucht Rual Jahre lang nach dem verschwundenen Pflegeling, bis er endlich mit jenen beiden Pilgern zusammentrifft, deren Beschreibung des ritterlichen Knaben ihn auf die richtige Spur bringt. Er gelangt nach Cornwall, findet Tristan bei dem Könige und enthüllt ihm wie Tristan die ganze Wahrheit seiner Geburt. Als Neffe des Königs anerkannt, erhält Tristan die „Schwertleite“, den Ritterschlag, zieht mit Rual nach Parmenien und erschlägt den räuberischen Morgan sammt seinen Mannen. Das Land aber giebt er an Rual und seine Söhne und begiebt sich wieder nach Cornwall.

Marke ist dem Könige Gurmun von Irland zu einem schimpflichen Zins verpflichtet. Morold, dessen Schwester Isolde dem Könige vermählt ist, erscheint in Cornwall, den Tribut einzufordern. Tristan aber fordert ihn zum Zweikampf, der auf einer Insel ausgefochten wird. Morold wird nach tapferer Gegenwehr er-

schlagen, aber er hat mit dem vergifteten Schwerte Tristan eine Wunde beigebracht. Niemand vermag sie zu heilen als die arzneifundige Königin Isolde, deren Bruder er getödtet hat. Dennoch entschließt er sich, um in ihre Pflege zu gelangen, zu verwegener List. Von seiner Harfe begleitet, begiebt er sich nach Irland und erscheint unerkannt an Isoldens Hofe als ein kranker Spielmann Tantris. Er wird wohl empfangen, gepflegt und geheilt; die schöne Tochter Isolde unterrichtet er ein halbes Jahr hindurch in Saitenspiel und Gesang. Dann kehrt er heim nach Cornwall.

Zu der Liebe, die er hier gefunden, gesellt sich bald der Neid der Hofleute. Marke hat seinen Schwestersohn zum Nachfolger und Erben seines Reichs bestimmt; dies möchten sie abwenden; sie dringen daher in ihn, sich wieder zu vermählen und um die von Tristan als schön und anmuthig gepriesene Isolde zu werben. Marke willigt endlich ein und sendet Tristan mit stattlichem Gefolge als Brautwerber nach Irland.

Zu der Zeit, da er landet, wird Irland von einem Drachen verwüstet, den niemand zu bekämpfen wagt. Der König verspricht dem, der ihn bezwingen würde, die Hand seiner Tochter. Tristan hat nicht so bald davon gehört, als er den Drachen aufsucht und ihn überwindet. Zum Zeichen des Sieges schneidet er ihm die Zunge aus. Doch ist er so erschöpft, daß er nahe dem Kampfplatz ein Versteck auffuchen muß. Inzwischen kommt des Königs Truchseß, findet den todten Drachen und rühmt sich des Sieges. Als aber Tristan aufgefunden und herbeigeführt wird, ist er bereit, mit dem lägnerischen Prahler den Zweikampf zu bestehen, bis er, endlich des Truges überführt, diesen aufgibt. Doch ist bei dieser Gelegenheit eine unheilvolle Erkennung erfolgt. Die Frauen haben sich mit Tristans Rüstung beschäftigt und an einer Schwertscharte ihn als den Mörder Morgans erkannt. Die junge Isolde will ihn auf der Stelle tödten; allein ihre Ruhme Bangräne und ihre Mutter, die Königin, legen sich ins Mittel; man versöhnt sich, und auch der König verzeiht. Marke's Antrag wird angenommen. Isolde zieht, von Bangräne begleitet, mit Tristans Gefolge, gegen den sie noch den Groll im Herzen trägt, übers Meer nach Corn-

wall. Die weise Königin giebt beim Abschied Bangränen ein Fläschchen mit einem Zaubertrank, der die Eigenschaft hat, die davon getrunken, in heißer und unauflöslicher Liebe zu verbinden; diesen soll sie dem künftigen Gemahl in den Wein mischen.

Während der Fahrt, als Tristan mit Isolde im Gespräch ist, heißt er Wein herbeibringen. Eine unerfahrene junge Dienerin ergreift irrtümlich die Flasche mit dem Liebestrank, und beide trinken daraus in vollen Zügen. Zu spät kommt Bangräne hinzu, die nun nicht mehr ändern kann, was unabwendbar ist. Beide entbrennen in heißester Liebe zu einander, und schon naht die Landung in Cornwall und die Vermählung mit Marke.

Schon aus der bisherigen Erzählung wird klar, welch ein Gewebe von reizenden Abenteuern der Dichter uns vorführt. Und nun erst folgt die Haupthandlung, der reiche Wechsel von Liebesleidenschaft, erfinderischer Täuschung des Königs und der nimmer ruhenden Aufpasser, Trennung der Liebenden und Wiedervereinigung, durchweht mit ritterlichen Abenteuern. Auf diesen Streifzügen gelangt Tristan an den Hof des Herzogs von Arundel, dem er zum Siege über seine Feinde verhilft. Hier macht er die Bekanntschaft einer zweiten, ebenfalls schönen Isolde („mit der weißen Hand“), deren Liebe beinahe das Bild der ersten Isolde verdrängt.

Hier bricht Gottfrieds Gedicht ab. Fortsetzungen späterer Dichter (Ulrich von Turheim und Heinrich von Freiberg) haben die Sage bis zu ihrem tragischen Abschluß weitergeführt. Nach mehreren Abenteuern wird Tristan von einem vergifteten Speer getroffen. Dem Sterben nahe sehnt er sich zu seiner ersten Isolde zurück. Sie eilt auf die Kunde zu ihm, aber trifft ihn als Leiche. Ueber seinen Sarg gebeugt, haucht auch sie ihr Leben aus. Auch Marke erscheint, und erst jetzt erfährt er von dem zauberhaften Minnetrank und kann nicht mehr zürnen. Er stiftet ein Kloster und giebt in dessen Garten den Liebenden eine Ruhestätte. Eine Rebe und ein Rosenstock werden auf die Gräber gepflanzt, welche emporwachsend ihre Zweige unzertrennlich mit einander verschlingen.

Aus der übersichtlichen Erzählung kann man Gottfrieds glänzende Eigenschaften nur unvollkommen erkennen. Diese zeigen

sich vornehmlich in dem Ausmalen des Einzelnen, in den anmuthigen Naturgemälden, den Schilderungen des höfischen Lebens und den feinen Enthüllungen des innersten Seelenlebens. Um dies an einigen Beispielen zu zeigen, wählen wir zwei Stellen aus der Erzählung von Niwalin und Blanschevlur (nach Simrocks Uebersetzung).

1. Marke's Hofszeit zu Tintajöl.

Nun war des Hofgelages Zeit
Verkündet und gesprochen
In die blühenden vier Wochen,
Von des süßen Maien Anbeginn,
Bis seine Wonne schwindet hin.
Bei Tintajöl war's auf dem Plan,
Wo die Gäste sich ersah'n
In der wonnigsten Au,
Die jemals eines Auges Schau
Erlugt in ihrer Lieblichkeit.
Die sanfte süße Sommerzeit
Hatte die süße Schöpferhand
Mit süßem Fleiß auf sie gewandt.
Die kleinen Waldbögelein,
Die der Ohren Freude sollen sein.
Gras, Blumen, Laub und Blüthen=
pracht,

Und was die Augen selig macht
Und ein edles Herz erfreuen soll,
Deß war die Sommeraue voll.
Man fand da, was man wollte,
Daß der Frühling bringen sollte,
Den Schatten bei der Sonnen,
Die Rinde bei dem Bronnen,
Die sanften, lindern Winde,
Die Markens Ingesinde
Scherzend entgegen säckelten;
Die lichten Blumen lächelten
Aus dem bethauten Grase.
Des Maien Freund, der grüne Wase
[Nasen],

Der hatt' aus Blumen angethan
Ein Sommerkleid so wohlgethan,
Daß sie dem Gast aus Mienen
Und Augen wider schienen.

Die süße Baumbloth sah den Mann
Mit so süßem Lächeln an,
Daß sich das Herz und all der Muth
Wieder an die lachende Bluth
Mit spielenden Augen machte
Und ihr entgegen lachte.
Das sanfte Vogelgetöse,
Das süße, das schöne,
Das Ohren und Mütze
So lieblich kommt zu Gute,
Scholl aus den Büschen überall;
Die selige Nachtigall,
Das liebe, süße Bögelein,
Das immer selig müsse sein,
Das sang aus der Kühle
Mit solchem Hochgefühl,
Daß den edeln Herzen all
Gab Freud' und hohen Muth der
Schall.

Nun hatte die Gesellschaft sich
In hohen Freuden lustiglich
Gelagert auf den Ager hin,
Ein jeglicher nach seinem Sinn.
Wie jedes Laun' und Lust bestellt,
Darnach beschafft er sich ein Zelt:
Die Reichen lagen reichlich,
Die Höf'schen unvergleichlich;
Die lagen unter Seide,
Die unterm Schmuck der Haide.
Vielen gab die Rinde Schatten;
Andre sich gehüttet hatten
Mit laubgrünen Nesten.
Von Gesinde noch von Gästen
Ward so wonniglich wohl nie
Geherbergt, als sie lagen hie.

Die Hüß' und Fülle war bereit,
 Weß man bedarf zur Lustbarkeit
 An Gewand und guter Speise;
 Ein jeder hatte weise
 In der Heimat sich bedacht.
 Auch ließ mit königlicher Pracht
 Sie König Mark versorgen:
 Sie genossen ohne Sorgen
 Hier der schönen Frühlingszeit.
 So begann die Lustbarkeit,
 Und was der schaubegierige Mann
 Nur zu schauen Lust gewann,
 Das war zu schauen alles da:
 Man sah da, was man gerne sah.
 Die sahn nach schönen Frauen,
 Die gingen Tanzen schauen,
 Die sahen Buhurdiren, [schaarenweise
 turnieren]
 Die andern Tostiren [einzelnes Tanzen=
 rennen].

Wozu das Herz Verlangen trug,
 Das fand sich alles da genug.
 Denn alle, die da waren
 Von freudereifen Jahren,
 Die flissen sich im Wechselstreit
 Zu Freuden bei der Lustbarkeit.
 Und König Mark, der gute,
 Der höf'sche, hochgemuthe,
 Hätt' er auch nicht alle Macht
 Verwandt' auf seines Festes Pracht,
 So ließ er doch hier schauen
 Ein Wunder aller Frauen,
 Seine Schwester Blanscheflur,
 Eine Magd, so schön als nur
 Ein Weib auf Erden ward gesehn.
 Ihrer Schönheit mußte man gestehn,
 Sie sehe kein lebendiger Mann
 Mit inniglichen Augen an,
 Der nicht darnach in seinem Sinne
 Frau'n und Tugend höher minne.

2. Riwalin und Blanscheflur.

Da nun die süße Minne
 Sein Herz und seine Sinne
 Ganz unterthänig sich gemacht,
 Da hätt' er doch sich nicht gedacht,
 Daß so viel Leid und Wehe
 Aus Herzelieb entstehe.
 Als er, was ihm mit Blanscheflur
 Geschehen war und widerfuhr,
 Von Anbeginn betrachtete,
 Genau auf Alles achtete,
 Ihre Schläfe, Stirne, Lockenhaar,
 Ihren Mund, ihr Kinn, ihr Wangen-
 paar,
 Den freudenreichen Ostertag,
 Der lachend ihr im Auge lag,
 Da kam die rechte Minne,
 Die Beseurerin der Sinne,
 Und facht' ihr Sehnsuchtsfeuer an,
 Das Feuer, das ihm lodernd brann
 Im Herzen, und zur Stunde
 Ihm gab gewisse Kunde,
 Was für ein schmerzlich Wehe
 Aus Liebesleid entstehe.

Denn ihm begann ein neues Leben,
 Das Leben war ihm neu gegeben:
 Er verwandelte darin
 Ganz seine Sitte, seinen Sinn,
 Und ward zumal ein andrer Mann;
 Denn Alles, was er jetzt begann,
 War ein so wunderlich Betragen,
 Mit Blindheit schien er oft geschlagen;
 Seine angeborenen Sinne,
 Die waren von der Minne
 So verwildert und verstört,
 Als hätten sie ihm nicht gehört.
 So schwächten ihn die Schmerzen:
 Lachen aus vollem Herzen,
 Wie sein Brauch gewesen war,
 Das verlernt' er ganz und gar.
 Schweigen und in Sorgen schweben
 War hinfort sein bestes Leben;
 Denn all sein Sinn, all seine Kraft
 Lag in seines Kummers Haft.

Auch verschonte Liebes Schmerz
 Nicht der jungen Blansch'flur liebend
 Herz:

Sie war auch mit demselben Schaden
Durch ihn, wie er durch sie beladen.
Die gebieterische Minne
War auch in ihre Sinne
Allzu stürmisch gekommen
Und hatt' ihr mit Gewalt genom-
men

Schier alle Ruh und ebnes Maß.
Seit die Liebe sie besaß,
War gegen sich und vor der Welt
Ihr Betragen ganz entstellt.
Die Freuden, die sie sonst geletzt,
Die Scherze, die sie sonst ergetzt,
Die dächten ihr nun widerlich.
Ihr ganzes Leben fügte sich
Nur allein nach dem Gebot

Ihrer bitter süßen Herzensnoth.
Doch wie viel ihr junger Muth
Von Sehnsucht litt und Liebesglut,
Sie wußte doch nicht, was ihr war.
Denn jetzt erst ward sie gewahr,
Was für ein schmerzlich Wehe
Aus Herzeleid entstehe.

Es sprach sie zu sich selber noch:
O weh, mein Gott, wie leb' ich doch!
Wie und was ist mit mir geschehn?
Hab' ich doch manchen Mann gesehn,
Von dem mir nie ein Leid geschah;
Und seit ich diesen Mann ersah,
So wird mein Herz mir nimmermehr
So frei und fröhlich als vorher. — —

Wenn in der Artussage sich das Ritterthum von seiner weltlichen, abenteuerlustigen Seite zeigt, so erhebt es sich in der nahverwandten Graalsage zu jener idealen Stufe, wo es im religiösen Bestreben dem Mönchthum die Hand reicht. Es gemahnt uns diese seltsame Sage an die mittelalterlichen Thurmbauten, wo buntes Geschnörkel an schlanken Säulen sich wundersam durch einander flicht, bis aller Zierat zuletzt in die zum Himmel weisende Spitze ausläuft und eine Vereinigung findet. Diese Spitze ist in der Sage, von der wir reden, der heilige Graal, das Symbol des Göttlichen.

Es ist eine natürliche Sehnsucht des Menschen, das Paradies auf die Erde herabziehen zu wollen, und da die Wirklichkeit ihn stets daraus verweist, es wenigstens in den Räumen seiner Phantasie herzustellen, als läge irgendwo da draußen ein stilles, vor der Welt verschlossenes Plätzchen, wohin sie nicht reicht mit ihren Leidenschaften, ihren Gebrechen und Täuschungen, wo alle Wünsche schweigen, alle Hoffnungen erfüllt sind und die Seele einen ungetrübten Frieden genießt. Die Sagen phantasievoller Völker reden oft von solchen friedlichen Hainen oder einsamen Thälern, wohin nur wenigen Auserwählten zu gelangen vergönnt ist, welche dort ein schmerzloses, glückliches Dasein leben. Aus solchen Vorstellungen ist die Graalsage hervorgegangen. Zwar ist auch sie in ihrem

ersten Entstehen ein Zweig der britischen Sage. Allein ihre religiöse Tendenz und Symbolik, ihren phantastischen Schmuck hat sie erst zur Zeit der Kreuzzüge erhalten, wo sie Alles an sich zog und mit sich verschmolz, was als Sage und Geheimlehre auf ähnlicher Bahn sich fand. Diese Zuflüsse kamen hauptsächlich von Süden her; Spanien und Frankreich legten ihre idealen Vorstellungen vom christlichen Ritterthum darin nieder und verbanden sie sogar mit arabischen Märgen. In dem daraus entstandenen Gewirr von Sagen und Märgen ist es daher schwierig den leitenden Faden und Grundgedanken aufzufinden; allein es strebt doch Alles wieder zu dem Hauptziele hin, den Himmel symbolisch auf die Erde zu versetzen. Die Grundzüge lassen sich ungefähr auf Folgendes zurückführen.

Joseph von Arimathia besaß ein Gefäß (Becher oder Schüssel), das aus einem kostbaren Stein gearbeitet war; es ward geweiht durch das Abendmahl des Herrn, und eben dasselbe war es, worin das Blut aufgefangen ward, das er zur Erlösung der Welt am Kreuze vergoß. Das Gefäß ist daher mit himmlischer Wunderkraft ausgestattet. Joseph von Arimathia brachte den heiligen Graal (denn das Wort bedeutet „Gefäß“, „Becher“) nach dem Abendlande; aber es war lange niemand würdig, die heilige Reliquie zu beigen, weshalb Engel ihn schwebend in der Luft hielten. Endlich brachte Titirel, der Sohn eines jagenhaften Königs von Frankreich, den Graal über die Pyrenäen nach Galicien und erbaute ihm auf dem Berge Montsalvatich (mont sauvage) einen Tempel von zauberhafter Pracht und neben diesem eine Burg für die Hüter desselben. Die Bewachung und Pflege des Graals ist das höchste geistliche Ritterthum; nur die reinste Gott ergebenheit, Demuth und die dem Herrn des Himmels im Kampfe für seine Verherrlichung treubewährte Tapferkeit befähigen dazu. Tempelknechte werden diese erwählten Graalshüter genannt, und schon in dem Namen ist die Beziehung auf den Orden der Templer unverkennbar. Die reinsten Jungfrauen sind ihnen im Dienste beigegeben. Der Graalstempel ist von einem dichten, viele Meilen weit sich erstreckenden Walde umschlossen, durch den niemand durch-

bringen kann, er werde denn gerufen, und wer an dem Graal vorübergeht, ohne von seinem wunderbaren Geheimniß ergriffen zu sein und danach zu verlangen, wird von seiner Nähe ausgeschlossen. Seine Hüter jedoch genießen in seinem Anschauen eine immer gleiche, beseligende Wonne, ein Vorgefühl der Paradiesesfreuden; wer ihn anblickt, kann, und ob er krank zum Tode wäre, in derselben Woche nicht sterben, und wer ihn beständig anblickt, wird nicht alt, und lebte er Jahrhunderte. Seine Befehle ertheilt er durch Zeichen, die an ihm erglänzen, und seine Ritter eilen seinen Willen zu vollstrecken.

Eine solche mystisch-religiöse Sage entsprach dem ernstesten, tief-sinnigen Geiste des Wolfram von Eschenbach.

Wolfram, ein unbegüterter Ritter aus Franken (Eschenbach unweit Ansbach), hielt sich am meisten an dem gastlichen Hofe des gegen die Dichter seiner Zeit überaus freigebigen Landgrafen Hermann von Thüringen auf. Bald nach 1200 dichtete er auf der Wartburg den *Parcival*, sein Hauptwerk. Bewundernswürdig ist die Geisteskraft des seltenen Mannes, der die fast unübersehbare Masse französischer Ritterjagen in sich aufnahm, ohne selbst lesen zu können, und umfangreiche Dichtungen seinem Schreiber in die Feder dictirte. Aber ob er gleich mit Selbstgefühl von sich iagt: „Wolfram bin ich von Eschenbach, versteh' mich etwas auf Gesang!“ so galt ihm höher doch, als sein Dichten, sein Ritterthum, sein „*Schildesamt*“. Nicht will er von edlen Frauen um des Sanges willen geliebt sein: „nur mit Schild und Speer gewinnen — will ich guten Weibes Minnen.“ Der Ernst, der schon aus diesen wenigen Zeilen hervorblüht, beherrscht sein ganzes Wesen. Auch in seinen Minneliedern tändelt er nicht mit Gefühlen: er beklagt vielmehr, daß so Mancher von Liebe sänge, den sie nie bezwang. Vor Allem preist er die Treue und am höchsten die, welche „der Erde Reichthum hingeben für des Himmels Ruhm.“ Er steht daher im Gegensatze gegen seinen Zeitgenossen Gottfried von Straßburg, der daher nicht ihm, sondern Hartmann den Preis zuerkennt und dessen klare und heitere Darstellung den Gedichten derer entgegen hält, welche die Lust des Herzens durch

finstere Mär' verjagen, und, um verstanden zu werden, erst des Auslegers bedürfen, eine deutliche Anspielung auf Wolfram. In Lieblichkeit der Erzählung stehen allerdings Hartmann und Gottfried voran; aber Ideenreichthum, tiefsinnige Auffassung des ganzen innern Menschen, dessen geistige Läuterung durch Dulden und Kämpfen im Parcival mit glühenden Farben geschildert werden, heben Wolfram über alle andern Zeitgenossen und weisen ihm einen Platz neben den größten Dichtern aller Zeiten an. Eben deshalb müssen wir bei dem Parcival etwas länger verweilen und den innern Gang der Dichtung genauer betrachten, zugleich einige Proben (nach San-Marte's Bearbeitung) einflechtend.

Parcival ist der Sohn Gamurets, der durch seine Gemahlin Herzeloyde Herr und König von Wales und Morgals wurde. Ein unbezwinglicher Trieb nach Abenteuern riß den Vater von der Mutter Seite, und er fiel im Zweikampfe, worauf Herzeloyde mit ihrem Söhnlein Parcival in eine Wüste sich begiebt, um ihn nie erfahren zu lassen, was Ritterthum sei. Unmuthig schildert der Dichter die Jugend und die Erziehung des Knaben.

So ward der Knabe tief verborgen
Im Walde von Soltan' erzogen,
Um königliche Zucht betrogen.
Die Freiheit doch ward ihm zu Theile:
Selbst schnitz' er Bogen sich und Pfeile,
Und eifrig schoß nun seine Hand
Jedweden Vogel, den er fand.
Doch schoß er einen ihrer nieder,
Der eh' noch sang so süße Lieder,
So weint' er laut und raufte gar
Als wie zur Strafe sich sein Haar.
Sein schöner Leib war blendend hell,
Und jeden Morgen wusch am Quell
Er auf dem Unger sich; allein
Nicht eher konnt' er fröhlich sein,
Als bis umher der Vögel Sang
Ihm süß zu Ohr und Herzen drang.
Da schwoll die kleine Brust ihm; hin
Lief weinend er zur Königin,
Und fragt sie: „Was ist dir gethan?
Du warst da draußen auf dem Plan?“

So wußt' er Rede nicht zu stehn,
Wie wir's auch noch bei Kindern sehn.

Dem Dinge spürte nach sie lange,
Bis sie ihn lauschend traf dem Sange,
Der aus der Bäume Wipfeln scholl,
Und sie begreift, wie von dem Klange
Des Söhnchens Brust so sehnend
Schwoll.

Das lag in seines Wesens Drange.
Nun trug sie Haß den Vögeln all —
Warum? — Sie wußt's nicht. —

Daß den Schall
Der Vögel sie zum Schweigen brächte,
Bot auf sie ihre Bau'n und Knechte,
Um scharf den Vögeln nachzujagen,
Sie einzufangen, zu erschlagen.
Doch Vöglein waren wohlberathen,
Gar viele schlüpften aus den Schlingen,
Und ließen nun durch Hain und Saaten
Nur freudiger ihr Lied erklingen.

Der Knappe drauf zur Kön'gin sprach: Er ist noch lichter denn der Tag,
 „Weß zeihst man doch die Vögel? — Deß Gnade nicht sich mochte schämen,
 Menschenantlitz anzunehmen.
 Ach, Sohn, dieser Lehre denke nach,
 Gieb ihnen Frieden gleich zur Stund'." Ihn siehe an in jeder Noth,
 Die Kön'gin küßt' ihn auf den Mund, Deß Treu' der Welt stets Hülfe bot.
 Und rief: „Wie konnt' ich das Gebot, Doch einer heißet Wirth der Hölle;
 Des höchsten Gotts auch so verkehren?“ Schwarz ist er, Untreu sein Gefelle;
 Sollt' ich der Vöglein Freude stören? Von dem keh'r' ab stets die Gedanken,
 Da stuzt' der Knab' und fraget: Von ihm und von des Zweifels
 „Gott? Wanken.“
 Ha, Mutter, sprich, was ist das — Und mehr noch lehrte ihr Bericht
 Gott?“ — Ihn von dem Finstern und dem Licht.
 „Mein Sohn, ich sag' dir sonder Spott:

Es ist also Gott nun der erste Gedanke, der dem Jüngling in seiner Einfalt aufleuchtet, der Sonnenaufgang gleichsam zu einem gottgeweihten Leben, zu welchem er von Geburt aus bestimmt ist. Allein dem Menschen ist's auf dieser Erde nicht vergönnt, in reiner Unschuld zu Gott zu gelangen; er muß der Einfalt verlustig werden, und nur durch Irrthum und Zweifel geht der Weg zum Heiligthume.

Herrlich wuchs der Knabe unter den Augen der Mutter heran. Siehe, da kamen fremde Ritter des Weges gezogen, Männer, wie er nie gesehen, so daß er jeden von ihnen für einen Gott hält. Allein sie benehmen ihm den Irrthum und sagen, daß sie Ritter seien vom Hofe des Königs Artus. Sie reden ihm zu, er solle nur danach trachten zu dessen Haus zu kommen und sich den Mitterschlag zu holen. Staunend sieht der Knabe den Reitern nach; den Gedanken an Gott hat nun ein anderer „an Ritterschaft“ verdrängt: er geht zur Mutter und begehrt ein Pferd, um schleunigst zu Artus hinzureiten. Die Königin sah nun mit tiefem Gram, daß es vergeblich sei, ihn von seinem Willen abzulenken; doch um ihm die Ausfahrt zu verleiden, legt sie ihm Narrenkleider an und denkt: „Wird er geneckt, gerauft, geschlagen, so kehrt er wohl von selbst zurück.“

Beim Abschiede giebt sie ihm folgende gute Lehren:

„Du mußt auf ungebahnten Straßen
 Die dunkeln Furten liegen lassen;

Doch siehst du leicht sie, hell und rein,
 So reite nur getrost hinein.
 Du mußt dich schicklich stets betragen,
 Niemandem deinen Gruß versagen,
 Und wenn ein grauer weiser Mann
 Dich Zucht will lehren, nimm dir's an;
 Nicht zürn' ihm drob, folg' ihm mit Fleiß,
 Weil er gewiß es besser weiß.
 Dann, Sohn, laß dir empfohlen sein:
 Wenn gutes Weibes Ring und Grüßen
 Du kannst erringen, geh' drauf ein:
 Das wird dir manches Leid versüßen;
 Nach ihrem Kuß mußt du verlangen
 Und herzig ihren Leib umfassen;
 Denn das giebt Glück und hohen Muth,
 Ist anders züchtig sie und gut."

Parcival weilte nun nicht länger, sondern bestieg sein Roß, von Sehnsucht getrieben den König Artus aufzusuchen, überall in seiner kindlichen Einfalt die Lehren der Mutter genau beobachtend. Er weigert sich durch einen Bach zu reiten, da sein Strom so dunkel schien, und reitet lieber den ganzen langen Tag den Bach entlang, bis er zu einer lichten und klaren Furt kam. Jenseits des Bachs findet er die schöne Herzogin Iseulte in einem prächtigen Zelte schlafend; er bemerkt einen Ring an ihrer Hand, steigt vom Roße, zieht ihr denselben ab und küßt sie wacker, weil die Mutter es ihm also geheißen. Endlich kommt er in seiner Narrentracht bei Nantes an. Da begegnete ihm der rothe Ritter, welcher des Königs Artus Mundbecher entwendet hat; dieser trägt ihm auf, den Rittern der Tafelrunde zu sagen, daß es ihrer Ehre wenig zieme, den König dürsten zu lassen. Parcival vernimmt die Botschaft und reitet bald, verlacht und verspottet von den Gassenhuben, in die Thore von Nantes ein. Dadurch läßt er sich nicht hindern und kommt endlich zu dem Könige, dessen Heldenchaar eben versammelt ist.

Er wird von Artus sehr gütig aufgenommen, der sogleich Gefallen an ihm bezeigt und ihm zum Ritterschlage Hoffnung macht. Zugleich berichtet der junge Held, was ihm der rothe Ritter aufgetragen hat, und bittet den König, ihm dessen Rüstung

zu verschaffen. Artus lächelt über dieses Anjinnen, doch der höhnische Seneschal Keye meint, er solle sich selbst die Rüstung holen. Ungern willigt Artus ein, weil ihm für das junge Leben bange ist; allein Parcival reitet getrost zum Thore hinaus, kommt zu dem rothen Ritter und sagt, daß er seinen Auftrag wohl ausgerichtet habe, doch zum Streite mit ihm kein Ritter Lust bezeige. Da er nun Ross und Harnisch von dem Ritter begehrt, wird er verlacht. Der Waffenkampf muß entscheiden. Von Parcivals Hand durchbohrt, sinkt jener lautlos vom Rosse. Parcival bemächtigt sich seiner Rüstung und seines Rosses wie auch des geraubten Bechers und sprengt nach der Stadt zurück.

Bald darauf beginnt er eine neue Ritterfahrt. Indem er über Stock und Stein an einem Tage so weit ritt, als ein verständiger Mann nicht in zwei Tagen durchreiten kann, gelangte er zu der Burg des biedern Ritters Gurnemanz von Graharß. Dieser nahm den Jüngling väterlich auf, und vollends, als er ihm seine Abenteuer erzählte, schenkt er ihm seine Liebe und sucht ihn in Tugend und höfischer Sitte zu unterweisen.

„Ihr redet, wie ein Kind noch ganz.
Was mengt Ihr stets die Mutter
drein

Und geht nicht auf andre Dinge ein?
Wollt Ihr nach meinem Rath ver-
fahren,

Wird er vor Fehltritt Euch bewahren.
So heb' ich an: Eins haltet fest:

Daß nie Euch Schamgefühl ver-
läßt! —

Ihr habt ein schädlich, glänzend
Wesen, —

Seid wohl zum Volksherrn einst er-
lesen?

Steht hoch Ihr, steigt Ihr höher noch,
Bewahret stets im Herzen doch

Für Hülfbedürftige Erbarmen;
Zum Trost dem Kummer laßt's er-
warmen.

Befleißigt auch der Demuth Euch;
Der edle Mann, an Kummer reich,

Ringt mit der Scham wohl manches
Mal

— O das ist bitter Müheja! —

Dem seid mit Hülfe gern bereit,
Denn lindert solchem ihr sein Leid,
Wird Gottes Gnad' Euch nahe sein.

Auch sollt verständig — prägt's Euch
ein! —

Ihr wissen arm und reich zu
sein.

Wirft Alles der Herr verschwenderisch
hin,

Das ist nicht wahrer Herrsinn,
So wenig als es Ehre bringt,

Wenn er zu sehr nach Schätzen ringt. —
Auch haltet immer Maß und Ziel;

Und eins noch: fraget nicht so
viel!

Doch seid auch maulfaul nicht und
laßt,

Daß Red' und Gegenrede paßt,

Bedachtsamkeit die Worte wählen,
Wenn jemand Euch erproben will.
Merkt achtsam auf bei dem Erzählen,
Habt offen Aug' und Ohr, und still
Erforscht, denkt nach — so wird's

gelingen,
Zu besserer Einsicht Euch zu bringen.
Eint mit der Kraft Hoch-

herzigkeit,
Dem Rathe folgt. Wer Sicherheit
Im Kampf Euch beut — hat Euerm
Herzen

Er solches Weh nicht angethan,
Das nimmermehr sich läßt ver-
schmerzen —

So läßt ihn leben und nehmt sie an. —
Und seid den Frauen hold er-
geben,

Denn das erhöht des Jünglings Leben.
Gebt nie dem Wankelmuth Euch hin.
Das ist der rechte Männer Sinn.

* * *
Noch bedürft Ihr auch der Lehren
Der Kunst in ritterlichen Sitten.

Wie kamt Ihr doch zu mir geritten!
Ja, sah mein Aug' doch manche Wand,
An welcher besser hing der Schild,
Als wie er Euch zu Halse stand.
Es ist noch früh; — fort ins Gefild!
Bringt ihm sein Roß und mir das

meine,
Und jedem Ritter auch das seine;
Es sollen auch die Junker kommen;
Von jedem wird ein Schaft genommen,
Stark, glänzend, in der Neuheit Pracht
Und zu der Stelle mitgebracht.“ —

Als auf den Plan sie angekommen,
Ward in die Reitschul' er genommen,
Er zeigt ihm, wie das Roß man muß
Mit der Sporen Schmerzensgruß
Aus dem Galopp bei schlaffen Zügeln
Zum schärfsten Angriffsrith beflügeln,
Wie bei dem Angriff auszulenken
Und richtig auch den Schaft zu senken
Und mit dem Schilde sich zu schützen.
Er sprach; „Macht's gut, das wird
Euch nützen.“

Als er dann beim Mahle an der Seite Liagens, der an-
muthigen Tochter des Alten, saß, mahnte ihn dieser scherzend, ihr
nicht etwa den Ring wegzunehmen. Indes so wohl und gütlich
er auch hier im Hause gepflegt, belehrt und in Sitte unterwiesen
wurde, und so minniglich Liage war, hielt er es doch nicht
lange aus.

So war der Held in Lehr' und Pflege
Wohl an die vierzehn Tage lang;
Da ward es ihm im Herzen bang,
Und wurden Sorgen in ihm rege:
Daß, eh' in Frauenarmen
Er traulich dürr' erwarmen,
Im Kampf er müsse sich bewähren.

Denn, dacht' er, Großthat zu voll-
bringen

Und dadurch holde Minn' erringen,
Sei doch das würdigste Begehren
Für das Leben hier und dort,
Und das ist noch ein wahres Wort.

So zog es ihn denn fort nach Abenteuern, die er aber nun
nicht mehr in der alten Einsalt unternahm.

Auf bahnlosen Wegen und in dumpfem Sinnen ritt er durch wilde Gebirge, bis er endlich zu der schönen Stadt Palrepeire gelangte, wo die edle Konduiramur als Königin herrschte. Sie hatte so eben Reich und Stadt von ihrem hingschiedenen Vater geerbt, wurde aber von dem König Alamide, der ihre Hand erzwingen wollte, so hart bedrängt, daß die Besatzung schon allen Muth verloren. Der Dichter berichtet nun, wie Parcival zuvörderst den feindlichen Herold abfertigt und dadurch der Bürger Kampftrog wieder weckt; wie ihn Konduiramur zu ihrem Gatten wählt; wie er dann, nachdem ein Sturm der Feinde glücklich zurückgeschlagen, im Zweikampf den König Alamide besiegt, und dieser, um sein Leben zu retten, versprechen muß, zu König Artus zu gehen und ihm seinen Gruß zu bringen.

Kurz nur verweilt der Dichter bei dem jungen Paare, das in süßer Liebe selig lebt, bis Parcival, um seine Mutter aufzusuchen, wieder ausreitet.

Immer seiner Konduiramur gedenkend, kommt er unvermerkt nach Montsalvatjch, zu den Wundern des h. Graals, dem er schon durch seine Geburt näher angehört, als er weiß.

Der Graalkönig Titurel hatte das Königthum seinem Sohne Trimuntel hinterlassen, von dem es auf dessen ältesten Sohn Amfortas überging. Die beiden Töchter sind Sigune, die um den Tod ihres geliebten Tichionatulander klagende Wittwe, und Herzeloyde, die Mutter Parcivals. Amfortas ward in einem seiner Kämpfe von einem bezauberten Speer verwundet, wodurch er eine stets schmerzende Wunde erhielt und thatenlos sein Leben einsam hinbrachte. Nur das Anschauen des Graals erhält sein Dasein; nur dann soll sein Leid ein Ende nehmen, so ist der Spruch des Schicksals, wenn ein mit dem ganzen Vorgang Unbekannter ihn danach fragen würde. Parcival ist vom Graal ausersehen, dereinst der Erlöser des kranken Königs zu werden. Vor dem Gaste entfaltet sich die Herrlichkeit des Graals.

Am Ende von dem weiten Saal Zwei Mägdlein traten draus hervor,
 That auf sich eine Thür von Stahl; Jungfrau im ersten Jugendblühen,

So schön — wer ihren Dienst erfor,
Dem mochten sie wohl das Herz durch-
glühen.

Zwei Blumenkränz' im bloßen Haar,
Das lang und blond vom Haupte fällt,
Trat her das wunderholde Paar,
Und jed' in ihren Händen hält
Einen gold'nen Leuchter mit brennenden
Lichten;

Vergessen sei auch hier mit nichts
Das Kleid, worin bei diesem Dienen
Die beiden Jungfrau sind erschienen.
Von braunem Scharlach war der Rock
Sowohl der Gräfin von Tenabrot
Als ihrer Gespielin; ein Gürtel eng
Umwand das schlanke Hüftgelenk.

Nach jenen traten ferner ein
Eine Herzogin und ihr Gespiel;
Sie trugen jede ein Gestühl
Herbei, gedreht von Elfenbein;
Ihre Lippen flammten rosig hell.
Zum Wirth hin setzten das Gestell
Die zwei, und mit den andern beiden
Vor ihm sich neigend ernst bescheiden
Traten nach des Dienstes Gebühr
In eine Reih' zurück die vier.

Die viere trugen gleich Gewand.
Doch andrer Jungfrau zweimal vier
Nun folgten jenen schleunig hier,
Je viere Herzen in der Hand,
Und andre vier nicht ohne Mühn
Einen prächt'gen Stein, den licht durch-
schien

Des Tages Sonn', ein Granat-
Zachant

— Den Namen führt' er allbe-
kannt —

So lang und breit und dünn gesagt,
Daß er zum Tischblatt dient in Bracht,
An dem der Wirth zu speisen pflegt.
Zu diesem traten alle acht,
Indem ihr Haupt sie vor ihm neigten.
Auf die Gestelle dann, die leichten,
So weiß wie Schnee, von Elfenbein,
Legten die vier den lichten Stein,

Und traten mit gesenktem Blick
Zu den andern viere drauf zurück.
Jedwede der acht Jungfrau trug
Ein Kleid von Sammet aus Affagug,
Grüner als Gras und weit und lang;
Ein theurer schmaler Gürtel schlang
Sich lang geschürzt um ihr Gewand.
Ein kleines Blumenkränzchen band
Das Lockenhaar von diesen acht.

Zwei Fürstinnen sah nun man kommen
In einem Kleid von Wonnepracht;
Zum Dienst sind sie hierher entnommen
Auf vieler Meilen weites Ziel,
Die Töchter des Jerni' von Riel
Und Grafen Zwain von Ronel.
Zwei Messer spitz und blügend hell
Von Silber weiß, eins jede, trug
Das Paar daher auf einem Tuch,
Geschmiedet so von Künstlerhand,
Daß ihren wohlgeschärften Schneiden
Sogar der Stahl nicht widerstand.
Diesen messertragenden beiden
Gingen zur Seite vier Jungfräulein
Edelgeborne, von Makel rein,
Mit Lichtern jede. — Merket nun,
Was diese fernern sechs thun.

Sie neigten sich; es traten dann
Die zwei zum glänzenden Tisch heran,
Legten auf denselben nieder
Die Silbermesser und traten wieder
Zurück mit züchtigem Benehmen,
Bei den ersten zwölfen Stand zu
nehmen. —

Dann trat die Kön'gin endlich ein;
Von ihrem Antlitz ging ein Schein,
Sie glaubten all', es wolle tagen.
Ein Kleid sah man die Jungfrau tragen
Von Pfelle aus Araberland.

Auf grünem Achmardi in ihrer Hand
Da ruht des Paradieses Wonne,
Des Segens Wurzel, des Heiles
Sonne,

Der Erdenwünsche höchste Wahl,
Die Gnadenfülle — der heilige
Graal!

Urepanse de Joie hieß,
Von der der Graal sich tragen ließ.

Es war der Graal von solcher Art,
Daß höchste Keuschheit der bewahrt
Und tadellos die mußte sein,
Die sich zur Pfleg' erlas der Stein.
Sechs Lampen von klarem Glase —
nicht

Von Armutth eben zeugt ihr Licht —
Mit brennendem Balsam trugen dem
Graale

Wieder sechs Jungfräulein voran.
Sie verneigten sich, und setzte dann
Vor den Wirth die Kön'gin die heilige
Schale. — —

Zu bedienen die Ritterschaaren,
Die in dem Saale versammelt waren,
War je viere ein Kämmerer
Mit einem Becken von Golde schwer
Bestellt, und ein Junker ging ihm
zur Seit',

Der ein weißes Handtuch hielt bereit.
Hundert Tafeln trug man herein zur
Thür,

Stets eine für edler Ritter vier.
Tischtücher von blendender Weiße
Wurden darüber gedeckt mit Fleiße.
Der Wirth gebeugt von Leides Last
Nahm zuerst das Wasser, und sein
Gast

Wusch sich zugleich mit ihm die Hand
Im Becken, und es hielt im Knien
Ein Grafensohn fein und gewandt
Das glänzend seidne Handtuch hin.
Wo keine Tafel Platz gefunden,
Stehn vier Knappen, die verbunden,
Für die, die oben sind gegessen,
Die Aufwartung nicht zu vergessen.
Während zwei im Knieen vorschneiden
müssen,

Sind die andern beiden beflissen,
Aufmerksam nach des Dienstes Gang
Herbeizutragen Speis' und Trank.

Hört mehr noch von dem Reichtum
sagen:

Vier Karren fahren in den Saal,
Die reiche Goldgefäße tragen
Für jeden Ritter zu dem Mahl;
Von Tisch zu Tisch an den vier Wänden
Fahren sie rings, und vier Ritter
spenden

Aus die Gefäße; jedem Wagen
Folgt ein Schreiber, der hat drauf Acht,
Daß richtig, was hier aufgetragen,
Auch wieder wird zurückgebracht.
Vernehmets weiter, was geschehn:
Hundert Knappen jetzo gehn
Und nehmen auf weißen Tüchern das
Brod

Hinweg vom Graale, das er bot,
Und reichen es an den Tafeln herum.
Man sagte mir, daß das Heiligthum
— Ich wiederhol's bei Eurem Eid —
Mit jeglicher Gabe sei bereit,
— Sollt' ich hier etwa trügen,
So müßt ihr mit mir lügen —
Mit Speisen, warmen so wie kalten,
Neuen Speisen und auch alten,
Zahn und wild. — Wohl! mancher
spricht:

's ist beisspiellos! — Jedoch er bricht
Sich selbst den Stab; denn Segen
spendend

Auch süße Weltlust reich verschwendend
Das ist der Graal, und darin gleich,
Was man erzählt vom Himmelreich.
In kleinen goldnen Schalen nimmt,
Was sich zu jeder Speise ziemt,
Man Sauce, Pfeffer und Compot.
Es hatte der bescheid'ne Esser
Genug wie auch der größte Fresser
An dem, was man ihm sittig bot.
Rosinen-, Obst- und reinen Wein,
Was an Getränken nur zu nennen,
Das schenkt, wie deutlich zu erkennen,
Wenn das Gefäß man hinhält, ein
Des Graales wunderbare Kraft.
So ward gespeist vom heil'gen Graal
Die werthe Hausgenossenschaft.

Wohl sah der junge Parcival alle die Wunder; doch weil ihm Gurnemanz gerathen, nicht viel zu fragen, so enthielt er sich auch, so nahe man es ihm legte, um die Bedeutung aller dieser Dinge zu fragen. Und als ihm ein kostbares Schwert übergeben wurde, nahm er es stumm und blöde hin. So verschwinden denn allmählich die Knappen und Jungfrauen und alle Herrlichkeiten des Graals; Parcival wird in sein Schlafgemach geführt, wo er eine lange Nacht in Unruhe und schweren Träumen zubringt. Als er aber des Morgens erwacht, findet er nichts Lebendes im Schlosse, nur sein Pferd, welches gesattelt im Hofe steht. Da er niemand irgendwo findet, reitet er endlich zum Thore hinaus, das gleich hinter ihm sich schließt, und die Zugbrücke wird so schnell aufgezo- gen, daß ihn die Kette fast niedergeschleudert hätte:

Parcival wandte sich und hielt an,
Um noch zu fragen — doch eh' er begann,
Rief ihm der Knapp vom Thurne zu:
„Paßt Euch, der Sonne Verhafter, im Nu!
Ihr seid eine Gans! Wenn Ihr den Flunsch
Hättet gerührt und den Wirth gefragt:
Ihr hättet der Erde höchsten Wunsch,
Und, wie kein Andrer, Preis erjagt!“
Laut schrie der Gast nun nach Erklärung,
Doch fand er keineswegs Gewährung;
Der Knapp' that, wie auch jener rief,
Als ob er gehnden Fußes schlief,
Und schlug die Thore vor ihm zu.

Nun begann seine Prüfungsfahrt. Welch ein Heil er verscherzt hat, erfährt Parcival von seiner nahen Verwandten Sigune, die er in der Einsamkeit antrifft, noch immer klagend um ihren geliebten Tschionatulander. Da sie aus seiner Erzählung erfährt, daß er auf der Graalburg gewesen sei und nicht gefragt habe, verwünscht sie ihn und will nie wieder von ihm hören. Er kommt nach langem Umherirren und manchem Abenteuer, ohne es zu ahnen, wieder in die Nähe der Tafelrunde, wo es sehr still zugeht; denn König Artus hatte eben das Verbot gegeben, daß sich keiner der Ritter vom Zuge scheide, um Abenteuer nachzugehen.

Jetzt folgt im Parcival eine der schönsten Stellen, worüber

alle Zartheit des Minnesangs ausgegossen ist. Es war Schnee gefallen, und ein Falke, der den Jägern des Königs entwichen, nahm den irrenden Parcival wahr, zu dem er sich, vor dem Froste Schutz suchend, gesellte.

Dem als die Morgendämmerung
kam,
Fand Parcival alles verschneit rings-
um.

Ueber Stock und Stein ritt er darum
Auf völlig ungebahnten Wegen
Dem höher steigenden Tag entgegen,
Bis sich zu lichten begann der Wald.
Auf einem holzentblösten Raum
Macht er bei einem gefällten Baum,
Treulich vom Falken begleitet, Halt.
Es lagen wohl tausend Gänse dort,
Und gewaltiges Gackern erhob sich
sofort,

Als unter den Haufen mit schnellem
Flug

Der Falke stieß, und glücklich schlug
Er auch eine herunter, die lebend kaum
Ihm entwischte unter selbigen Baum,
Gelähmt war ihr der Flug zur Höh'.
Drei Tropfen Bluts aus ihren Wunden
Fielen auf den weißen Schnee.

Als die des Helden Aug' gefunden,
Das Blut so roth auf Schnee so weiß,

Wie ward ihm da so wunderbar!

„Wer,“ sann der Treue, „wandte dar
An diese Farbe seinen Fleiß?

Konduiramur, dir ist sie gleich!

Wie macht mich Gott so freudenreich,
Daß ich dir Aehnliches hier fand!

Gesegnet sei die Gotteshand

Und alle ihre Creatur!

Hier liegt dein Bild, Konduiramur.

Wie hier das Blut den Schnee mit Roth
Gefärbt, der seine Weiß ihm bot,

Konduiramur so zart und licht

Erglänzt dein schönes Angesicht.“

Vor seinem Aug' lebendig stand

Ihr Bild, wie er zuerst sie fand:

Zwei Tropfen malen ihre Wangen,

Der dritt' ihr zartes rundes Kinn.

Der Liebe Kraft und heiß Verlangen

Triß jetzt sein Herz gewaltig hin.

Das Auge starret unverrückt

Den Zauber an, der ihn entzückt.

Von Belripar die Königin

Schlug ganz in Banden seinen Sinn.

Indeß er dort wie im Traume hielt, kam des Weges ein
Page von Artus' Hofe, und wie er den Mann mit aufgerichtetem
Speere, als ob er auf Streit harrete, stehen sah, lief er zum
Lager mit Geschrei zurück: die Tafelrunde sei entehrt, weil da
draußen ein Mann stehen dürfe, als ob er zum Zweikampfe heraus-
fordere. Da sprang zuerst kampfschnaubend Segramor hervor, der
nicht ruhte, bis ihm Artus erlaubte auszugehen, um den Zwei-
kampf zu bestehen. Er fand den Parcival noch ganz vertieft, und
was er auch zu ihm sprach, es erfolgte keine Antwort. Als aber
Segramor sein Roß zum Anlauf herumwarf, wandte sich Parcivals
fluges Thier von selbst, und beim ersten Zusammenstoßen warf er

den kühnen Segramor aus dem Sattel, so daß der Ritter ganz lahm ins Lager zurück hinken mußte. Da beehrte Keye, der Seneschal, den Zweikampf, und Artus mußte es ihm erlauben. Aber auch dieser, so grob er unsern sinnbetäubten Ritter auch angriff, wurde eben so schnell geworfen, nur daß er schwerer verwundet Arm und Beine brach. Nun erhob sich Ritter Gawan, ein eben so tapferer, als besonnener und kluger Held, der mit seinem Weltsinne das Gegenstück zu Parcivals Schwärmerei vorstellt. Dieser reitet ohne Sporn, ohne Schild und Schwert ganz schlicht und ruhig hinaus. Als er den in sich verlorenen Ritter sieht, grüßt er freundlich, und da er eben so wenig Antwort als die Andern erhält, folgt er den Augen desselben und gewahrt, wie er unverwandten Blickes nur auf die Blutstropfen im Schnee hinblickt. Sogleich erkennt er dies als Zeichen eines Minnezaubers, und um den Ritter davon zu erlösen, bedeckt er die Blutstropfen schnell mit einem seidnen Tuche. Da kommt denn Parcival wieder zu sich selber, und Gawan überredet ihn freundlich, mit ihm zu König Artus zu kommen. Parcival freut sich den berühmten Gawan zu sehen und von ihm zu hören, wie er den groben Seneschal bestraft und daß er so nahe der Tafelrunde sei. Dort angekommen, wird er jubelnd von den Rittern der Tafelrunde aufgenommen, als plötzlich die gräuliche Graalsbotin Kundrie la Sorciere erscheint und den gefeierten Helden verflucht, weil er bei dem h. Graal nicht habe der Frage ihr Recht gethan. Parcival schließt sich nun als Beschimpfter selbst von der Tafelrunde aus, so lange bis er den Graal wiedergefunden und durch die Frage sich desselben würdig gemacht haben werde. Kundrie ladet zugleich die Ritter ein, die gefangenen Königinnen zu Chateau-Merveille zu erlösen, und ein Theil zieht dahin. So wendet sich das Gedicht von Parcival ab und überläßt ihn seinen Abenteuern, die er auf dem Wege nach dem Graale zu bestehen hat. Dafür tritt der lebens- und weltlustige Gawan auf den Schauplatz, und durch seine Abenteuer wird der Gegensatz des Weltlichen zum Ideellen recht lebhaft veranschaulicht; wir bewundern den Dichter mit Recht, daß er zwei solche ganz einander entgegengesetzte Charaktere, wenn

auch mehr in ihren äußern Begegnissen, so lebensvoll darzustellen vermag. Wir müssen diese zum Theil höchst ergötzlichen Abenteuer übergehen, um uns zu Parcival zurückzuwenden.

Parcival irrt indeß voll Verzweiflung, mit Gott und der Kirche zerfallen, umher. Des Graales muß er oft gedenken; aber er weiß nicht mehr den Pfad, der zu ihm führt, kennt nicht die Mittel, ihn zu erwerben. Vier Jahre ist er, ohne nach Gott zu fragen, umhergestreift. Da trifft er an einem Charfreitage, den er durch Waffentragen verunehrt, einen Ritter in grauem Gewande, der ihm wegen solcher Entheiligung Vorwürfe macht. Das ist der Moment der Umkehr. Durch den Ritter wird Parcival zu seinem Oheim, dem Einsiedler Trevrezent geführt, der ihn belehrt, daß er auf dem Wege, den er bisher gegangen, nicht den Graal gewinnen könne.

Aufmerksam höret ferner fort
Vom Vater der Liebe die süßen Lehren:
Er ist ein klar durchleuchtig Licht,
Und wankt in seiner Liebe nicht;
Selig, wem die er mag gewähren!
Doch ist ein Scheideweg: der Welt
Hat beides er frei zu Kauf gestellt,
Wie seinen Zorn so seine Huld.
Nun prüft, was heilsamer gegen
Schuld!

Es kehrt der Schuldige ohne Reue
In Flucht sich ab von Gottes Treue;
Wer aber büßt die Schuld der
Sünden,

Der wird beseligt Gnade finden.
Sie spendet, der die Gedanken durch-
dringt.

Der Gedank' entzieht sich der Sonne
Strahl;

Der Gedank' ist auch ohne Schloß
zumal

Bewahrt, daß nimmer sich zu ihm
ringt

Eine Creatur; der Gedank', erzeugt
Im Finstern, wird unsichtbar auf-
gesängt.

Die Gottheit aber ist lauter Licht,
Das durch die finstesten Mauern
bricht,
Und lautlos, heimlich, unaufgehalten
Durchdringt des Herzens geheimste
Falten.

Kein Gedanke ist so schnell,
Daß er vom Herzen zum Munde käme,
Ohne daß Gottes Auge hell
Ihn durchschaut' und in heilige Prüfung
nähme.

Wenn Gott Gedanken so durchschaut,
Weh dem, der auf Werke der Schwach-
heit baut!

Weß Werke verwirken seine Huld,
Daß sie die Gottheit zählt zur Schuld,
Was kann ihm menschlich Ansehn
nützen?

Wer soll die arme Seele schützen?
Wollt Ihr mit Gott nun führen Streit,
Der Euch mit beidem ist bereit,
Mit Lieb' und Zorn — o, wahrlich
wißt,

Ihr seid's, der der Verlor'ne ist.
Darum kehrt Eu'r Gemüthe,
Daß Er's Euch danke, zur Güte!

Sodann belehrt er ihn über sein Geschlecht und über die Wunder des Graals, ermutigt ihn, wenn er zu dem Glauben an Gott zurückkehre, und giebt ihm Hoffnung, endlich den Graal und dann sein liebes Weib noch wiederzufinden. So kommt er zunächst zu König Artus, welcher, von Gawain eingeladen, in die Nähe der Zauberburg gekommen war. Mit Jubel begrüßt ihn die Tafelrunde und nimmt ihn wieder auf in ihren Bund; allein ihn belebt nur das einzige Streben, den h. Graal wiederzufinden. Bald ist die Prüfungszeit vorüber; die Graalsbotin erscheint und verkündet, daß Parcival zum König des h. Graals ernannt sei. Er macht sich mit Gefolge auf den Weg nach Montsalvatsch.

Schon war die Kunde davon auch zu Konduiramur gebrungen. Sie machte sich auf mit ihren beiden Söhnen und zog ihrem Gemahle, begleitet von den Rittern ihres Hofes, entgegen. An der Stelle, wo sich einst so wunderbar ihr Bild mit Blut und Schnee gemalt, nahm sie Raft. Dort fand sie ihren Parcival nach fünfjähriger Trennung, und mit rührender Anmuth schildert der Dichter das Wiedersehen. Es war in der Morgendämmerung, als er ins Lager einritt, und, von seinen Leuten erkannt, wurde er sogleich zu dem Zelte geführt, wo die Königin inmitten ihrer beiden Kinder noch schlummerte.

Guiot begrüßt die nah'nden Helden
Und sendet einen Junker schnell,
Der Königin Marschall sie zu melden,
Daß er für sie Gemach bestell',
Führt selbst ihn an der Hand dann
hin

Zum Ruhgemach der Königin.
Da sah Kordeis und Pohrangrin
— Nun mußte wohl die Freude
siegen! —

Er an der Mutter Seite liegen,
Und um sie her im Hauptgezelt
Der Frauen Betten aufgestellt.
Guiot klopft auf das Bettelachen
Und mahnt zu freudigem Erwachen
Die Königin. Sie blickt empor
Und sieht den Gatten stehn davor. —

„Du,“ rief sie, „mir vom Glück
gesandt,
Du, meiner Herzensfreude Pfand!
So hieß sie ihn willkommen sein;
Soll ich dir etwa zürnen? Nein!
Gefeguet hier sei Tag und Stunde,
Die mir den Kuß von deinem Munde,
Die dein Umarmen mir gebracht
Und meinem Leid ein End' gemacht.
Ich habe, was mein Herz begehrt,
Und jede Sorge von mir wehrt.“
Die beiden Kindlein schlugen drauf
Erwachend auch die Augen auf.
Nacht, wie sie in den Bettchen lagen,
Hub mit entzücktem Herzensschlagen
Zu sich empor sie Parcival
Und küßt sie ein ums ander Mal.

Darauf wird die Reise nach Montsalvatich in Begleitung der Königin fortgesetzt. Parcival zieht als König in die Graalsburg ein und erlöst den franken Amfortas von seinen Leiden. Gleich wie die einleitenden Worte, so beweist auch der Schluß, daß Wolfram seinen Stoff, so sehr sich auch die Abenteuer häufen und durchkreuzen, mit klarer dichterischer Einsicht beherrscht und Alles der zum Grunde liegenden Idee dient.

„Ich führte Parcival zu den Stufen, Die Seele Gotte wird entwendet,
 Wohin das Heil ihn hat berufen. Und der zugleich doch auch die Huld
 Ja, wessen Leben so sich endet, Der Welt mit Würdigkeit erstrebt,
 Daß nicht durch Leibes arge Schuld Der hat vergebens nicht gelebt.“

An diese ernste Betrachtung schließt er als echter Minnesänger die Frauenhuldigung an:

Verständ'ge gute Frauen können, Da ich dies Werk zum Schluß gebracht.
 Ob nie sie Huld mir zugehacht, That das ich einem Weib zu Hulden,
 Sie nun mir um so lieber gönnen, Muß sie mir süßes Dankwort schulden.

Es würde zu weit führen und dem Zwecke unserer Schilderungen wenig entsprechen, wollten wir mit gleicher Ausführlichkeit, wie die Meisterwerke, auch den reichlichen Nachwuchs des höfischen Epos seinem Inhalte nach zergliedern. Der Grundzug bleibt der nämliche: Abenteuer werden auf Abenteuer gehäuft und das Streben nach Mannigfaltigkeit führt zuletzt zu weitläufigen Weltchroniken. Die namhaftesten Dichter dieser späteren Periode sind Rudolf von Ems und Konrad von Würzburg; jener dichtete eine Weltchronik, und dieser einen ermüdend ausgedehnten trojanischen Krieg; aber mit größerem Glück dichteten sie kleine Erzählungen, theils Legenden, theils weltlichen Inhalts. Rudolfs „der gute Gerhard“ und Konrads „Kaiser Otto mit dem Barte“ sind vornehmlich auszuzeichnen. Auch begegnen wir gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts der ältesten Dorfgeschichte, Maier Helmbrecht von Wernher dem Gartenäre, Schilderung eines entarteten Bauernsohnes, der ein wildes Leben führt und schließlich gehängt wird. Auf die Schwänke, lustige Geschichten aus dem Volksleben, kommen wir zurück.

Höfische Lyrik (Minnegefang).

Im südlichen Frankreich entfaltete sich zuerst gleichzeitig mit dem idealen Ritterthum ein reicher Liederfrühling. Dort, wo eine herrliche Natur ihren Schmuck aufs freigebigste über Thäler und Höhen ausgegossen hat, umgab sich in der Zeit der ersten Kreuzzüge das gesellige Leben der höhern Stände mit einem solchen poetischen Reiz, daß an die Stelle der Wirklichkeit ein träumerisches Phantasieleben zu treten schien. Provence und Languedoc, zwei blühende Landschaften des Südens, bestanden damals aus einer Menge kleiner, fast unabhängiger Lehnsherrschaften; es gab keine Mühen der Regierung: die Freuden des geselligen Verkehrs, Hof- feste und Turniere wurden der Inhalt, das Geschäft des Lebens, und die ritterliche Thatenlust fand in Spanien, im Morgenlande einen ersehnten Schauplatz. In die beglückten Thäler aber trug noch niemand den Krieg, und während stürmische Bewegungen die Nachbarländer heimsuchten, blieben sie ein Asyl des Friedens.

Aus diesem mächtig erregten Phantasieleben stieg, wie durch eine plötzliche Zaubermacht hervorgerufen, die Sonne der lieblichsten Poesie empor, und innerlich, wie sie war, gewedt durch den Drang des Gefühls, verband sie sich von vornherein mit der schweßerlichen Kunst des Gesanges. Beide sind unzertrennlich, der trobadór oder troubadour ist der Erfinder sowohl der Lieder wie der Melodien. Und diese Kunst ist die edelste; sie war dem gebildeten Ritter so nothwendig wie die Kunst der Waffen, sie schied ihn vom ungebildeten Volke, sie war der schönste Schmuck des Lebens. Waren die Dichter auch niedrig geboren und sangen sie auch um Lohn und gastliche Bewirthung, ihre Kunst stellte sie dem Ritter gleich. Es galt für ehrenvoll, in ihrer Reihe zu stehen: Fürsten und Ritter bemühten sich um den Ehrenplatz in ihrer Mitte. Fürsten erkannten es als eine Pflicht, die Sänger zu ehren und zu schützen. Noch höher aber als Fürstengunst galt den Sängern die Huld der Frauen. Diese Frauenverehrung, die nur zum Theil auf den Namen „Liebe“ Anspruch machen kann, wurde in solchem Maße Mittelpunkt des Lebens, daß ihre Empfindungen förmlich in ein System voll der

feinsten Subtilitäten gebracht wurden, daß geradezu eine Kunst ritterlich zu lieben sich daraus entwickelte.

Es begreift sich leicht, daß in Folge dessen das Erkünstelte gar sehr an die Stelle des natürlichen Gefühls treten mußte, und hier liegt der Grund, weshalb die Minnepoesie durch Unwahrheit, deren Folge Phrasentändelei ist, sich selbst den Untergang bereitete. Schon war die Provenzalpoesie im Sinken begriffen, als im Beginn des zwölften Jahrhunderts der gräuelvolle Albigenserkrieg jene bis dahin so glücklichen Landschaften verheerte und des Volkes Kraft und Geist für immer lähmte. Die melodische Provenzalsprache, einst vor allen andern romanischen Sprachen poetisch ausgebildet, schied aus der Literatur Europa's aus, um als Provinziodialekt des südlichen Frankreichs langsam abzusterven. Die Ivrische Poesie des nördlichen Frankreichs, wo die Sänger mit dem Namen *trouvères* benannt wurden, ist nur ein Nachhall der provengalischen Lyrik.

Ein Blick auf die Provenzalpoesie mußte der Schilderung des deutschen Minnegefangs vorangehen, weil er nur in jener eine Erklärung findet. Daß die deutsche Lyrik eine bloße Nachahmung der provengalischen gewesen sei, wird niemand behaupten wollen; der deutsche Geist fühlte sich gerade damals zu selbstständig, um bloß die Mode seiner westlichen Nachbarn nachzuahmen. Allein das erste Erscheinen des deutschen Minnegefangs steht mit der Verbreitung französischer Hofsitte in so enger Verbindung, der ritterliche Frauendienst, die künstlichen Formen der Lyrik, wodurch sie von der Volkspoesie geschieden und als höhere und vornehmere Hofpoesie ihr gegenübergestellt wird, sind der provengalischen so nah verwandt, daß man den Impuls, der von dem engverbundenen Nachbarlande ausgehen mußte, unmöglich darin verkennen kann. Deutsche Ritter waren mit französischen Rittern auf den Kreuzfahrten im Verkehr und trafen auf Friedrichs I. italienischen Feldzügen mit provengalischen Sängern zusammen; die Hohenstaufen, die Beschützer der deutschen Sangeskunst, werden auch von Provenzalen als Gönner gepriesen. Zum Ritterfeste, das Friedrich 1184 zu Mainz veranstaltete, strömten provengalische Sänger her-

bei; dort war auch Heinrich von Veldese, der erste deutsche Minnesänger, und er selbst rühmt uns den Glanz jener Festlichkeiten. Mathilde, die Gemahlin Heinrichs des Löwen, war die Tochter der Eleonore von Poitou, der Vorsitzerin eines jener französischen Liebeshöfe, in denen Frauen zu Gericht saßen, um Streitfragen der Liebesetikette zu entscheiden; ein Troubadour besingt die Aufnahme, die er am Hofe zu Braunschweig gefunden. Die zweite Gemahlin Friedrichs I., Beatrix von Burgund, stammte aus den Rhonelanden, und des Kaisers Sohn, Heinrich VI., heirathete die sicilianische Prinzessin Constanze.

Uebrigens war der Minnegefang so wenig wie die höfische Mittersttte über das gesammte Deutschland verbreitet; die sächsischen und friesischen Landschaften wurden wenig davon berührt. Die Linie, in der der Minnegefang sich ausbreitet, läuft über Oestreich, Baiern, Schwaben und verfolgt abwärts Nebenlinien am oberen Rhein und durch Franken nach Thüringen und Meissen. Von hier aus geht gegen die Zeit seines Verfalls noch eine östliche Linie nach Brandenburg, Böhmen und Schlesien bis zur Ostsee hinab. Ueberall aber behält die lyrische Poesie den Typus des Südens, von dem sie ausgegangen war; die süddeutsche Mundart bleibt gleichmäßig die Dichtersprache.

Die Form ist das Wesentliche, wodurch die lyrische Kunstpoesie sich von der Volkspoesie unterscheidet; sie ist das Gleichartige, das sie mit der Poesie der Provençalen verbindet. Eine verfeinerte Sprache, ein künstliches Verschlingen der Reime, ein sorgfältig geordneter Strophenbau, überhaupt eine bewußte Ausübung einer erlernten Kunst, worin ein älterer Meister den jüngeren unterweist, dies alles stellte die „höfischen“ Meister über die fahrenden Sänger, welche seit deren Auftreten fast von den Höfen verdrängt wurden.

Es erstreckt sich indeß die Verschiedenheit auch auf den Inhalt. Wenn auch die ältere Volkspoesie schon Liebeslieder dichtete, so gestalteten sich diese doch ganz anders, als die Liebesromantik der Provençalen den ritterlichen Frauendienst zum Mittelpunkt der lyrischen Empfindung machte. Vorzugsweise sind

daher die uns erhaltenen Gedichte der „Minne“ gewidmet. Vergleicht man sie mit der provençalischen Poesie, so muß man dieser freilich glänzendere Farben und einen reicheren Bilderschnitt zugestehen; allein es spricht aus den einfacheren Tönen des deutschen Gesanges eine solche Wärme und Innigkeit des Gemüths, daß wir jenen mehr äußerlichen Glanz gern hingeben gegen diese bescheidene Sehnsucht, die so wenig begehrt und schüchtern wie von fern sich dem Gegenstande der Liebe nähert. Man darf behaupten, daß die Minnepoesie bei jedem einzelnen Volke ihren Charakter mehr von den Frauen als von den dichtenden Männern erhält: die Grenzen, in denen sie sich zu bewegen hat, werden ihr von dem weiblichen Jartgefühl, von dem sittlichen Sinn der Frauen vorgezeichnet. Mochten sie mit Dank und Glauben den Gesängen der verehrenden Huldigung ihr Ohr öffnen, keinem Sänger gestattete die Sitte, den Namen der Verehrten in seinen Gedichten zu nennen, während in Frankreich die Frauen nach solcher Auszeichnung trachteten: keiner auch fiel es ein, zarte Verhältnisse vor Liebesgerichten zu entweihen. Je näher somit der deutsche Minnegesang der Naturwahrheit blieb, um so weniger konnte er auf die Spitzfindigkeiten der provençalischen Liebesdialektik eingehen. In den Reizen der Natur sucht vielmehr die Gemüthswelt einen Widerhall, ein Abbild: die heitere Frühlingswelt giebt dem Herzen Antwort: die Blumen und die Chöre der Vögel deuten die Träume der Sehnsucht und des Entzückens. In ihrer ernstesten Richtung wird die Lyrik zur religiösen Poesie: vornehmlich zeigt sich ein Wettstreit der Künstdichter in der Lobpreisung der heiligen Jungfrau, die gleichsam als weibliche Gottheit dem weichen Charakter der Poesie am meisten entsprach. Hymnenartige Lobgesänge ihr zu Ehren dichtete ein Zeitgenosse Gottfrieds von Straßburg unter dessen Namen, ferner Konrad von Würzburg (um 1280) und Heinrich Frauenlob (um 1300), jeder mit dem Bestreben, den Vorgänger in der Eleganz der Sprache, der mystischen Bilderpracht und der Kunst des Reims zu überbieten, weshalb Konrad von Würzburg seinen Hymnus die goldene Schmiede betitelte, indem er sich mit einem Schmied in der Werkstatt verglich, der die

edelsten Metalle zum feinsten Kunstwerke verarbeitet. An die religiöse Poesie knüpfen sich dann weiter in späterer Zeit die trockenen Lehrdichtungen an. Hiermit ist der enge Kreis umschrieben, in dem sich die höfische Poesie bewegt, man möchte denn noch einige Lieder zum Preise der Fürsten und Herren und Lieder auf Zeitereignisse besonders bemerken.

Von mehr als 150 „Minnesängern“ jenes Zeitraums sind Gedichte auf uns gekommen. Jedoch statt dem Leser mit vielen Namen lästig zu fallen, wählen wir einige wenige aus, welche die Lyrik des ganzen Zeitalters am klarsten veranschaulichen.

Walther von der Vogelweide ist jenen großen Meistern des Gesanges, einem Gottfried und Wolfram, deren Zeitgenosse er war, beizugesellen. Seine Jugend fiel mit dem frischen Ausblühen des lyrischen Gesanges gegen das Ende der Regierung Friedrichs I. zusammen. Durch ein langes, bewegtes Leben, das ihn früh von seiner Heimat Tyrol entfernte, geleiten uns seine Lieder; sie gehen so vielfach auf persönliche Erlebnisse und Zeitumstände ein, da wir aus diesen Andeutungen seine Schicksale und Lebensverhältnisse von der Jugend bis ins Greisenalter erkennen können. Zwar adliger Abkunft, aber arm, sah er sich genöthigt, in den Dienst fremder Herren zu treten. Er erwählte die Poesie als den Weg zu Ehre und Unterhalt und suchte als Meisterfänger die Höfe auf. „In Oestreich“ — sagt er uns — „lernte ich singen und sagen“: das war die kunstgemäße Unterweisung im Abfassen der Lieder, im Singen und Spielen des musikalischen Instruments, mit dem der Vortrag der Lieder begleitet wurde. Ob er des Lesens und Schreibens kundig gewesen, erfahren wir nicht: hatten doch die Lieder damals die Bestimmung, gesungen zu werden; die schönsten Lieder wurden im Gedächtniß aufbewahrt und hallten im Munde anderer Sänger wieder, selbst an entfernten Höfen, bis mit dem Verblühen der Kunst die Schrift an die Stelle der lebendigen Ueberlieferung trat.

Seine glücklichsten Jahre verlebte Walther am österreichischen Hofe unter der Regierung des Herzogs Friedrich. Als aber dieser nach kurzer Regierung 1198 auf einer Kreuzfahrt gestorben war,

sein Nachfolger Leopold VII. aber dem Dichter keine Gunst erwies, begann, wie er in einem seiner Gedichte klagt, sein unistetes und mühevolltes Leben. Es dünkt ihm die Welt nicht mehr so fröhlich zu sein, wie damals, wo die Freude überall zu Hause zu sein schien. Mag ihm die Erinnerung an die jugendliche Heiterkeit jene frühere Zeit in schönerem Lichte erscheinen lassen, so konnten doch auch die veränderten politischen Verhältnisse nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf das heitere Sängers- und Ritterleben bleiben. Philipp von Schwaben und Otto von Braunschweig waren von ihrer Partei gleichzeitig zum deutschen Kaiserthron berufen worden; der allgemeine Zwiespalt trennte jetzt die Fürsten und rief einen zerrüttenden Bürgerkrieg hervor. Auch die Sänger wählten verschiedene Wege; während Walther die Krönung Philipps feiert, begrüßt Wolfram von Eschenbach die Königsweihe seines Gegners. In mehreren seiner Lieder trauert Walther über den Verfall Deutschlands. „Es war ein Tag“ — so singt er — „da war unser Lob auf allen Zungen; kein Land war uns nah, es begehrte Sübne oder es ward bezwungen. Weh, wie sich die Ehre entfremdet deutschen Landen!“ In solchen Aeußerungen lernen wir Walther als warmfühlenden patriotischen Dichter kennen, der als solcher vor allen Minnesängern genannt zu werden verdient. Lieber als seine Klage- und Märgelieder hören wir sein schönes Gedicht zum Preise der Deutschen (Uebersetzung von Simrock):

Lande hab' ich viel gesehn,
 Nach den besten blickt' ich allerwärts.
 Uebel möge mir geschehn,
 Wenn sich je bereden ließ mein Herz,
 Daß ihm wohlgefalle
 Fremder Länder Brauch;
 Wenn ich lügen wollte, lohnte mir es auch?
 Deutsche Zucht geht über alle!

Von der Elbe bis zum Rhein
 Und hernieder bis zum Ungerland,
 Da mögen wohl die besten sein,
 Die ich irgend auf der Erden fand.
 Weiß ich recht zu schauen
 Schönheit, Huld und Bier,

Hilf mir Gott, so schwör' ich, sie sind besser hier,
Als der andern Länder Frauen.

Züchtig ist der deutsche Mann,
Deutsche Frau sind engelschön und rein;
Thöricht, wer sie schelten kann,
Anders wahrlich mag es nimmer sein:
Zucht und reine Minne,
Wer die sucht und liebt,
Komm' in unsre Lande, wo es noch beide giebt:
Lebt' ich lange nur darinne!

Daß ihn sein Wanderleben weit umhergeführt habe, sagt er uns in mehreren seiner Lieder. „Von der Seine bis an die Mur und bis zum Ro“ hat er der Menschen Sitte kennen gelernt. Die Geige mit sich führend, machte er meistens seine Reisen zu Pferde: an den Höfen und auf den Straßen läßt er sein Lied ertönen.

Bald nach 1204 lebte er eine Zeitlang an dem Hofe des Landgrafen Hermann von Thüringen. In diese Jahre verlegen spätere Chronisten den Sängere Wettstreit auf der Wartburg, in welchem auch Walther aufgetreten sein soll. Er fand an jenem Hofe ein festliches Sängereleben: „ein Zug fährt ein, der andere aus, so Nacht als Tag, und nie stehen die Becher leer.“ Allein Walther fließt nicht, wie andere Sänger, von Fürstenschmeichelei über; er hält den Fürsten eindringlich ihre Pflichten vor: „glaubt nicht,“ ruft er ihnen zu, „was die Schmeichler sagen; haltet auf Recht; richtet, was die Armen klagen; liebet Gott und dankt ihm demüthig für die Ehre, daß mancher Mensch Gut und Leib zu eurem Dienst verwenden muß.“ Dieser warme Sinn für Wahrheit und Recht spricht überall aus seinen Gedichten; er arbeitet stets an der eigenen Besserung, mahnt sich selbst zur Milde im Urtheil und preist es als die vorzüglichste Tugend, sich zu beherrschen. Daher sein Ausspruch:

Wer schlägt den Löwen? wer schlägt den Riesen?
Wer überwindet jenen oder diesen?
Das thut der, der sich selber zwinget.

Ein ruhiges Gleichmaß der Empfindung herrscht auch in Walthers Minnepoesie. Die Uebertreibungen des romantischen

Frauendienste sind ihm fremd: aber wir erkennen in allen derartigen Liedern die Wahrheit und Wärme des Gefühls. Der Gedanke an gute Frauen ist ihm ein Trost in schlimmen Tagen. „Wer verhohlene Sorge trägt“ — so spricht er sich in einem seiner Lieder aus — „der gedenke an gute Frauen: er wird erlöst; und gedenke an lichte Tage, die Gedanken waren stets mein bester Trost.“ Mit höherem Schwunge wird seine Frauenverehrung in einem andern Liede ausgedrückt:

Durchfüßet und geblümet sind die reinen Frauen;
 So Wonnicglichs gab es niemals anzuschauen
 In Lüften noch auf Erden noch in allen grünen Auen.
 Lilien oder Rosenblumen, wenn sie bliken
 Im Maien durch bethautes Gras, und kleiner Vögel Sang
 Sind gegen solche Wonne ohne Farbe, ohne Klang.
 Der Frauen Amuth anzuschau, das kann den Sinn erquickern,
 Und wer an Kummer litt, wird augenblicks gesund.
 So lieblich lachet in Liebe ihr süßer rother Mund,
 Und Strahlen aus spielenden Augen dringen in Mannes Herzensgrund.

Außer dem allgemeinen Lobe der Frauen spricht er auch individuelle Liebesverhältnisse aufs zarteste aus; so in Folgendem:

Lang' ist's, daß mein Auge sie nicht sah;
 Weiß der Himmel, wie es denn geschieht,
 Sind ihr meines Herzens Augen nah,
 Daß es ohne Augen sie ersieht?

Wollt ihr wissen, was die Augen sind,
 Die sie sehen über Berg und Land?
 Die Gedanken, die mein Herz sich spinnt,
 Sehen sie durch Mauern und durch Wand.

Vierzig Jahre, sagt er, habe er von Minne gesungen, aber sich dann von der irdischen Minne zu der himmlischen gewendet. Dieselben innigen Töne, die all sein Dichten auszeichnen, finden sich auch in seinen religiösen Liedern wieder, eine Frömmigkeit, die nicht bloß, wie damals so häufig geschah, mit mystischen Bildern spielt, sondern die Sprache wahren Gefühls redet. Seelenvolle Begeisterung hebt seinen Gesang, als ihm sein Verlangen erfüllt ward, das heilige Land zu betreten, wo Christus gewandelt und gelitten hat.

Nun erst leb' ich ohn' Beschwerde,
 Seit sich meinem Auge weist
 Das hehre Land und auch die Erde,
 Die man also lobt und preist.
 Mein ist, was ich je erbat;
 Ich bin kommen, wo den Pfad
 Gott im Menschenbilde trat!

Gleichwohl hindert ihn sein frommer Sinn nicht, die Weltlichkeit und Habgier der Hierarchie mit ernstern Rügeliedern anzugreifen; er eifert gegen die herrschsüchtigen Eingriffe der päpstlichen Gewalt, gegen die willkürlichen Bannsprüche, gegen das unerbauliche Leben der Geistlichkeit. Daher steht er auch auf Seiten Philipps, dessen Gunst er sich zu erfreuen hatte. Friedrich II. beschenkte ihn mit einem Lehen, das ihm Unterhalt gewährte.

Um 1230 ist Walthar gestorben, und wie aus mehreren seiner Gedichte, in denen er der Welt Lebewohl sagt, zu schließen ist, für den Dichter selbst nicht zu früh. „Ich habe Manchem mit Gesang das Herz erfreut: o sänd' ich frohe Himmelfahrt!“ In solchem Gefühl ist auch der elegische Rückblick auf das dahingeschwundene Leben gedichtet, da er als Greis in das Land seiner Jugend zurückgekehrt war:

O weh, wohin verschwunden sind nun alle meine Jahr'!
 Träumte mir mein Leben oder ist es wahr?
 Was stets mir wirklich dächte, war's ein trüglich Spiel?
 Ich habe lang' geschlafen, daß es mir entfiel.
 Nun bin ich erwacht, und ist mir unbekannt,
 Was mir so kund einst war, wie diese meine Hand.
 Leute und Lande, die meine Kinderjahre sahn,
 Sind mir so fremde jetzt, als wär' es Trug und Wahn;
 Die mir Gespielen waren, sind nun träg' und alt;
 Bereit ist das Feld, verhaun ist der Wald,
 Nur daß das Wasser fließet, wie es ehemals floß.
 Weh wenn ich den' an manchen Wonnetag,
 Der mir zerronnen ist, wie in das Meer ein Schlag!

Wenn Walthar in den Liedern seines Alters über den Verfall deutscher Sitte und Fröhlichkeit, über die Ausartung des edeln Gesanges bittere Klage führt, so sind nicht bloß seine Jahre schuld daran, sondern es liegt auch eine Wahrheit darin; er war jung gewesen in Deutschlands glücklichster Zeit; er hatte den ganzen,

so reich blühenden Frühling der deutschen Dichtung durchlebt, und dieser begann bereits zu welken, als Walthar sich zu Grabe neigte. Schon vernehmen wir von ihm das Mägewort: „Ungefäuge Töne haben das höfische Singen verdrängt, seine Würde liegt danieder. Die so freventlich schallen, sie thun wie die Frösche in einem See, denen ihr Schreien so wohl behagt, daß die Nachtigall davon verzagt, so gern sie mehr sänge. Bei den Bauern möchten sie wohl sein, von denen sie hergekommen.“ Diese Worte beziehen sich auf eine Abart der höfischen Lyrik, die man „die höfische Dorfpoesie“ oder die „dörfische Hofpoesie“ genannt hat. Ihr vorzüglichster Vertreter ist Heidehart (Nithart) von Neuenthal, ein Destrreicher. Seine Lieder besingen, ganz im Gegensatz zu der Sentimentalität der ritterlichen Lyrik, die munteren Feste der Bauern, Tanz, Ballspiel und Maufereien, Alles in derber Lebendigkeit, nicht als mischte sich der Dichter mitgenießend in die Festeslust, sondern um mit der Plumpheit der Dorfbewohner seinen Spott zu treiben und damit die Hofleute zu ergötzen. Sie nähern sich in ihrem Tone den lustigen Volksliedern.

Die Poesie des ritterlichen Frauendienstes hat jedoch ebenfalls noch um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts ihre Verehrer. Vor allen ist Ulrich von Liechtenstein auszuzeichnen, der mehr, als irgend ein anderer Dichter, der Sängar der ritterlichen Minne genannt zu werden verdient, und mehr als Walthar von der Vogelweide uns die se Seite der höfischen Lyrik zu veranschaulichen vermag. Ulrich stammte aus dem noch jetzt in Destrreich blühenden Liechtensteinschen Geschlechte. Man sieht noch an der Mür unweit Judenburg in Steiermark die Trümmer der Stammburg. Seine Jugend fiel in die ersten Jahrzehnte des 13. Jahrhunderts: er diente als Anappe am Hofe Heinrichs von Steiermark und lernte mit dem Ritterdienst den Minnedienst und Meistergesang: lesen und schreiben konnte er nicht, es freut ihn, daß er reich genug ist, sich einen Schreiber halten zu können. Im Jahre 1222 ward er zum Ritter geschlagen.

Sein Ritter- und Minneleben bis zum 33. Jahre seiner Ritterschaft schildert uns in poetischem Gewande sein erzählendes

Gedicht Frauendienst, in das er seine Lieder verslochten hat, der Roman seines eignen Lebens, der uns daher in noch höherem Grade, als im romantischen Rittergedichte, in das abenteuerliche Treiben der Ritterschaft mitten hinein versetzt und den Minnedienst mit seinem poetischen Feuer und seiner phantastischen Ueberspanntheit in unmittelbarer Verknüpfung mit dem wirklichen Leben in lebendigen Schilderungen vor Augen legt. Der hohen Herrin, die seine Lieder feiern, ist sein Ritterthum geweiht; um ihrer Liebe sich würdig zu machen, um durch ritterlichen Dienst sie zu ehren, vollbringt er seine Abenteuer, und was er zur Feier singt, will keinen andern Lohn noch Ehre, als ihr freundliches Lächeln. Von Frauenverehrung klingt Alles wieder, was er den Reimen anvertraut: schon die Eingangstrophien drücken die Huldigung der guten Mittelzeiten so innig aus: „Gott hat nichts so Gutes, als ein edles Weib, geschaffen, und niemand mag die Güte eines Weibes zu Ende loben; wer sagen kann, wo der Schein der Sonne endet, kennt auch das Ende ihres Lobes; sie sind rein und gut, und geben dem Manne seinen Werth; wer sich das verdienen kann, daß sie ihm freundlichen Gruß bieten, dem muß alle Sorge schwinden.“ Mit solcher Betrachtung endet auch sein Büchlein vom Frauendienste: er rechnet sich's hoch an, daß er in 58 verschiedenen Melodien das Lob der Frauen in Liedern gesungen habe, und widmet es den guten Frauen: denn er habe von ihnen manches süße Wort darin gesprochen. „Wollte Gott,“ ist dann sein schließlicher Wunsch, „ihr süßen Frauen, daß der Mann, den ihr erwählt, so gegen euch gesinnt sei, wie mein Wille ist zu der, der ich diene und immer dienen will. Ihr sollt nicht vergessen, daß ich euch mit holden Worten stets gedient habe und euer Lob singe, wie ich am besten kann: wären alle Männer euch so ergeben, wie ich, so wäre Freude in der Welt. Auch bitte ich euch, daß ihr Gott um mich bitten möget, damit er sich euretwegen mein erbarme, daß er mir ein gutes Ende giebt und meine Seele mit Freuden hinführt.“ — Wer vermuthet wohl in diesen sanften Worten den gewaltigen Turnierhelden, der auf einer einzigen Ritterfahrt, wie er uns selbst vorrechnet, 307 Speere verstoßen hatte, und an dem 271

Speere zersplittert waren, ohne daß er auch nur gewankt hätte. Begleiten wir ihn, um einß seiner ritterlichen Abenteuer herauszuheben, auf dieser Fahrt! Wir werden sehen, daß der ehrliche Ritter aus der Mancha so Unrecht nicht hatte, wenn er zu Ehren der Dulcinea von Toboso auf Abenteuer auszog: sein Irrthum lag nur darin, daß er um einige Jahrhunderte zu spät ausritt.

Es war im Winter 1227, als Ulrichs Bote von der verehrten Herrin mit freundlichem Gruß zurückkehrte. Das machte ihn über die Maßen froh, und er beschloß, ihr zu Ehren eine große Ritterfahrt zu machen von Venedig bis nach Böhmen, unerkannt, verkleidet als Frau: den Boten sandte er zur Herrin zurück, um ihr zu sagen, daß er um ihretwillen die Ritterfahrt unternehme, und sie zu bitten, ihm zu erlauben, es in ihrem Dienste zu thun. Der Bote brachte die Nachricht zurück: daß ihr die Fahrt gefiele, jedenfalls sei sie für ihn löblich und ehrenreich. Da nahm Ulrich Tasche und Stab von einem Priester und zog als Pilger heimlich aus dem Lande, als wolle er gen Rom fahren. In Venedig, wo ihn niemand kannte, nahm er Herberge den Winter über und ließ sich elegante Frauenanzüge machen, Alles weiß. Für sein Pferd, das man ihm heimlich durchs Land gebracht hatte, wurden silberweiße Sättel, köstliche Zäume und weiße Decken zubereitet. Zwölf Knappen, aus fremden Landen gemiethet, wurden in weiße Gewänder gekleidet. Als Alles vorbereitet war, sandte er ein Schreiben in die Lande: die werthe Frau Venus, Göttin über die Minne, entbietet allen Rittern, die zur Lombardei, Friaul, Kärnthen, Steyer, Oestreich und Böhmen gejeßen sind, ihren Gruß und thut ihnen kund, daß sie aus Liebe zu ihnen fahren und sie lehren will, wie sie werther Frauen Minne verdienen oder erwerben sollen. Sie meldet ihnen, daß sie vom Meere aus bis nach Böhmen fahren will, und unter solchem Beding: welcher Ritter gegen sie kommt und einen Speer wider sie entzwei sticht, dem giebt sie einen goldenen Ring, den soll er senden der Frau, die ihm die liebste ist; sticht aber Frau Venus einen Ritter nieder, so soll er nach vier Enden in die Welt reiten einem Weibe zu Ehren; wird sie aber von einem Ritter niedergestochen, so soll der alle die Kasse

haben, die sie mit sich führt. Dann folgt die Angabe der Stationen, wo sie auf der Fahrt Herberge halten wird, vertheilt auf 29 Tage. Welcher Ritter ihre Fahrt vernimmt und gegen sie nicht kommt, den thut sie in die Acht der Minne und aller guten Frauen.

Wie dieser Brief, so fährt Ulrich fort, in die deutschen Lande kam, waren die Ritter fröhlich, denn in deutschen Landen stand es so, daß niemand ehrenreich war, der nicht ritterlich fuhr und durch Frauen hochgemuth wurde, das war damals Sitte, und wäre gut, es wäre noch! Also machte er sich auf nach Treviso, der ersten Herberge. Der Podesta von Treviso verbot aber das Lanzenbrechen. Da das der Graf Meinhard von Görz, der mit 50 Rittern gekommen war, vernahm, ritt er zum Podesta und sprach: Herr, Ihr sollt uns mit Eurer Huld hier froh sein lassen, darum bitte ich Euch. Dieser entgegnete: ich verwehre Euch keine Freude, wo es ohne Schaden geschieht: es sind aber zu viel Gäste hergekommen, es könnte leicht Schaden geschehen, darum erlaube ich es nicht. Da schied der Graf im Zorne vom Podesta und klagte sein Leid den Frauen von Treviso: diese sprachen: das soll abgewendet werden: wir wollen ihn bitten herzukommen: wir glauben nicht, daß er uns abschlägt, was wir freundlich von ihm bitten. Ein Ritter ritt zum Podesta und bat ihn mit höfischer Sitte, zu den Frauen zu kommen. Und als er in die Straßen ritt, neigten sie sich freundlich vor ihm und sprachen: Ihr sollt uns gewähren, was wir von Euch bitten, Ihr sollt der Königin ihr Spiel hier lassen, damit wir Ritterschaft sehen. Da sagte der Podesta: ungern schlag' ich euch etwas ab, ich will drei Speere erlauben: mehr aber geschieht wahrlich nicht. Darauf gebot er einen Ring zu räumen, aber das Gedränge war so groß, daß die Ritter kaum zu einander kommen konnten: der Podesta trieb endlich die Leute von der Brücke, und hier ward unter den vom Ufer erschallenden Segenswünschen das Lanzenbrechen veranstaltet. Als es Abend geworden, zog Ulrich wieder in seine Herberge. Alle Ritter wollten ihm gern folgen, um ihn zu erkennen: er aber ließ sich auf der ganzen Fahrt von niemand näher sehen. Am Morgen, als er noch schlief, kamen wohl 200 Frauen vor seine Herberge, ihn zur Messe zu begleiten:

schnell legte er Frauenkleider an, warf einen weißen Sammetmantel über, verhüllte das Gesicht mit einem Schleier, auf dem Kopfe trug er einen Pfauenhut und Handschuh an den Händen. So trat er hinaus, wo ihn die Frauen laut als Königin Venus begrüßten. Darauf ging er zur Kirche, indem eine Gräfin ihm den Mantel trug. In der Kirche bat er Gott um Bewahrung seiner Ehre. Dann ward er mit großem Gedränge und Posaunenschall wieder zur Herberge zurückbegleitet. Unter ähnlichen Abenteueru ging nun die Fahrt weiter vorwärts: täglich wurden Lanzen gebrochen, und Ulrich vertheilte goldene Ringe. Unter den Rittern, die sich in Kärnthén einfanden, war auch einer von Himmelberg, weit bekannt, sagt Ulrich, durch seinen Gesang: dieser trug, sicherlich als spöttisches Gegenbild der geharnischten Venus, eine schwarze Mönchskappe über dem Harnisch und einen Haaraufsatz mit breiter Tonjur: er hatte geschworen, die Frau Venus niederzustechen. Als er aber zum Lanzenbrechen heranritt, versagte ihm die Königin als einem Mönche die Ritterschaft. Dieser verfolgte ihn aber auf die nächsten Tage. Ulrich ließ ihm durch einen Boten sagen, so lange er als Mönch käme, sei ihm der Kampf versagt. Jener aber gelobte, der Frau Venus überallhin zu folgen: sie müsse mit ihm stehen, es hindre ihn denn der Tod. Da baten alle Ritter für den Mönch, der doch nach Ehre trachte, und Ulrich gewährte: er war dem Mönch im Herzen gram und traf ihn mit dem Speer so durch den Helm, daß jener besinnungslos hinter seinem Rosse lag.

Geleiten wir nun noch zuletzt unsern Dichter nach Wien. Am Morgen, da Ulrich nach Wien aufbrach, schmückte er sich mehr als je, weil viel schöne Frauen ihn sehn würden. Auf der Straße traf sein Bote zu ihm und begann das Lied Walthers von der Vogelweide: „Ihr sollt rufen: willkommen: der euch schöne Botschaft bringet, das bin ich!“ Der Bote meldete ihm den Minnegruß seiner Herrin: sie freue sich herzlich seiner Freude, nehme Theil an seiner Ehre und sende ihm einen Ring, den sie zehn Jahre an ihrer Hand getragen. Ulrich kniete nieder, küßte den Ring hundertmal und pries sich glücklich, daß er geboren worden und sie, seines Herzens Maienschein, zur Herrin erwählt habe. Der

Bote wünschte beim Scheiden ihm Heil zu Wien, wo muthige Ritter ihn erwarteten. Ulrich hieß ihn getrost sein, weil nunmehr kein Unheil ihm widerfahren könne, und wenn für jeden auch ihrer drei wären. Von 80 Rittern begleitet, zog dann Ulrich vor Wien. Da kam ihm der Domvogt entgegen, ihm voran ein Banner, dann 50 Armbrustschützen und 50 schöngefattelte Pferde, dann 50 wohlgekleidete Knappen, paarweise, deren jeder einen Speer führte, dann wieder 50 Kasse; alle Knappen neigten sich vor der Königin und zogen vorüber; jetzt folgten 50 Ritter mit grünen Mänteln und zuletzt der Domvogt im Scharlachmantel. Er begrüßte die Königin, erbot sich ihr zum Marischall und versprach Herberge ihr in der Stadt zu bereiten. Der Domvogt ließ nun seine Ritter dort und begab sich mit den Knappen in die Stadt, wo er so gewaltig schaltete, daß die reichsten Bürger Herberge hergeben mußten. Als Ulrichs Einzug verkündet ward, legten die Frauen ihre besten Kleider an; alle Gassen waren voll von ihnen, als er durch die Straßen ritt. Dann nahm er Herberge, und am folgenden Tage begann ein Lanzenbrechen, worin Ulrich an 40 Lanzen zerbrach. — Welch einen Blick in die damaligen Verhältnisse gewähren die wenigen Züge, die wir aus der Erzählung hervorgehoben haben! Und diesem Ritter ohne Furcht — so seltsam berühren sich die Extreme in jener phantastischen Existenz — bricht mit einemmale alle Kraft zusammen, als er die Huld der Herrin seines Herzens verliert. Seine Ritterfahrt ist geendet; zu Neuenburg wird gleichsam als Nachfeier des glücklichen Abenteurers noch ein Turnier gehalten, zu welchem er sich von seiner Herrin ein Kleinod erbeten hatte, zum Zeichen, daß ihr sein Dienst angenehm sei. Zu Neuenburg trifft ihn der Bote wieder, hängt das Haupt und seufzt, daß er etwas sagen müsse, was Ulrich immer beklagen werde. Seine Herrin entbiete ihm steten Haß, weil seine Untreue ihr bekannt geworden; sie verlange den Ring von seiner Hand zurück. Ich wehlagte, erzählt unser Säng' er, und betheuerte meine Unschuld: ich wünschte mir den Tod oder daß ich nie geboren wäre. Was sollte mir noch Gut, Leben und Tapferkeit? lieber wollte ich arm aus dem Lande gehen, daß niemand wüßte, wo ich hingekommen

wäre! Ich saß und weinte, wie ein Kind; meine Augen waren von Thränen wie geblendet, ich rang die Hände. Da trat der Domvogt zur Thür herein, hieß den Boten hinausgehn und sagte: wer hat Euch was gethan, daß ich Euch in solcher Mlage finde? Da er so gütlich sprach, brach mein Jammer erst durch, daß ich laut weinte, und ich rief: ich kann mein Leid niemand sagen, es ist so, daß ich es vor jedermann verschweigen muß. Da ward der getreue Mann so gerührt, daß er meine Noth so bitterlich mit beweinte, als wenn ihm sein Vater gestorben wäre. So saßen wir beide jammernd da: da trat Heinrich von Wasserberg herein, der Mann meiner Schwester; er sprach: was soll denn das sein? sagt, wer hat euch beiden was gethan? Das ist schwach, daß Mitter klagen; ihr weint ja, wie arme Waisen! Da sprach der Domvogt: Herr Ulrich klagt so jammervoll, wie ich es nie gesehen habe; ich weiß nicht, was ihm geschehn ist, er will es mir nicht sagen! Da bat Ulrichs Schwager den Domvogt, sie allein zu lassen. „Ich weiß wohl,“ sagte dann Heinrich von Wasserberg zu Ulrich, „was Euch geschehn ist; die Frau, der Ihr lange Zeit gedient habt, hat Euch ihre Huld versagt.“ Und als Ulrich von seinem Schmerz aufs neue heftiger als zuvor ergriffen ward, da sank Heinrich auf seine Kniee, hob die Hände in die Höhe und sprach recht aus dem Herzen: Gott sei gedankt, daß du mich in diesem Leben einen Mann hast sehen lassen, der so recht ohne Wanken ein Weib liebt; wohl mir, daß ich das sah! Deß will ich froh sein, so lange ich lebe! Dann umarmten sich beide; Heinrich versuchte Ulrichen zu trösten und brachte ihn endlich dahin, daß er mit zum Turnier ritt.

Von Ulrichs Minneliedern möge eines seiner anmuthigsten in Simrocks Uebersetzung hier Platz finden:

In dem Walde süße Töne
Singen kleine Vögelein;
An der Haide blühen schöne
Blumen in des Maien Schein.
Also blüht mein hoher Muth,
Wenn er denkt an ihre Güte,
Die mir reich macht mein Gemüthe,
Wie der Traum den Armen thut.

Hoffnung hat auf hohe Dinge
Die Erwartung mir gestellt,
Daß mir noch an ihr gelinge,
Süßes Loos mir einst noch fällt.
Der Erwartung freu' ich mich.
Gebe Gott, daß ich's beende,
Daß sie mir den Wahn nicht wende,
Der mich freut so inniglich.

Die viel Süße Wohlgethane,
 Frei von allem Wandel gar,
 Lasse mich im lieben Wahne,
 Bis es endlich werde wahr:
 Daß die Freude lange währe,
 Daß ich weinend nicht erwache,
 Noch dem Trost entgegen lache
 Und der Huld, die ich begehre.

Wünschen nur und süß Gedenken
 Ist die meiste Freude mein.
 Will sie mir den Trost nur schenken,
 Daß ich stets ihr dürfe sein

Mit den beiden nahe bei,
 Will sie das mit Willen leiden,
 Mir so holdes Glück bescheiden,
 Wünsch' ich, daß sie selig sei.

Süßer Maie, du alleine
 Tröstest Alle wunderbar;
 Mich erfreust du im Vereine
 Mit der ganzen Welt kein Haar:
 Möchtest du mir Freude geben
 Außer ihr, der Lieben, Süßen?
 Trösten kann mich nur ihr Grüßen:
 Ihres Trostes will ich leben.

Bis 1255, wo Ulrich den „Frauendienst“ schloß, konnte er noch dem Dienst der Frauen sich widmen und ihr Lob singen. Aber bald war Tanz und Turnier vorüber: mit dem Untergang der Hohenstaufen folgte in Deutschland die gesegelte Zeit, wo jeder nur auf Unrecht oder auf Abwehr bedacht war. Damals sang Ulrich:

Wo nun Freude? wo nun Ehre?
 Wo nun folgen guter Lehre?
 Welt, du trauerst allzu sehr!
 Lieblichkeit war deine Krone,
 Da man rang nach Weibes Lohne,
 Die hast du geworfen ab!

Ritterschaft, wie steht dein Orden?
 Was ist deine Würde worden?
 Vormalz war dein Lob so hehr;
 Jetzt beklagen edle Frauen,
 Daß man deinen Schild zerhauen!
 Jetzt fährt die Gewalt die Straße!
 Wo ist dein Turnier, dein Tanz?
 Setz' auf wieder den Ehrenkranz!

Aber auch Ulrich hielt nicht mehr lustige Ritterfahrten, wie ehemals, sondern er führte die Waffen im heimischen Kriege, und sein Name wird in Schlachten und bei Erstürmung von Burgen genannt. Er starb 1275 oder 1276, als schon Rudolf von Habsburg die Krone trug.

Da die Minnelieder ihrem ganzen Charakter nach große Aehnlichkeit haben, so kommt es weniger darauf an, einzelne Namen hervorzuheben, als die ganze Gattung durch einige Beispiele deutlicher zu veranschaulichen. Wir lassen daher noch einige Lieder in erneuter Sprache (von W. Müller und A. Simrock) folgen.

Kreuzfahrers Abschied

von

Otto von Botenlauben (Otto IV. Grafen von Henneberg, † 1254).

Er.

Wenn's nicht für meinen Herrn Christus wäre,
 Vielliebtes Weib, nie ließ ich dich allein.
 Du weißt, daß ich nichts Irdisches begehre:
 Du selber magst mein Himmelreich wohl sein.
 Gott lasse durch seiner Allmacht Schein
 Mich starken Arms und Herzens sein,
 Und gebe mir einst zum Siegeslohn
 Für mich und dich die Himmelskrone!

Sie.

Wenn du mich hast zum Himmelreich erforscht,
 Geliebter Mann, so mußt mein Gott du sein,
 Und wenn du gehst, so ist dein Reich verloren.
 Gott mag die tolle Rede mir verzeihn!
 Leb' wohl! Seh' ich nicht bald dich wieder,
 So drücken mich die Sorgen nieder:
 Mein Leben lebt in deinem Leben;
 O eil' es mir zurückzugeben!

Kreuzfahrers Abschiedswunsch

von

Albrecht von Johannisdorf.

Ich hab' in Gott das heil'ge Kreuz genommen,
 Den Kampf zu kämpfen mit dem Seelenfeind.
 Herr, laß mich siegreich einst zurückkommen,
 Und tröst' indeß das Weib, die um mich weint!
 O mücht' ich so sie wiederfinden,
 Wie ich den Abschiedsruß ihr bot!
 Soll ihrer Tugend Licht erblinden,
 O Gott, so gieb mir dort den Tod!

Die erste Liebe, der ich mich ergeben,
 Dieselbe soll auch meine letzte sein,
 Und, mag die Treu' auch wenig Freude geben,
 So will ich doch mein ganzes Herz ihr weihn.
 Denn, sollt' ich minnen mehr als Eine,
 So würd' ich nimmer minnesfroh.
 Und in den Vielen minnt' ich keine:
 O weh, wie mancher macht's doch so!

Lied der Freude im Winter

von

Herzog Heinrich in Anhalt.

Ich will den Winter grüßen mit Gesange:
 Sie sind verstummt, die kleinen Vögelein.
 Mir ist vor seiner Herrschaft nicht so bange,
 Daß ich um ihn die Minne ließe sein.
 Daß dank' ich doch der lieben Fraue mein:
 Ihr rother Mund, ihre rosige Wange,
 Ihre Güte und ihr sonniger Schein
 Zieren gar lieblich ein Land am Rhein.

Heil mir, Heil mir! Mir ist so wohl zu Muthe!
 Was kummr' ich mich um arger Schalte Haß?
 Zum Troste Allen minn' ich doch die Gute,
 Da Gott ja selber mein noch nie vergaß.
 Denn seine Gnade schuf mir, wißt ihr, was?
 Ein Weib mit liebevollem Muthe:
 Sie schenkte mir Freuden wohl ohne Maß;
 Drum sind mir die neidischen Schalte ein Spaß!

Sie möchten gern dem Wald sein Laub verbieten
 Und seine Blümelein dem Wiesenplan:
 Auch weiß ich wohl, wie gern sie einem riethen,
 Daß man die gute Freude thät in Bann
 Und fing' ein Leben wie die Wölfe an.
 Doch ich will mich vor Schweremuth hüten:
 Es freue sich, wer sich freuen kann:
 So lehrte die Liebe mich glücklichen Mann.

Minneglück

von

Markgraf Heinrich von Meissen.

Ich wollte hier vor Schmerz vergehn,
 Da gab mir Trost ein rother Mund:
 Er sprach: Du sollst in Freuden stehn,
 Ich mache dir das Herz gesund.

Ach, wenn sie treu ihr Wort mir hält,
 Das solche Wonne mir versprochen,
 Dann neid' ich keinen auf der Welt!

Wie sollte da sich freun mein Leib
 Und sollte pflegen seiner Ehre,
 Wenn solch' ein minnigliches Weib
 Verschende die Sorgen Schwere!
 Und sie, sie sprach ein wahrhaft Wort,
 Denn von demselben Augenblicke
 Sind alle meine Leiden fort.

Ja, reicher Gott, wie sanft es thut,
 Wen wohl begrüßt ein lieblich Weib!
 Ihm wird so freudenvoll der Muth
 Das Herz und auch der ganze Leib;
 Er schwingt sich in die Lüfte hehr,
 Von schnellen Fittigen getragen,
 Als ob's ein edler Adler wär'.

Minneklage

von

Herzog Heinrich von Breslau.

Ich klage dir, Mai, ich klage dir, Sommerwonne,
 Ich klage dir, lichte Haide breit,
 Ich klage dir, augenstechender Klee,
 Ich klage dir, grüner Wald, ich klage dir, Sonne,
 Ich klage dir, Venus, sehnend Leid,
 Daß mir die Liebe thut so weh.

Wollt ihr die Unbill schlichten,
 So trau' ich, daß die Liebe müsse richten
 Sich auf ein minnigliches Wesen.
 Nun laßt euch meinen Kummer sein gekündet,
 bei Gott, und helfet mir genesen.

„Was thut sie dir? Laß uns die Schuld nur wissen,
 Daß ohne Grund ihr nichts geschah
 Von uns, denn das ist weiser Sinn.“

Sie läßt mich ihre Schuld zwar nicht vermissen,
 Doch wenn ich mehr von ihr ersieh',
 Sie spricht: „Ich sterb', eh' der Gewinn
 Dir wird von mir zu Theile.“
 Das ist der Tod dem minniglichen Heile.

O weh, daß ich sie je ersah,
Da mir von ihr in herzeließer Liebe
so bittres Ungemach geschah.

„So will ich Mai den Blumen mein befehlen,
Den Rosen roth, den Lilien weiß,
Daß sie sich vor ihr schließen all.“

„So will ich Sommerwonne vor ihr hehlen
Der kleinen Vöglein süßen Fleiß,
Daß vor ihr schweigen soll ihr Schall.“

„Ich Haide will sie fangen.
Wenn sie nach lichten Blumen kommt gegangen
Auf mich, und will sie halten mir.
Nun sei ihr widersagt von uns, der guten,
so muß sie gnädig werden dir.“

„Ich frischer Klee will dich mit Schimmer rächen,
Wenn sie die Blicke auf mich lenkt,
Daß sie von Glänzen spielen muß.“

„So will ich Wald die Blätter niederbrechen,
Wenn sie in mir zu wandeln denkt,
Sie gebe denn dir holden Gruß.“

„Ich Sonne will durchhizen
Ihr Herz und Muth; kein Schattenhut vor Schwitzen
Sie gegen mich beschirmen soll,
Sie wolle deine Herzensnoth denn wenden
mit herzeließer Liebe Zoll.“

„Ich Venus will ihr alles das verleiden,
Was minniglich geschaffen ist,
Wenn sie an dir nicht Gnade übt.“

O weh, soll man sie so von Wonne scheiden!
Eh' wollt' ich sterben sonder Frist,
Wie sehr sie mich auch hat betrübt.

„Willst du dich rächen lassen,
Wir schaffen, daß ihr aller Freuden Straßen
Immerdar verschlossen sei'n.“

Ihr zarter Leib, der möcht' es nicht ertragen!
Laßt mich eh' sterben, sie gedeihn.

V. Bürgerliche Dichtung und Volkspoesie, vornehmlich in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters.

Obwohl alle Perioden der Geschichte eigentlich Uebergangsperioden heißen könnten, weil es in ihr keinen Stillstand giebt, so

kommt doch diese Benennung vorzugsweise denjenigen zu, in denen eine Cultur, die einen bestimmten Charakter harmonisch ausgebildet und daher ein geschlossenes Ganzes dargestellt hatte, sich auflöst und aus den hinzutretenden neuen Bildungselementen andere Richtungen und Zwecke hervorgeben, bis endlich auf die Währung wieder die Klarheit folgt und die geistige Harmonie hergestellt wird, welche zu neuem Wollen und Handeln Kraft verleiht. Eine Uebergangsperiode in diesem Sinne ist das Ende des Mittelalters, der ganze Zeitraum von 1300 bis 1500, eine Zeit der Auflösung der bisherigen Verhältnisse, welche auf den ersten Blick nur ein Chaos verworrener und vergeblicher Bestrebungen zu sein scheint. Nichten wir jedoch den Blick mehr in die Tiefe, blicken wir vorwärts auf die werdende neue Zeit, so erscheinen die letzten beiden Jahrhunderte des Mittelalters in minder unerfreulichem Lichte. Inmitten scheinbarer Zerrüttung erkennen wir an manchem Vorzeichen den freier sich entfaltenden Flügel Schlag eines neuen Zeitalters. Ein ruhmgelohntes Ritterthum, eine den Geist der Völker beherrschende und leitende Priestermacht, sie gehen unter in Noth und Sittenverderbniß: aber die von ihnen bisher niedergehaltenen und bevormundeten Stände heben sich um so mächtiger empor: ein strebames Bürgerthum bildet von jetzt an mehr und mehr des Volkes edelsten Kern: in der Wissenschaft bricht ein regeres Leben sich Bahn, und als sie endlich die alten Fesseln sprengt und dem tüchtigen Bürgerthum die Hand reicht, als sie aus der einsamen Zelle des Gelehrten hinaustritt unter das Volk, entsteht mit der Reformation eine allgemeine Geistes- und Völkerbewegung.

Betrachten wir die letzten Jahrhunderte des Mittelalters aus diesem Gesichtspuncte, so können wir diese Strecken rasch durch-eilen, ohne etwas Wesentliches unserm Auge entgehen zu lassen: denn das Anziehende der einzelnen Literaturerzeugnisse besteht hauptsächlich in ihren Beziehungen zu der vorangegangenen glänzenden Dichtungsperiode und ihrem Zusammenhange mit den Geistesproducten der Reformationszeit.

Wir fanden schon in einem Gedichte Ulrichs von Liechtenstein

die Klage, daß während des zerrüttenden Zwischenreichs, das der Wahl Rudolfs von Habsburg voranging, die Ritterschaft ihre Krone verloren habe. Wenige kümmerten sich noch um ritterliche Erziehung, Hof- und Burgfeste und Minnedienst. Die Kunst des höfischen Gesanges, gewohnt nach Brod zu gehen, klopft jetzt vergebens an die Pforten der Mitterburgen; keine freigebige Hand öffnete sich ihm, und je größer die Zahl der „Gehrenden“, wie man die Sänger nannte, mit der Verbreitung der Gesangeskunst geworden war, desto mehr theilten sie die Verachtung, mit der man auf den Bettler herabsah. Die Kunst des „Meistergesanges“ verschwand daher mehr und mehr aus dem Leben. Nur in engeren Kreisen der Liebhaber des Gesanges hörte man dessenungeachtet nicht auf, die hergebrachten Kunstgesetze und die Verehrung der alten Meister zu bewahren. Jedoch seit der Fürsten- und Mitterstand die Pflege der poetischen Kunst aufgab, konnte sie nur dem Gelehrten- und Bürgerstande zufallen. Damit mußte sie gerade das verlieren, was ihr den dichterischen Gehalt gegeben hatte, den Minnedienst, den zu Kreuzfahrten begeisternden Glaubensmuth; es blieb nur die äußere künstliche Form der Lieder und ihre Melodie übrig. Auf diese warf sich daher die schulmäßige Nachbildung als auf das Wesentliche; den Inhalt suchte man aus halbverstandenen philosophischen Grübeleien oder erbaulichen Betrachtungen zusammen, so daß der seltsamste Contrast zwischen der gekünstelten Reimform und dem nüchternen Inhalte entstehen mußte; es wird eine poesielose Reimerei nach vorgeschriebener Sylbenzahl.

An dem Ausgangspuncte dieser Periode der Lyrik steht Heinrich Frauenlob (Heinrich von Meissen). Aus seinem Namen dürfen wir nicht schließen, daß er vornehmlich das Lob der Frauen gesungen habe; denn die uns erhaltenen zahlreichen Gedichte sind voll unerquicklicher Gelehrsamkeit, die von jetzt an den Ausdruck des Gefühls verdrängte. In dem letzten Viertel des 13. Jahrhunderts zog Frauenlob als fahrender Sänger, nach fremder Gabe begehrend, umher; wir finden ihn sowohl in Oestreich und Bayern, als im nördlichen Deutschland. Zuletzt wandte er sich nach Mainz, wo er 1318 starb und im Kreuzgang des Doms begraben wurde.

Frauen trugen ihn von seiner Wohnung, „weinend und klagend“, zur Ruhestätte.

Die hierin sich kundgebende Verehrung für die Kunst des Gesanges zeigt ihre Nachwirkung auch noch später in der hin und wieder hervortretenden Ausbildung einer Sängersage, die sich an die Namen berühmter Meister knüpft. Von dem Tanhäuser oder Tanhäuser, der um 1270 starb, erzählt die Volks Sage, daß er auf der Wanderung nach der Wartburg von Frau Venus in den Hirsfelberg gelockt ward und dort lange Zeit bei ihr verweilte, bis ihn die Neue ergriff und er sich frei machte. Er pilgerte nach Rom; der Papst Urban IV., den er um Vergebung seiner Sünde bat, sprach das Wort der Verdammung über ihn aus: „nicht eher als dieser dürre Stab Blüthen treibe, werde ihm seine Sünde vergeben werden.“ Tanhäuser zog verzweifelt in den Venusberg zurück. Nach drei Tagen blühte der Stab, und der Papst schickte aus, um ihn zu suchen; aber der Tanhäuser war nirgends zu finden.

Ein ausführliches Gedicht in dialogischer Form, das in Frauenlobs Zeit entstanden zu sein scheint, schildert uns einen Sängerkrieg, der um 1206 auf der Wartburg stattgefunden haben soll. Sieben Dichter, unter ihnen Heinrich von Ofterdingen, von dem uns nichts Weiteres bekannt ist, Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, sind zu einem Wettkampf auf der Wartburg versammelt, um über die Vorzüge der beiden Fürsten, des Landgrafen Hermann von Thüringen und des Herzogs Leopold von Oestreich, zu singen; der Besiegte soll mit dem Tode büßen. Walther, der Hermanns Lob sang, siegte über Ofterdingen, der den Herzog von Oestreich pries. Ofterdingen ruft den Zauberer Alinor von Ungerland herbei, der mit spißfindigen Räthseln kämpft, doch zuletzt überwunden wird, so daß er droht den Teufel zu seiner Hülfe herbeizuholen. Die unpoetische Darstellung paßt zu den nüchternen Reimkünsteleien eines Frauenlob und seiner Zeitgenossen, welche ähnliche Streitfragen in Reimen unter sich verhandelten. Frauenlob stritt mit dem Schmied Regenbogen über den Vorrang der Benennung Frau und Weib.

Noch bis tief ins funfzehnte Jahrhundert finden wir Sänger auf Wanderung; noch suchten sie die Höfe auf, obwohl einer wie der andere die gleiche Klage über die Ungunst und „Unmilde“, die der Sänger dort finde, wiederholt. Mancher mußte, um seinen Unterhalt zu erwerben, sich zu allerhand andern Geschäften hergeben, auch wohl zur Belustigung des Hofes den Hofnarren spielen oder als Wappendichter bei Turnieren, wo man gereimte Wappenbeschreibungen und Preisgedichte verfaßte, zugleich das Amt eines Herolds übernehmen. Einer der bekanntesten unter den letzten wandernden Meisterstngern ist Michael Beheim, der um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts lebte. Aus Liebe zu seiner geliebten Kunst gab er sein Webergeschft auf und erwarb sich an verschiedenen Höfen Nord- und Süddeutschlands sein Brod. Auch im Ungemach, das ihn unstat umhertrieb, tröstete ihn noch seine Kunst; er meinte, er dürfe sich seines Singens nicht schämen; er wisse seiner Sylben Zahl wohl zu setzen nach rechter Länge und Breite, so daß er es mit seinen Zeitgenossen schon aufnehmen könne, wenn er sich auch nicht mit jenen großen Meistern vergleichen will, die noch in der guten Zeit lebten, wo sie nicht um Lohn der Fürsten zu betteln und um Brod und Wein zu sorgen hatten, sondern all ihren Sinn aufs Dichten wenden konnten, während er für Weib und Kind auf Erwerb zu denken hat.

Während solcherweise die wandernde Sngerkunst zum Bettlergewerbe herabgesunken war, bildeten sich in den wohlhabenden süddeutschen Städten geschlossene Singeschulen, welche die Uebung des Meistergesanges sich zur Aufgabe machten. Die Theilnehmer waren jetzt ansässige Bürger, meistens Handwerker, ohne daß jedoch Bürger andern Standes ausgeschlossen gewesen wären. Die eigentliche Blüthe des Meistergesanges der Handwerkervereine fällt in das 15. und 16. Jahrhundert. Besonders zeichnete sich Nürnberg aus, wo in Hans Sachs' Zeit die Meisterstngerschule 250 Mitglieder zählte. Von Kaiser Karl IV. bekamen die Meistergenossenschaften einen Freiheitsbrief und ein eigenes Wappen, so daß sie unangefochten und ungestört ihre Kunst ausüben konnten. Die Versammlungen hielten sie gewöhnlich an Sonn- und Feiertagen nach geendetem

Nachmittagsgottesdienste in den Kirchen oder auch in Wirthshäusern. Da saßen nun auf einem mit Vorhängen umzogenen Gerüste die Merker oder Vorsteher, und den Anfang machte jedesmal das Freisingen, wo jeder, auch ein Fremder, jedoch ohne Wettstreit und ohne Belohnung, singen durfte. Darauf folgte ein Choral von allen Meistern, welcher das Hauptsingen gleichsam einleitete. In dem Hauptsingen traten die Singschüler nach einander auf und sangen um die Wette, die Merker aber gaben Acht, ob die Regeln des Meistersangs genau beobachtet worden, und vertheilten sodann die Preise, welche in silbernen Ketten und Münzen und in einem Kranze von seidenen Blumen bestanden; wer aber eine neue Melodie erfunden, wurde zum Meister erhoben. Die Regeln des Meistersangs waren in der sogenannten Tabulatur enthalten und betrafen größtentheils den Reim und die Sylbenzahl der Verse. Es wurde z. B. als Fehler angerechnet, wenn man von der hochdeutschen Mundart abwich, wenn man ein Wort um eine Sylbe abkürzte oder am Ende des Verses theilte, wenn man des Reimes wegen ein Wort verlängerte oder zwei Sylben zusammenzog. Andere Regeln bezogen sich auf den Gesang und Vortrag: so durfte man z. B. nicht stutzen oder zucken, d. h. ohne Noth beim Abhängen pausiren, nicht zwei Verse in einem Athem heriagen, weder zu hoch noch zu niedrig singen und auch nicht von der angefangenen Melodie abweichen. Die verschiedenen Versarten, die man anwandte, bekamen ihre eigenen, meist seltsamen Benennungen, z. B. die fröhliche Studentenweis, die Schneckenweis, die Clinsposamenweis, die schwarze Dintenweis, die verschlossene Helmweis, des Cupidinis Handbogenweis, Apollinis Harfenweis, die Gelblöwenhautweis u. s. w. Auch auf den Inhalt wurde geachtet: beim Hauptsingen war kein anderer, als ein biblischer gestattet. Verpönt waren alle sogenannten falschen und blinden Meinungen: unter den falschen verstand man abergläubische, schwärmerische Lehren, unzünftige Bilder und Ausdrücke, unter blinden aber jeden undeutlichen Gedanken. In der Reformationszeit waren in den protestantischen Vereinen auch papistische Meinungen unterjagt, unter denen Alles begriffen war, was den lutherischen Glaubensbegriffen widersprach.

Es wäre ein Irrthum, wenn wir nach diesen absterbenden Resten der ritterlichen Poesie die ganze Periode, wie früher wohl geschehen, das Zeitalter des Meistergesangs nennen wollten. Während in diesem die Poesie ihre Verbindung mit dem Leben verliert, entspringt unmittelbar aus dem Volksleben eine frische Quelle echter Poesie, das beste Zeugniß von der dem Volke inwohnenden dichterischen Naturgabe, das Volkslied.

Das Volkslied ist der Anfang aller Poesie und behält in der Geschichte derselben überall seine Stelle. Durch Volkslieder spricht, auf ihnen ruht der poetische Sinn der Masse; ein Theil verschwindet mit der Zeit, die sie hervorgebracht hat, andere leben durch Ueberlieferung von Geschlecht zu Geschlecht fort. Weil das Volk auf den ersten Stufen seiner geistigen Entwicklung auf die Außenwelt gerichtet ist, so sind die ältesten Volkslieder episch. Epische Volkslieder sind die älteste Grundlage des nationalen Epos. Sobald aber die innere Welt des Gemüths geweckt und belebt wird, sucht auch dieses nach entsprechenden Worten und Tönen, und das lyrische Volkslied tritt dem Epos an die Seite. Daher gab es auch vor und während der Blüthe des höfischen Gesanges Volkslieder lyrischer Art; doch sie blieben in bescheidener Verborgenheit und verloren sich unbeachtet. Auch die ältesten religiösen Lieder waren Volkslieder. Auf Pilgerfahrten sang man das Lied „In Gottes Namen fahren wir“ oder „Christ uns gnade“. Das Dürerlied „Christ ist erstanden“ und das Pfingstlied „Nun bitten wir den heiligen Geist“ wurden schon im zwölften Jahrhundert gesungen.

Aus dem Dunkel tritt das Volkslied nicht heraus, so lange die höhere lyrische Kunst sich nach den Höfen und Ritterburgen hingezogen hatte. Allein sobald das Bürgerthum in den Städten in den Vordergrund trat, erhielt auch das Volkslied einen festen Boden. Die goldene Zeit des deutschen Städtewesens ist auch die Blüthezeit des Volksliedes. Es ist der getreue Spiegel sowohl der regen Thatkraft als der tiefen Gemüthlichkeit, welche die Mauern der deutschen Reichsstädte in sich schlossen. Weil die Volkslieder unmittelbar aus dem wirklichen Leben hervorgehen, durch

keine Reflexion vermittelt, so sind sie so mannigfaltig, wie das menschliche Leben selbst, und ihr Reiz besteht eben in dieser Naturwahrheit, die selbst manches Rohe und Derbe entschuldigt. Ueberall geht das Volkslied auf das wirklich Erlebte, auf die Empfindung, deren das Herz voll ist. Nur die bewegtesten Momente werden festgehalten, das Gefühl in der lebhaftesten Erregtheit; es malt nichts aus, es stellt nicht den Fortgang des Gedankens dar; sprungweise eilt es von einem Hauptmomente zum andern, hascht Bilder gleichsam im Fluge und greift das Naheliegende so rasch auf, daß überall Lücken sind, die das Gefühl ergänzen muß. Das ist es, was Goethe „den fecken Wurf des Volksliedes“ genannt hat. Als Beleg mag ein ergreifendes Lied dienen, das die Trauer um die verlorene Geliebte ausspricht; mit wenigen Strichen wird uns das unglückliche Ereigniß und der Gemüthszustand des Vereinsamten geschildert.

Zu Coblenz auf der Brücken
Da lag ein tiefer Schnee;
Der Schnee der ist geschmolzen,
Das Wasser fließt in See.

Es fließt in Liebchens Garten,
Da wohnet niemand drein;
Ich kann da lange warten.
Es wehn zwei Bäumelein:

Die sehen mit den Kronen
Noch aus dem Wasser grün.

Mein Liebchen muß drin wohnen:
Ich kann nicht zu ihr hin.

Wenn Gott mich freundlich grüßet
Aus blauer Luft und Thal,
Aus diesem Flusse grüßet
Mein Liebchen mich zumal.

Sie geht nicht auf der Brücken,
Da gehn viel schöne Fraun;
Sie mögen mich anblicken,
Ich mag die nicht anschau.

Alein wer war der Dichter der Volkslieder? Auf diese Frage hat die Geschichte der Poesie selten Antwort zu geben. Wer dieser Einzelne sei, wird gleichgültig, sobald sein Lied so im Geiste des gesammten Volkes gedichtet ist, daß es vom Volke gesungen wird und im Gedächtniß des Volkes fortlebt; es betrachtet daselbe von dem Augenblicke an als sein Eigenthum und vergißt den Urheber. Auch sind die besten der alten deutschen Volkslieder nicht von solchen verfaßt worden, die öffentlich als Dichter galten, sondern Leute aus der Menge, welche die Dichtergabe in sich fühl-

ten, sangen, was der augenblickliche Herzensdrang ihnen eingab, und auf gleiche Weise entstanden urplötzlich die Melodien, die meistens mit den Liedern aufs engste verwachsen sind.

Historische Volkslieder sind in der Regel von solchen gedichtet, die auch „dabei gewesen“, wie es häufig am Schluß solcher Lieder heißt. Die Landsknechte sangen manchmal ein Lied auf die geschlagene Schlacht mitten im Jubel des Siegs. Die schönsten Siegeslieder sind die der Schweizer und die niederdeutschen der Dithmarsen während ihres Freiheitskampfes gegen Holstein und Dänemark. Erwähnenswerth ist vor allen das Lied des Luzerners Halb Suter auf die Schlacht bei Sempach (1386), voll Siegesjubiläum und warmer Vaterlandsliebe, das in kurzen kräftigen Zügen ein Bild sowohl des prahlerischen Adelsstolzes der Oestreicher als des muthigen Kampfes der Schweizer giebt. Unter den späteren Schweizerliedern zeichnen sich die des Veit Weber auf die Siege der Schweizer in den burgundischen Kriegen aus, wenn er gleich Suter nicht an poetischem Schwunge erreicht. Aus Suters Liede theilen wir die Schilderung der Schlacht (nach Follens Uebersetzung) mit.

Als sie gar bald vernahmen
Von Sempach aus der Burg,
Wie daß die Schweizer kamen,
Eilt der von Hasenburg;
Hei, als er spähte in die Bahn,
Da zogen miteinander
Die Eidgenossen an.

Die Herren von Luzerne
Erstarrten festiglich,
Und in dem Mannheitssterne
Sah keiner hinter sich;
Hei, wie so hurtig wiederkam
Der liebe Hasenburger,
Der dieß zu Herzen nahm;

Wie an der Lagersperre
Er gleich zum Herzog sprach:
Ach gnädiger Fürst und Herre,
Gemach! nur heut gemacht!

Hei, diesen Tag nur nichts gewagt!
Denn ich besah das Völklein,
Es ist ganz unverzagt.

Da sprach ein Herr von Ohsenstein:
O Hasenburg, o Hasenherz!
Da wendet Hasenburg ihn ein:
Mich schmerzt fürwahr dein eitler
Scherz.

Hei, sag' ich dir bei meiner Tren',
Man soll noch heute sehen,
Wer von uns zager sei!

Auf banden sie die Helme
Und haben abgeschlagen
Schuhspüßel, daß man hätte
Gefüllt wohl einen Wagen;
Hei, vorwärts wollt' der Alder gehn
Und ließ den Troß der Knechte
Und Knappen hinten stehn.

Zusammen sie dann sprachen:
 Soll uns dies Häufelein,
 Soll uns der Bauer schlagen,
 Man spräche allgemein:
 Hei, Bauern haben dies gethan! —
 Die frommen Schweizer riefen
 Gott laut indessen an:

Ach, reicher Christ vom Himmel!
 Durch deinen bittern Tod
 Hilf heut uns armen Sündern
 Aus dieser Angst und Noth!
 Hei, lieber Gott, nun steh' uns bei,
 Erhalte Land und Leute
 In Schutz und Schirm und frei!

Da sie den Ruf vollbrachten
 Zu Gottes Lob und Ehr'
 Und seines Leids gedachten,
 Gab ihnen Gott der Herr
 Hei, solches Herz und solche Kraft,
 Daß sie sich tapfer kehrten
 Gleich hin zur Ritterschaft.

Als Uri, Unterwalden
 Und Schwyz sich stark benahm,
 Und ihnen an der Halde
 Der Löwe nun bekam:
 Hei! war des Stieres rauher Schrei:
 Und willst du mit mir fechten,
 So fechte nun, o Leu!

Der sprach: Bei meinem Eide,
 Du fügst es eben recht!
 Ich hab' auf dieser Haide
 Noch manchen Edelfnecht,
 Hei, dieser zahlt dich für das Leid,
 Das du mir einst bei Lauben
 Hast zugefügt im Streit!

Weil du im Moregarten
 Mir schlugst so manchen Mann,
 So magst du nun erwarten,
 Daß ich dasselbe tham;

Hei, und ich kann's, bei meinem
 Eid!

Da sprach der Stier zum Löwen:
 Dein Drohen wird dir leid!

Der Leu fing an zu schnaufen
 Und hoch den Schweif zu tragen;
 Komm, rief der Stier, wir raufen,
 Wir messen uns, wir schlagen!
 Hei, rück' heraus, herstreite baß,
 Daß diese grüne Haide
 Von Blut mag werden naß!

Nun fing man an zu schießen
 Zu ihnen in den Tann,
 Man griff mit langen Spießen
 Die Eidgenossen an;
 Hei, dieser Schimpf war also süß,
 Daß hohe Tannenäste
 Fielen vor ihre Füß'.

Des Adels Heer war feste,
 Die Ordnung dick und breit:
 Das verdroß die frommen Gäste;
 Ein Winkelried, der seit: (sagt)
 „Hei, laßt ihr es mein Weib und Kind
 „Entgelten und genießen,
 „So helf' ich euch geschwind!

„Treue, liebe Eidgenossen,
 „Mein Leben verlier' ich mit!
 „Sie sind so hart geschlossen,
 „Daß wir sie brechen nit!
 „Hei! einen Inbruch mach' ich fast,
 „Wenn ihr es mild den Meinen
 „Zum Wohl gereichen laßt.“

Hiermit that er erfassen
 Einen Arm voll Spieß' behend,
 Macht allen eine Gassen
 Und macht sich selbst ein End'.
 Hei! Das war doch ein Löwenmuth!
 Sein männlich tapfer Sterben
 War für Waldstätten gut.

Mit Hauen und mit Stechen,
Mit muthiger Gewalt
Begannen sie zu brechen
Des Adels Ordnung bald.
Hei, daß ein Held den Tod ge-
wann!
Es hätte sonst gekostet
Noch manchen Biedermann.

Die frommen Eidgenossen
Erstachen Mann für Mann
Und sprachen unverdrossen
Einander fröhlich an;
Hei, feindlich sperrte sich der Stier
Und trat die Wappenthier
Und stieß das Löwenthier.

Der Len fing an zu maunen,
Zu treten hinter sich,
Da starzt der Stier die Bräuen
Und gab ihm einen Stich,
Hei, daß er ging aus seiner Bahn
Und ließ die grüne Weide
Und ließ den grünen Plan.

Und als die Flucht sich zeigte
Zu Roß und auch zu Fuße:
Das war wohl gar die Weichte,
Das war wohl gar die Buße!
Hei, rief der Stier zum Berg gekehrt,
Du fliehst und bist, o Löwe,
Mir keiner Ehre werth!

Zeuch hin, o rauher Brähler,
Ich bin bei dir gewesen;
Du hast mich angefallen:
Ich bin vor dir genesen;
Hei, zieh nur heim und bleibe schier
Bei deinen schönen Weibern
Und laß die Ehre hier!

Denn hier steht wohl ein Branger,
Der wenig Ehre mißt,
Seit du auf diesem Ager
So schnell entwichen bist!

Hei, dieses steht dir übel an,
Daß du mir dagelassen
So manchen stolzen Mann.

Der blanken Harnischzieren
Gewann ich eine Last,
Sammt fünfzehn Hauptpanieren,
Die du verloren hast;
Hei, löse nun dies hohe Pfand,
Das ich dir angewonnen,
Mit ritterlicher Hand! —

Zur rechten Ader ließen
Allda den fremden Herrn
Mit ihren langen Spießen
Die Festen von Luzern;
Hei, Herren liegen viele
Zu Königsfeld im Kloster
Seit diesem Lanzenspiele.

Auch griffen die von Schwytze
Mit manchem klugen Mann
Voll Mannheit und voll Hitze
Den Löwen kühnlich an,
Hei, weil sie ihn bis auf den
Tod
Geschlagen, bis er hinsank
So roth, so blühendroth.

Von Uri auch der Bauer
Mit seinem schwarzen Stier
Bestritt, wie eine Mauer,
Das grimme Gethier,
Hei, weil er jeden Helm zerschlug
Und jeden Hochgebornen
Darunter, der ihn trug.

Auch die von Unterwalden
In ihrem Bornesmuth,
Die waren nicht zu halten
Und schlugen sich gar gut;
Hei, weise nemmt man sie und
fromm,
Drum brachten sie auf Spießen
Dem Feind ihr Gottwillkomm.

So ward der Leu von Stieren
Getrieben aus dem Korn,
Sein Dräuen und Prangiren
Ward pure Wuth und Zorn.
Hei, wie es übel ihm bekam,
Als seine alte Weide
Der Stier sich wiedernahm!

Von Oestreich Herzog Leopold
War sonst in allen Dingen
Ein froher Herr, bis er unhold
Die Bauern wollte zwingen;
Hei, fürstlich that er's wagen,
Kam also an die Bauern
Und wurde todtgeschlagen.

Was half ihm seiner Fürsten
Und Herren Aufgebot?
Sie mußten in den Fürsten
Und Feldern in den Tod.
Hei, das sei unverschwiegen;
Sechshundert Helme blieben
Auf dieser Wahlstatt liegen.

Unter den rein-lyrischen Volksliedern sind die Liebeslieder die zahlreichsten und besten: sie sind die Minnepoesie des Volkes, die keinen andern Schmuck, keine andere Zierlichkeit kennt, als die Wahrheit und Innigkeit der Empfindung, Lieder von der Treue und Untreue, vom Scheiden und Wiedersehen, Grüße an die Entfernte und Trauerklagen um die gestorbene Geliebte — Naturlaute des Herzens, welche, wo sie nur ertönen, das Gefühl im Tiefsten bewegen. Manche Lieder sind Wein- und Gesellschaftslieder, voll frischer Lebensfreude und sprudelndem Humor: erst später arteten sie in das rohe Trinklied aus. Und so liegt denn, da Alles, was das Leben bewegt, im Liede widerklingt, zwischen dem Wiegen- und Grabliede eine große Mannigfaltigkeit. Es hat jedoch nicht bloß das Leben überhaupt, sondern auch jeder Stand seine besonderen Lieder; am meisten findet sich eine frische Poesie in den Liedern der Jäger, der Soldaten und der wandernden Handwerksburschen. Zahllos ist die Menge der Lieder, welche, namentlich im 15. und 16. Jahrhundert, alle Lippen erfüllten und auf Märkten und Straßen widerhallten. Solche Sangeslust des Volkes ist nie wiedergekehrt.

Volkslieder sind es auch, in denen in diesem Zeitraume das altdeutsche Heldenepos nach und nach verklingt. Die zarteren Stoffe der deutschen Heldensage geriethen am frühesten in Vergessenheit; länger sang das Volk von den Kämpfen Dietrichs und seiner Gefährten. Eins der beliebtesten Volkslieder enthält ganz die nämliche

Sage, welche das oben mitgetheilte Hildebrandslied erzählt, so daß Anfang und Ende des epischen Volksgesanges sich in einem und demselben Stoffe begegnen. Wir lassen das Gedicht in Simrock's Erneuerung folgen.

„Ich will zu Lande reiten,“ sprach Meister Hildebrand,
 „Ist gleich von langen Zeiten der Weg mir unbekannt.
 In fremden Landen waren wir manchen lieben Tag,
 Daß mein in dreißig Jahren Frau Ute nicht mehr pflag.“

„Willst du zu Lande reiten,“ sprach Herzog Anelung,
 „Was begegnet dir auf der Haide? ein stolzer Degen jung,
 Dort auf des Berners Marke, der junge Alebrand:
 Und rittest du selbzwölfter, du würdest angerannt.“

„Ist er mit Reiten denn so wild in seinem Uebermuth,
 Ich zerhau' ihm seinen grünen Schild, es thut ihm nimmer gut.
 Ich zerhau' ihm seine Brünne mit einem schnellen Schlag,
 Daß wohl ein Jahr darüber seine Mutter klagen mag.“

„Das thu' du nicht,“ versetzte von Bern Herr Dieterich,
 „Daß du den Jungen tödtest, Hilbrand, das bitt' ich dich.
 Du sollst ihn freundlich bitten wohl um den Willen mein,
 Daß er dich lasse reiten, so lieb ich ihm mag sein.“

Als er von Garten ausritt wohl zu des Berners Mark,
 Er kam in große Arbeit von einem Helden stark.
 Von einem jungen Degen ward er da angerannt:
 „Was suchst du hier, du Alter, in meines Vaters Land?“

„Du führst einen Harnisch lauter, recht wie ein Königskind,
 Du machst mich jungen Helden mit sehenden Augen blind.
 Du solltest daheim verbleiben und haben gut Gemach
 Bei heißen Koglengluthen.“ Der Alte lacht' und sprach:

„Sollt' ich daheim verbleiben und haben gut Gemach?
 Viel Streitens muß ich treiben: davon werd' ich oft schwach;
 Muß reiten und streiten so manche Heeresfahrt;
 Das glaube mir, du Junger, drum grauet mir der Bart.“

„Den Bart will ich dir raufen, du alter grauer Mann,
 Daß dir der Bart soll laufen herab wohl auf den Plan.
 Den Harnisch und den grünen Schild mußt du mir übergeben,
 Dazu auch mein Gefangner sein, daß du behälst das Leben!

„Mein Harnisch und mein grüner Schild hat stets mir Schutz gewährt,
 Ich traue Gott vom Himmel wohl: mir ist leicht Glück beschied.“
 Sie ließen von den Worten und griffen nach dem Schwert:
 Was diese zwei beehrten, deß wurden sie gewährt.

Der Junge gab dem Alten gar einen harten Schlag,
 Deß Hildebrand der alte von Herzen sehr erschrak.
 Der Junge sprang zwölf Klafter zurück mit seinem Leib.
 Der Alte sprach: „Soll ich Springen, das lehrte dich ein Weib.“

„Soll ich von Weibern lernen, das wär' mir eine Schand':
 Ich habe Ritter und Knechte in meines Vaters Land;
 Viel Ritter sind und Grafen an meines Vaters Hof,
 Und was ich nicht gelernt hab', das lern' ich aber noch.“

Wohl kluger Sinne pflegen sah man den alten Mann,
 Bis er dem jungen Degen sein Waffnen unterrann.
 Er that ihn zu sich zücken, wo er am schmalsten was,
 Und warf ihn auf den Rücken wohl in das grüne Gras.

„Wer sich an alten Kesseln reibt, den schwärzt gar leicht der Rahn:
 Also geschieht dir Jungen hier von mir alten Mann.
 Nun sage mir und beichte, dein Priester will ich sein,
 Bist du ein junger Wölfling, so laß' ich dich gedeihn.“

„Wölflinge, das sind Wölfe, die laufen in dem Holz;
 Ich bin aus Griechenland ein junger Degen stolz.
 Meine Mutter heißt Frau Ute, die edle Herzogin,
 Und Hildebrand mein Vater, dem ich gar unkund bin.“

„Heißt deine Mutter Ute, die edle Herzogin,
 So wisse, daß ich Hildebrand, dein lieber Vater bin.“
 Auf schloß er seinen goldnen Helm und küßt' ihn auf den Mund:
 „Nun sei der reiche Gott gelobt, daß wir beide noch gesund.“

„Ach Vater mein, die Wunden, die ich dir hab' geschlagen,
 Die wollt' ich dreimal lieber an meinem Haupte tragen.“
 „Nun schweige still, mein lieber Sohn, der Wunden wird wohl Rath:
 Der reiche Gott, der sei gelobt, der uns vereint hat.“

Das währte von der Non= bis zu der Vesperzeit,
 Da kehrte heim gen Berne Herr Alebrand vom Streit.
 Was führt' er an dem Helme? von Gold ein Kränzelein.
 Was führt' er an der Seiten? den liebsten Vater sein.

Er führt' ihn an der Mutter Tisch und setzt' ihn obenan.
 Er bracht' ihm Essen und Trinken: die Mutter war ihm gram:
 „Ach Sohn, mein allerliebster Sohn, der Ehren ist zu viel,
 Der den Gefangnen oben an zur Tafel setzen will.“

„Nun schweiget, liebe Mutter, und hört, was ich euch sage,
 Er hat mich auf der Haiden schier gar zu Tod geschlagen.
 Nun hört mich, liebe Mutter, kein Gefangner soll er sein:
 Es ist Hildebrand der alte, der liebste Vater mein.“

Ach Mutter, liebste Mutter, nun biet ihm Zucht und Ehr.“
 Da hub sie an zu schenken und trug's ihm selber her.
 Was hatt' er in dem Munde? Von Gold ein Ringelein:
 In den Becher ließ er's sinken der liebsten Frauen sein.

Das ritterliche Epos war mit dem idealen Ritterthum des Zeitalters der Kreuzzüge so eng verwachsen, daß es das Ende derselben nicht überlebte. Schon gegen 1300 fing man an Chroniken in der Form der Rittergedichte zu verfassen und, unbekümmert um die höhere poetische Form, lediglich das Material in Reime zu bringen, so daß mit der weiteren Ausbildung der Sprache der Prosa diese bequemere Form vorgezogen wurde. Was von der Begeisterung, mit der das ritterliche Epos früher gepflegt worden war, übrig blieb, war nur die stille Verehrung einiger wenigen, welche von Sehnsucht nach dem Entschwundenen erfüllt waren und die alten Rittergedichte abschreiben ließen und sammelten, bis die Buchdruckerkunst dies Geschäft erleichterte. Besonders waren es Fürstinnen, welche von dem derben, oft rohen Treiben der Gegenwart gern hinwegblickten in die glanzvollen Zeiten ritterlicher Abenteuer, die im Dienst der Minne und des Glaubens unternommen wurden. Dieser Vorliebe fürstlicher Frauen für die ritterliche Romantik ist auch die erste Einführung der französischen *Mitterromane* bei uns zuzuschreiben; in diesen erhält sich noch der letzte Rest der ritterlichen Dichtung. Wie das Ritterthum aus dem Charakter der Spanier und der Franzosen zuerst hervorgegangen war, so erhielt sich die ritterliche Etikette dort auch am längsten: das Bürgerthum, das minder entwickelt und minder stark war, als in Deutschland, trat ihm nicht so beschränkend entgegen, wie

bei unserm Volke. Allein unter dieser ritterlichen Galanterie, unter dem Prunk der Feste und Turniere, der hier noch fortbauerte, lag brutaler Uebermuth und Sittenlosigkeit des verderbten Adels versteckt, und es stehen in Folge dessen die Romane des späteren Ritterthums an sittlichem und an poetischem Gehalt tief unter dem alten Nitterepos. Die Verfasser gehen nur darauf aus, durch Häufung des Abenteuerlichen, durch Ausmalen des Phantastischen und ganz besonders des Gräßlichen die Einbildungskraft des Lesers zu erhitzen. Die einfachen alten Sagenstoffe genügten daher nicht mehr, sondern durch willkürliche Erfindungen suchte ein Jeder das Frühere zu überbieten. So entstanden jene maßlosen Uebertreibungen, die zuletzt die Geißel der Satire herausforderten, welche Cervantes in seinem Don Quixote mit solcher Meisterschaft schwang, daß die Nitterromane in dieser Weise nicht wiedererstehen konnten.

Die ersten Uebersetzungen französischer Nitterromane rühren von zwei ausländischen Fürstinnen her, welche die Liebe zu ritterlicher Dichtung aus ihrer Heimat nach Deutschland begleitete, der Gräfin Elisabeth von Nassau, einer Tochter Friedrichs von Brabant, welche 1437 den Roman Lothar und Maller ins Deutsche übertrug, und der Eleonore Stuart, einer Prinzessin von Schottland, nachmals Gemahlin des Erzherzogs Siegmund von Oestreich, welche einige Jahre später den Roman Pontus und Sidonia übersehte. Mit der zunehmenden Verbreitung der Kenntniß fremder Sprachen und Literaturen stieg die Uebersetzungslust, besonders seit der Erfindung der Buchdruckerkunst.

Daß die Wiederbelebung der Romantik in den Kreisen fürstlicher Familien ihre Früchte trug, sieht man an Kaiser Maximilian, dem Sohne der Eleonore von Portugal, dessen Charakter und Leben von den Ideen der Nitterlichkeit getragen ward und dadurch eine poetische Seite gewinnt, welche den Dichter Anastasius Grün veranlassen konnte, ihn als letzten Nitter zu besingen. Allein er mußte am Ende eines mühevollen Lebens einsehen, daß in seiner Zeit mit romantischen Entwürfen nichts mehr auszurichten war, daß sein Leben ihm unter Täuschungen verronnen war und er bei

dem besten Willen doch die Erwartungen der Nation, die einen ordnenden, muth- und kraftvoll in das Rad der bewegten Zeit eingreifenden Geist verlangte, unbefriedigt gelassen hatte. Als letzter Ritter hat er auch in der Literatur ein Denkmal hinterlassen, das letzte Rittergedicht, das seine Jugend=Abenteuer in poetischem Gewande schildert, den Teurdank. Das Werk erschien, mit typographischer Pracht und trefflichen Holzschnitten ausgestattet, im Jahre 1517 unter dem Titel: „die Geuerlichkeiten und eines theils der Geschichten des löblichen freytparen und hochberümbten Helden und Ritters Herr Teurdanths.“ Dem Stoff und der Anlage nach, zum Theil auch wohl der Ausführung, ist Maximilian selbst der Verfasser des Werks; ein Theil der Bearbeitung, namentlich das allegorische Beiwerk, der trockenste Theil des unbehülflichen Reimwerks, rührt von seinem Kaplan Melchior Pfinzling her, dem der Kaiser die Vollendung des Gedichts übertrug. Aehnlich wie ältere Rittergedichte schildert es die Jugend=schicksale des ritterlichen Helden unter der Allegorie einer Brautfahrt. Held Teurdank, d. i. der auf Abenteuer denkende Held, Maximilian selbst, wirbt um Ehrenreich — Maria von Burgund. Auf seiner Fahrt kommt er an drei Engpässe, an deren jedem ihn ein Feind erwartet, Fürwittig, Unfalo und Neidelhart: alle drei suchen ihn an der Erwerbung der schönen Ehrenreich zu hindern und trachten ihm nach dem Leben. Der Sinn dieser Allegorie ist: Fürwittig bezeichnet die jugendliche Unbesonnenheit, Unfalo die Unglücksfälle, Neidelhart die Feinde. Der Hauptinhalt der Abenteuer sind Hirsch-, Gems- und Bärenjagen. Die Kämpfe gegen Neidelhart haben einiges Interesse durch die Anspielung auf historische Zeitbegebenheiten. Am Ende siegt Teurdank über seine Gegner, welche als Verbrecher mit dem Tode büßen. Poesselos wie die Erfindung ist auch die Ausführung des Einzelnen. Dennoch ward das Werk wegen seiner Beziehung zu dem Kaiser viel bewundert, und gerade die geheimnißvollen Anspielungen reizten die Lust zu deuten, so daß sogar erläuternde Commentare dazu verfaßt wurden.

Verwandten Inhalts ist der Weißkunig. Dieser Prosa=roman erzählt die Geschichte Maximilians von seiner ersten

Erziehung bis zum Ende des venetianischen Krieges und auch einen Theil der Lebensgeschichte seines Vaters Friedrichs III. Auch hier sind die Personen nicht namentlich aufgeführt, Maximilian heißt der Weißkönig, der König von Frankreich der blaue König, die rebellischen Niederländer die braune Gesellschaft. Niedergeschrieben wurde dieses Werk von des Kaisers Secretär Mary Treißsaurwein, der aber selbst in der Vorrede sagt, daß dieses unvollkommene Werk von Kaiser Maximilian in diese Form gekleidet sei, um daraus in der Folge ein vollkommenes und wohldeutsches Werk zu bilden.

Alle diese Ueberreste und Nachklänge der Ritterdichtung bis zum Teurdank herab waren nur die Unterhaltungslectüre für einen kleinen Kreis, und auch dies erst, als um die Mitte des 15. Jahrhunderts der deutsche Adel allmählich die Verachtung der Bildung ablegte und sich seiner Nothheit zu schämen anfang. In das Volk drang wenig davon ein. Jedoch entstanden nach der Erfindung der Buchdruckerkunst die weitverbreiteten Volksbücher, die auf Märkten feil geboten wurden, meistens kurze Auszüge anziehender Sagen und Rittergeschichten, z. B. Kaiser Octavianus, Magellone, Melusine, Genoveva, Griseldis, Fortunat, neben kurzen Bearbeitungen einiger älteren Sagenstoffe: der hörnerne Siegfried, Tristan, die Gaimonsfinder. Vor Allem jedoch verlangte der deutsche Bürgerstand nach solchen Erzählungen, in denen er sich selbst theils in seinen sittlichen Verhältnissen, theils in seiner derben Lustigkeit wiederfand. Alles, was zu dem Kreise des Lebens, worin der Bürger sich bewegte, keine Beziehung hatte, lag ihm auch in der Poesie allzu fern. In den kurzen Erzählungen ernsten Inhalts suchte er nach Belehrung und Erbauung, und in den Schwänken oder lustigen Geschichten ergögte ihn die Aehnlichkeit mit manchen selbsterlebten Vorfällen, welche der Heiterkeit und dem Gespräch seiner Mitbürger Stoff boten. An Legenden, Schwänken, „Beispielen“ (Fabeln und Parabeln) war das Mittelalter unermesslich reich. Selbst die Ritterdichtung hatte es nicht verschmäht, auf diese bürgerliche Richtung der Poesie einzugehen und manche Stoffe für ihre Bearbeitung zu benutzen. Die

üppig wuchernde Legendendichtung, voll sinnloser Wundergeschichten neben einzelnen Erzählungen, die durch kindliche Glaubenseinfalt anziehen, wollen wir nicht in Schutz nehmen, denn sie hat mehr die deutsche Geistesbildung niedergehalten, als den poetischen Sinn im Volke genährt. Dagegen treffen wir in den Fabeln und Parabeln das klare sittliche Bewußtsein, das sich durch Lebenserfahrungen und treues Festhalten an Recht und Sitte gebildet hatte und im deutschen Volke eine bleibende Stätte fand.

In dieser gefunden Volksmoral lernen wir den deutschen Bürgerstand von einer höchst achtungswerthen Seite kennen. Den Kern derselben treffen wir schon in den Sprichwörtern an; wie das Volkslied von dem Gemüth, so geben sie ein Zeugniß von der klaren Einsicht, dem richtigen sittlichen Tacte, der in wenig Worten kurz und schlagend die Verhältnisse des Lebens beurtheilt. Das Sprichwort liebt den bildlichen Ausdruck; dadurch nähert es sich der Poesie; der Reinspruch lehnt sich unmittelbar an das Sprichwort an. Noch mehr aber liegt das Poetische in dem epischen Hintergrunde; denn es giebt sich als Resultat der Lebenserfahrung; es deutet hin auf Vorfälle des Lebens, in denen sich seine Richtigkeit bewährt hat; dadurch wird es der natürliche Keim der belehrenden Erzählung, mag nun die Scene in die Menschenwelt oder in die Thierwelt verlegt sein. Die Fabel beschäftigt die Völker gerade in der Kindheit ihrer Bildung so angelegentlich, als ob der Mensch mit der Thierwelt vertrauter lebte. Daher gehört sie zu den ältesten Arten der epischen Volkstradition. Wie sehr die Fabel- und Parabel-Poesie in die gesammte Literatur dieses Zeitalters eingreift, erkennt man schon daraus, daß sie in die Lehrdichtungen, die seit 1300 entstanden, massenweise eingeschaltet wurden und selbst die Predigt wie die Lehrprosa überhaupt sie nicht verschmähte.

Neben dem Ernst der Volkssitte fand damals der Scherz einen weiten Bereich. Als ob es heilsam sei, zu Zeiten die Thorheit, die im Menschen steckt, frei walten zu lassen, um zu rechter Zeit wieder den Ernst des Lebens zu ergreifen, würzte man die Festeslust mit dem schrankenlosesten Narrenthum; besonders sättigte sich

diese Neigung beim Carneval vor den Entbehrungen der Fastenzeit. Auch die Poesie theilte sich seit der Zeit, da sie aus den Händen des Adels auf die untern Stände des Volkes überging, an diesen Pöffen und erzählte, wie einst von ritterlichen Abenteuern, so jetzt von den losen Streichen eines Pöffenreißers und ließ in ergötzlichen Schwänken dem Volkswitz freien Lauf, der sich an der Verdrehung des Rechts, an der Verletzung der Sitte und des Herkommens, an Lug und Trug erlustigt.

Der erste Schwanksdichter ist der Stricker, der um 1250, also noch vor dem Verfall der Ritterpoesie, dichtete, in welcher er in früheren Jahren selbst sich hervorzuthun suchte. Allein er fühlte schon, daß die Schwankspoesie anfangs mehr dem Geschmack seiner Zeit zu entsprechen. Die Eingangsworte seines Schwankgedichts stellen diesen Uebergang sehr treffend dar:

Hievor war Freud' und Ehr'
 Beliebet also sehr,
 Daß, wo ein feiner Mann zu Hofe kam,
 Man seine Rede gern vernahm.
 Saitenspiel, Singen oder Sagen
 Das war angenehm in jenen Tagen.
 Das ist nun aber so unwerth,
 Daß es der sechste nicht begehrt,
 Er könnte denn eine Märe,
 Die den Leuten gut wäre
 Gegen Sorgen und Armuth;
 Etwas Anderes dünkt sehr selten gut,
 Was er sonst in Wort und Rede kann.

Nach diesen einleitenden Worten kommt er auf den Inhalt seines Gedichts, das den Leuten mehr behagen soll, und beginnt den Bericht von den Schwänken des Pfaffen Amis, von denen gleich der erste die Geschichte erzählt, welche durch Bürger's „der Kaiser und der Abt“ allgemein bekannt geworden ist. So wie hier, führt uns überall die Erzählung mitten in das Volksleben ein. Auffallen muß es, daß in diesem Gedichte wie in der spätern Schwanksliteratur die Pfeile der Satire insbesondere gegen das Pfaffenthum gerichtet sind. Sie gehört daher mit unter die Vorboten der Reformation und stellt sich mit dem Beginn derselben

so gleich auf die Seite derer, welche gegen die Gebrechen der alten Kirche eifern. Die frivole Betrügerei des Pfaffen Amis wird von den Schwänken des Pfaffen von Kalenberg, welche ein Jahrhundert später das Volk belustigten, noch übertroffen. In diese Zeit fallen auch die vortrefflichen Fabeln des Dominicanermönchs Ulrich Bonerius zu Bern, „Edelstein“. Hauptstiz der Schwankspoesie wurde das geistig frische Nürnberg, wo Hans Rosenblut und Hans Holz im 15. Jahrhundert dichteten, später veredelt in den Schwänken des Hans Sachs. Weitverbreitete Sammlungen unterhaltender Erzählungen waren das Buch von den sieben weisen Meistern, von Hans dem Büheler unter dem Titel Diocletians Leben 1412 nach einer lateinischen Behandlung bearbeitet. Ähnliche Novellensammlungen, meist nach ausländischen Quellen, sind zahlreich. Zu den beliebtesten Volksbüchern des folgenden Jahrhunderts gehört das Lalenbuch oder die Schildbürger. Welche derbe Kost zuletzt der Lachlust des Volks geboten wurde, davon giebt der Tyll Eulenspiegel (gegen 1500) uns Beispiele.

Aus der Neigung des Volks zur Satire, besonders wenn sie das Sittenverderbniß der Höfe und der Geistlichkeit traf, erklärt sich die enthusiastische Aufnahme, welche gegen die Zeit der Reformation das Thierexpos Meineke Vos fand. Da in diesem Werke die Thierfage gewissermaßen ihren Abschluß fand, so haben wir auf die vorangegangene Ausbildung derselben einen Blick zu werfen.

Uralt und daher ohne satirische Absichtlichkeit, die das Jugendalter der Völker nicht kennt, ist die Sage von der List und Gewandtheit des Fuchses. Die kindliche Auffassung läßt die Thierwelt für sich gelten als eine Welt eigens begabter Wesen, mit denen der Mensch in feindliche oder vertrauliche Berührung tritt. Noch nicht stolz auf die geistige Ueberlegenheit, bewundert der Mensch die mannigfachen Triebe, die angeborene Klugheit und Geschicklichkeit der Thiere, und so nahe grenzen noch die Thier- und die Menschenwelt zusammen, daß die ältesten Sagen den Thieren menschliche Sprachen leihen und voll sind von Verwand-

lungen der Götter und Menschen in Gestalten der Thierwelt. An diesem lebhaften Interesse, das man an dem Leben der Thiere nahm, entstand eine epische Thiersage, deren Ursprung so weit hinauf reicht, daß Jacob Grimm das kühne Wort wagen konnte, ihn wehe aus der deutschen Thiersage Waldgeruch an. Fuchs, Wolf und Bär, die Mitbewohner der germanischen Urwälder, sind ursprünglich die Träger der Sage. Dem Bären war die Königswürde zugetheilt. Erst in der christlichen Zeit ward der Löwe zum König der Thiere erhoben, und der Bär nahm seine Stelle in der Reihe der dem Herrscher am nächsten stehenden Vasallen ein.

Die älteste Fassung der Sage kann auf keinen Fall umfangreich gewesen sein; nur ihre Grundzüge waren gegeben. Ihre Ausbildung erhielt sie erst, als der abendländische Lehensstaat fertig war und man in der Thierwelt ein Abbild menschlicher Verhältnisse erkannte. Ein Vasallenthum, das durch Habgier und Gewalttrog oder durch List und Mänke das Recht beugt, mit der königlichen Gewalt Spott treibt und dem Zorn des Herrn zum Troß seine eigenen Wege geht, schaltete mit zügelloser Frechheit in den Zeiten, als das Reich Karls des Großen unter seinen schwachen Nachkommen aus einander fiel. Damals muß die Thiersage aus dem reinepischen Charakter in den satirischen übergegangen sein und sich in dieser Tendenz erweitert haben; denn von 900 an können wir die Fortbildung des Thierepos schrittweise durch die folgenden Jahrhunderte begleiten.

Anfänglich sind es lateinische Mönchsdichtungen, welche Geschichten vom Wolf und Fuchs zusammenstellen. Die Heimat der Verfasser ist Flandern und das Nachbarland. Von da ging der Sagenstoff auf das nördliche Frankreich über, wo mehrere Dichter im 12. und 13. Jahrhundert die verschiedenen branches, wie sie selbst es nennen, bearbeiten und zwar so, daß das Epische mehr und mehr zurücksinkt und sich in Satire und Allegorie auflöst. Den deutschen Ursprung beweist noch der Name des Fuchses: *Meginhart* bedeutet einen klugen Rathgeber, der als *Renart* in die französische Dichtung und damit in die französische Volkssprache

überging. Aus Frankreich kehrt die Sage durch Uebertragung französischer Gedichte im zwölften Jahrhundert nach Deutschland zurück. Die älteste vorhandene deutsche Bearbeitung ist der Reinhart Fuchs eines elsässischen Dichters Heinrich der Gliese'ser, und auch diese hat sich vollständig nur in einer jüngeren Uebearbeitung erhalten.

Die beliebteste Erzählung in den älteren Bearbeitungen, die wir daher als das Grundthema der Fuchssage anzusehen haben, ist die von der Krankheit des Löwen. Der französische Roman de Renart erzählt sie folgendermaßen. Bei der Hofversammlung zu Pfingsten erscheint Renart nicht, weil er sich vieler Uebelthaten bewußt ist. Sein Feind, der Wolf, trägt auf seine Verurtheilung an. Einige in der Versammlung reden dem Fuchse das Wort und rathen wenigstens in gehöriger Form gegen ihn zu verfahren. Der König beschließt, Roonel den Hund als Boten hinzusenden. Als dieser des Königs Botschaft gemeldet hat, erklärt sich Renart bereit, ihm zu folgen. Ihr Weg führt durch einen Weinberg. Renart sichtet eine gestellte Falle, wirft sich davor nieder wie vor einem Heiligthum und betet. Roonel, der auch die Heiligen küssen will, geräth in den Strick und bleibt hängen. Renart spottet noch obendrein und kehrt dann heim. Die Winzer prügeln den Hund halbtodt, und nur mit Mühe schleppt er sich an des Königs Hof zurück. Der Hirsch soll nun die zweite Ladung übernehmen. Renart ist von neuem willig mitzugehn, führt aber den Hirsch unterwegs an Hunden vorüber, die ihn verfolgen und arg zu richten. Als der Bote bei Hofe seinen Unfall meldet, geräth der König in solch einen Aerger, daß er ein halbes Jahr krank liegt, ohne daß der Arzt zu helfen weiß. Nun macht sich der Dachs zu seinem Freunde Renart auf und hinterbringt ihm, wie die Sachen am Hofe stehen. Renart beschließt unverzüglich an den Hof zu kommen. Unterwegs thut er heilsame Kräuter in ein Gläschen, nimmt einem schlafenden Pilger eine Büchse mit Wieswurz und den Mantel ab und erscheint in dieser Vermummung vor dem kranken König, indem er vorgiebt, er komme von Rom und Salerno, damals der berühmtesten medicinischen Schule, und

bringe ein Heilmittel; einen langen Weg habe er durch Italien und Savoyen zurückgelegt. Menart befiehlt dem König den Puls und erklärt die Heilung, wenn die rechten Mittel angewendet würden, für unfehlbar. Zuerst verlangt er eine Wolfshaut, die so gleich dem Wolfe trotz seines Sträubens abgezogen wird, dann ein Stück Horn und einen Riemen von dem Fell des Hirsches, die gleichfalls genommen werden, dann des Katers Fell, um des Königs Füße zu erwärmen. Der König wird nun eingehüllt und zu Bett gebracht; ihm wird Nieswurz verordnet, und bald fühlt er sich genesen. Dankbar lohnt er es dem Fuchse, ernennt ihn zu seinem Rath und giebt ihm sicheres Geleit nach Hause.

Dies ist das Thema, das in der Fuchssage in einer Menge von Variationen wiederkehrt. Wie schwer auch die Anklagen der übrigen Thiere auf sein Haupt fallen, er triumphirt über sie durch seine List, und sie haben zu dem Schaden den Spott; er aber sitzt zu Hofe in hohen Ehren. Daher schließt denn auch der Reineke Vos mit der Betrachtung: „So sind noch alle von Reinekens Kunst wohl angesehen und überall bei Fürsten beliebt, sie mögen nun geistlich oder weltlich sein. Sein Geschlecht ist groß an Macht und wächst noch allezeit bei Tag und Nacht. Wer Reinekens Kunst nicht gelernt hat, der ist zur Welt nicht sehr geschickt, aber mit Reinekens Künsten kommt Mancher fort. Darum giebt es jetzt so viele Reineken in der Welt, es sei an des Kaisers oder des Papstes Hofe, obgleich sie nicht alle rothe Bärte haben.“

Die hierin deutlich ausgesprochene Beziehung auf die Zustände in dem weltlichen und geistlichen Staate spinnen die nachfolgenden Bearbeitungen im 14. und 15. Jahrhundert weiter aus. Das epische und satirische Element zu einem zusammenhängenden Ganzen verschmolzen zu haben, ist das Verdienst des unbekannten Verfassers (oder der Verfasser) des niederländischen *Reinaert*. Zwar liegen französische Bearbeitungen zum Grunde, doch trägt die Dichtung flandrische, d. i. deutsche Färbung. Aus diesem besonders im ersten Theil vortrefflichen Werk ist der niederdeutsche Reineke Vos hervorgegangen, wahrscheinlich nur die Uebersetzung einer holländischen Bearbeitung. Das jüngere Gedicht

unterscheidet sich von dem Reinaert nur durch Erweiterung einzelner Schilderungen, vornehmlich wo die Beziehung auf die Mißbräuche in Staat und Kirche den Bearbeiter zu satirischen Episoden veranlaßten. Durch die Erweiterung hat die Erzählung an gemüthlicher Behaglichkeit und Popularität sehr gewonnen. Die niederdeutsche Bearbeitung, welche zuerst im Jahre 1498 ans Licht trat, ward während der Reformation ein zeitgemäßes Buch, das in zahlreichen Abdrücken und in hochdeutschen, selbst lateinischen Bearbeitungen über ganz Deutschland, ja weit über dessen Grenzen verbreitet wurde. Der Stoff bewahrte auch in späteren Zeiten einen so unvergänglichen Kern, daß man ihn unter andern Zeitläuften als ein wahrheitsgetreues Spiegelbild von der Welt Lauf wieder hervorgezogen und bearbeitet hat. Daher meinte noch Gottsched, der übrigens um die Erneuerung des Gedichts sich im vorigen Jahrhunderte nicht geringes Verdienst erwarb, der Verfasser habe, gleich wie Fenelon den Telemach, das Buch für einen Prinzen geschrieben, um ihm durch dasselbe die Mängel der Welt, sonderlich die Sitten und Künste durchtriebener Hofleute bekannt zu machen und ihn in der politischen Klugheit gleichsam spielend zu unterweisen, eine verfeinerte Variation der oft auch noch nach ihm wiederholten Meinung, der Dichter habe bei Hofe von den Mänken der Hofleute viel zu leiden gehabt und sich hinterher durch sein satirisches Gedicht gerächt. Eben so haltlos sind die Muthmaßungen über die Verfasser der Dichtung, unter denen der Holländer Hinrek von Alkmaar, den die Ausgabe von 1498 nennt, vielleicht der Verfasser der holländischen Bearbeitung ist, von der wir bis jetzt nur geringe Bruchstücke kennen.

Wir lassen eine kurze Uebersicht des Inhalts folgen.

Nobel der König läßt zu Pfingsten einen Hoftag ausrufen und Landfrieden gebieten. Alle Thiere erscheinen, nur Reineke nicht, weil er so viel Böses gethan, daß er harte Anklage zu fürchten hatte. Alle beschwerten sich über ihn, nur Grimbart der Dachs nimmt sich seiner an und versichert, daß er längst sich gebessert habe und jetzt als frommer Klausner lebe. Allein er hat kaum geendet, als Hennink der Hahn mit einer vom Fuchs erwürgten

Henne erscheint und laute Klage über den Mörder seiner neunzehn Kinder erhebt. Jetzt wird beschlossen ihn durch eine Bottschaft vor Gericht zu fordern. Brum der Bär macht sich damit alsbald auf den Weg und wird auf Malepartus freundlich bewillkommt. Meineke scheint willig zu folgen; allein auf dem Wege lockt er seinen Begleiter unter dem Vorgeben, ihm Honig zu verschaffen, zu dem Bauer Rüstwyl. Auf dessen Hofe befand sich ein gespaltener Baum, in den er einen Keil eingeklemmt hatte. Als nun Brum den Kopf hineingesteckt hatte, nach dem Honig suchend, zog Meineke den Keil heraus, und der Bär war gefangen. Die Bauern eilten herbei und schlugen auf ihn los, bis er endlich, jämmerlich zugerichtet und zerschunden, sich losriß, hinterdrein noch vom Fuchse in seinen Schmerzen verhöhnt; matt und krank kam er am Hofe an. Nicht viel besser erging es dem zweiten Boten, Hünze dem Kater. Ihm versprach Meineke einen Mäusejchmaus in der Pfarrei nachzuweisen; er wußte, daß dort für ihn selber eine Falle aufgehängt war; er ließ den Kater durch das Loch schlüpfen, und die Fier hing im Stricke fest; die Leute im Hause zerschlugen den Dieb, bis er sich endlich frei machte und entsprang.

Bei Hofe beschloß man eine dritte Vorladung nach altem Recht. Grimbart übernahm den Auftrag und redete ihm zu, um das Schlimmste zu verhüten, an den Hof zu kommen, wo er vielleicht durch List der Strafe entgehen könne. Meineke folgte, beichtete unterwegs seine Sünden und erhielt Absolution; freilich wird Grimbart, als sie bei einem Hühnerhof vorüberziehen, sehr bald Zeuge, daß es mit der Besserung schlecht bestellt sei.

An des Königs Hofe sehr ungnädig aufgenommen, führte zwar Meineke sehr beredt seine Vertheidigung; allein es sprachen so viele Zeugen wider ihn, daß er zum Galgen verurtheilt wurde. Schon stand er auf der verhängnißvollen Leiter zur Freude der Zuschauer, als er in weiterer bußfertiger Rede einige Worte von einem großen Schatze und einer Verschwörung gegen das Leben des Königs fallen ließ. Dieser hieß ihn herabsteigen und nahm ihn allein — nur die Königin war zugegen — vor, worauf nun Meineke erzählte, wie Hiegrim, Brum und andere Vasallen sich ver-

schworen hätten, Brun zum König auszurufen; er habe ihnen den Schatz entwandt und verborgen, ohne den sie ihr Vorhaben nicht hätten ausführen können. In der Hoffnung, durch Heineke diesen Schatz zu erhalten, verzieh der König Heineken seine Mißthaten und warf seinen Zorn auf dessen Ankläger. Da Heineke eine Pilgerreise nach Rom ausführen zu wollen vorgab, mußten Ziegrim und Brun zu seinem Ranzen und seinen Schuhen ihr Fell hergeben. Bellm der Widder, des Königs Kaplan, sprach den Segen über Heineke und begleitete ihn nebst Lampe dem Hasen nach Malepartus. Bellm blieb draußen stehen, Lampe ging mit hinein, wurde erwürgt und verzehrt. Heineke steckte Lampe's Kopf in das Ränzchen, das er Bellm umhängte, mit dem Auftrage, es erst bei Hofe zu öffnen, da sich wichtige Briefe für den König darin befänden. Als man nun in dessen Gegenwart den Ranzen öffnete, fand man darin das neue Zeugniß von Heineke's Mißthat und Frechheit. Bellm wurde als Mitschuldiger dem Bären und dem Wolfe überlassen, und diese erhielten ihre Würden und Ehren wieder.

Der König verlängerte nun den Hof, die Thiere waren zahlreich versammelt, und wieder erhebt sich große Klage über Heineke's Vergehungen. Ueberdies war der König zornig, daß er wegen des Schatzes betrogen war. Man beschloß, Malepartus zu belagern. Grimbart brachte Heineken die Kunde davon; doch dieser ängstigte sich nicht sehr und beschloß nach Hofe zu kommen. Unterwegs beichtet er dem Dachs seine Sünden und wird absolvirt, entschuldigt jedoch sein lasterhaftes Leben mit dem Beispiel der weltlichen und geistlichen Herren, den König selbst nicht ausgenommen, der durch die Großen seines Reichs rauben und stehlen lasse, während man die kleinen Diebe um eines Hühnchens willen hänge. Heineke begegnet darauf dem Affen, der im Begriff ist nach Rom zu reisen; dieser verspricht ihm, dort ihm Ablass zu verschaffen.

Zu Hofe angelangt, macht Heineke alle Anklagen zu nichte: selbst an Lampe's Tode sei er unschuldig; Bellm habe diesen sicherlich umgebracht, weil er ihm kostbare Geschenke für den König

und die Königin mitgegeben, die der Schelm habe unterschlagen wollen. Diese Kleinodien beschreibt er mit epischer Ausführlichkeit und slicht in die Schilderung der darauf befindlichen Bilder eine Reihe anziehender Thierfabeln ein, so daß der König wieder von ihm gewonnen wird und ihn sogleich in Freiheit gesetzt haben würde, wenn nicht Siegrim mit neuen Anklagen aufgetreten wäre. Um über die Schuld zu entscheiden, wird zwischen beiden ein Zweikampf angesetzt. In diesem setzt sich Heineke durch mancherlei List in Vortheil, bis endlich der König dem Kampf ein Ende macht. Heineke erhält die erste Stelle als Reichskanzler und lebt fortan in großem Ansehn.

Da der Heineke Vos nicht bloß an der Grenze des Mittelalters, sondern auch der niederdeutschen Sprachbildung steht, so haben wir bei dieser Gelegenheit noch einen Blick auf die Entwicklung und Geltung der deutschen Mundarten zu werfen. Seit uralter Zeit bestand eine Trennung der Sprachen des südlichen und des nördlichen Deutschlands. In der Literatur waren die nördlichen Dialekte immer am schwächsten vertreten. Als im Zeitalter der Hohenstaufen das südliche Deutschland die Heimat der höfischen Poesie ward, sah sich das Niederdeutsche aus der Poesie völlig verdrängt, selbst dann noch, als sich diese gegen 1300 nach den Höfen des nordöstlichen Deutschlands wandte. Sobald aber die einzelnen Theile des Reichs anfangen sich selbstständiger zu gestalten, gewannen auch die Provincialdialekte in der Literatur wieder Geltung in solchem Maße, daß man Mundarten sogar nach einzelnen Städten benannte. In Süddeutschland standen die Augsburger, Nürnberger und Straßburger Mundart vorzugsweise in Ansehen, weil sich die Literatur hauptsächlich an diese Städte knüpfte. Darin lag aber auch wieder etwas Gemeinsames, was sich als eine Norm herausbildete und der neuhochdeutschen Sprachbildung zur Grundlage diente, als sie durch Luther Gesetze und Regeln erhielt.

Unter den norddeutschen Landschaften hatten die Niederlande seit 1300 die größte literarische Cultur. Bis dahin war die flämändische Sprache kaum hervorgetreten: allein in den nächst-

folgenden Jahrhunderten wurde diese Mundart mit Dicht- und Prosawerken außerordentlich bereichert und erhielt eine solche Ausbildung, daß sie dem Andrängen des Französischen einen erfolgreichen Widerstand entgegengesetzt hat. Die holländische Mundart war noch untergeordnet und erlangte erst durch den Unabhängigkeitskrieg der nördlichen Niederlande ihren nachmaligen Vorrang. Das Friesische hörte um diese Zeit auf als Schriftsprache zu gelten. Das Niederdeutsche dagegen, die Mundarten der Weser- und Elbgegenden bis zu den Küsten der Ostsee, hat gegen das Ende des Mittelalters bis tief ins Reformationszeitalter eine reiche Literatur aufzuweisen. Noch war es die lebendige, geachtete Sprache, die der Fürst wie der geringste seiner Unterthanen redete, noch der Fortbildung so gut fähig, wie irgend ein anderer deutscher Dialekt, und erst die Verbreitung der Reformation nach dem Norden Deutschlands verdrängte es allmählich aus Kirche und Schule, so daß die neuhochdeutsche Mundart sich als protestantische Büchersprache festsetzte. Die letzte niederdeutsche Bibel wurde 1621, das letzte niederdeutsche Gesangbuch 1630 in Hamburg gedruckt.

Eine kurze Probe aus dem Reineke Vos wird zeigen, daß das Niederdeutsche damals eine Vergleichung mit den süddeutschen Dialekten nicht zu scheuen hatte. Es ist die Erzählung, wie Reineke, nachdem er Buße gethan und einen gebesserten Lebenswandel zu führen versprochen hat, mit seinem Beichtvater Grimbart, dem Dachs, nach Hofe zieht.

Do Reinke synebote hadde vullenbracht,
so hier vor is gedacht,
do gink he hen to hove wert,
he un syn bichtvater Grimbart.
Se quemen up en slichten sant,
dar lach en kloster tor rechten hant,
dat horde gestliken nommen to,
de Gode deneden spade un vro.
Se hadden vele hanen un mannich hon,
vele göse un of mannigen kappon,
de vaken buten der muren weren,
de plach jo Reinke to visiteren,
darumme sprak he do also:

Recht na dissem kloster to
licht unse rechte strate hen —
he mende de houre, dat was syn sin,
wente se gingen dar buten dem schure
umme ere weide by der mure.
Synen bichtvader leide he mit sik dar,
To hant wart Reinke der houre war.
syne ogen begunnen em umme to gan.
Buten den allen ging en han,
de vet was, grot un junf;
na deme gav Reinke enen sprunk,
so dat em de vedderen stoven.
Grimbart swor by syneme loven:

Unselige om, wat wil gy don?
 sprak he, wil gy wedder um en hon
 in al de grode sunde gan,
 dar gy de bichte van hebben gedan?
 dat mach wol syn seltsene rinne!
 Reineke sprak in rechter truwe:
 Dat dede ik in danken, leve neve!
 biddet god, dat he my dat vorgeve;
 ik wilt nicht mer don un gerne laten.
 Do kerden se wedder tor rechten straten,
 den wech over ene smale brugge.
 Wo vaken sach Reineke over rugge
 wedder hen, dar de honre gingen!
 darvon konde he sik nicht bedwingen:
 hadde man em syn hovet af geslagen
 efte togen,
 it hadde na den honren wert gevlogen.
 Grimbart sach wol dit gelat,
 he sprak: o Reineke, unreine vrat,

wo late gy juwe ogen ummegan!
 Reineke sprak: om, dat is misgedan,
 dat gy mit juwen vorlopenden worden
 my sus ut myneme bede vorstorden!
 latet my doch lesen en pater noster
 der honre selen van deme kloster
 un of den gösen en al to guaden,
 der ik gans vele hebbe vorraden,
 de ik dessen hilgen minnen
 mit myner list hebbe afgewunnen.
 Grimbart swech, men de vos Reinart
 hadde jummer dat hovet to den honren
 wert,
 wented dat se quemen tor rechten straten,
 de se tovoren hadden gelaten.
 To hant wart Reineke sehr bedrovet,
 mer man jennich rechte lovet,
 do he sach den hof, des konninges pallas,
 dar he int hogeste vorflaget was.

Um des besseren Verständnisses sowie der anziehenden Vergleichung willen lassen wir dieselbe Erzählung in der Bearbeitung Goethe's folgen.

Und so war die Beichte vollendet. Da gingen sie weiter
 Nach des Königes Hof. Der fromme Grimbart und jener
 Rameu durch schwärzliche fette Gebreite; sie sahen ein Kloster
 Rechter Hand des Weges, es dienten geistliche Frauen
 Spät und früh dem Herren daselbst und nährten im Hofe
 Viele Hühner und Hähne mit manchem schönen Capanne,
 Welche nach Futter zuweilen sich außer der Mauer zerstreuten.
 Reineke pflegte sie oft zu besuchen. Da sagt' er zu Grimbart:
 Unser kürzester Weg geht an der Mauer vorüber;
 Aber er meinte die Hühner, wie sie im Freien spazierten.
 Seinen Beichtiger führt' er dahin, sie nahten den Hühnern;
 Da verdrehte der Schalk die gierigen Augen im Kopfe.
 Ja vor allen gefiel ihm ein Hahn, der jung und gemästet
 Hinter den andern spazierte, den faßt' er treulich ins Auge,
 Hastig sprang er hinter ihm drein; es stoben die Federn.

Aber Grimbart entrüstet verwies ihm den schändlichen Rückfall.
 Handelt ihr so, unseliger Dheim? und wollt ihr schon wieder
 Um ein Huhn in Sünde gerathen, nachdem ihr gebeichtet?
 Schöne Neue heiß' ich mir das! Und Reineke sagte:
 Hab' ich es doch in Gedanken gethan! O theuerster Dheim,
 Bittet zu Gott, er möge die Sünde mir gnädig vergeben.

Nimmer thu' ich es wieder und lass' es gerne. Sie kamen
Um das Kloster herum in ihre Straße, sie mußten
Ueber ein schmales Brückchen hinüber, und Reineke blickte
Wieder nach den Hühnern zurück; er zwang sich vergebens.
Hätte jemand das Haupt ihm abgeschlagen, es wäre
Nach den Hühnern geflogen; so heftig war die Begierde.

Grimbart sah es und rief: wo laßt ihr, Nefte, die Augen
Wieder spazieren? Fürwahr ihr seid ein häßlicher Vielfraß!
Reineke sagte darauf: das macht ihr übel, Herr Theim!
Uebereilet euch nicht und stört nicht meine Gebete;
Laßt ein Paternoster mich sprechen. Die Seelen der Hühner
Und der Gänse bedürfen es wohl, so viel ich den Nonnen,
Diesen heiligen Frauen, durch meine Klugheit entrisse.
Grimbart schwieg, und Reineke Fuchs verwandte das Haupt nicht
Von den Hühnern, so lang' er sie sah. Doch endlich gelangten
Sie zur rechten Straße zurück und nahten dem Hofe.
Und als Reineke nun die Burg des Königs erblickte,
Ward er innig betrübt; denn heftig war er beschuldigt.

Die auf die Erzählung sich stützende Lehrdichtung, welche wir
bisher vorzugsweise betrachteten, drang ohne Zweifel am tiefsten
ins Volk ein. Daneben gab es auch eine Reihe von Spruch-
gedichten und moralischen Lehrdichtungen, welche als
Reimpredigten die sich mehr und mehr entwickelnde Prosa reli-
giöser Beredsamkeit begleiten und theilweise eine ausgedehnte Wirk-
samkeit gehabt haben, so daß sie, wenn auch der poetische Werth
nicht hoch anzuschlagen ist, dennoch der Reformation ebenfalls vor-
gearbeitet haben.

Es wirkte auch auf die Poesie zurück, daß im Gegensatz zu
der Scholastik oder Schulphilosophie, welche Geist und Herz ge-
fangen hielt, indem sie die Theologie in ein todttes Formelwesen
der Schule verwandelte, der Verein der Mystiker entstand, welche
die Religion als Sache des innwendigen Menschen auffaßten und
ihre Quelle in der Gefühlswelt und in dem evangelischen Bibel-
worte fanden. Somit standen die Mystiker lange vor der Refor-
mation an der Spitze der Bewegung gegen den todtten, gemüth-
losen Ceremoniendienst, gegen die lateinische Predigt, gegen das
Verderbniß des kirchlichen Lebens. In den Erbauungsschriften

eines Johann Tauler († 1361) und Heinrich Suso († 1365) strömt ein Feuer der Begeisterung, das die Sprache gewaltig mit sich fortreißt und der Lehrpoesie ihrer Zeit weit voraneilt. Da wir diese vornehmlich zu beachten haben, so mag die Bemerkung genügen, daß aus der Reihe der Mystiker diejenigen hervorgingen, welche der Scholastik gegenüber auch die sittliche und geistige Bildung durch die Lectüre der Literatur des Alterthums zu fördern suchten und dadurch einen Umschwung der gelehrten Studien hervorriefen, der in dem Zeitalter kurz vor Luther's Auftreten die edelsten Geister der Nation in die Bahn des Fortschritts führte.

In dem Kreise eines Erasmus von Rotterdam treffen wir den gefeiertsten Lehrdichter jener Zeit, der zwar in der Form seines Gedichts auf die ältern Vorgänger zurückweist, dem Geiste nach aber in die Bestrebungen der neuen Zeit eingreift, wenn er gleich Luther's Reformbestrebungen, deren Anfänge er noch erlebte, nicht billigte, Sebastian Brant. Er lebte vom Jahre 1457 bis 1521, war zu Straßburg Lehrer an der Hochschule, auch kaiserlicher Rath und endlich Kanzler daselbst. Unter seinen vielen Schriften ist am berühmtesten das satirische Lehrgedicht unter dem Titel: das Narrenschiff, oder das Schiff aus Narragonien, welches zuerst 1494 erschien. Ein Narr ist ihm nämlich derjenige, der seine Menschenwürde herabsetzt, und so eifert er überhaupt gegen den Zeitgeist, wo er sich im Unglauben, in Verachtung der Religion und einer Unsitte gefällt, die aller göttlichen und menschlichen Gesetze spottet. Daß Brant über seine Zeit erhaben ist, rührt von seiner gelehrten Bildung her; daß er aber, obwohl er selbst zu den höhern Ständen gehört, den Volkston anstimmt, dankt er seiner echtdeutschen Natur, die ihn vor Eigendünkel und Stolz der vornehmen Welt wie vor Verschrobenheit der Schule bewahrte. Mit edlem Eifer führt Brant überall zur Menschenwürde zurück und nennt die Laster Thorheiten, die den Menschen herabwürdigten; gleich den alten Griechen fordert er Selbsterkenntniß und führt uns die Beispiele großer Männer aus dem Alterthume vor, die alle gesunde Seelen in gesunden Körpern hatten, den ruhigen Gleichmuth des Sokrates, die glückliche Armuth des Fabricius,

die echte Weisheit des Plato, die Treue der Penelope, die Keuschheit der Lucretia. So ist sein ganzes Lehrgedicht voll Beziehungen auf das Alterthum und verräth einen Geist, der mit dem gesunden Marke desselben genährt ist. Darum zieht er sowohl gegen den Mißbrauch der Gelehrsamkeit, als gegen die Unwissenheit des Clerus los, und man kann bei ihm recht sehen, welchen großen Antheil die Bekanntschaft mit Griechen und Römern an der Wiederherstellung der Wissenschaften gehabt habe. Als Beispiel setzen wir die Beschreibung des ersten Narren her; wir können aus dem einen Stücke die allerdings trockene Art und Weise seiner Behandlung kennen lernen. Diesmal behalten wir die alterthümliche Orthographie bei, die wir sonst des bessern Verständnisses wegen mit der modernen Form meistens vertauschen.

Der erst Narr.

Den vordank hat man mir gelan,
Dann ich on nuß vil bücher han,
Die ich nit lyß und nyt verstan.

Von vnnutzen buchern.

Das ich syß vornan in dem schyff,
Das hat wahrlich einen sundern gryff.
On vrsach ist das nyt gethan,
Uff myn libry ich mich verlan.
Von büchern hab ich grossen hort,
Verstand doch drynn gar wenig wort,
Vnd halt sie dennacht in den eren,
Das ich inn will der fliegen weren.
Wo man von künsten reden dut,
Sprich ich, do heym hab ichs fast gut.
Do mit loß ich benügen mich,
Das ich vil bücher vor mir syß.
Der künig Ptolomeus bstelt,
Das er all bücher het der welt,
Und hyelt das für eyn grossen schatz,
Doch hat er nit das recht gesatz
Noch kund dar uß berichten sich.
Ich hab vil bücher auch des glich
Vnd lys doch ganz wenig dar inn,
Worumb wolt ich brechen myn synn,

Vnd mit der ler mich bkümbren fast?
 Wer vil studiert, würt ein fantast.
 Ich mag doch sunst wol sin eyn her,
 Vnd lonen eym der für mich ler,
 Ob ich schon hab eyn groben hym;
 Doch so ich by gelerten bin,
 So kann ich Ita sprechen jo,
 Des tütschen orden bin ich fro,
 Dann ich gar wenig kan latin,
 Ich weyß das vinum heysset win,
 Gucklus ein gouch, stultus eyn dor,
 Vnd daß ich heyß: domne doctor.
 Die oren sint verborgen mir,
 Man sah sunst bald eins müllers thier.

Brant's Lehrgedicht fand bald allgemeinen Beifall; es wurde in zahlreichen Auflagen und Nachdrücken überall verbreitet; ja ein Franziskaner Johann Geiler von Kaisersberg (geb. zu Schaffhausen 1445, † zu Straßburg 1510) hielt über dasselbe zu Straßburg hundert und zehn Predigten, die ihrer Naivetät, ihrer kräftigen und kühnen Sprache wegen wahre Muster deutscher Prosa und fruchtbringender Volksreden sind. Brant's Vorbilde folgte Thomas Murner (geb. zu Straßburg 1475), der in ähnlichen Sittengedichten, der Narrenbeschwörung und der Schelmenzunft, beide 1512 erschienen, die Gebrechen seiner Zeit noch rückwärtsloser geißelte.

Hiermit stehen wir an der Grenze der Poesie des Mittelalters. Zu einer Darstellung der mittelalterlichen Versuche in dramatischer Poesie wird sich später eine passendere Gelegenheit darbieten, wo der Zusammenhang mit verwandten Erscheinungen der neueren Literatur klarer hervortritt.

Z e i t t a f e l.

- 348—381 Ulfila, Bischof der Westgothen an der untern Donau:
gothische Bibelübersetzung.
- ca. 700 Beowulf, anglisches Epos.
- ca. 800 Aufzeichnung des Hildebrandliedes (alliterirend).
- ca. 840 Heliand, altsächsisches Evangelienbuch.
- 868 Otfried's Evangelienbuch (in Strophen und mit
Endreimen).
- 881 Ludwigslied (auf den Sieg Ludwigs III., Königs
der Westfranken).
- ca. 1000 Notker's (zu St. Gallen) Uebersetzung der Psalmen.
- ca. 1150 Hannolied. Kaiserchronik.
- ca. 1175 Rolandslied vom Pfaffen Konrad. Reinhart
Fuchs von Heinrich dem Glöckner.
- 1190 Heinrich von Veldeke beendet die Aeneide. Höfi-
sche Lyrik (Minnegefang) und Ritterdichtung.
- ca. 1200 Hartmann von Aue. Walther von der Vogel-
weide. Gottfried von Straßburg. Wolfram
von Eschenbach. Bearbeitung des Nibelungen-
lieds und der Gudrun.
- ca. 1230 Der Stricker. Nithart (Reidhart) von Neuenthal.
- ca. 1250 Ulrich von Liechtenstein. Konrad von Würz-
burg.
- ca. 1300 Heinrich Frauenlob.
- ca. 1350 Die Mystiker Johann Tauler, Heinrich Suso
u. And.
- ca. 1450 Prosaromane. Volksbücher und Schwänke.
- 1494 Sebastian Brant's Narrenschiff.
- 1498 Reineke Vos in niederdeutscher Bearbeitung.
- 1512 Thomas Murner's Narrenbeschwörung und
Schelmenzunft.
- 1517 Maximilians Teuerdank.

Zweite Abtheilung.

Die neuere deutsche Poesie bis zum Beginn des achtzehnten Jahrhunderts.

Erster Abschnitt.

Von Luther bis auf Opitz.
ca. 1517 — ca. 1624.

I. Martin Luther und die Reformation. Geistliche Dichtung.

Die Zeit war gekommen, wo auch über Deutschland nach langer Vorbereitung das Licht eines regeren geistigen Lebens sich verbreitete. Luther war es vor Allen vorbehalten, die neue Geistesbildung, die bis dahin nur noch in der Hülle lateinischer Gelehrtensprache schüchtern sich hervorwagte, kühn unter sein Volk zu tragen. Die Schranken sollten fallen, die den Gelehrten vom Volke getrennt hielten, und die Muttersprache ward die Vermittlerin zwischen der wissenschaftlichen Erkenntniß und der Bildung des Volkes. Manche zwar haben ihm vorgearbeitet, aber den gewaltigen nachhaltigen Stoß zum Besserwerden hat er der deutschen Nation gegeben. Manche waren gelehrter als er, aber Keiner hat sein gelehrtes Wissen dem Volke treuer und offener wiederzugeben gewußt, als er. Kräftiger und lieblicher hat Mancher in die deutsche Harfe gegriffen, aber er selbst mit seinem ganzen Leben war ein mächtiger Harfenklang, der in allen deutschen Herzen seinen Widerhall gefunden. Was ihn überdies zum Manne des Volkes machte, ist, daß er selbst in Wort und That durch und durch ein Deutscher war, so wahrhaftig entschlossen

zur That, lebensmuthig, fromm und bieder, wie Tacitus unsere Vorfahren schildert. Und alle Stände im schönsten Verein spiegelten sich ab an seinem Bilde, so daß er ein Fürst schien, wenn er im Rathe saß oder zu dem armen Volke sprach: „kommt her, die ihr mühsam und beladen seid, ich will euch euer Joch abnehmen!“ ein Ritter, wenn er gegen Rom zu Felde zog: — ein Bürger, wenn er mit seiner Catharina von Bora eignen Herd sich baute und seine Kleinen zu Kindern Gottes erzog; ein schlichter Landmann in seiner Lebensweise, im Schweisse seines Angesichts arbeitend, zufrieden mit einem kargen Mahle, Fürsten und Obrigkeit, die Gott vor Augen haben, gern unterthan.

In solchem Sinne schildert er selbst sein Volk: „Uns Deutsche hat keine Tugend so hoch gerühmt und, wie ich glaube, bisher so hoch erhoben und erhalten, als daß man uns für treue, wahrhaftige, beständige Leute gehalten hat, die da haben Ja Ja, kein Nein lassen sein, wie deß viel Historien und Bücher Zeugen sind. Wir Deutsche haben noch ein Fünklein (Gott wolle es erhalten und aufblasen) von derselben alten Tugend, nämlich, daß wir uns dennoch ein wenig schämen und nicht gerne Lügner heißen, nicht dazu lachen, wie die Walen und Griechen, oder einen Scherz daraus treiben. Und obwohl die wälsche und griechische Unart einreißt, so ist dennoch gleichwohl noch das Uebrige bei uns, daß kein ernster, gräulicher Scheltwort jemand reden oder hören kann, denn so er einen Lügner schilt oder gescholten wird. Und mich dünkt, daß kein schädlicher Laster auf Erden sei, denn Lügen und Untreue beweisen, welches alle Gemeinschaft der Menschen zertrennet. Denn Lügen und Untreue zertrennet erstlich die Herzen; wenn die Herzen zertrennet sind, so gehen die Hände auch von einander; wenn die Hände von einander sind, was kann man da thun oder schaffen?“

Diese Treue und dieser Glaube hat denn bewirkt, daß das deutsche Volk nachmals in schweren Zeiten, wo Spanier und Wälsche, Ungarn und Kroaten unsern Boden betraten und zertraten, sich seine Tüchtigkeit erhalten hat bis auf unsere Tage. Wodurch aber Luther so mächtig auf das Volk einwirkte, war, daß er, alle Schulgelehrsamkeit beseitigend, Sprache und Ton des Volkes an-

stimmte. Sein vorzüglichstes Werk, wodurch er den Grund zu einer körnigen Prosa legte, war seine Bibelübersetzung. Unter seiner Feder ist die Bibel — mit Stolz können wir es sagen — deutsch und darum nicht schlechter geworden; denn er that dem Sinne nicht etwa Gewalt an, legte nicht hinein, was darin nicht enthalten war, sondern sein natürlicher Sinn gab ihm jedesmal das rechte Wort und hellte ihm jede dunkle Stelle auf, ohne daß er dabei zu ängstlich verfuhr, weil er dafür hielt, daß nicht der Buchstab, sondern der Geist lebendig mache. Und welchen Geist goß er über das ganze Buch! Selbst wo morgenländische Schwüle beengt, weht sein freier deutscher Odem, und so haben wir eine Bibel, wie keine andere Nation, im nationalen Geiste aufgefaßt und wiedergegeben. Darum ist auch die Bibel solch ein kräftiges Bildungsmittel für das deutsche Volk geworden.

Die deutsche Sprache insbesondere erhielt durch die deutsche Bibel ein neues Leben, Kraft und Fülle sowie eine feste Norm, so daß auf dieser die Bildung des Neuhochdeutschen beruht. Man darf daher mit Jacob Grimm sagen: „Luther's Sprache muß ihrer edlen, fast wunderbaren Reinheit, auch ihres gewaltigen Einflusses halber für Kern und Grundlage der neuhochdeutschen Sprachniederlegung gehalten werden, wovon bis auf den heutigen Tag nur sehr unbedeutend, meistens zum Schaden der Kraft und des Ausdrucks, abgewichen worden ist.“ Welch ein ernstes Geschäft ihm das Uebersetzen geworden war, darüber belehren uns manche Aeußerungen in seinen und seiner Freunde Schriften. „Wie man deutsch reden soll,“ sagt er, „darum muß man nicht die Buchstaben in der lateinischen Sprache fragen, sondern die Mutter im Hause, die Kinder auf den Gassen.“ Darum mischte er sich häufig unter das Volk, um auf dessen Herzensausdrücke und Kernworte zu horchen. Er begab sich oft in die Werkstätten der Handwerker, um von ihnen Deutsch zu lernen und seinen Sprachschatz mit neuen Wörtern zu bereichern; er sah den Spielen der Kinder auf der Gasse zu, um ihnen die naiven Herzenslaute der Volkssprache abzulauschen. Manches Schaf ließ er in seiner Gegenwart abschlachten, um in der Bibelübersetzung bei der Beschreibung der

Opfer die Theile des Thieres richtig benennen zu können. Die im 21. Capitel der Offenbarung Johannes angeführten Edelsteine ließ er sich durch den Hofsprenger Spalatin vom Hofe der sächsischen Fürsten verschaffen, um für ihre Farben nach eigener Anschauung die treffendsten Ausdrücke zu finden. „Ich habe mich,“ sagt er in der Abhandlung vom Dolmetschen, „dessen geflissen im Dolmetschen, daß ich rein und klar deutsch geben möcht. Und ist uns wohl begegnet, daß wir vierzehn Tage, drei, vier Wochen haben ein einziges Wort gesucht, haben's dennoch zuweilen nicht funden. Im Hiob arbeiteten wir also, daß wir in vierzehn Tagen zuweilen kaum drei Zeilen konnten fertigen. Nun es verdeutscht ist, kann's ein jeder lesen, läuft einer jetzt mit den Augen durch drei oder vier Blätter und stößt nicht einmal an, wird aber nicht gewahr, welche Klöße da gelegen sind, da er jetzt über hingeht, wie über ein gehobelt Brett, da wir haben müssen schwitzen und uns ängsten, ehe wir solche Klöße aus dem Wege räumten. Es ist gut pflügen, wenn der Acker gereinigt ist; aber den Wald und die Stöcke ausrotten, da will niemand an.“

In diesem Bewußtsein konnte er denn auch die Kleinmeisterei seiner Reider mit gerechtem Unwillen abfertigen: „Wer am Wege baut, hat viel Meister. Also geht mir's auch. Diejenigen, die noch nie haben reden können, geschweige denn dolmetschen, die sind allzumal meine Meister, und ich muß ihrer aller Jünger sein.“ Allein der Hinblick auf die segensvollen Wirkungen, die seine Bibelübersetzung allenthalben hervorbrachte, war ihm ein Trost und erfüllte ihn mit Dankgefühl gegen Gott. So schön sagt er in dem Sendschreiben: „Das kann ich mit gutem Gewissen zeugen, daß ich meine höchste Treue und Fleiß darin erzeigt und keine falschen Gedanken gehabt habe; denn ich hab keinen Heller dafür genommen noch gesucht noch damit gewonnen; meine Ehre hab ich darinnen nicht gemeint, das weiß Gott der Herr, sondern hab es zu Dienst gethan den lieben Christen und zu Ehre Einem, der droben sitzt, der mir alle Stunden so viel Gutes thut, daß, wenn ich tausendmal und fleißig dolmetschte, dennoch nicht eine Stunde verdient hätte zu leben und ein gesund Auge zu haben.“

Es ist Alles seiner Gnaden und Barmherzigkeit, was ich bin und hab; drum soll's auch Alles ihm zu Ehren dienen, mit Freuden und von Herzen. Lästern mich die Sünder — wohlan, so loben mich die frommen Christen und bin allzu reichlich belohnt, wo mich nur ein einziger Christ für einen treuen Arbeiter erkennt." Dieser hochherzige Charakter, der, frei von aller Selbstsucht und Eitelkeit, nichts weiter sein wollte, als ein treuer Arbeiter im Dienste Gottes, giebt allen seinen Schriften jene die Herzen ergreifende höhere Weihe, welche auch die mitunter aufloodernde Heftigkeit und Leidenschaft, welche nur der Ausfluß der sittlichen Kraft ist, minder verlegend macht; auch will der Ton seiner Streitschriften nach der Zeit beurtheilt sein, welche an derben Ausdruck gewöhnt war. Daß er eben so eindringlich die Sprache des liebevollen Gemüths reden konnte, beweisen neben seiner Uebersetzung der Johanneischen Schriften seine Briefe und seine zahlreichen Schriften für das Volk. Derselbe Mann, der mit den Donnerworten des heiligen Jorns die Feinde schreckte, schrieb den herrlichen Brief an sein „Söhnchen das Häsichen“ von dem lustigen Garten Gottes. Ueberall ist er mit seinem ganzen Gemüth, vornehmlich in seinen Predigten, die nicht etwa mühsam einstudirte, sondern aus hellem Kopfe und warmem Herzen meist in augenblicklicher Eingebung entstandene Reden waren, davon kein Wort auf steinigem Boden fiel, weil jedes dem Einfältigsten in der Gemeinde verständlich war.

Auf diese volkstümliche Weise hat Luther auch auf die deutsche Poesie eingewirkt. Das alte Nationalepos kannte er freilich nicht, auch vom Minneliede und Ritterepos war nichts in seine Zelle gekommen; eben so blieb er vom griechischen Genius unberührt, und die lateinischen Dichter schätzte er nur insofern, als sie Lehren der Weisheit und Tugend enthielten. Dafür machte ihn seine eigene poetische Natur für alles Menschliche und Göttliche empfänglich; er liebte die Musik, diese anmuthige Schwester der Poesie, liebte heitern Scherz und geselliges Vergnügen, sah nicht finster drein, wenn junge Leute sich mit Tanz und Spiel ergöhten, war selber mitten im gewaltigsten Ernste seines hochbewegten Lebens

meist aufgeräumt und fröhlich, und ein lustig Volkslied, wenn es nicht die Grenzen des sittlichen Anstandes überschritt, hörte er immer gern. Da aber alle seine Gedanken von je auf das Religiöse und Sittliche gerichtet waren, gestaltete sich all sein Dichten kirchlich=didaktisch, und die Form, in der sich sein feuriges Gefühl ergoß, war das Kirchenlied. Die höchste Erhebung der Seele zur Andacht versprach er sich nicht von dem Worte, sondern mehr noch von dem Gesange. Die Musik hielt er in hohen Ehren; er nennt sie wiederholt ein Labfal der Herzen, eine schöne Gabe Gottes; er giebt ihr nach der Theologie die erste Stelle, indem auch sie das Herz für das Göttliche empfänglich mache. Das eben nennt er den wahren Gottesdienst, wo das Herz fröhlich aufzuche. „Gott hat unser Herz und Muth“ — so heißt es in der Vorrede zu seinen geistlichen Liedern — „fröhlich gemacht durch seinen lieben Sohn, welcher sich für uns gegeben hat zur Erlösung. Wer solches im Ernst gläubet, der kann's nicht lassen, er muß fröhlich und mit Lust davon singen und sagen, daß es Andere auch hören und herzukommen. Wer aber nicht davon singen und sagen will, das ist ein Zeichen, daß er's nicht gläubet und nicht ins neue fröhliche Testament, sondern unter das alte, faule, unlustige Testament gehöret.“

Die ältesten Melodiceen der Lieder sind theils von weltlichen Volksliedern, theils von lateinischen Kirchenhymnen entlehnt, und was an neuen Melodiceen entstand, geht eben so kunstlos in den Weisen der Volkslieder aus dem religiös-begeisterten Gemüthe hervor.

In der älteren deutschen Kirchenpoesie fand Luther nur wenig Vorbilder für den geistlichen Gesang. Zwar gab es nicht nur religiöse Lieder, deren auch die höfischen Säger manche gedichtet haben, sondern selbst geistliche Volkslieder, welche bei Wallfahrten und kirchlichen Feierlichkeiten gesungen wurden. Allein der Gesang der Gemeinde fand nur ausnahmsweise an hohen Festtagen statt und beschränkte sich auch dann auf wenige Strophen. Manche derselben sind später zu geistlichen Liedern erweitert worden. Die Hymnen, welche die Geistlichen vor den Gemeinden sangen, waren lateinisch. Im Jahre 1492 treffen wir auf einen Beschluß der

Schweriner Synode, daß beim Gottesdienste auch ein deutsches Lied angestimmt werden dürfe. Die Geistlichen der alten Kirche waren jedoch im Mechanismus des hergebrachten Cultus zu sehr befangen, um erhebliche Schritte zur religiösen Erhebung des Volkes zu thun. Das eigentliche Kirchenlied kam erst mit der Reformation auf, und Luther hat auch hier das Verdienst, die Bahn gebrochen zu haben. Unter seinen Liedern sind manche ältere, die er benutzt und umgearbeitet hat, andere sind verdeutschte lateinische Hymnen: die köstlichsten sind aber aus der Fülle eines Herzens geflossen, bald im kindlichen Volkston, wie das Weihnachtslied „Vom Himmel hoch da komm' ich her“, bald mit dem Schwunge der Psalmen, denen oft der Grundgedanke entlehnt ist. Zu diesen gehört das seiner Erhabenheit wegen berühmte Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott“, das von dem 46. Psalm angeregt worden ist, und ein protestantisches Volkslied wurde. Wir geben es mit unveränderter Schreibung.

Ein feste burg ist vnser Gott,
Ein gute wehr vnd waffen;
Er hilff vns frey auß aller not,
Die vns ist hat betroffen.
Der alt böse feind,
Mit ernst ers ist meint.
Gros macht vnd viel list
Sein grausam rüstung ist,
Auff erd ist nicht seins gleichen.

Vnd wenn die Welt voll Teuffel wer,
Vnd wolt vns gar verschlingen,
So fürchten wir vns nicht so sehr,
Es soll vns doch gelingen.
Der Fürst dieser welt,
Wie saur er sich stelt,
Thut er vns doch nicht;
Das macht, er ist gericht:
Ein wörtlin kan yn fellen.

Mit vnser macht ist nichts gethan,
Wir sind gar bald verloren:
Es streit für vns der rechte man,
Den Gott hat selbst erforen.
Fragstu, wer der ist?
Er heist Ihesus Christ,
Der Herr Zebaoth;
Vnd ist kein ander Gott
Das seht mus er behalten.

Das wort sie sollen lassen stan,
Vnd kein danck dazu haben.
Er ist bey vns wohl auff dem plan
Mit seinem Geist vnd gaben:
Nemen sie den leib,
Gut, ehr, kind vnd weib;
Laß fahren dahin,
Sie habens kein gewin:
Das Reich mus vns doch bleiben.

An solchen glaubens- und todesmuthigen Worten stählte sich die Kraft der Protestanten unter Schreckniß und Drangsal. Als Fürst Wolfgang von Anhalt, wegen seiner Theilnahme am schmal-

falschlichen Bündnisse von Kaiser Karl V. geächtet, Land und Leute verließ, sang er, scheidend von den Seinen, als er über den Markt von Bernburg ritt, Luther's „Ein feste Burg“, und mit diesem Liede haben Tausende den Muth gestärkt beim Anblick feindlicher Kriegsschaaren.

Luther's Lieder waren das Vorbild für alle Liederdichter seines Jahrhunderts. Die meisten sprechen, wie er, die evangelische Freude, das allgemeine Bekenntniß begeistert aus; eine planmäßige lehrhafte Behandlung der Besonderheiten der Glaubens- und Sittenlehre ist noch nicht so allgemein, wie in den folgenden Jahrhunderten. Manche einzelne Lieder haben auch darin das Geschick der Volkslieder, daß sie sich ohne den Namen ihrer Verfasser verbreiteten. Viele waren als fliegende Blätter gedruckt; die Prediger theilten sie ihrer Gemeinde mit, und mancher fertigte neben seiner Predigt zugleich ein dazu passendes geistliches Lied. Gesangbücher kamen erst nach der Mitte des Jahrhunderts in Gebrauch; die Greifswalder Sammlung von 1597 zählt schon 600 Lieder.

Als Kirchenliederdichter dieses Zeitraums mögen genannt werden: Paul Speratus (oder Spreuten), der, um seines Glaubens willen in Oestreich und Mähren verfolgt, zuletzt in Preußen eine Zuflucht fand, Justus Jonas, Luther's Freund und Mitarbeiter am Reformationswerke, Lazarus Spengler, Rathsschreiber in Nürnberg, Nicolaus Decius, zuletzt Prediger in Stettin, der Dichter des herrlichen „Allein Gott in der Höh' sei Ehr“, Erasmus Alberus, zuletzt Superintendent zu Neubrandenburg, ein auch als Fabeldichter und Polemiker hervorragender Mann, Johannes Matthaeus, Prediger zu Joachimsthal. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, als man schon anfang mehr massenweise und selbst fabrikmäßig zu produciren, erwarben sich Ludwig Helmbold („der deutsche Asaph“ genannt), Bartholomäus Ringwaldt und Philipp Nicolai (Verfasser des „Wie schön leuchtet der Morgenstern“ und „Wachet auf, ruft uns die Stimme“) den größten Ruhm. Sie bereiten schon die mehr kunstmäßige und gezielte Kirchenliederdichtung des

folgenden Jahrhunderts vor. Wir theilen daher noch ein Lied von Matthaeius mit, um ein Beispiel des volksmäßigen Tons der damaligen geistlichen Lieder zu geben, zum leichteren Verständniß mit veränderter Orthographie, in der, wie die oben angeführten Proben hinlänglich darthun, die größte Verwirrung herrschte, übrigens genau nach dem ursprünglichen Texte.

Aus meines Herzens Grunde
Sag ich dir Lob und Dank
In dieser Morgenstunde
Darzu mein Lebenlang,
O Gott in deinem Thron,
Dir zu Preis, Lob und Ehren
Durch Christum unsern Herren,
Deim eingebornen Sohn.

Und daß du mich aus Gnaden
In dieser vergangen Nacht
Vor G'fahr und allem Schaden
Behütet und bewacht:
Ich bitt' demüthiglich,
Wollst mir mein Sünd vergeben,
Womit in diesem Leben
Ich hab erzürnet dich.

Du wollst auch gnädiglichen
Mich b'hüten diesen Tag
Vor des Teufels List und Wüthen,
Vor Sünden und vor Schmach,
Vor Feu'r- und Wassersnoth,
Vor Armuth und vor Schanden,
Vor Ketten und vor Banden,
Vor bösem schnellen Tod.

Mein Seel, mein Leib, mein Leben,
Mein Weib, Gut, Ehr' und Rind
In deine Händ' thu' geben,
Darzu mein Hausgesind,
Ist dein Geschenk und Gab,
Mein Eltern und Verwandten,
Mein Brüder und Bekannten
Und alles, was ich hab.

Dein Engel laß auch bleiben
Und weichen nicht von mir,
Den Satan zu vertreiben,
Auf daß der böse Feind hier
In diesem Jammerthal
Sein Tück an mir nicht übe,
Leib und Seel nicht betrübe
Und bring mich nicht zu Fall.

Gott will ich lassen rathen,
Denn er all Ding vermag:
Er g'segne meine Thaten,
Mein Vornehmen und Sach!
Dann ich ihm heimgestellt
Mein Leib, Mein Seel, mein Leben
Und was er mir sonst geben:
Er mach's, wie's ihm gefällt!

Darauf so sprach ich Amen
Und zweifel' nicht daran,
Gott wird es alls zusammen
Ihm wohlgefallen lan,
Und streck nun aus mein Hand,
Greif an das Werk mit Freuden,
Dazu mich Gott hat b'scheiden
In mein Beruf und Stand.

II. Einfluß der antiken Poesie. Ulrich von Hutten.

Die sogenannte classische Literatur (und zwar zunächst die römische, denn von der griechischen war noch wenig in Deutschland bekannt geworden) wäre wohl geeignet gewesen, den Dichtern, denen es so sehr an reinen Formen der Poesie fehlte, zum Vorbilde zu dienen, wie es in Italien bereits geschehen war; allein theils war ihr Einfluß nur noch im Beginnen und die Zahl der Männer, die ihr Kraft und Leben weihten, noch zu gering, um alle Bildungsanstalten zu beherrschen, theils mangelte es an den nöthigen Hülfsmitteln, an denen die Italiener reich waren, theils nahm auch die Reformation selbst alle bessern Köpfe in Anspruch, so daß mancher wackere Gelehrte der Seelsorge, der Predigten, Disputationen und theologischen Vorlesungen halber seinen Cicero und Virgil bei Seite legen mußte. Wer aber auch gründlicher eingedrungen war, bemühte sich nur, die Muster, die das Alterthum uns hinterlassen hat, in lateinischer Sprache nachzuahmen, so daß der deutschen Poesie wenig davon zu Gute kam. Zu Anfange dieses großen Jahrhunderts waren tüchtige Arbeiter auf dem Felde der Philologie thätig, Conrad Celtis (Celtis), Johann Reuchlin, Erasmus von Rotterdam, Philipp Melanchthon, Cobanus Hesse u. v. A., deren Namen selbst in Italien guten Klang hatten; sie eröffneten der Wissenschaft in Deutschland neue Wege, wodurch sie zugleich die rüstigsten Streiter für das Evangelium und die freie Bibelforschung geworden sind. Selbst unter den Fürsten Deutschlands gab es außer dem Kaiser Maximilian mehrere, welche die Beförderer dieser Studien freigebig belohnten und mit wahrer Liebe denselben auch selbst ergeben waren. Die höheren Lehranstalten wurden die Stätten des Humanismus, der auf die Schriftsteller des Alterthums gegründeten Bildung. Melanchthon erhielt mit Recht den Namen eines Lehrers Deutschlands (*praeceptor Germaniae*).

Unter den Männern, welche vom Geiste des Alterthums genährt waren, glänzt als der kühnste und geistreichste Ulrich von Hutten hervor, ein Mann, der unter günstign Umständen ge-

schickt gewesen wäre, ganz Deutschland eine neue Gestalt zu geben. Er wurde am 21. oder 22. April 1488 auf seinem Familienschlosse Stedelberg in Franken, zwei Meilen von Fulda, geboren. Da er von seinem Vater zum geistlichen Stande bestimmt war, wurde er in seinem elften Jahre in die Klosterschule zu Fulda gesandt. Hier legte er den Grund zu einer ausgebreiteten Gelehrsamkeit, besonders in den alten Sprachen, ohne jedoch dabei den ritterlichen Geist, der in ihm wohnte, zu verlieren. Als ihn sein Better Citelwolf von Stein besuchte, erkannte dieser sogleich in dem Knaben das frei aufstrebende Gemüth, welches ihn mehr für ein bewegtes Weltleben, als für klösterliche Einsamkeit zu eignen schien. Zum Abte sprach dieser die bedeutenden Worte: „Wollest du wohl diesen Geist verkümmern lassen?“ Allein der feurige Jüngling, der sich durch kein Zureden bewegen lassen wollte, das Ordensgelübde abzulegen, befreite sich eigenmächtig aus den Klostermauern. Er irrte von nun an von einer Universität zur andern und vereinigte sich zu Erfurt, Köln und Frankfurt a. d. O. mit den freisinnigsten Jünglingen und Professoren, denen er wegen seiner gelehrten Kenntnisse sowie wegen seiner Beredsamkeit und Fertigkeit in lateinischer Verskunst lieb geworden war. Nach dem Willen des Vaters, der ihn anfangs wegen seiner Flucht aus dem Kloster verstoßen hatte, aber endlich versöhnlicher ward, sollte er nun die Rechte studiren. Er ging deshalb 1512 nach Pavia und von da während der Kriegsunruhen nach Bologna. Verarmt bis zur äußersten Nothdurft, nahm er darauf Kriegsdienste in dem deutschen Heere, das Kaiser Maximilian gegen die Venetianer gesandt hatte. Bald darauf, als der Krieg durch einen Waffenstillstand beendet wurde, setzte er nach einem kurzen Aufenthalte in der Heimat seine Wanderungen in Italien fort und kam nach Rom. Hier, wo ihn der Anblick tausendjähriger Denkmale und der Umgang mit feingebildeten Männern entzückte, empörte ihn zugleich, wie früher Luther, der lasterhafte Wandel des Klerus, und er spottete seiner in beißenden Sinngedichten. Den Verfolgungen auszuweichen, kehrte er in sein Vaterland zurück, wo er sich im Kampfe gegen die Feinde der Aufklärung, die besonders

in Köln ihren Sitz hatten, aufs neue bewährte. Von ihm und einigen seiner gelehrten Freunde rührten die „Briefe der Finsterlinge“ (epistolae obscurorum virorum) her, worin er im schlechten Mönchslatein die ganze Denk- und Schreibart, wie auch die lasterhafte Lebensweise in den Klöstern lächerlich machte. Diese Schrift war von gewaltiger Wirkung, eine der Vorarbeiten der Reformation. Zugleich griff er auch die Sitten seiner Standesgenossen, des Adels, an, die anstatt ihrer Bestimmung nachzukommen, dem Volke als wahrhaft edle Männer vorzuleuchten, in Trägheit, Rohheit und Unwissenheit versunken waren und den angeerbten Ruhm durch Wegelagerung, Unterdrückung des Bauernstandes, Trinkgelage und Ausschweifungen aller Art entehrten. Dagegen pries er den so herrlich aufblühenden Bürgerstand, den Fleiß, die Ordnung, die Frömmigkeit und Gerechtigkeit der Reichsstädte, von denen er alles fernere Heil für das Vaterland erwartete. Kaiser Maximilian lernte ihn kennen und schätzen und ehrte ihn wegen seiner lateinischen Gedichte im Jahre 1517 feierlich mit der Dichterkrone.

Hutten kämpfte gegen das Unrecht, wo es ihm begegnete; daher verfolgte er auch den Herzog Ulrich von Württemberg, der seinen Vetter Johann von Hutten ermordet hatte, mit leidenschaftlicher Rede so lange, bis Ulrich, vom Kaiser geächtet, aus seinen Ländern verjagt wurde. Jetzt trat Luther auf; doch erst als dieser völlig mit Rom gebrochen hatte, jauchzte Hutten mit freudigster Anerkennung seinem Beginnen zu, obwohl er damals am Hofe eines geistlichen Fürsten, des Erzbischofs Albert von Mainz, lebte. Freilich entzog ihm dieser bald hernach seinen Schutz, aber er trat nur um so kühner gegen die Feinde Luther's auf und erbot sich nöthigenfalls mit dem Schwerte drein zu schlagen. Um das ganze deutsche Volk, nicht bloß den Adel und die Gelehrten für die gute Sache zu gewinnen, schrieb er von nun an in deutscher Sprache: Klag' und Vermahnung gegen die übermäßige unchristliche Gewalt des Papstes zu Rom und der ungeistlichen Geistlichen (1520). In dem hier folgenden Liede spricht sich seine kühne und unerschrockene Seele aus; die Schreibung ist etwas lesbarer gemacht.

Ein neu Lied Herr Ulrichs von Hutten.

Ich hab's gewagt mit Sinnen
 Und trag des noch kein Reu;
 Mag ich nit dran gewinnen,
 Noch muß man spüren Tren!
 Darmit ich mein',
 Mit eim allein,
 Wenn man es wollt erkennen,
 Dem Land zu gut,
 Wiewohl man thut
 Ein Pfaffenfeind mich nennen.

Da laß ich jeden lügen
 Und reden, was er will,
 Hätt Wahrheit ich geschwiegen,
 Mir wären hulder viel;
 Nun hab ich's g'sagt,
 Bin drum verjagt,
 Das klag ich allen Frommen.
 Wiewohl noch ich
 Mit weiter flich,
 Vielleicht werd' wieder kommen.

Um Gnad will ich nit bitten,
 Dieweil ich bin ohn' Schuld;
 Ich hätt das Recht gelitten,
 So hindert Ungebuld,
 Daß man mich nit
 Nach altem Sitt
 Zu G'hör hat kommen lassen;
 Vielleicht wills Gott,
 Und zwingt sie Noth,
 Zu handeln diesermassen.

Nun ist oft dieser gleichen
 Geschehen auch hievor,
 Daß einer von den Reichen
 Ein gutes Spiel verlor.
 Oft großer Flamm

Von Fünklein kam,
 Wer weiß ob ich's werd rächen!
 Staht schon im Lauf,
 So setz' ich drauf,
 Muß gahn oder brechen.

Darneben mich zu trösten
 Mit gutem G'wissen hab',
 Daß keiner von den Bösten
 Mir Ehr mag brechen ab,
 Noch sagen, daß
 Auf einig Maß
 Ich anders sei gegangen
 Dann Ehren nach;
 Hab diese Sach
 In Gutem angefangen.

Will nun ihr selbst nit rathen
 Dies fromme Nation,
 Jhrs Schaden sich ergatten,
 Als ich vermahnet han:
 So ist mir leid!
 Hiemit ich scheid,
 Will mengen daß die Karten,
 Bin unverzagt,
 Ich hab's gewagt
 Und will des Ends erwarten.

Ob dann mir nach thut denken
 Der Curtisanen List:
 Ein Herz läßt sich nit kränken
 Das rechter Meinung ist.
 Ich weiß, noch viel
 Wöll'n auch ins Spiel
 Und solltens drüber sterben:
 Auf, Landsknecht gut,
 Und Reuters Muth!
 Laßt Hutten nit verderben!

Sein Wahlpruch war schon längst: Ich hab's gewagt!
 und diesem gemäß fährt er furchtlos fort auf seiner stürmischen
 Bahn:

Von Wahrheit ich will nimmer lan,
 Das soll mir bitten ab kein Mann;
 Auch schafft zu stillen mich kein Wehr,
 Kein Bann, kein Acht, wie fest und sehr
 Man mich damit zu schrecken meint,
 Wiewohl mein fromme Mutter weint,
 Do ich die Sach hätt g'fangen an;
 Gott wöll sie trösten, es muß gahn,
 Und sollt es brechen auch vor'm End,
 Will's Gott, so mag's nit werden g'wend.
 Darum will brauchen Fuß und Händ,
 Ich hab's gewagt!

Als der ritterliche Franz von Sickingen den Adel deutscher Nation aufforderte, mit ihm gemeinsame Sache zu machen und gegen die Reichsfürsten, die sich immer unabhängiger vom Kaiser machten und die Ritterschaft gewaltsam unterjochen wollten, zu Felde zu ziehen, weil des Reiches Freiheit also gefährdet sei: da regte sich auch in Hutten das ritterliche Blut, und er meinte, derselbe Adel, den er ja selbst für heillos und unheilbar verloren gab, werde nun mit dem Schwerte die Wohlfahrt Deutschlands begründen und mit der kirchlichen auch weltliche Freiheit erkämpfen. Er eilte zu Sickingen, der zuerst über den undeutschen Erzbischof von Trier herfiel, aber bald, von allen Seiten durch mehrere deutsche Reichsfürsten, die der Trierer aufgereizt hatte, angegriffen und belagert, an seinen Wunden verblutend und sterbend den Tag erleben mußte, wo seine Feinde siegreich in seine Burg eindrangen. Hutten hatte schon früher, von Sickingen selbst fortgedrängt, ihn verlassen, um sich zu retten; allein mit Bann und Acht belegt, verfolgt und gemieden, sogar von einem Erasmus, dabei krank und von dem Nothdürftigsten entblößt, schleppte er sich nur mit Mühe bis in die Schweiz fort, wo er, von Zwingli beschützt, eine Zufluchtstätte fand. Den Keim des Todes schon in sich tragend, begab er sich nach der Insel Uffenau im Zürchersee, wo er bei dem dortigen Pfarrer Aufnahme und Pflege fand. Hier hauchte am 29. August 1523 der deutsche Held, der Liebling der altrömischen Muse, der beredteste Mahner des deutschen Volkes seine glühende, rastlos arbeitende Seele aus.

III. Volkspoesie. Hans Sachs. Anfänge des Drama's.

Da der Einfluß des Alterthums sich fast ganz auf die Ausbildung einer gelehrten lateinischen Kunstpoesie beschränkt, so hält sich die weltliche Poesie in deutscher Sprache an die hergebrachten älteren Formen, wenn auch durchdrungen und erfrischt von dem Geistesleben der neuen Zeit. Belehrende Erzählungen und erheiternde Schwänke beschäftigten Gelehrte wie Ungelehrte. Da Luther mit seinem Beispiele vorangegangen war und Aesopische Fabeln gedichtet hatte, so waren selbst die Theologen der Fabelpoesie nicht abgeneigt. Burkard Waldis und Erasmus Alberus, beide eifrige Anhänger der gereinigten Lehre und Verfasser von Psalmenbearbeitungen und geistlichen Liedern, wandten ihr poetisches Talent mit Glück der Fabeldichtung zu, gleichwie zwei Jahrhunderte später Gellert nach beiden Richtungen hin ein Volksdichter ward.

Burkard Waldis, der bedeutendste Fabeldichter des Jahrhunderts, verließ in Folge der Reformation den Mönchsorden und lebte als Zinngießer in Riga. Mit seinem Handwerk verband er einen ausgebreiteten Handel, der ihn weit umherführte, so daß er Welt und Menschen nicht bloß aus Büchern kennen lernte. Später begab er sich nach Hessen, wo seine Brüder lebten, und wurde von dem Landgrafen Philipp dem Großmüthigen 1544 zum Pfarrer in Abterode ernannt. Hier vollendete er außer einer Evangelienbearbeitung seine Fabelsammlung „Esopus“, die im Jahre 1548 erschien und sich in mehreren Auflagen verbreitete. Die Darstellung ist einfach, natürlich und anschaulich. Wir theilen (in etwas veränderter Orthographie) eine der Fabeln mit, die ihrem Inhalte nach durch Gellert's Bearbeitung bekannt ist und demnach zur Vergleichung mit dessen Erzählungsweise dient.

Vom lügenhaften Jüngling.

Sich zu versuchen ein junger Knab'
 Weit hin in fremde Land' begab,
 Daß er viel sehe, hört mancherlei,
 War aus ohng'fär ein Jahr, zwei, drei.

Als er nun wieder heimhin kam,
 Sein Vater ihn einst mit ihm nahm,
 Daß er Gesellschaft hätt' und Kurzweil,
 Zu einer Stadt über zwo Meil.
 Da schwakten sie von mancherhanden.
 Der Vater fragt, was er in Landen
 Von Wunder gesehn und seltsam Thier;
 Er sprach: „Vater, nun glaubet mir,
 Am Meer zu Vissibon im Sund
 Sahe ich so gar einen großen Hund,
 Der ward geschätzt viel tausend werth
 Und war viel größer denn ein Pferd.“
 Der Vater gundt [began] die Lügen merken,
 Sprach: „hab' bei allen geschafften Werken
 Desgleich nit gesehn, gehört noch gelesen:
 Es ist ein großer Hund gewesen.
 Doch findt man gar viel seltsam stücken,
 Gleich wie da vor uns ist ein Brücken,
 Wer des Tags hat ein Lüg' gelogen
 Und kommt daselb hinüber zogen,
 Sei selbander oder allein,
 Mitten auf der Brücken bricht ein Bein.“
 Der Knab' erschrad; wollt' doch nit gern
 Ein Lügner sein, der Ehr' entbehren.
 Begab sich's über eine ebne Weil,
 Sprach: „Vater, wöllet nit so eil'n;
 Sagt mir auch etwan seltsam Schwänk?.“
 Er sprach: „des Hunds ich noch gedent',
 Der ist gewesen ohne Moß [Maß].“
 Er sprach: „er war nit also groß.
 Wenn ich die Wahrheit sagen soll,
 Wie sonst ein Esel war er wol.“
 Da gunten sie der Brücken nahen:
 Er sprach: „ich kann mich nit entschlahen
 Der Gedanken dieses Hundes halb.“
 Sprach: „er war wie ein jährig Kalb.“
 Sie gingen fort bis um Mittag
 Und daß die Brück' da für ihm lag.
 Der Knab' sprach: „wollt euch nit bekümmern,
 Ich kann's euch zwar verhalten nimmer,
 Den Schwank, den ich euch vom Hund sagt,
 Damit ihr mich nit weiter fragt:
 Er war gleich wie ein ander Hund,
 Denn daß er um und um war bunt

Und schedicht über seinen rücken.“
 Er sprach: „so ist auch diese Brücken
 Gar nit schädlicher denn die andern,
 Magst wohl unschädigt drüber wandern.
 Allein hüt' dich ein ander Mal,
 Wenn du willst lügen, bedenk' dich wohl,
 Daß du's also gar krumm nicht draißt [drehest],
 Daß du es auch zu fidern [aus schmücken] weißt.
 Wer sich aufs Singen soll begeben,
 Der muß nit allzu hoch anheben,
 Daß er's auch kann zum End' ausschreien.
 Also wenn's Lügen will gedeihen,
 Der muß nit 'nauf in die Wolken treiben,
 Hienieden bei der Erden bleiben,
 Sonst geht's ihm wie dem Edelmann,
 Der nahm sich großer Lügen an,
 Zeugt's mit sei'm Knecht, der bei ihm war,
 Der's ihm verjaget ganz und gar,
 Damit der Junker bleib' bei Ehren.
 Als er nun thät die Lüg' vermehren,
 Und log von Lüsten und den Winden,
 Drauf kunnt' der Knecht kein' Antwort finden
 Und sprach zum Junker: „nit also!
 Wollt ihr eurs Lügens werden froh,
 So bleibt hienieden bei der Erden,
 Auf daß euch mög' geholfen werden;
 Denn wenn ihr's allzu grob wollt spinnen,
 Wird't ihr zuletzt nicht fädmen [einfädeln] können.“

In dieser volksthümlichen Richtung trifft mit ihm der Meister in der erzählenden Volksdichtung, Hans Sachs, zusammen, der aus dem Schooße des deutschen Bürgerthums hervorgegangen war. Am 5. November 1494 zu Nürnberg geboren, erhielt er seine erste Bildung in seiner Vaterstadt, die durch Gewerbefleiß und Handelsthätigkeit, durch Volksbildung und Kunstsinne damals den ersten Rang unter den deutschen Städten einnahm. Mehrere Jahre war er, da er sich dem Gewerbe eines Schuhmachers gewidmet hatte, auf der Wanderschaft, schärfte sein Auge für die Verhältnisse des Lebens und suchte begierig jede Gelegenheit zu benutzen, für seine geistige Bildung zu sorgen, besonders indem er sich in den großen Städten den Meistersängerschulen anschloß.

Als er 1516 in sein Nürnberg zurückgekehrt war, ließ er sich dort als Schuhmacher nieder, widmete sich aber in den Mußestunden der geliebten poetischen Kunst und nahm sich eifrig der Meistersängerſchule an, die durch ihn zur größten Blüthe gelangte. Allein die Gefänge der Schule waren es nicht, durch die er zu seiner Nation reden wollte; er ließ sie ungedruckt. Was er indeß an belehrenden Erzählungen in der Bibel und in weltlichen Büchern fand, was eine Beziehung hatte zu seinen Lebenserfahrungen und den Zuständen der Zeit, in der er lebte, das mußte er in gemüthlichen Reimgedichten auch für Andere wiedererzählen, und seine Dichtungen verbreiteten sich schon bei seinen Lebzeiten in fliegenden Blättern und in Sammlungen unter das Volk. Die Reformation begrüßte er gleich bei ihrem Beginne mit dem Lobgesang: „die Wittenbergische Nachtigall, die man jezt höret überall.“ Mit dem Liede: „Warum betrübſt du dich, mein Herz“, schloß er sich auch den protestantischen Kirchenliederdichtern an und steht in allen seinen Schriften, ohne den leidenschaftlichen Eiferern sich beizugesellen, auf der Seite der evangelischen Lehre. Erstaunlich ist die Fruchtbarkeit seines Geistes, so daß gar Vieles, besonders wo er der Schwierigkeit der Aufgabe nicht gewachsen ist, auf eine bloße Reimerei hinauskommt. Das Beste findet sich unter seinen allegorischen Lehrdichtungen, die er häufig als belehrende Kampfgespräche dramatisch einkleidet, seinen Fabeln, Erzählungen und Schwänken, in denen sein redliches Gemüth und seine feine Weltbeobachtung aufs herrlichste hervortreten. Von seinen dramatischen Versuchen wird später die Rede sein. Er starb, allgemein geachtet, am 19. Januar 1576. Zur Erläuterung des Obigen theilen wir seine Schilderung des Schlaraffenlandes unverändert mit.

Das Schlaraffenland.

Von Hans Sachs.

Ein gegend heißt Schlaraffenland, Der muß sich großer Ding ver-
 Den faulen Leuten wohlbekannt, messen,
 Das ligt drey Wehl hinter Weynachten Und durch ein Berg mit Hirschbrey
 Und welcher darein wlle trachten, essen,

Der ist wol dreyer Meylen dick,
 Als dann ist er im augenblick
 In demselbing Schlauraffenland,
 Da aller Reichthumb ist beband,
 Da sind die Häuser deckt mit Fladen,
 Pectfuchen die Hauptthür und Laden,
 Von Speckfuchen Dillen und Wend,
 Die Dröm von schweinen Braten send,
 Umb jedes Haus so ist ein Zaun
 Geflochten mit Bratwürsten braun,
 Von Maluastier so sind die Brunnen,
 Kommen eim selbst ins Maul gerun-

nen,
 Auff den Tannen wachsen Krapffen,
 Wie hie zu Land die Tannzapffen,
 Auf Fiechten wachsen bachern schnitten,
 Eherplätz thut man von Bircken schit-

ten,

Wie Pfifferling wachsen die Flecken,
 Die Weintrauben in Dorenhecken,
 Auf Weidentoppen Semmel stehn,
 Darunter Bäck mit Millich gehn,
 Die fallen denn in Bach herab,
 Das jedermann zu essen hab,
 Auch gehn die Fisch in den Lachen
 Gsotten, braten, gsulzt und pachen
 Und gehn bey dem gestatt gar nahen,
 Lassen sich mit den Händen fahen,
 Auch fliegen umb (möget jr glauben)
 Gebraten Hünner, Gänß und Tauben,
 Wer sie nicht facht und ist so faul,
 Dem fliegen sie selbst in das Maul.
 Die Säw all Jar gar wol geraten,
 Laufen im Land umb, sind gebraten,
 Jede ein Messer hat im Rück,
 Darmit ein jeder schneid ein stück,
 Und steckt das Messer wider drein,
 Die Creutzkeß wachsen wie die Stein,
 So wachsen Bamern auff den Baumen
 Gleich wie in unserm Land die Pflau-

men,

Wenns zeitig sind, so fallens ab,
 Jeder in ein par Stifel rab,
 Wer Pferd hat wird ein reicher Meher,
 Wann sie legen ganz Körb voll Eher,

So schütt man auß den Eseln Feign,
 Nicht hoch darf man nach Kersen steign,
 Wie die Schwarzbär sie wachsen thun.
 Auch ist in dem Land ein Junckbrunn,
 Darin verjungen sich die alten.
 Bil kurzweil man im Land ist halten.
 So zu dem Bil schieffen die Gäst,
 Der weist vom Blat gewinnt das
 Best;

Im laufen gewinnt der legt allein,
 Das Polster schlaffen ist gemein,
 Jr Waydwerk ist mit Flöh und Leusen,
 Mit Wanzen, Ragen und mit Mäusen;
 Auch ist im Land gut Gelt gewinnen,
 Wer sehr faul ist und schlefft darinnen,
 Dem gibt man von der stund zween
 Pfennig,

Er schlaff jr gleich vil oder wenig,
 Und welcher da sein Gelt verspilt,
 Zwiefach man ihm das widergilt,
 Und welcher auch nicht geren zalt,
 Wann die schuld wird eins Jares alt,
 So muß ihm jener darzu geben,
 Und welcher gern wol ist leben,
 Dem gibt man von dem trunck ein
 pahn,

Und welcher wol die Leut kan sag'n,
 Dem gibt man ein plappart zum lon;
 Für ein groß Lügen gibt man ein
 Cron,

Doch muß sich da hüten ein Mann
 Aller Vernunft ganz müßig gahn,
 Wer sinn und wiß gebrauchen wolt,
 Dem würd kein Mensch im Lande
 hold,

Und wer gern arbeit mit der hand,
 Dem verbent mans Schlauraffenland,
 Wer zucht und Erbarkeit het lieb,
 Den selben man deß Lands vertrieb,
 Wer unnütz ist, will nichts nit lehrn,
 Der kompt im Land zu grossen Ehrn.
 Wann wer der säulest wird erkannt,
 Derselb ist König in dem Land;
 Wer wüßt, wild und unsinnig ist,
 Grob unverstanden alle frist,

Aus dem macht man im Land ein Fürstn;	Dann Essen, Trinken und vil schlafn,
Wer gern sicht mit Leberwürstn,	Aus dem macht man im Land ein Grafn,
Aus dem ein Ritter wird gemacht,	Wer dölpisch ist und nichtsen kann,
Wer schlüchtiſch ist und nichtsen acht	Der ist im Land ein Edelman.

Wer also lebt wie obgenant,	Ungeschickt, heylloß und nachlessig,
Der ist gut ins Schlauffenland,	Daß mans weiß ins Land zu schlau-
Das von den alten ist erdicht,	rassn
Zu straff der Jugend zugericht,	Darmit ihr schlüchtiſch weiß zu straffn,
Die gewöhnlich faul ist und ge-	Das sie haben auff arbeit acht,
fressig,	Weil faule weiß nie gutes bracht.

Eine dramatische Poesie hatte sich in den Jahrhunderten, welche die Reformation vorbereiteten, noch nicht ausbilden können; das ganze Mittelalter hatte, streng genommen, kein Drama. Was man so nennt, gehört mehr in die Geschichte des gottesdienstlichen Cultus und der Sitte, als in die der Poesie. Immerhin sind es die Anfänge scenischer Darstellungen, an denen sich am Schluß des Mittelalters das Volk lebhaft theilte. Würde man weiter zurückgehen und auch die ersten Spuren von Schauspielkunst dahinrechnen, so könnte man deren schon in den ersten Jahrhunderten nachweisen, indem das Volk einen Poffenreißer, der es durch Pantomimen und Verkleidungen belustigte, nie entbehren konnte. Wir wissen z. B., daß zur Zeit Karls des Großen den fahrenden Lustigmachern bei Leibesstrafe verboten war, ein Priester- oder Mönchskleid anzulegen, daß im zehnten Jahrhundert Mönche in Flandern die Sage vom Wolf und Fuchs pantomimisch darstellten. Im Parcival ist die Rede von der bunten Tracht der Lustigmacher. Das alles hat jedoch mit dem eigentlichen Drama wenig oder gar nichts zu schaffen und beweist nur, daß im Menschen der Trieb liegt, das Leben nachzuahmen und am Bilde sich zu erfreuen. Näher steht dem Drama die mit der Zeit der Kreuzzüge allgemeiner werdende Sitte, beim Gottesdienste an hohen Festen dem Volke die in der Bibel erzählte Handlung durch dramatischen Vortrag zu größerer Anschaulichkeit zu bringen.

In der kirchlichen Liturgie liegt etwas Dramatisches. Am stärksten tritt dies in der Passionsgeschichte hervor, wo die evangelische Geschichte mehrere Personen redend einführt. Bei Vertheilung des Textes an mehrere Priester entstand eine dramatische Abwechslung, indem einer den zwischen den einzelnen Reden stehenden erzählenden Text las. Solch ein feierlicher Vortrag von dem Leiden und der Auferstehung des Herrn fand am Charfreitag und in der Osternacht in der Kirche statt. Bildliche Darstellung der Kreuzigung, Grablegung und Auferstehung ward häufig zu Hülfe genommen. Diese Darstellungen nannte man in Italien *Mysterien*, vielleicht mit einer Nebenbeziehung auf das Wort *Ministerien* oder gottesdienstliche Handlungen; das deutsche Volk nannte sie kurzweg *Spiele*.

Bald fanden die Geistlichen an ihren Aufführungen solches Wohlgefallen, daß sie den Text für den dramatischen Vortrag freier zu bearbeiten anfangen. Sie traten nach und nach aus dem neutestamentlichen Gebiete heraus und gestalteten auch Erzählungen des alten Testaments und Legenden dramatisch um. Lange Zeit hielt man sich an lateinische Sprache. Doch dem Volke zu Liebe ließ man sich allmählich soweit herab, deutsche Zwischenspiele einzuschalten. Um 1300 wurden die Stücke ganz deutsch.

Weil überall die scenischen Darstellungen der heiligen Geschichte sich von ihrem kirchlichen Zwecke mehr und mehr entfernten, so eiferten Päpste und Kirchenversammlungen wiederholt dagegen; aber das Volk ließ sie sich nicht wieder nehmen; sie wurden nur noch immer ausgelassener. Die Laien theilten sich mehr und mehr bei den öffentlichen Aufführungen und liebten es besonders, in Teufelsverkleidung einen großen Chor zu bilden. Die Kirche ward für ein so massenhaftes Schaugepränge zu klein; man spielte daher auf dem Kirchhof oder den öffentlichen Plätzen der Stadt. Schon im vierzehnten Jahrhundert nahmen diese Spiele oft mehrere Tage hinter einander hin, und 2—300 Personen waren dabei beschäftigt. Die Aufführung geschah auf einem großen Gerüst, das drei Abtheilungen über oder neben einander

hatte, Hölle, Himmel und zwischen diesen die Erde. Je nachdem es die Handlung erforderte, stiegen die mitspielenden Personen von der einen Bühne zur andern.

So viel Zeugnisse auch von Zeitgenossen über die Aufführung solcher geistlichen Stücke aufbewahrt sind, so daß man annehmen muß, es seien dergleichen, zumal der Oster- und Passionsspiele, sogar auf den Dörfern sehr gewöhnlich gespielt worden, so haben sich doch bisher nur wenige vollständige Texte derselben auffinden lassen. Auch mochte es des Aufschreibens nicht sehr bedürfen. Nur die ausgeführteren Partien wurden vollständig aufgeschrieben; sonst bezeichnete man nur den Gang des Stücks und die Anfänge der durch Tradition feststehenden Reden. Eines der ältesten ist das Mysterium von den klugen und thörichten Jungfrauen, in welchem die säumigen Jungfrauen trotz den Fürbitten der Maria und der Heiligen zu ewiger Hölle verdammt werden. Die Aufführung dieses Stücks zu Eisenach im Jahre 1322 erhielt eine besondere Bedeutung dadurch, daß der Markgraf Friedrich der Freudige davon so tief erschüttert ward, daß er in Schwermuth sank, zu der sich Schlaganfälle gesellten; er stand vom Siechbette nicht wieder auf.

In den späteren Spielen mischt sich mehr und mehr das Komische bei, das vornehmlich durch die Teufelsrollen vertreten wird. In dem uns erhaltenen Osterspiel aus dem 15. Jahrhundert ist der Uebergang zur Volkskomödie schon vollendet. Pilatus und Kaiphas erscheinen mit großem Gefolge; Soldaten und Juden kommen in Handgemenge; in der Hölle sind eine Menge Teufel mit Seelen der Verdammten, welche Christus nach seiner Auferstehung daraus befreit. Dieser Ausgelassenheit der Mysterien machte der religiöse Ernst der Reformationszeit ein Ende. Eine Abart derselben hat sich hin und wieder in katholischen Ländern des südlichen Deutschlands durch Tradition erhalten.

Eine noch weit größere Anlage zur Volkskomödie hatten die Fastnachtsspiele, welche seit 1400 in den größern Städten beliebt wurden. Sie gingen aus der Carnevalsklust hervor, welche in der Verleugung des Herkömmlichen, der Umkehr der gewöhnlichen

Verhältnisse bestand und daher einen Humor des Lebens in sich trug, welcher der Keim zur eigentlichen Komödie sein konnte. Nürnberg war der Hauptsitz des deutschen Carnevals und des Fastnachtspiels. Daher haben die auf uns gekommenen Fastnachtspiele meistens Nürnberger Verfasser. Es sind dramatisirte, d. h. in Dialog gekleidete Schwänke. An Verwicklung und Intrigue ist nicht zu denken. Die bekanntesten Nürnberger Schwankdichter um die Mitte des 15. Jahrhunderts, Hans Rosenblut und Hans Folz, sind zugleich die fruchtbarsten Verfasser von Fastnachtspielen. Unter diesen sind die von Folz so geistlos und roh, daß sie kaum eine Ahnung von dramatischer Behandlung verrathen. Dies ist jedoch schon der Fall bei Hans Sachs, dessen Fastnachtspiele, z. B. vom Narrenschneiden, vom Teufel, der ein altes Weib zur Ehe nahm, vom Weibe im Brunnen, von demselben Humor eingegeben sind, der seine Schwänke belebt. In seinen sogenannten Tragödien und Komödien — er schied diese Benennungen nur, je nachdem der Ausgang mehr oder minder traurig war — geht er über die ihm gezogenen Grenzen hinaus und versucht sich an den bedeutenderen Stoffen der Mythe und Geschichte, für die ihm der rechte Sinn und der richtige Maßstab mangelte. Seine Nachfolger reichten jedoch nicht über ihn hinaus, und selbst der gelehrte Jacob Myrer, kaiserlicher Notar und Gerichtsprocurator in Nürnberg, der gegen 1600 dichtete, lehnt sich nur an ihn an und steht ihm an Feinheit des Wises bedeutend nach.

Außer diesen beiden dem Mittelalter entstammten Gattungen der dramatischen Poesie entstand kurz vor der Reformation noch eine dritte, welche man die Schulkomödie nennen kann. Als mit der Wiederbelebung des Studiums der alten Sprachen die Lustspiele der römischen Dichter Plautus und Terentius in Aufnahme kamen, ahmten die gelehrten Latiniisten, unter ihnen Neuchlin und Conrad Celtes, die elegante Sprache, gleichwie die Prosa eines Cicero und die Verse der römischen Elegiker, mit großem Eifer nach und fanden unter den Gelehrten viele Nachfolger. Studenten und Schüler brachten solche Stücke zur Auf-

führung; selbst Fürsten sahen häufig diesen Vorstellungen zu. Es konnte nicht lange ausbleiben, daß man die lateinischen Komödien ins Deutsche übersetzte, damit die der alten Sprache unkundigen Bürger an den öffentlichen Aufführungen Theil nehmen könnten. Aus der Vergleichung solcher Uebersetzungen mit dem lateinischen Original sieht man am besten, wie weit noch die Ausbildung der deutschen Dichtersprache hinter der eleganten lateinischen Form, die man auf gelehrtem Wege angelernt hatte, zurückstand.

Die Stücke waren meistens von Predigern und Lehrern an den Schulen abgefaßt. Vorzugsweise wurden biblische Erzählungen zu den dramatischen Bearbeitungen gewählt, so daß die Schulkomödien an die Stelle der Mysterien traten. Auch in ihnen zeigt sich ein ähnlicher Uebergang von dem einfachen Zuschnitt der älteren Stücke zu immer größerem Schaugepränge. Der Saul des Matthias Holzwart z. B. ward um 1600 zu Gabel in Böhmen von 100 redenden und 500 stummen Personen aufgeführt. Mehrere dieser Stücke zogen auch die Bewegungen der Reformationszeit in den Kreis dramatischer Darstellung. Martin Rindhart, der bekannte Verfasser des Kirchenliedes: „Nun danket Alle Gott“, welcher im Beginn des folgenden Jahrhunderts dichtete, verfaßte zu Luther's Verherrlichung das Drama der eislebische christliche Ritter und einen Thomas Münzer, der mit einem Ballet von Priestern, Luther an der Spitze, schließt. Ueberhaupt erkennt man das Band, das die Gelehrtenpoesie mit dem Volksmäßigen verbindet, noch darin, daß das komische Element sogar in den religiösen Stücken nicht ausgeschlossen wird; komische Scenen im Ton der Fastnachtsspiele sind häufig selbst den biblischen Darstellungen angehängt. Eben so wenig fand bei den Aufführungen eine Absonderung statt. Aus Gelehrten und gewerbtreibenden Bürgern bildeten sich Vereine für die öffentliche Aufführung, und selbst Theologen hielten es für vereinbar mit ihrer Würde. Damals fiel es der protestantischen Geistlichkeit noch nicht ein, gegen das Schauspiel zu eifern; an hohen Kirchenfesten schien vielmehr die Vorstellung eines Stücks von biblischem Inhalt die Andacht des Volks nur zu erhöhen. Gegen 1600

wurde auch das deutsche Drama, gleich wie früher das lateinische, zur Verschönerung der Hoffeste gebraucht. Nicolaus Roth führte, um nur ein Beispiel zu erwähnen, das Stück von dem Grafen von Gleichen 1591 zur Hochzeit des Herzogs Friedrich Wilhelm von Sachsen auf.

In demselben Maße, als die Schaulust und die allgemeine Theilnahme stieg, verlangte man auch außer dem größern Pomp einen anziehenderen Inhalt. Daher ist es erklärlich, daß die sogenannten „Englischen Komödianten“, welche seit 1590 die meisten Theile Deutschlands durchzogen, überall mit dem größten Beifall aufgenommen wurden. Es kann nicht mehr bezweifelt werden, daß sie anfangs ihre Stücke in englischer Sprache aufführten. Durch eine kurze Exposition der Handlung und durch die gewandte Darstellung selbst mußte dem Verständniß für die der Sprache unkundigen Zuschauer nachgeholfen werden. Ein Theil ihrer Stücke erschien seit 1620 in deutschen, größtentheils schlechten Uebersetzungen. In manchen wird man an die hohe Ausbildung erinnert, welche die englische Bühne zur Zeit der Königin Elisabeth erreicht hatte; einige ihrer Sujets findet man bei Shakspeare wieder. Die Rückwirkung auf die deutsche Bühne blieb nicht aus, zumal da die deutschen Fürsten die englischen Komödianten sehr begünstigten. Erst jetzt lernte man einsehen, worauf es bei der dramatischen Darstellung vornehmlich ankomme. Aus dem einförmigen, schleppenden Gange der deutschen Schulkomödien wird man in eine lebenvollere Welt versetzt. Rasch wechselt die Handlung, Ernst und Scherz lösen sich ab; der Narr oder Bickelhering, später „Hanswurst“ genannt, ein Wort, das schon Luther kennt, erhält eine Hauptrolle und wird stehende Person in der Komödie. In den seit 1600 erschienenen Stücken bemerkt man die Veränderung des Geschmacks. Selbst der Nürnberger Myrer verläßt die Weise des Hans Sachs und verfaßt Stücke in englischer Manier. Zwei seiner Komödien sind nach denselben englischen Stücken bearbeitet, welche Shakspeare in seinem „Sturm“ und „Biel Lärmen um nichts“ benutzte. Herzog Heinrich Julius von Braunschweig, wegen seiner Gelehr-

samkeit gefeiert und mehr noch wegen seines hochstrebenden Geistes einer der achtungswerthesten Fürsten seiner Zeit, gründete eine Art Hoftheater und schrieb mehrere Lustspiele, bei denen englische Bühnenstücke zum Muster dienten. Georg Mauritius, ein durch theologische Gelehrsamkeit berühmter Professor zu Wittenberg, später zu Nürnberg, fühlte sich noch in seinem Alter zur Abfassung von Komödien ähnlicher Art angeregt, unter denen sich auch die Behandlung eines romantischen Stoffs, die Komödie vom Grafen Walther und Griseldis, findet. Diese drei Namen sind zugleich ein Beweis, daß Fürsten, Gelehrte und Volksdichter noch auf einem und demselben Wege zusammengingen, und dieser Weg war der einzige, auf welchem wir zu einem nationalen Drama unter günstigeren äußeren Verhältnissen hätten gelangen mögen. Denn wie viel auch producirt worden war, es waren doch nur die ersten Schritte; die höheren Anforderungen, die man an die dramatische Dichtung zu stellen hat, waren noch unbefriedigt geblieben. Dazu waren Sprache und Verskunst in all diesen Versuchen in einem verwahrlosten Zustande. Der Sinn für Wohlklang und Versmessung war völlig verloren gegangen. Zwar hatte schon im Jahre 1535 Paul Rebhun, Rector zu Zwickau in Sachsen, in seinen Dramen *Susanna* und *Hochzeit zu Rana* eine regelmäßige Sylbenmessung nach Längen und Kürzen mit Unterscheidung jambischer und trochäischer Verse versucht und zu den Chören Odenstrophen in mannigfachen Rhythmen angewandt; allein sein Beispiel war ohne Nachfolge geblieben, und erst ein Jahrhundert nach ihm ward, was er gewollt, von Andern glücklich durchgeführt.

IV. Uebergang von der volksmäßigen Dichtung zu den künstlichen Formen der Gelehrtenpoesie.

An der Grenze des sechzehnten Jahrhunderts vollzieht sich der letzte Kampf der aus dem Mittelalter herübergenommenen volkstümlichen Literaturtendenzen mit dem Gelehrtenthum, das

sich mehr und mehr in sich abschließt und sich in demselben Maße vom Volke, mit dem die Reformation es anfänglich in engere Verbindung gebracht hatte, entfernt. In der komischen und schwankhaften Dichtung, welche nach dem Vorbilde des Reineke Vos gern ihre Darstellungen aus der Thierwelt holt, sowie in der derben burlesken Satire, welche in dem erbitterten Streit der kirchlichen Parteien ein polemisches Rüstzeug wird, erhält sich der populäre Ton noch am längsten; allein selbst in diesen Dichtungen nimmt das gelehrte Beiwerk so sehr überhand, daß sie über den Kreis der gelehrten Leser sich nicht weit verbreiteten. Ueberdies war der Sinn für das Epische so sehr erstorben, daß die Poesie in breiten, didaktischen Anwendungen und Erörterungen unterging. Als Georg Rollenhagen, Rector der Schule in Magdeburg, das griechische Gedicht „Batrachomyomachie“, d. i. der Kampf der Frösche und Mäuse, zur Grundlage seines deutschen Gedichts „Froschmeusel, der Frosch und Meuse wunderbare Hofshaltung“ (1595) wählte, benutzte er es „zu nützlicher Lehre“, und man vernimmt aus dem Munde der Frösche und Mäuse weitläufige Betrachtungen über die Verhältnisse der Stände, über geistliches und weltliches Regiment, über Staats- und Kriegskunst, so daß der erzählende Theil höchst dürftig ausfällt. Andere aus dem Leben der Thiere geschöpfte Gedichte, wie der „Ganskönig“, der „Ameisen- und Mückenkrieg“ sind nur niedrig-komische Parodien des Epischen.

Johann Fischart ist der talentvollste und bedeutendste Dichter in den letzten drei Decennien des Jahrhunderts. In Straßburg gegen 1550 geboren, brachte er sein Leben als praktischer Rechtsgelehrter in den oberrheinischen Gegenden hin, wo damals ein reges Interesse für Literatur herrschte, zuletzt in Forbach bei Saarbrücken ansässig, wo er Amtmann war; er starb im Spätherbst 1589. Von seinen zahlreichen Schriften, deren man mehr als 80 zählt, erwähnen wir nur einige der bedeutendsten, welche mit der Geschichte der Poesie in Berührung stehen. Sein Hauptwerk ist der satirische Roman Gargantua und Pantagruel, eine freie Bearbeitung des ersten Buchs eines gleich-

namigen Romans von Franz Rabelais, einer der damals beliebten satirischen Dichtungen, welche wie Cervantes' Don Quixote die Uebertreibungen der Ritterromane verspotteten. In der ersten Ausgabe von 1578 betitelte er sein Werk: „Affenteurliche und ungeheurliche Geschichtsschrift“ 2c.; später erweiterte er den Titel, der uns schon als eine Probe seiner schrankenlosen Sprachkünstelei gelten kann: „Affentheurlich Raupengeheurliche Geschichtsklitterung [d. i. ...entwurf], Von Thaten und Thaten der vor kurzen langen weilen Vollenwolbeschreiten Helden vnd Herren Grandguisier, Gargantoa vnd Pantagruel, Koenigen inn Vtopien, Jedewelt vnd Nienen reich, Soldan der Neuen Kammarien vnd Dudyssen Inseln: auch Großfürsten im RubelRibelRebelland, Erbvoigt auff Richilburg, vnd Riederherren zu Nullibingen, Nullenstein vnd Niergendhheim. Etwan von M. Franz Rabelais Frankoesisch entworfen: Nun aber vberischrecklich lustig inn einen Teutschen Model vergossen vnd vngefaerlich obenhin, wie man den Grindigen laufft, inn vnser MutterLallen vber oder drunder gesetzt. Auch zu diesem Truck wider auff den Ampoß gebracht, vnd dermassen Pantagruelisch verposfelt, verschmidt und verdängelt, daß nichts ohn ein Eisen Risi dran mangelt: durch Huldreich Ellposcleron. — Im Fischen Giltz Mischen. Getruckt zur Grensing im Gänßerich. 1582.“ Fischart entlehnt von seinem Vorbilde nur den Gang der Erzählung, verbreitet sich dagegen nach allen Seiten in satirischen Schilderungen über die Eigenheiten seines Zeitalters und schüttet dabei mit freigebiger Hand seine Gelehrsamkeit vor uns aus. In der Sprache schaltet er mit gleicher willkürlicher Laune, wobei sich eine gewaltige Herrschaft über diese kundgiebt.

Gemessener ist er in seinen Reimgedichten. In diesen bereiten sich schon die gelehrten Kunstformen der nachmaligen deutschen Dichtung vor. Er bearbeitet Psalmen in der kräftigen Sprache der besten Kirchenliederdichter, versast Sonette nach französischem Muster, übersetzt Horazens Ode von den Freuden des Landlebens und versucht das Versmaß der Hexameter und Pentameter in deutscher Sprache nachzubilden. In den erzählenden Gedichten steht er dagegen der Volksweise näher, so daß wir z. B. in seinem gereimten

Tyl Eulenspiegel und in seinem Glückhaften Schiff an die treuherzige Erzählung des Hans Sachs erinnert werden. In dem letzteren Gedichte schildert er die Fahrt der Züricher Schützen zum Straßburger Schützenfest, welche am 20. Juni 1576 früh Morgens aufbrachen und, kräftig rudernnd, Abends 7 Uhr Straßburg erreichten, wo sie als ein Zeichen ihrer freundnachbarlichen Nähe einen Topf mit warmem Hirsebrei, den sie von Zürich mitgenommen, ablieferten und festlich begrüßt wurden. Wir heben die schönste Stelle des Gedichts, den Beginn der Fahrt auf dem Rheine, als Beispiel der Fischart'schen Sprache heraus, indem wir, um knusenweise auch davon Proben zu geben, die ursprüngliche Schreibung diesmal beibehalten.

Da fremten sich die Reysgeferten,
Als sie den Rein da rauschen hörten,
Vnd wünschten auff ein newes Glück
Das glücklich sie der Rein fortschick,
Vnd grüßten ihn da mit Trommeten.
Nun han wir deiner hilff von nöten
O Rein, mit deynem hellen Fluß,
Dien du vns nun zur Fürdernuß:
Las vns genisen deynes Gunst,
Dieweil du doch entspringst bey vns,
Am Vogelberg, bey den Luchtmannen
Im Rheingierland, von alten anen,
Vnd wir dein Thal, dadurch du rinnt
Mit lawfeld zirn, dem schönste diest.
Schalt diß Wagschiflein nach begeren,
Wir wollen dir es doch verehren:
Seht es gen Straßburg, deine zird,
Darfür du gern lauffst mit begird,
Weil es dein strom ziert vnd ergezt
Gleich wie ein Gstein im Ring versetzt.
Der Rein mocht dis kaum hören auß,
Da mund er vmb das schiff sich kraus,
Macht vmb die Ruder ein weit Rad
Vnd schlug mit Freuden auß gestad,
Vnd ließ ein rauschend Stimm da hörē,
Drauß man mocht dise wort erklären:
Frisch dran, jr liebe Eydgenossen,
Sprach er, frisch dran, seit vnuer-
droffen,

Also folgt eweren Vorfaren
Die diß thaten vor hundert jaren:
Also muß man hie Rhum erjagen,
Wan man den Alten will nachschlagen.
Von ewerer Vorfaren wegen
Seit jr mir willkum hie zugegen,
Ir sucht die alt Gerechtigkeit,
Die ewer Alter han bereit,
Dieselbig will ich euch gern gonnen,
Wie es die Alten han gewonnen:
Ich weiß, ich werd noch oftmals sehen,
Solchs von ewern nachkommen geschehe.
Also erhält man nachbarschaft,
Ist Nachbaurliche freuntlichkeit
Vnd in der Not standhafftigkeit:
Ich hab vil ehrlich leut vnd Schützen
Die auff mich inn Schiff thäten sitzen
Geleit gen Straßburg auff das schießen,
Dafür mit Freuden ich thu flisen,
Aber keine hab ich geleit,
Noch heut des Tags mitt solcher Freud.
Fahr wohl, fahr wohl, laßt euch nichts
schrecken
Vnd thut die lenden darā strecken,
Die Arbeit trägt darvon den Sig,
Und macht das man hoch daher flig,
Mit Tama, der Rungöttin herlich,
Dan was geschieht schwärlich, das
würd ehrlich.

und seiner Sprache das rhetorische Gepräge gab, das von jetzt an für poetische Eleganz galt. Kraft des Ausdrucks zeichnet vornehmlich seine patriotischen Zeitgedichte aus; doch ist die Sprache noch ungelent und die Sylbenmessung noch nicht geregelt, obgleich die meisten seiner Gedichte erst nach Ditz' Auftreten verfaßt sind. Wir theilen das Sonett auf Gustav Adolfs Tod (nach neuerer Schreibweise) hier mit.

Dein eigner Muth, o Held, weil Gottsfurcht, Ehr' und Recht
Dein Herz und Schwert allein gestärket und gewezet,
Weil auch der Erdenkreis für dich zu eng und schlecht,
Hat in den Himmel dich (zu früh für uns) versetzet.

Demn gleichwie deine Faust der Gläubigen Geschlecht,
Als es in höchster Noth, errettet und ergözet:
Also hat durch dein Haupt die Kugel leider! recht
Der Deutschen Freiheit Herz und Tugendhaupt verletzet.

Siegreich und selig zwar hat dich, weil in der Schlacht
Du frei für Gottes Wort dein theures Blut vergossen,
In die endlose Freud' und Ehr' dein End' gebracht.

Jedoch in Leid und Noth sind deine Bundsgenossen,
Weil deine Herrschung du mit Sieg, Triumph und Pracht,
Dort in dem Himmelreich anfangend, hie beschlossen.

Friedrich von Spee, 1595 (nach Andern 1591) zu Langensfeld bei Kaiserswerth am Rhein geboren, einer der wenigen katholischen deutschen Dichter jenes Zeitalters, ist der bedeutendste Vorgänger in der symbolisch-mystischen Poesie, welche die religiöse Empfindung auf die Bilder der Natur überträgt. Da ihm die religiöse Poesie Herzenssache ist, so verfällt er noch nicht in leere Bildertändelei, sondern sein Ausdruck ist einfach und gemüthvoll. Schon in seiner Jugend ein Mitglied des Jesuitenordens, widmete er sich mit gewissenhafter Treue und Aufopferung an verschiedenen Orten seinen geistlichen Pflichten. Oft hatte er die schmerzliche Aufgabe, die Unglücklichen zum Tode vorzubereiten, die das Opfer des unseligen Hexenaberglaubens wurden, und sich dabei so sehr von der Unschuld derselben überzeugt, daß er einer der ersten war, die es wagten, öffentlich gegen die Hexenprocesse aufzutreten. Er lebte

in seiner letzten Zeit in Trier. Als im Jahr 1635 ein kaiserliches Heer diese Stadt überfiel und eroberte, so daß in allen Straßen und Gassen Blut vergossen wurde, stürzte Spee mitten in das Handgemenge hinein, verhinderte, wo er konnte, Raub und Mord, und trug die Verwundeten, Feinde und Freunde, aus dem Getümmel, um sie in Spitalern verpflegen zu lassen. Sein Ordenskleid und die allgemeine Liebe der Bürger und Soldaten schützten ihn vor Mißhandlungen. Allein die Anstrengung seiner aufopfernden Menschenliebe warf ihn aufs Krankenlager, und ein bössartiges Fieber machte seinem edlen Leben in wenig Tagen ein Ende. Seine Gedichte, größtentheils unter der Aufschrift *Trugnachtigall* zusammengefaßt, wurden erst nach seinem 1635 zu Trier erfolgten Tode herausgegeben. Um seine Manier zu veranschaulichen, mögen die sechs ersten Strophen seines Gedichts „Lob Gottes aus Beschreibung der fröhlichen Sommerzeit“ sich hier anschließen.

Jetzt wicklet sich der Himmel auf,
Jetzt b'wegen sich die Räder,
Der Frühling rüstet sich zum Lauf,
Umgürt mit Rosenfeder.

O wie so schön, wie frisch und fraus!
Wie glänzend Elementen!

Mit mögen's gnügsam streichen aus
Noch Redner noch Scribenten.

O Gott! ich sing von Herzen mein:
Gelobet muß der Schöpfer sein.

Du schnelle Post, o schöne Sonn!

O gülden Roß und Wagen!

O reines Rad auf reinem Bronn,

Mit zartem Glanz beschlagen!

Jetzt schöpfest uns den besten Schein,

So Winters war verloren,

Da Rad und Eimerschienen sein

Vor Kält gar angefroren.

O Gott 2c. 2c.

O reines Jahr! o schöner Tag!

O spiegelklare Zeiten!

Zur Sommerlust nach Winterklag

Der Frühling uns wird leiten.

Im Luft ich hör die Musit schon,
Wie sichs mit Ernst bereite,
Daß uns empfang mit süßem Ton
Und lieblich hin begleite.

O Gott 2c. 2c.

Für uns die schöne Nachtigall
Den Sommer laut begrüßet;
Ihr Stimmlein über Berg und Thal
Den ganzen Luft verfühet.

Die Vöglein zart in großer Meng

Busch, Heß und Feld durchstreifen;

Die Nester schon seind ihn' zu eng,

Die Luft klingt voller Pfeifen,

O Gott 2c. 2c.

Wer legt nun ihn' den Tonin Mund,
Dann laut und dann so leise?

Wer zirklet ihn' so rein und rund

So mannigfältig Weise?

Wer messet ihn' den Athem zu,

Daß mügens vollenführen

Den ganzen Tag fast ohne Ruh

So freudigs Tutelüren?

O Gott 2c. 2c.

Jetzt laufen wieder stark und	Jetzt kalter Luft und staure Wind
fest,	Uns wieder seind versöhnet:
So Winterszeit gestanden	Der Thau mit weißen Perlen lind
Al' Fluß und Wasser in Arrest	Die Felder lieblich krönet:
Beftrickt mit Eises Banden.	O Gott u. u.

Zweiter Abschnitt.

Von Opitz bis zu dem Zeitalter Hagedorn's und Haller's.

I. Martin Opitz und die erste schlesische Dichterschule.

Wenn wir die neuere Literatur in ihrem Entstehen und in ihrem Fortgange richtig begreifen wollen, so müssen wir in unserer Betrachtung und Beurtheilung von dem Gesichtspuncte ausgehen, daß das Reformationszeitalter mit unserer älteren Literatur gebrochen hatte und die lateinische Poesie der Gelehrten diesen Riß mehr und mehr erweiterte. Die Brücke ist niedergerissen, der Rückweg versperrt; es galt neue Wege zu finden. Für die Sagenwelt des Epos war längst kein Boden mehr vorhanden. Die geistige Entwicklung der Völker des westlichen Europa's war beim Drama angelangt. Dies war auch die Aufgabe unserer Poesie, wenn sie sich als nationale Dichtung weiter ausbilden wollte. Daß man von diesem naturgemäßen Triebe auch in Deutschland etwas fühlte, erkennt man aus den vereinzeltten Ansätzen und Versuchen, die freilich von der Lösung der Aufgabe noch weit entfernt blieben. Die Frage, weshalb die deutsche Poesie den richtigsten Weg verfehlte, läßt sich kurz dahin beantworten, daß das Drama ohne einen Hintergrund im Nationalleben, ohne ein in der Seele des Dichters lebendiges Bewußtsein der nationalen Kraft und Freiheit bei keinem Volke ein rechtes Gedeihen gefunden hat. Deutschland, seit Jahrhunderten in zahllose, durch kein festes Band verknüpfte Herrschaften zerstückelt, jetzt auch noch dazu durch religiöse Parteiungen zerspalten, mit Kaisern an der Spitze, die von einer undeutschen, spanisch-italienischen Politik ge-

leitet wurden, endlich gar in einem langen verheerenden Kriege die Beute roher militärischer Gewalt, fremder Armeen und zuletzt auch fremder Sitte: wo blieb das erhebende Selbstgefühl und die einst gerühmte Thatkraft des deutschen Volkes? Was uns damals das Drama unmöglich machte, hat überhaupt unserer Poesie den für sie ergiebigsten Boden entzogen und nur künstliche Treibhauspflanzen übrig gelassen. Auch unsere Lyrik hörte nach der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts auf, Nationalpoesie zu sein. Das alte Volkslied, voll Phantasie und frischem Leben, verklingt nach und nach, und nur das Gefühl protestantischer Glaubensgemeinschaft erhält noch den einzigen lebenvollen Zweig der lyrischen Dichtung, das Kirchenlied.

Zu jenen allgemeinen Ursachen des Sinkens der Volksbildung kamen noch manche besondere hinzu. Die Stände hatten sich mehr und mehr von einander gesondert. Die Gelehrten lebten nicht mehr in und mit dem Volke, sondern betrachteten dies als die ungebildete, bevormundete Masse, der man mehr und mehr die Theilnahme an den eigenen Angelegenheiten entzog, so daß es an dem, was vorging, kein anderes Interesse behielt, als die Sorge für des Leibes Nothdurft. Kein Wunder, daß in solch einem Volksleben kein Funke von Poesie blieb, daß es auch ebensowenig dem Dichter noch einen Stoff bot, zumal da man aus den gelehrten Kreisen in dieses kaum noch einen Blick warf. Und wie ging es selbst in diesen gelehrten Vereinen und Hofcirkeln zu! Die Etikette, das Ceremoniell maß jeden Schritt, und selbst die Pulsschläge des Herzens gewöhnten sich an ein gemessenes Tempo. Das hat nicht der dreißigjährige Krieg allein verschuldet; vielmehr ist noch die Kriegsperiode die einzige Zeit, welche dichterische Talente hervorrief. Die hundert Jahre nach dem Kriege sind die armseligsten unserer neueren deutschen Poesie.

Im Allgemeinen trägt die ganze Literaturperiode den Charakter der Nachahmung des Ausländischen. Dies ängstliche, entwürdigende Anschließen an die Literatur der Nachbarländer hält gleichen Schritt mit dem Verfall unserer politischen Selbstständigkeit, mit der Einführung fremdländischer Sitte und Mode, welche, von

den Höfen und dem entnationalisirten Adel ausgehend, bald alle Stände sich unterwürfig machte und das Nationalgefühl erstickte. Wäre die Nachahmung der ausländischen Literatur nur noch auf die besten Muster gerathen, so würde wenigstens die deutsche Poesie nicht in solche Geschmacklosigkeit haben versinken können, wie vornehmlich in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts geschah. Allein schon die neulateinischen Dichter nährten sich nicht aus den reinsten Quellen. Von den Griechen wußte man wenig. Unter den römischen Dichtern, die doch auch schon Nachahmer der Griechen waren, ahnte man nicht einmal denen der besten Zeit nach, sondern mehr den späteren, bei denen das Rhetorische, das der lateinischen Dichtung überhaupt eigen ist, in phrasenreiches Pathos und unnatürliche Uebertreibung ausartet. Der rhetorische Pomp ging aus der neulateinischen Poesie in die gesammte neuere Literatur über. Schon die italienische Poesie eines Torquato Tasso treibt diese gezierte Eleganz zu einer bedenklichen Höhe; aber weil sie von einem wahrhaften Dichtergenius befeelt wird, so hat sie ein wärmeres Leben, während die italienischen Dichter nach ihm zu bloßen Phrasenkünstlern herabsanken und das seelenlose Wortgeflingel in Gang brachten, das nach dem Haupte dieser Dichterschule, Marino, die Poesie der Marinisten genannt worden ist.

In Frankreich hatte die Nachahmung der lateinischen Poesie eine völlige Umwälzung zur Folge gehabt. Die Sprache ward mit lateinischen Wörtern überladen; sie ward, wie ein geistreicher Franzose bemerkt, aus Liebe zu Rom eine Barbarin. Unter den Händeln des zu seiner Zeit übermäßig gefeierten *Ronsard* entstand eine so schwülstige Dichtersprache, die er und seine Lobredner für *Pindarisch* ausgaben, daß die späteren Dichter der sogenannten classischen Periode gerade darein ein Verdienst setzten, diesen Schwulst verbannt und das Ebenmaß hergestellt zu haben. Und eben dieser *Ronsard* wurde von den deutschen Dichtern den höchsten Mustern der Poesie an die Seite gesetzt.

Die Holländer endlich, gründliche Kenner der römischen Literatur und Meister in der neulateinischen Dichtkunst, bildeten um

1600 eine eigenthümliche Kunstdichtung aus, welche die entlehnte rhetorische Bildersprache mit holländischer Nüchternheit verband und in studirter Manierirtheit der französischen nahe stand. Bei ihnen ist, gleich wie bei den Franzosen, das schleppende Versmaß der Alexandriner in den größeren Gedichten in Gebrauch, und allerdings paßt dieses Metrum mit seinem eintönigen Pendelschlag, seinen regelmäßigen Einschnitten ganz zu dem einförmigen, gleichmäßigen Gange der damaligen Poesie.

Nach den eigenen Worten eines der Häupter der Poesie jenes Zeitalters besteht die Kunst des Dichters hauptsächlich in sinnreichen Erfindungen, durchdringenden, geschärften und löblichen Beiwörtern, artigen Beschreibungen. Ausdrücklich setzte man diese „Lieblichkeit“ der „alten rohen deutschen Art“ entgegen. Der manchmal noch wiederholte Satz, daß das Dichtertalent etwas Ursprüngliches und Angeborenes sei, ist im Grunde nur eine herkömmliche Redensart, eine Reminiscenz aus den Alten. In That und Wahrheit betrachtete man die Poesie als eine Redeübung, durch die man sicher zum Ziele gelange, wenn man sich nur an die Regeln halte und sich nach den gefeierten Mustern tüchtig schule. Daher entstanden denn Anweisungen, wie „der poetische Trichter, die deutsche Dicht- und Reimkunst ohne Behuf der lateinischen Sprache in sechs Stunden einzugießen“, und noch Gottsched rühmt ein Jahrhundert nach Opitz in der Vorrede zu seiner „kritischen Dichtkunst“, daß durch seine Lehren Anfänger in Stand gesetzt würden, alle üblichen Dichtungsarten auf untadlige Weise zu verfertigen.

Die Kritik schlummerte. Durch gegenseitige Lobpreisung befestigte man sich in der Selbstzufriedenheit und Behaglichkeit, als habe man es bereits so weit gebracht, daß der Zukunft kaum noch etwas zu thun übrig bleibe. Mit den Lobeserhebungen des Anhangs, der Schule, umgab man sich wie mit einer sichern Mauer, an der der Pfeil des Tadel's, wenn er ja gewagt wurde, wirkungslos abprallte. Der kaiserliche Dichterlorbeer, früher nur lateinischen Dichtern zuerkannt, ward seit Opitz den deutschen Dichtern freigebig gespendet. Bald ernannte der Kaiser aus der Zahl der Gefrönten eigene Pfalzgrafen, denen das Recht, die Dichterkrone

zu ertheilen, verliehen ward, und diese erwarben sich Lober und Anhänger durch eine so große Freigebigkeit, daß auch der mittelmäßigste Reimer des Kranzes nicht entbehrte.

Jedoch was uns streng macht gegen das Jahrhundert, macht uns milde gegen den Einzelnen, der, wie ausgezeichnet auch die Gaben seines Geistes sein mögen, ein Kind seines Jahrhunderts bleibt. Auch der Beste leidet an der Krankhaftigkeit seines Zeitalters. Wenn wir auch mit dem Geständniß beginnen müssen, in dem siebzehnten Jahrhundert keinen deutschen Dichter im höchsten Sinne des Worts zu finden, so bietet sich doch auch mancher Anlaß zu freudiger Anerkennung. Vor Allem ist es ein unzweifelhaftes Verdienst der Dichter, daß die deutsche Sprache in ihrer Reinheit erhalten und nach manchen Seiten weiter ausgebildet wurde. Dies Verdienst muß uns um so größer erscheinen, je schwerer es war, sich dem in die Prosa und die Conversation eindringenden Sprachverderbniß entgegenzustellen. Je mehr die Deutschen sich in der Nachahmung fremder Sitte gefielen, je häufiger die Reisen ins Ausland wurden und die Heimgekehrten mit der Verachtung des Vaterländischen prunkten, desto größer ward auch die Sucht, mit der Fertigkeit in fremden Sprachen zu glänzen und die heimische Sprache mit fremdem Fuß zu bekleiden; man nannte dies die *Mamode-Schreibart*, späterhin den *galanten Stil*. Die Gelehrten schrieben und sprachen mit eingemischten lateinischen Phrasen; die vornehm-Gebildeten legten einen besonderen Werth auf französische Sprache und bildeten sich mit dessen Hülfe ein *galant-heißendes Kauderwelsch*, an dessen Ueberresten wir trotz aller Sprachreinigung noch heutzutage leiden.

Von solcher Sprachmengerei hielten die Dichter sich grundsätzlich fern, und die Sprachgesellschaften, deren Mitglieder gerade die tonangebenden Dichter waren, richteten ihre Vorschriften und ihre Kritik vornehmlich auf die Reinheit der Sprache. Die erste dieser Gesellschaften war die sogenannte *fruchtbringende Gesellschaft* oder der *gekrönte Palmenorden*. Als nämlich zu Weimar im Jahre 1617 die Herzogin Dorothea von Weimar, eine Schwester des Fürsten Ludwig von Anhalt, begraben

wurde, sprach bei dem Leichenmahle Kaspar von Teutleben von den gelehrten Gesellschaften, die in den angesehensten Städten Italiens zur Erhaltung adeliger Sitte und zur Verschönerung der Muttersprache beitrügen, und erinnerte daran, wie heilsam es wäre, wenn sich auch in Deutschland eine solche Gesellschaft zur Erhaltung der Muttersprache bildete. Der vielgereiste und kenntnißreiche Fürst Ludwig von Anhalt, der jederzeit große Vorliebe für deutsche Sprache und Wissenschaft bewies, wurde von dem Gedanken lebhaft ergriffen und führte noch in demselben Jahre den Vorschlag aus. Köthen, seine Residenz, ward der erste Sitz der fruchtbringenden Gesellschaft; zum Sinnbild erhielt sie den in allen Theilen nutzbaren Palmbaum mit der Devise: Alles zum Nutzen; daher der Name Palmenorden. Demnach bekamen auch alle Mitglieder Beinamen, die sich auf Wachstum und Pflanzenreich bezogen. Für unsern Zweck ist besonders der zweite Artikel der Statuten erwähnenswerth: „Es soll auch den Gesellschaftern in allen Dingen obliegen, unsere hochgeehrte Muttersprache in ihrem gründlichen Wesen und rechtem Verstande ohne Einmischung fremder, ausländischer Flickwörter im Reden, Schreiben, Gedichten aufs allerzier- und deutlichste zu erhalten und auszuüben, auch so viel möglich insonderheit bei den Mitgesellschaftern zu verhüten, daß diesem in Keinem nicht möge zuwider gehandelt werden.“ Wie gebildet der anhaltische Adel damals gewesen sei, beweist die Theilnahme an dem neuen Orden, in welchen 16 Fürsten und 68 Adelige bloß aus diesem Fürstenthume eintraten. Die namhaftesten Dichter der Zeit waren Mitglieder. So lange der Fürst Ludwig lebte, war er das Oberhaupt des Ordens und Köthen der Sitz, wo die Versammlungen gehalten wurden; nach seinem Tode erhielt diese Würde Herzog Wilhelm von Weimar, welcher ihren Sitz nach Weimar verlegte. Der dritte Fürst, welcher diesem Orden vorstand, war der Herzog August, welcher ihre Versammlungen in Halle halten ließ. Mit seinem Tode 1680 nahm die fruchtbringende Gesellschaft ein Ende.

Für die Prosa, wenn man die der Romane ausnimmt, sind die Bestrebungen dieser und der später zu erwähnenden Sprach-

gesellschaften durchaus vergeblich gewesen. In der Dichtersprache aber ward die Reinheit des Ausdrucks das unterscheidende Merkmal, wodurch sie als eine würdigere Sprache sich der Sprache des gemeinen Lebens gegenüberstellte. Erst jetzt drang Luther's Sprachreform, welche zunächst nur die Prosa umgestaltet hatte, auch in die Poesie ein. Verbunden war damit die Wiederherstellung des Sylbenmaßes, der Versmessung. In der Zeit des Verfalls unserer Poesie waren die Gesetze der Metrik ganz verloren gegangen; man zählte nur die Sylben ohne Rücksicht auf ihre Länge und Kürze; selbst Luther hat kein geregeltes Sylbenmaß, und Nebhün's Reformversuche waren erfolglos. Daß wir den verlorenen Wohlklang, das vergessene Maß wiedergewonnen haben, daß der natürliche, sprachgemäße Gang des deutschen Verses wiederhergestellt worden ist, das ist das Verdienst des Martin Opitz (geboren zu Bunzlau in Schlesien 1597), welches ihm mitten zwischen den Reformatoren unserer neuhochdeutschen Sprache, zwischen Luther und Klopstock, eine Stelle anweist, und in diesem Sinne kann der Ehrenname, den ihm sein Jahrhundert beilegte, der eines Vaters der deutschen Dichtkunst, auch jetzt noch wiederholt werden. Denn in der Form steht unsere neue deutsche Poesie auf der von ihm gelegten Grundlage. Nachdem er die regelmäßige Abwechselung von Längen und Kürzen gelehrt und den deutschen Vers in einen gefälligen Fluß gebracht hatte, blieb die deutsche Verskunst auf dieser Bahn, und selbst die Einführung des Hexameters und anderer griechischen Versmaße hat die Grundgesetze, die Opitz aufstellte, nicht umstürzen können. Ein wahrer Dichter war aber Opitz nicht, nur ein gewandter Redner, der das von allen Seiten Entlehnte gut zu verwenden und einzufleiden verstand. Die größere Hälfte seiner Dichtungen besteht aus Uebersetzungen und Bearbeitungen, die allerdings die Deutschen mit den ausländischen Literaturen genauer bekannt machten, aber auch der Nachahmung des Fremden großen Vorschub leisteten. Er übersezte Heinsius' Lobgesang des Bacchus, dessen Lobgesang Jesu Christi, Grotius' Gedicht von der Wahrheit der christlichen Religion; seine Epigramme und Sonette sind größtentheils aus

holländischen, italienischen und französischen Dichtern verdeutscht. Für die fernere Gestaltung des Drama's waren seine Uebersetzungen von Seneca's Trojanerinnen und Sophokles' Antigone, sowie der italienischen Oper Daphne von großer Bedeutung. Seine Sprachkunst zeigt sich in den Paraphrasen biblischer Dichtungen am glänzendsten, besonders in der Umdichtung des Hohenliedes (1627) und der Psalmen (1628). An die letztere schließt sich das treffliche Lied an „auf die Weise des 104. Psalms“, das ein Beleg des Obengesagten sein mag (neuere Orthographie wie auch in den folgenden Proben).

Auf, auf, mein Herz, und du, mein ganzer Sinn,
Wirf alles das, was Welt ist, von dir hin;
Wo daß du willst, was göttlich ist, erlangen,
So laß den Leib, in dem du bist gefangen.

Die Seele muß von dem gesäubert sein,
Was nichts nicht ist, als nur ein falscher Schein,
Muß durch den Zaum der Tugend dämpfen können
Die schnöde Lust der äußerlichen Sinnen.

Ein jeder Mensch hat etwas, das er liebt,
Das einen Glanz der Schönheit von sich giebt:
Der suchet Gold und trauet sich den Wellen,
Der gräbet fast bis an den Schlund der Höllen;

Viel machen sich durch Kriegerthat bekannt
Und stehn getrost für Gott und für ihr Land;
Der denkt hoch und strebet ganz nach Ehren,
Und jener läßt die Liebe sich bethören.

Indessen bricht das Alter bei uns ein,
In dem man pflegt um nichts bemüht zu sein!
Oh' als wir es recht mögen inne werden,
So kömmt der Tod und rafft uns von der Erden.

Wer aber ganz dem Leib ist abgethan
Und nimmt sich nur der Himmelsorgen an,
Setzt allen Trost auf seines Gottes Gnaden,
Dem kann noch Welt noch Tod noch Teufel schaden.

Den Anker hat der Noah eingesenkt,
 Da als er war mit Lust und See verschränkt,
 Der große Trost hat Abraham erquicket,
 Als er sein Schwert nach Isaac gezücket.

Der Glaube muß von Gott erbeten sein,
 Der einig macht, daß keine Noth noch Pein
 Und Todesangst auch den geringsten Schmerzen
 Erwecken kann in frommer Leute Herzen.

Drum schau, o Mensch, hinauf und über dich
 Nach dem, was nicht den Augen zeigt sich,
 Was niemand kann beschließen in den Schranken
 Der Sterblichkeit und flüchtigen Gedanken.

Vollbringst du das, mein Herz, und du, mein Sinn,
 Und legst die Last der Erden von dir hin,
 Sagst ab dem Leib, in dem du bist gefangen,
 So wird Gott dich, und du wirst Gott erlangen.

In seinen eigenen Gedichten verstreut Opitz überall die Schätze seiner ausgebreiteten Lectüre, und selbst was als Ausfluß des Gemüths erscheint, ist mehr aus dieser angelernt und anempfunden, so daß sein Charakter wenig davon berührt wird. Die Tugenden, die er auf allen Blättern seiner Gedichte preist, Genügsamkeit und Zufriedenheit, Seelengröße und Verachtung der Götzen der Welt, des Reichthums, der Ehren und Titel, hat er im Leben nicht bewährt, oder sie gehören in seine Jugendzeit, weshalb auch die damals entstandenen Gedichte am meisten natürliche Empfindung verrathen. Auch das beste seiner Lehrgedichte, das Trostgedicht in Widerwärtigkeit des Krieges, verfaßte er noch in stiller Zurückgezogenheit, als er nach vollendeten Studien durch die Kriegsbewegungen am Rhein von seinem geliebten Heidelberg nach den Niederlanden und von da nach Jütland getrieben ward, wo er bei einem seiner Universitätsfreunde in poetischer Muße lebte. Seit er aber 1624 von dem Fürsten von Siegnitz an den Hof gezogen wurde und bald darauf in die Dienste des katholischen Burggrafen von Dohna getreten war, als ihm Kaiser Ferdinand den Lorbeerkranz aufgesetzt hatte und endlich als Opitz von

Boberfeld in den Adelsstand erhob, war aus dem schlichten Gelehrten ein nach Hofgunst haschender Weltmann geworden, der die Dichtkunst dazu anwandte, seinen Gönnern Huldigungen darzubringen und sich neue Gunst zu erwerben. Die Unsitte, nach allen Seiten hin Lobgedichte und Gelegenheitsgedichte zu machen, ist mit Opitz recht eigentlich eingerissen und hat nicht wenig zu der Hohlheit und innern Unwahrheit der damaligen Poesie beigetragen. Zwar ist auch die echte lyrische Dichtung in gewissem Sinne Gelegenheitspoesie, insofern sie ihre Anregung von Ereignissen des Lebens erhält; allein die Gelegenheitsdichterei jener Zeit bestand vor Allem aus Geburts-, Hochzeits- und Begräbnißgedichten. Was aber das eigene Herz bewegte, das individuelle Gefühl, der Kampf der Leidenschaften, ward durch die von der Etikette aufgedrungene Uniform des gesammten Lebens eingeschnürt und verhüllt. Das erotische Lied verliert daher alle Frische und Lebendigkeit. Die Form, welche es bei Opitz trägt, erhält sich ein Jahrhundert hindurch. Wir geben ein Beispiel und zwar keines von Opitz' schlechteren Gedichten.

Ist irgend zu erfragen
Ein Schäfer an dem Rhein,
Der sehnlich sich beklagen
Muß über Liebespein,
Der wird mir müssen weichen,
Ich weiß, ich brenne mehr;
Niemand ist mir zu gleichen,
Und liebt er noch so sehr.

Es sind vorbei gegangen
Zehnd zwei volle Jahr,
Daß Phyllis mich gefangen
Mit Liebe ganz und gar;
Daß sie mir hat genommen
Gedanken, Muth und Sinn:
Zwei Jahr ist's, daß ich kommen
In ihre Liebe bin.

Seither bin ich verwirret
Gewesen für und für,
Es haben auch geirret
Die Schafe neben mir;

Das Feld hab' ich verlassen,
Gelebt in Einsamkeit,
Hab' alles müssen hassen,
Was sonst der Hirten Freund'.

Nichts hab' ich können singen,
Als von dem klaren Licht;
Von ihr hab' ich zu klingen
Die Lauten abgericht.
Wie sehr ich sie muß lieben,
Wie viel ich auf sie halt',
Das hab' ich fast geschrieben
An alle Bäum' im Wald.

Kein Trinken und kein Essen,
Ja nichts hat mir behagt;
Ich bin allein geseffen
Und habe mich beklagt.
In diesem schweren Orden
Ist alles umgewendt,
Die Heerd' ist mager worden,
Mich niemand fast mehr kennt.

Sie aber hat die Sinnen
 Weit von mir abgekehrt,
 Ist gar nicht zu gewinnen,
 Als wär' ich ihr nicht werth,
 Da doch, was ich geiungen,
 Im Brittenland erschallt,
 Und meine Stimm' gedrungen
 Bis durch den Böhmerwald.

So hab' ich auch darneben,
 Ich habe was bei mir,
 Das ich nicht wollte geben
 Um alles Vieh allhier,
 Das an des Neckars Rande
 Im grünen Graze geht:
 Mein Nam' wird auf dem Lande
 Und in der Stadt erhöht.

Jedoch nach diesem allen
 Frag' ich nicht sonders viel;
 Der Pnyllis zu gefallen
 Ich einig singen will.
 Ohn' sie mir nichts auf Erden,
 Sei, was es sei, gefällt;
 Kann ihre Gunst mir werden,
 Hab' ich die ganze Welt.

Weit mehr als im Lyrischen machte sich das formell-rhetorische Talent Opitzens in der didaktischen und beschreibenden Poesie geltend. Neben dem „Trostgedichte“, zu welchem ihm die Wirklichkeit manche belebte Schilderung an die Hand geben konnte, ist vorzüglich der *Bejuvius* zu nennen, worin er die Ursachen der Erdbeben und vulkanischen Ausbrüche poetisch vorträgt und damit Betrachtung und Schilderung verbindet. Der Ausbruch des Vesuvius im Jahre 1633 gab die Veranlassung zu diesem Gedichte. In all diesen größeren Dichtungen herrscht der Alexandrinervers. Das nach ihm so beliebte Schäfergedicht mit abwechselnder Prosa und Lyrik führte er durch seine Schäferei von der *Nymphe Hercinia* ein, worin ihm Italiener und Franzosen vorgegangen waren.

In den letzten Jahren seines Lebens schloß er sich, nachdem er den Herzog von Brieg nach Thorn und Danzig begleitet hatte, an den König Vladislav von Polen an, den er durch ein Lobgedicht feierte, und ward zu dessen Secretär und Historiographen ernannt. Er starb 1639 zu Danzig an der Pest. Seine nachgelassenen Papiere wurden aus Furcht vor Ansteckung vernichtet.

Nachdem der Charakter der Poesie jenes Zeitalters hinreichend bezeichnet ist, kann es nicht darauf ankommen, auf die einzelnen

mit und nach Opitz lebenden Dichter genau einzugehen. Indes sind einige derselben hervorzuheben, in denen eine begabte Dichternatur den manirirten Formen der Schule einen höheren Geist einhauchte.

Dieserjenigen Dichter, welche sich zunächst nach Opitz' Regeln (er faßte sie 1624 theoretisch zusammen in dem Büchlein von der deutschen Poeterey) bildeten, pflegt man, da Opitz aus Schlesiens stammte, die erste schlesische Dichterschule zu nennen, eine Benennung, die leicht zu dem Irrthum verleitet, als hätte Opitz die meiste Nachfolge in Schlesiens gefunden. Allerdings wirkte er auch auf sein Geburtsland, so daß auf allen schlesischen Gymnasien von jetzt an neben den lateinischen Versübungen auch die in deutscher Sprache mit Eifer betrieben wurden. Allein da Schlesiens keine Universität hatte, auf welcher Dichtervereine im Kreise des Gelehrtenstandes sich bilden konnten, so regte sich die poetische Production weit lebhafter auf den benachbarten sächsischen Universitäten Leipzig und Wittenberg und verbreitete sich von hier aus nach den übrigen protestantischen Universitäten des nördlichen Deutschlands, besonders nach Königsberg, Moskau und Kiel. Erst nach 1640 nimmt auch der gebildete Patricierstand der durch Handel blühenden Reichstädte, Nürnberg im Süden, Hamburg im Norden, an der Förderung der Poesie Theil, und mit Andreas Gryphius, der recht eigentlich als der Vertreter der deutschen Poesie seines Jahrhunderts anzusehen ist, wird Schlesiens auf's neue zu poetischer Thätigkeit, besonders fürs Drama angeregt, so daß eine zweite schlesische Dichterschule den Charakter der Poesie bis an die Scheide des Jahrhunderts bestimmt.

Unter Opitz' Zeitgenossen in Schlesiens nennen wir nur den trefflichen Epigrammatisten Friedrich von Logau, der 1655 zu Liegnitz starb, wo er als Kanzleirath in Diensten des Herzogs stand. In der Sprache bildete er sich nicht streng nach Opitz; er verachtete das ängstliche Feilen der Form und meint, wer von Herzen deutsch rede, werde der beste Deutsche sein. Die tüchtige deutsche Gesinnung und Miedlichkeit gilt ihm Alles. Aus seinen „Sinngedichten“ spricht ein edler, durch Welterfahrung ge-

bildeter Charakter; sie sind theils Lehrsprüche voll tiefen Gehalts, theils greifen sie die Gebrechen der Zeit, die Entartung des Vaterlandes aufs bitterste an oder werden zu Mlagen über die Leiden, welche der wilde Krieg, die Quelle aller Untugend und Schande, über Deutschland gebracht hat. Als Zeugnisse seiner deutschen Gesinnung geben wir einige seiner Sinngedichte.

Deutsche Sprache.

Das deutsche Land ist arm, die Sprache kann es sagen,
Die jetzt so mager ist, daß man ihr zu muß tragen
Aus Frankreich, was sie darf, und her vom Tiberstrom,
Wo vor Latein starb auch mit dir, unrömisch Rom.
Zum Theil schickt's der Iber; das Andre wird genommen,
So gut es wird gezeugt und auf die Welt ist kommen
Durch einen Vernelug, der, wenn der Geist ihn rührt,
Setzt dieses Prahlwort, jett jenes raus gebiert.
Die Musen wirkten zwar durch kluge Dichtersinnen,
Daß Deutschland sollte deutsch und artlich reden können;
Mars aber schafft es ab und hat es so geschickt,
Daß Deutschland ist blutarm, drum geht es so gekickt.

Französische Sprache.

Wer nicht Französisch kann,
Ist kein gerühmter Mann;
Drum müssen wir verdammen,
Von denen wir entstammen,
Bei denen Herz und Mund
Alleine Deutsch gekunt.

Französische Kleidung.

Diener tragen ingemein ihrer Herren Liverei;
Soll's dann sein, daß Frankreich Herr, Deutschland aber Diener sei?
Freies Deutschland, schäm' dich doch dieser schändlichen Knechtereie.

Fremde Tracht.

Mamode-Kleider, Mamode-Sinnen,
Wie sich's wandelt außen, wandelt sich's auch innen.

Deutschland.

Deutschland bei der alten Zeit
 War ein Stand der Redlichkeit,
 Ist jetzt worden ein Gemach,
 Drinnen Laster, Schand' und Schmach,
 Was auch sonst aus man segt,
 Andre Völker abgelegt.

Die blühende deutsche Sprache.

Deutschen sind so alte Leute,
 Lernen doch erst reden heute;
 Wenn sie lernen doch auch wollten,
 Wie recht deutsch sie handeln sollten.

Paul Fleming (Flemming) (geb. 1609 zu Hartenstein in Sachsen) ist der vorzüglichste Lyriker seiner Zeit. Auch unsere Zeit hat seine Lieder noch nicht vergessen, wäre es auch nur das allbekannte „In allen meinen Thaten laß ich den Höchsten rathen.“ Eben dieses Gedicht bezeichnet den Wendepunct in seinem Leben wie in seinem Dichten. Maun hatte er seine medicinischen Studien auf der Universität Leipzig beendet, wo er schon mit einem Bändchen lateinischer Gedichte an die Oeffentlichkeit trat, als er, durch das Kriegsgetümmel aus seinem Vaterlande vertrieben, sich nach Holstein begab und sich hier der Gesandtschaft angeschlossen, welche der Herzog Friedrich 1633 nach Moskau sandte, sowie 1637—39 einer anderen, welche durch Rußland nach Persien geschickt ward. In dem vorhin erwähnten Liede empfiehlt er sich im Hinblick auf die bevorstehenden Gefahren der weiten Reise dem Schutze des Höchsten; daher hat das häufig zum Kirchenliede verkürzte Gedicht eine innige Beziehung zu seinen Lebensereignissen. Durch diese erhalten überhaupt seine Gedichte ihren Werth. Weil sie nicht im Studirzimmer unter den Eindrücken der Lectüre, sondern aus dem Erlebten hervorgegangen sind, so haben sie mehr Unmittelbarkeit und innere Wahrheit des Gefühls, als die seiner Zeitgenossen. Freilich gilt dies nicht von allen. Denn durch Uebertreibung des Pathos, durch übermäßiges Spielen mit Bildern und Antithesen entfernt sich auch seine Poesie von dem richtigen

Wege, den ihn in vielen seiner Gedichte ein schlichtes, wahrhaft deutsches Gemüth und seine angeborene Dichteranlage finden ließ. Manche Mängel kommen auch auf Rechnung seiner Jugend. Denn schon ein Jahr nach seiner Rückkehr starb er 1640 zu Hamburg, wo er sich, nachdem er in Leyden die medicinische Doctorwürde erlangt hatte, als Arzt niederzulassen gedachte. Das Sonett, mit welchem er wenige Tage vor seinem Ende von der Welt und einem zu der Erfüllung der schönsten Hoffnungen berechtigten Leben Abschied nahm, spricht das Bewußtsein, nicht umsonst gelebt zu haben, auf ergreifende Weise aus.

Ich war an Kunst und Gut, an Stande groß und reich,
Des Glückes lieber Sohn, von Eltern guter Ehren,
Frei, meine, konnte mich aus meinen Mitteln nähren.
Mein Schall floß überweit. Kein Landsmann sang mir gleich.

Von Reisen hoch gepreist, vor keiner Mühe bleich,
Jung, wachsam, unbesorgt. Man wird mich nennen hören,
Bis daß die letzte Gluth dies Alles wird zerstören.
Dies, deutsche Marien, dies Ganze dank' ich euch.

Verzeiht mir, bin ich's werth, Gott, Vater, Liebste, Freunde;
Ich sag' euch gute Nacht und trete willig ab,
Sonst Alles ist gethan bis an das schwarze Grab.

Was frei dem Tode steht, das thu' er seinem Feinde.
Was bin ich viel besorgt, den Odem aufzugeben;
An mir ist minder nichts, das lebet, als mein Leben.

Um zu zeigen, in welchen Weisen in jener Zeit, wo der Druck des Lebens auf Gefühl und Phantasie lastete, das heitere erotische Lied bei Fleming einen Ausdruck sucht, lassen wir „das Lob der Einen“ nachfolgen.

Eine hab' ich mir erwählt,
Und die soll's alleine sein,
Die mich fröhlich macht und quälet,
Doch mit einer süßen Pein.
Ihrer Tugend reine Pracht
Hat mir ihre Günst gemacht.

Poht der keine von der Jugend,
Jener keine von der Bier:
Mich ergötzt ihre Tugend,
Die vor andern glänzt an ihr,
Wie des Monden voller Schein
Unter tausend Sternelein.

So erstreckt sich mein Begehren
Weiter als auf Treue nicht.
Ihre Wahrheit kann gewähren,
Was mir ihre Gunst verspricht.
Hab' ich sie, so hab' ich mir
Aller Schätze Schätz' an ihr.

Basilene, deine Liebe,
Dein gewisser, fester Sinn,
Der mich dir zu Lieben triebe,
Wird gerühmt sein, weil ich bin.
Deiner Treuen Redlichkeit
Wird vergessen keine Zeit.

Auf sie bin ich ausgeschüttet,
Mein Licht borgt von ihr den Schein.
Was mein Mund, der nichts mehr bittet,
Als von ihr geküßt zu sein,
Nachts und Tages, spät und früh,
Redt und singet, das ist sie.

Ein Gedächtniß will ich stiften
Und von Jaspis führen auf.
Amor soll mit güldnen Schriften
Diese Worte stechen drauf:
Basilene, du allein,
Und sonst keine soll es sein.

Fleming sowohl, als Opitz haben durch ihre Reisen zur Verbreitung der neuen hochdeutschen Dichtkunst viel beigetragen. Opitz hielt sich lange in Thorn, Königsberg und Danzig auf; Fleming lebte kurz vor und nach seiner Reise in Neval, wo er sich verlobte, und zuletzt zu Hamburg. In allen den genannten Städten bildeten sich um die gefeierten Männer Vereine von gleichstrebenden Freunden.

Die Seele des Königsberger Kreises ist Simon Dach, seit 1639 Professor der Poesie und Beredsamkeit an der dortigen Universität († 1659). Er hielt sich frei von der pathetischen Ueberschwänglichkeit der Rhetoriker; sein unvergessenes Lied „Anke von Tharaw“, im preussischen Volksdialekt, zeigt uns, daß er den Ton des Volksliedes zu treffen verstand. Sein eigentlichstes Element ist jedoch das religiöse Lied („Ich bin ja, Herr, in deiner Macht“; „O wie selig seid ihr doch ihr Frommen“), worin ihm sein Freund, der Componist und Dichter Heinrich Albert (Alberti), der Verfasser des herrlichen Gesanges, „Gott des Himmels und der Erden“, zur Seite steht.

Hiermit betreten wir wieder das Gebiet des Kirchenliedes, das im siebzehnten Jahrhundert einen fruchtbaren Boden fand. Die Drangsale, welche der Krieg über Deutschland brachte, waren der religiösen Dichtung förderlich, weil man der Geduld, des gläubigen Gottvertrauens, der Verachtung irdischer Vergänglichkeit mehr denn je bedurfte; die glaubensfreundigen Lieder des

vorigen Jahrhunderts werden freilich seltener, man liebt die Trostlieder und Grabgesänge, in denen die lebensmüde Stimmung die Erde nur als die Heimat des Jammers schildert. Es kamte jene Zeit aus der trüben, schwülen Atmosphäre, die auf ihr lag, keinen freudigen Ausblick zum Himmel gewinnen. Auch war es nicht die Trübsal allein, was sie niederdrückte, sondern eben so sehr der finstere Glaubenseifer, der auch in die protestantische Kirche eingedrungen war und jede Lebensfreude verdächtig fand, sowie der in seinem Gefolge einherziehende Aberglaube, der allenthalben böse Dämonen walten sah und mit den gräßlichen Hexenprocessen die Menschheit schändete. Doch aus den schönsten Liedern spricht noch der echt evangelische Geist eines Luther: sie bilden noch den Kern der gottesdienstlichen Erbauung als ein Haupttheil unserer Gesangbücher. Die Correctheit der Opizischen Form ist auch ihnen zu Gute gekommen. Einer der älteren ist Johann Heermann (geb. 1585), Opizens Landsmann und Zeitgenosse, von 1612 bis 1638 Prediger zu Rößen (gest. zu Lissa 1647), dessen Lieder „O Gott du frommer Gott“, „So wahr ich lebe, spricht dein Gott“ im Gedächtniß jedes evangelischen Christen sind. In jener Zeit dichtete Martin Rinckhart sein „Nun danket alle Gott“, Georg Neumark sein vielgejungenes Trostlied „Wer nur den lieben Gott läßt walten“. Mehrere deutsche Fürstinnen fühlten sich gedrungen in geistlichen Liedern ihr frommes, gläubiges Gemüth auszusprechen.

Vor allen Kirchenliederdichtern dieses Jahrhunderts ist Paul Gerhardt (geb. 1607 zu Gräfenhainichen in Sachsen) zu nennen. Daß er 1667 lieber seinem geistlichen Amte zu Berlin entsagte, als daß er der Vorschrift des Kurfürsten, die Polemik gegen die Reformirten aufzugeben, Folge leistete, ist ein bedauerliches Zeichen der Zeit, in der selbst solche Männer von edler Gesinnung und echter Frömmigkeit den kirchlichen Parteileidenenschaften sich nicht zu entwinden vermochten. Allein wir haben doch einen Charakter in Ehren zu halten, der Alles willig aufopfert, um nicht gegen Gewissen und Ueberzeugung zu handeln. Seine „Haus- und Kirchenlieder“, 120 an der Zahl, sind ein unvergänglicher Schatz

erhebender geistlicher Dichtung, der Ausdruck des lebendigen, von Liebe verklärten Christenglaubens, des Vertrauens auf Gottes Vorsehung und Güte. Lieder, wie „Befiehl du deine Wege“, „Ich singe dir mit Herz und Mund“, „Wach' auf, mein Herz, und singe“, „Sollt' ich meinem Gott nicht singen“, „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt“, sind in allen evangelischen Gesangbüchern, auf die wir verweisen, und im Herzen des Volks. Die Sage, daß er das Lied „Befiehl“ zc. nach seiner Amtsentlassung auf der Reise nach Sachsen unter Armuth und Sorge gedichtet und bald darauf vom Herzog von Merseburg die Zusicherung eines Jahresgehalts erhalten habe, ist ungegründet; jenes Kirchenlied wurde schon im Jahre 1659 gedruckt. Paul Gerhardt starb 1676 als Diaconus zu Lübben in der Lausitz.

Nach Paul Gerhardt sank das Kirchenlied und theilte das Verderbniß, die Geschmacklosigkeit, in welche unsere Poesie auf lange Zeit versunken war. Mystisches Gejammer galt für Andacht, Bildertändelei für Poesie. Das schließt nicht aus, daß einzelne Lieder noch den reineren Charakter des älteren Kirchenliedes bewahren. Diesen Uebergang zur Mystik, die besonders die Sehnsucht nach Christo und die Vereinigung der Seele mit ihm, „dem Bräutigam“, hervorhebt, erkennen wir außer in Spee's Trutznachtigall in den geistlichen Liedern des Johannes Frank, Bürgermeisters in Guben („Schmücke dich, o liebe Seele“, „Jesus meine Freude“) und des Johann Scheffler, bekannt unter dem Namen Angelus Silesius, der von der evangelischen Kirche zur katholischen übertrat („Mir nach, spricht Christus“, „Liebe, die du mich zum Bilde“, „Die Seele Christi heil'ge mich“).

Von diesen nimmt das Kirchenlied seinen Weg zu Benjamin Schmolck, einem der besten Kirchenliederdichter in der Zeit der Geschmacksentartung am Schluß des 17. Jahrhunderts, und den Gesängen der Pietisten und Herrnhuter im Beginn des folgenden.

II. Andreas Gryphius und das Drama.

Andreas Gryphius, den sein Jahrhundert, nicht ganz mit Unrecht, den Vater der deutschen Tragödie genannt hat, ward in dem Todesjahre Shakspeare's, 1616, zu Glogau geboren. Schwere Trübsale verkümmerten ihm seine Jugend und legten den Grund zu der trüben Lebensansicht, die sein Gemüth und seine dichterische Phantasie beherrscht. Die Eltern verlor er früh; ein Stiefvater verkürzte ihn um sein Erbe. Mit Armuth kämpfend, suchte er dem Triebe nach gelehrter Bildung zu genügen. Er besuchte die Schule zu Fraustadt und, als diese der Pest wegen geschlossen wurde, die zu Görlitz, endlich 1634 das Gymnasium zu Danzig, wo er sich zugleich durch Unterricht Einiges erwarb. Indes entwickelte sich sein poetisches Talent, so daß er außer kleineren Gedichten ein Drama „der Kindesmörder Herodes“ schon 1631 verfaßte. Georg von Schönborn, ein Rechtsgelehrter zu Freistadt in Schlesien, machte ihn 1636 zum Erzieher seiner Kinder und ertheilte ihm als kaiserlicher Pfalzgraf den Vorbeerfranz und die Rechte adelig Geborener. Bald darauf starb sein Wohlthäter, der ihm jedoch noch ein Vermächtniß ausgesetzt hatte, durch das er die Mittel erhielt, um in Holland wiederum den gelehrten Studien zu leben. Staunenswerth war bereits seine Sprachkenntniß, die sich nicht bloß über die alten Sprachen, sondern auch über die polnische, holländische, französische und englische, vielleicht gar über die spanische Sprache erstreckte. Nicht minder umfassend war seine Gelehrsamkeit, indem er seit 1639 auf der Universität zu Leyden über Geschichte, Mathematik und Anatomie Vorlesungen hielt. 1640 starben ihm Schwester und Bruder, und er selbst litt an langwieriger Krankheit. In dieser trüben Zeit ergoß sich sein Schmerz in den schwermüthigsten Klagegedichten. Als er 1643 nach Deutschland zurückgekehrt war, begann ihm ein freundlicheres Geschick zu lächeln. Als Reisebegleiter machte er 1644—1646 eine Reise durch Frankreich und Italien, welche sein dramatisches Talent zur Reife brachte. Als er nach seiner Rückkehr eine Zeitlang in den Rheingegenden verweilte, verfaßte er

sein erstes Trauerspiel, dem bald andere rasch folgten. Die Landstände des Fürstenthums Glogau erwählten ihn 1650 zu ihrem Syndicus. In dieser Stellung blieb er bis an seinen Tod, der ihn am 16. Juli 1664 plötzlich in einer Sitzung der Landstände ereilte, hundert Jahre nach dem Geburtsjahre Shakspeare's.

Wenn uns Gryphius nichts als seine lyrischen Gedichte hinterlassen hätte, so würde er schon auf einen hohen Rang unter den Dichtern seiner Zeit Anspruch haben. Aus diesen leuchtet der große Charakter des Mannes hervor, der unter den Mühsalen des Lebens eine zwar trübe, aber doch tief sinnige Weltansicht und eine männliche Gesinnung sich erworben hat. Einige seiner Sonette mögen davon Zeugniß geben.

Der Herr denkt mein.

In meiner ersten Blüth', im Frühling zarter Tage
Hat mich der grimme Tod verwaist, und die Nacht
Der Traurigkeit umhüllt, mich hat die herbe Nacht
Der Seuchen ausgezehrt. Ich schmacht' in steter Plage.

Ich theilte meine Zeit, in Seufzer, Noth und Klage,
Die Mittel, die ich oft für feste Pfeiler acht',
Die haben (leider!) all' erzittert und gekracht.
Ich trage nur allein den Jammer, den ich trage.

Doch nein! der treue Gott heut mir noch Aug' und Hand,
Sein Herz ist gegen mich mit Vatern treu' entbrannt,
Er ist's, der jederzeit für mich, sein Kind, muß sorgen.

Wenn man kein Mittel find't, sieht man sein Wunderwerk,
Wenn unsre Kraft vergeht, beweist er seine Stärk',
Man schaut ihn, wenn man meint, er habe sich verborgen.

Eitelkeit der Welt.

Du siehst, wohin du siehst, nur Eitelkeit auf Erden.
Was dieser heute baut, reißt jener morgen ein,
Wo jezund Städte stehn, wird eine Wiese sein,
Auf der ein Hirtenkind wird spielen mit den Heerden.

Was jeztund prächtig blüht, wird bald zertreten werden,
 Was jezt so pocht und troßt, ist morgen Asch' und Bein;
 Nichts ist, das ewig sei, kein Erz, kein Marmorstein.
 Setzt lacht das Glück uns an, bald donnern die Beschwerden.

Der hohen Thaten Ruhm, muß wie ein Traum vergehn;
 Soll denn das Spiel der Zeit, der leichte Mensch bestehn?
 Ach, was ist alles dies, was wir für köstlich achten,

Als schlechte Nichtigkeit, als Schatten, Staub und Wind,
 Als eine Wiesenblum', die man nicht wiederfind't.
 Noch will, was ewig ist, kein einig Mensch betrachten.

Auf die Geburt seines ältesten Sohnes Christian.

Geh', liebes Kind, geh hin und schwöre zu der Fahn'
 Des Königs, der für dich sich in den Tod verschworen:
 Geh' liebes Kind, geh hin! igt wirst du neu geboren
 Und sehest deinen Fuß auf Gottes Ehrenbahn.

Ach schwör' und bleib' getreu, wie Jesus selbst gethan,
 Der dich zu seinem Glied hat durch sein Blut erkoren;
 Er ist's, der dich erhöht; durch mich bist du verloren.
 Wie sicher schiffst, wer schiffst in dieses Noah Kahn!

Gott müsse mehr dich sein, als ich dich mein, erkennen;
 Laß dich von deinem Haupt, von diesem Herren nennen,
 Dem dich dein Vater ganz zu eigen übergiebt.

Laß Andern hohe Wort' und große Namen bleiben;
 Für mich und dich sei groß, wenn du dich so magst schreiben,
 Wie die berühmte Schaar, die ihren Christus liebt.

Orphius wird vorzugsweise nach seinen dramatischen Werken beurtheilt, indem er durch sie am meisten unter den Dichtern seines Jahrhunderts hervorragt. Sie haben eine ganz neue Bahn gebrochen. Werfen wir daher zuvörderst einen flüchtigen Blick auf das Drama der Uebergangsperiode, das wir bei den volksthümlichen Nachahmungen des englischen Schauspiels verließen. An diesem Vorbilde hielt unsere Poesie nicht lange fest. An den Höfen, wo es eine Zeitlang Aufnahme zu finden schien, ward es von der italienischen Oper verdrängt, welche bald das

Schauspiel der vornehmen Welt wurde. Deutsche Texte blieben nicht lange aus. Opitz gab ein Muster in der Bearbeitung der *Daphne*, welche 1627 zu Torgau bei der Feier der Vermählung einer sächsischen Kurfürstin mit dem Landgrafen Georg von Hessen zur Aufführung kam. Es vergingen nur wenige Jahre, so schlug die Oper auch in den wohlhabenden Reichsstädten ihren Sitz auf. In Nürnberg und Augsburg baute man die ersten Schauspielhäuser um der Oper willen. Unter den norddeutschen Städten hatten Dresden und Hamburg eine glänzend ausgestattete Oper. Zwischen der Oper und der Volksspoße blieb der Raum für das höher recitirende Drama fast unausgefüllt. Opitz hatte durch seine Uebersetzungen der *Antigone* und der *Trojanerinnen* den Weg angedeutet, auf dem man in den Niederlanden und Frankreich zu einer classischen Tragödie zu gelangen suchte. Gryphius, durch seine umfassende Literaturkenntniß und ganz besonders durch seine Beobachtungen während der Reisen im Auslande mit den vorzüglichsten Leistungen im Drama vertraut, vor allem angeregt durch die Dramen des gefeierten Niederländers Joost van den Vondel, erkannte in der Tragödie die würdigste Form, um seine großartige Anschauung des Lebens, den hohen Ernst seiner Gesinnung in ausführlichen Schilderungen menschlicher Geschehnisse darzulegen. In solcher Absicht begann er seine erste Tragödie, wie es die Vorrede zum „*Leo der Armenier*“ in ausdrücklichen Worten ausspricht: „Nachdem unser ganzes Vaterland sich nunmehr in seine eigene Nische verscharrt und in einen Schauplatz der Eitelkeit umgewandelt, bin ich geßissen, die Eitelkeit menschlicher Dinge in gegenwärtigem und etlichen folgenden Trauerspielen vorzustellen.“ In diesem Sinne sind seine Tragödien verfaßt. Bürgerliche Zerrüttung, Unterdrückung des Rechts und der Unschuld sind ihr Gegenstand, und der grauenvollen Wirklichkeit, mit deren Bildern seine Phantasie erfüllt war, sind die Farben entlehnt. Allein das Tragische wird nicht zur Verzagtheit, sondern tritt in der Charakterstärke, die gegen das Schicksal kämpft, in der Richtung auf das Ewige inmitten der Wirren der Begebenheiten hervor. Wie klar dieser Leitstern vor seiner Seele

stand, sagen uns die schönen Worte, womit er seine Catharina von Georgien einleitet. Catharina will die Liebe des Perserfürsten nicht erwidern, sondern wählt lieber den Tod, daher heißt es von dem Charakter der Heldin in der Vorrede: „Ehre, Tod und Liebe ringen in ihrem Herzen um den Preis, welchen die Liebe, nicht zwar die irdische und nichtige, sondern die heilig-ewige erhält, der Tod aber darreicht und versichert. Dies Eine beklage ich, daß meine Feder zu schwach, so hohe Geduld, so herzhafte Beständigkeit, so heiligen Entschluß, das Ewige dem Vergänglichen vorzuziehen, nach Würden herauszustreichen. Verzeihe mir, günstiger Leser, und wende dein Gesicht mit mir von dem, was vergänglich, auf die ewig herrschende Ewigkeit.“

Indessen wurde Gryphius gerade durch diese sittliche Tendenz, durch die Ansicht von der Würde der Handlung zu dem gesteigerten Pathos und der einförmigen Rhetorik verleitet, welche keine wahre Charakteristik aufkommen ließ. Wenn er in *Cardenio* und *Celinde* sich dem bürgerlichen Trauerspiele nähert, so geschieht es nicht ohne die Befürchtung, „daß die Personen für ein Trauerspiel fast zu niedrig seien.“ Die Darstellung hält sich daher im gleichmäßigen pathetischen Schritt, und zahlreich eingestreute Sentenzen machen den Dialog nur noch schwerfälliger. Diesem Gang zu belehrenden Betrachtungen huldigt er am meisten in den zwischen den einzelnen Aufzügen („Abhandlungen“) eingefügten „Reden“, gewissermaßen Chören, die bald von den mithandelnden Personen, bald von allegorischen Personen vorgetragen werden, wodurch das Trauerspiel stellenweise in das Gebiet der vom Zeitgeschmack begünstigten Oper hinüberseht. Ueberdies wird die Bewegung der dramatischen Handlung durch die ängstliche Rücksicht auf die Einheit der Zeit und des Orts beengt.

Dessenungeachtet hat Gryphius den Charakter und die Gattungen des nachherigen deutschen Trauerspiels vorgezeichnet. Er wählte den Stoff zu seinen Tragödien aus der Geschichte und hielt sich sehr streng an dieselbe. Die beiden aus der römisch-byzantinischen Kaisergeschichte entlehnten Stücke, *Leo der Armenier* und der sterbende *Papinianus* sind unstreitig die

gelingensten. In „Carolus Stuardus oder die ermordete Majestät“ griff er die ganz nahe liegenden Zeitbegebenheiten auf, stellenweise die Parteiwuth glücklich darstellend, nur daß das Ganze ungleich schwächer ist, als die übrigen Stücke. In der Bearbeitung der Catharina von Georgien war er, wie uns seine eigenen Worte gelehrt haben, von seinem Stoffe erwärmt, aber sein Hang zum schaudervollen Pathos erspart uns nicht die widerliche Schilderung der Martern: der heidnische Priester trägt sogar das blutige Haupt auf die Bühne. Zur Charakteristik seiner Darstellung heben wir aus diesem Drama eine der gelungeneren Particen aus, den Abschied der Heldin von ihren Frauen und der Welt, worin manches Wort an die letzten Scenen von Maria Stuart erinnert.

Cathar. Leb't wohl! die Zeit verläuft, nehmt diese letzten Küsse,
Ihr, die ich zwar in Arm, doch mehr ins Herz einschließe.

Der uns nun von der Welt und eurer Seite nimmt,
Hat, wie und wann ihr uns nachfolgen sollt, bestimmt.

Cassandra, nimm den Ring. Ihr, diese Perlschnüre!

Den Demant Salome, Serena die Sapphire.

Nehmt an zu guter Nacht die Steine von dem Haar,
Die Ketten und was sonst von Schmuck uns übrig war.

Und denkt an unsern Tod. Hiemit bleibt Gott befohlen!

Richter. Princessin, man begehrt Euch in dem großen Saale.

Der Priester ist bestellt. Cathar. Laßt aus dem Jammerthale,

Laßt von der Erd' uns gehn! — Was sind die Thränen noth?

Was weint ihr? Eine der Frauen: Hohe Frau! wir wünschen uns
den Tod!

Bisher hab' ich mein Land und Eltern nur beklagt.

Ihr war't statt beiden mir, Ihr, die von Trost uns sagt',

Wenn fast das Herz uns brach. Mit Euch fiel uns die Bürde,

O Fürstin, ja nicht schwer. Es schien, kein Unfall würde

In Eurer Gegenwart uns unerträglich sein.

Nun greift der neue Schmerz in unsre Seele ein

Und reißt die Wunden auf, die kaum die Zeit gelindert.

Was sag' ich? Seid Ihr hin: wer hilft uns ferner? Cathar. Gott,

Der Aller Vater ist, der Waisen aus dem Noth

Und Wittwen aus dem Staub und Tode von der Bahre

Kann retten, wenn er will. — Glaubt, daß er euch bewahre,

Und bleibt ihm ewig treu. Salome. Ach, kann's nicht möglich sein,

Daß wir zu unserm Trost bewohnen ihrer Pein?

Richter. Drei mögen, und nicht mehr, sie in den Saal begleiten.

Frauen. Ach, führt uns mit. Richter. Ich darf Befehl nicht überschreiten,

Es kostet meinen Kopf. Cathar. Gebt euren Geist zur Ruh'

Und setzt uns ferner nicht mit trübem Weinen zu.

Wir haben satt gelebt und können nichts begehren,

Das uns die große Welt noch fähig zu gewähren.

Wir haben Kirch' und Kron' beschützt mit Rath und Schwert,

Armenien beherrscht, der Perser Land verheert,

Des Schwähers trüben Fall, des Liebsten Blut gerochen,

Der blinden Liebe Joch, des Todes Pfeil zerbrochen,

Und steigen in der Blüth' des Alters auf die Bahr,

Im höchsten Siegsgepräng auf unsern Schlachtaltar,

Wo wir hier diesen Leib zum Opfer übergeben

Dem, der sich selbst für uns ließ an das Kreuz erheben.

Die Erde flieht von uns, wir gehn in Himmel ein. —

Betrübt euch, Liebste, nicht. Die Pein ist ohne Pein,

Die Thränen schwächen fast die unbewegten Sinnen. —

Will man euch unsern Tod zu schauen nicht vergönnen,

Geduld! — doch dient ihr uns in diesem Zimmer mehr!

Fallt Gott für uns zu Fuß, wünscht, daß er uns erhör'

Und selber kämpfen helf' und Stärk' in Angst verleihe,

Daß er begangne Schuld, wo wir gefehlt, verzeihe

Und uns im Tod erquick' und rett' aus allem Leid —

Lebt wohl! mit diesem Kuß bis in die Ewigkeit!

Gröphius' dramatisches Talent tritt in noch höherem Grade in seinen Lustspielen hervor, welche, weit entfernt von dem künstlichen Pomp seiner Tragödien, in der volksmäßigen Rede-weise verfaßt sind und sowohl in der ganzen Anlage wie in dem geistvollen Humor vieler Scenen Alles übertreffen, was die dramatische Dichtung bis auf Lessing hervorgebracht hat. Im *Horribilicribrifax* verspottet er die Sprachmengerei und die soldatische Prahlerei und schafft ein Zeitbild in treffenden Zügen. In schlesischer Volksmundart ist das Scherzspiel die geliebte Dornrose gedichtet, das er in das Singspiel das ver- liebte Gespenst einlegte. Im *Peter Squenz* führt er uns, ähnlich wie Shakespeare im *Sommernachts Traum*, den er nicht vor Augen gehabt zu haben scheint, deutliche Spießbürger vor, welche neben ihrem Handwerk der Meisterlängerkunst obliegen und sich mit der Aufführung eines Stücks, der Squenzischen Tragödie

Pyramus und Thisbe, abmühen. Wir theilen den Eingang des ersten Aufzugs mit und behalten diesmal, um auch davon eine Probe zu geben, wo sie den Leser weniger stört, die ältere Orthographie bei.

Peter Squentz, Pickelhäring, Meister Krick's über und über, Meister Bulla-Butän, Meister Klipperling, Meister Völlinger, Meister Klotz=George.

P. Squentz. Edler, Wodler, Hochedler, Wodedelgeborner Herr Pickelhäring, von Pickelhäringsheim und Saltsnaien.

Pickelhäring. Der bin ich.

P. Sq. Arbeitssamer und Armmächtiger Meister Krick's über und über, Schmied.

M. Krick's über und über. Der bin ich.

P. Sq. Tugendsamer, aufgeblasener und windbrechender Meister Bullabutän, Blasebalkenmacher.

Bullabutän. Der bin ich.

P. Sq. Ehrwürdiger, durchschneidender und gleichmachender Meister Klipperling, Wollbestellter Schreiner des weitberühmten Dorffes Rumpels=Kirchen.

M. Klipperling. Der bin ich.

P. Sq. Wolgelahrter, vielgeschwinder und hellstimmiger Meister Völlinger, Weinweber und Meister Säger.

Völlinger. Der bin ich.

P. Sq. Treusleißiger, Wohlwürendender, Tuchhaffter Meister Klotz=George, Spulenmacher.

M. Klotz=George. Der bin ich.

P. Sq. Verschraubet euch durch Zuthuung euer Füße und Niederlassung der hindersten Uberschendel auff herumgesetzte Stühle, schließet die Repositoria eures Gehirnes auff, verschleißet die Mäuler mit dem Schloß des Stillschweigens, setz eure 7. Sinnen in die Falten, Herr Peter Squentz (cum titulis plenissimis) hat etwas nachdenkliches anzumelden.

P. H. Ja, ja, Herr Peter Squentz ist ein Tieffinniger Mann, er hat einen Anschlägigen Kopff, wenn er die Treppen hinunterfällt, er hat so einen ansehnlichen Bart, als wenn er König von Neu=Zembla wäre, es ist nur zu bejammern, daß es nicht wahr ist.

P. Sq. Nach dem ich zweiffels ohn durch Zuthuung der alten Phaebussin und ihrer Tochter der großmäulichen Frau Fama Bericht erlanget, daß Ihr Majestät unser Gestranger Juncker König ein großer Liebhaber von allerley lustigen Tragoedien und prächtigen Comoedien sey, als bin ich willens, durch Zuthuung euer Geschicklichkeit eine jämmerlich schöne Comoedi zu tragiren, in Hoffnung nicht nur Ehre und

Ruhm einzulegen, sondern auch eine gute Verehrung für uns alle und mich in specie zu erhalten.

B. h. Das ist erschrecklich wacker! ich spiele mit, und sollte ich 6. Wochen nicht arbeiten.

P. H. Es wird über alle Massen schöne stehen! wer wolte nicht sagen, daß unser König treffliche Leute in seinem Dorffe hätte.

M. K. über und über. Was wollen wir aber vor eine tröstliche Comoedi tragiren?

P. S. q. Von Piramus und Thisbe.

M. K. G. Das ist übermassen trefflich! man kan allerhand schöne Lehre, Trost und Vermahnung drauß nehmen, aber das ärgste ist, ich weiß die Historie noch nicht, geliebt es nicht G. Herrlichkeit dieselbte zu erzehlen.

P. S. q. Gar gerne. Der Heil. alte Kirchen=Vehrer Ovidius schreibet in seinem schönen Buch Memorium phosis. das Piramus die Thisbe zu einem Brummen bestellet habe, inmittelst sey ein abscheulicher heßlicher Löwe kommen, vor welchem sie aus Furcht entlauffen, und ihren Mantel hinterlassen, darauff der Löwe Zungen außgehecket; als er aber weggegangen, findet Piramus die bluttige Schaub, und meinet der Löwe habe Thisben gefressen, darumb ersticht er sich aus Verzweiflung, Thisbe kommet wieder und findet Piramum todt, derowegen ersticht sie sich ihm zu Troß.

P. H. Und stirbet?

P. S. q. Und stirbet.

P. H. Das ist tröstlich, es wird übermassen schön zu sehen seyn: aber saget Herr P. S. q. Hat der Löwe auch viel zu reden?

P. S. q. Nein der Löwe muß nur brüllen.

P. H. Ey so wil ich der Löwe seyn, denn ich lerne nicht gerne viel außwendig.

P. S. q. Ey Nein! Monsieur Nidelhäring muß ein Hauptperson agiren.

P. H. Habe ich denn Kopff genug zu einer Hauptperson?

P. S. q. Ja freylich. Weil aber vornehmlich ein tapfferer ernsthafter und ansehnlicher Mann erfordert wird zum Prologo und Epilogo, so wil ich dieselbe auff mich nehmen, und der Vorreder und Nachreder des Spiles, das ist Anfang und das Ende seyn.

M. K. r. über und über. In Warheit. Denn weil ihr das Spiel macht, so ist billich, daß ihr auch den Anfang und das Ende dran seket.

M. K. l. p. Wer sol den Löwen nu tragiren? Ich halte er stünde mir am besten an, weil er nicht viel zu reden hat.

M. K. r. d. s. Ja mich dünket aber, es sollte zu schrecklich lauten, wenn ein grimmiger Löwe hereingesprungen käme, und gar kein Wort sagte, das Trauenzimmer würde sich zu hefftig entsetzen.

M. K. l. o. s. Ich halte es auch dafür. Sonderlich wäre rathsam

wegen Schwangerer Weiber, daß ihr nur bald anfänglich sagtet, ihr wäret kein rechter Löwe, sondern nur Meister Klipperling der Schreiner.

P. H. Und zum Wahr=Zeichen laßet das Schurzfehl durch die Löwen Haut hervor schlendern.

M. Voll. Wie bringen wir aber die Löwenhaut zu wege? Ich habe mein lebtag hören sagen, ein Löwe sehe nicht viel anders aus als eine Katze. Wäre es nun rathsam, daß man so vil Katzen schinden liesse, und überzüge euch nackend mit den noch bluttigen Fellen, daß sie desto fester anklebeten?

M. Kr. über und über. Eben recht. Es wäre ein schöner Handel, sind wir nicht mehrentheils Zunftmäßige Leute? würden wir nicht wegen des Katzenschindens unredlich werden.

M. B. B. Es ist nicht anders. Darzu habe ich gesehen, daß die Löwen alle gelbe gemacht werden, aber meine Lebetage keine gelbe Katze gefunden.

P. Sq. Ich habe einen andern Einfall. Wir werden doch die Comoedi den Pichte tragiren. Nun hat mich mein Gevatter Meister Ditloff Lhsen=Fuß, welcher unser Rathhaus gemahlet, vor diesem berichtet, daß Grüne den Pichte gelbe scheine. Mein Weib aber hat einen alten Rock von Friß, den wil ich euch an stat einer Löwenhaut umbbinden.

M. Kr. Das ist das beste so zu erdencken, nur er muß der Rede nicht vergessen

M. Kl. G. Kümmeret euch nicht darumb, lieber Schwager, Herr Peter Squentz ist ein geschaidener Mann, er wird dem Löwen wol zu reden machen.

M. Klip. Kümmeret euch nicht, kümmeret euch nicht, ich wil so lieblich brüllen, daß der König und die Königin sagen sollen, mein liebes Löwichen brülle noch einmal.

M. P. Sq. Laßet euch unter dessen die Nägel fein lang wachsen, und den Bart nicht abscheren, so sehet ihr einem Löwen desto ehlicher, nun ist einer difficultet abgeholfen, aber hier wil mir das Wasser des Verstandes schier die Mühlräder des Gehirnes nicht mehr treiben, der Kirchen=Vhrer Ovidius schreibet, daß der Monden geschienen habe, nun wissen wir nicht, ob der Monde auch scheinen werde, wenn wir das Spiel tragiren werden.

P. H. Das ist, beym Element, eine schwere Sache.

M. Krick. Dem ist leicht zu helfen, wir müssen in Calender sehen, ob der Monde denselben Tag scheinen wird.

M. Kl. G. Ja wenn wir nur einen hätten.

M. Voll. Hier habe ich einen, den habe ich von meines Großvatern Ruhme ererbet, er ist wol 100. Jahr alt, und derowegen schier der beste. Ey Juncker Pickelhäring versteht ihr euch auffß Calendermachen, so sehet doch ob der Monde scheinen wird.

P. H. Je solte ich daß nicht können. Lustig, lustig ihr Herren, der Mond wird gewiß scheinen wenn wir spielen werden.

M. Krick. Ja ich habe aber mein lebetag gehört, wenn man schön Wetter im Calender findet, so regnets.

M. K. G. Drum haben unsere lieben Alten gesagt: du leugest wie ein Calender=macher.

P. S. q. Ey das ist nichts, der Mond muß darben seyn, wenn wir die Comoedi spielen, sonst wird das Ding zu Wasser, das ist die Comoedi wird zu nichte.

M. Krick. Hört was mir eingefallen ist, ich wil mir einen Fuch umb den Leib binden, und ein Licht in einer Latern tragen, und den Monden tragiren, was dünket euch zu der Sachen?

P. S. Beym Besten das wird gehen, aber der Monde muß in der Höhe stehen. Wie hier zu rathen?

P. S. q. Es solte nicht übel abgehen, wenn man den Monden in einen grossen Korb setzte, und denselben mit einem Stricke auff und abliesse.

M. Krick. Ja! wenn der Strick zuriesse, so fülle ich herunter und bräche Hals und Bein. Besser ist es, ich stecke die Laterne auff eine halbe Picken, daß das Licht umb etwas in die Höhe kommet.

III. Dichtergenossenschaften in Hamburg und Nürnberg. Zweite schlesische Dichterschule. Uebergänge um den Beginn des achtzehnten Jahrhunderts.

Hamburg, seit 1640 einer der Hauptsitze der deutschen Poesie, sah zu gleicher Zeit zwei Dichtergenossenschaften entstehen, den von dem holsteinischen Prediger Johann Rist († 1667), einem überaus fruchtbaren Kirchenliederdichter, gestifteten Elbschwänenorden und Philipp von Zeßen's († 1689) deutsch=gesinnte Genossenschaft. Beide Vereine verloren schon mit dem Tode ihrer Stifter ihre Bedeutung. Zeßen erlangte eine weithin reichende Bedeutung durch die Einführung der in Frankreich üblich gewordenen Heldenromane, welche allmählich die abenteuerlichen Mitterromane, den entarteten Nachwuchs des Mittelalters, verdrängten. Die Tendenz derselben war, ein Sittengemälde auf historischem Grunde auszuführen, wobei man, wenig bekümmert um geschichtliche Wahrheit, durch Einschaltung von Episoden und moralischen Betrachtungen gar sehr in die Breite gerieth. Zeßen's beste Arbeit ist der Roman „Assenat“, d. i. der=

selben und des Josephs heilige Staats-, Lieb- und Lebensgeschichte (1670). Ein vielgelesener Nachfolger war der braunschweigische Superintendent Andreas Heinrich Buchholz, der Verfasser vielgelesener erbaulicher Heldenromane — des christlichen deutschen Großfürsten Herkules und der böhmischen königlichen Fräulein Valiska Wundergeschichte, 1659. 60, und das schwächere Seitenstück in Herkulissus und Herkuladiska Wundergeschichte 1665 — sowie Herzog Anton Ulrich von Braunschweig. Seine Octavia, eine Schilderung des Zeitalters Nero's, und Lohenstein's Arminius und Thusnelda wurden noch bis tief ins folgende Jahrhundert viel gelesen und bewundert. Zur Ausbildung der deutschen Prosa haben diese Romane viel beigetragen, da die Verfasser durchweg einer reinen deutschen Sprache besiffen waren.

Neben dieser ernstern Romangattung war auch der von spanischen Mustern angeregte Vagabunden-Roman durch unverächtliche Leistungen vertreten, unter denen vor allen der Simplissimus des Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen, der 1676 als Schultheiß zu Menchen im Badischen starb, sich auszeichnet, ein lebendiges Bild des wilden Treibens der unheilvollen Kriegszeit, in das er in seiner Jugendzeit versflochten wurde. Die letzte Verzweigung dieser Romangattung sind die Robinsons Geschichten, die im folgenden Jahrhundert eine lebhaftc Theilnahme fanden.

Die lyrischen Gedichte der Hamburger Dichterkreise haben eine freiere Bewegung als die der strengen Opizianer, besonders verdienen die Lieder des aus dem südlichen Deutschland stammenden Georg Greflinger (Seladon von der Donau) Auszeichnung. Ist schon hier der Einfluß der italienischen Lyrik nicht zu verkennen, so zeigt sich dieser noch entschiedener bei den Dichtern der südlichen Schwesterstadt Nürnberg, wo 1644 der Blumenorden oder die Gesellschaft der Hirten an der Pegnitz gestiftet ward, deren Hauptaugenmerk die Nachahmung der pedantisch-gezierten italienischen Hirtenpoesie war. Die Stifter dieser abenteuerlichten aller Dichterkünfte waren Georg Philipp Harsdörffer, welcher durch Gelehrsamkeit nicht minder als durch Geburt und

Klang in seiner Vaterstadt Nürnberg in hohem Ansehen stand, und Johann Klaj, der aus Meissen nach Nürnberg ausgewandert war und sich als Dichter bereits hervorgethan hatte. Zwischen beiden ward die Stiftung der Dichtergesellschaft verabredet. Die Einweihung suchte man recht poetisch auszustatten, daher ist sie charakteristisch für die Zeit. Klaj und Harsdörffer waren 1644 jeder mit einem Gedichte auf die Hochzeit eines Freundes beschäftigt. Sie kleideten es als poetischen Wettstreit zweier Hirten ein, den Eklogen der Alten nachahmend, worin häufig Hirten im Wechselgesange vorgeführt werden. Als Preis wurde ein Blumenkranz ausgesetzt. Dem Kreise der Zuhörer, welcher richten sollte, laßen beide ihre Strophen abwechselnd vor; das Urtheil schwankte; Klaj trat bescheiden zurück. Da zerschnitt Harsdörffer den Faden des Kranzes und ließ seinen Mitbewerber eine Blume wählen. Klaj nahm ein wenig Alee, Harsdörffer eine Maiblume. Dann band er den Kranz zusammen und widmete ihn einem neuzugründenden Dichterverein, der hiermit als Blumenorden gestiftet ward. Die Mitglieder, meist Nürnberger, erhielten Schäfernamen z. B. Myrtill, Damon, Meliböus u. dgl.; auch Frauenzimmer waren darunter, wie denn fast jedes Mitglied seine Gattin einführte. Die Aufnahme geschah durch den jedesmaligen Präses; der erste war Harsdörffer. Es war also diese Verbindung eine Art Familienverein, dessen sich der Magistrat sowohl als die angesehensten Personen von Nürnberg annahmen. Dem Stande der Mitglieder gemäß herrschte eine vornehm-bürgerliche Sitte. War dieser Orden einerseits eine Fortsetzung der Nürnberger Meistersängerschule, so war er in einer anderen Hinsicht noch weit mehr eine Annäherung an die feine Adels-sitte und die zierliche vom Auslande erborgte Hofpoesie, wie denn besonders viele Destreicher von Adel sich an denselben angeschlossen. Das Ordenszeichen war anfangs die Pansflöte, weil die Schäferpoesie die Lieblingsgattung war, daher der Name „Hirten an der Peggniß“. Freilich war es keine Theokritische Idylle, sondern die mit Bändern und seidenen Kleidern phantastisch herausgeputzten, gepuderten und geträufelten Schäfer, wie wir sie vielfach auf derzeitigen Gemälden sehen, die dann

eben so geziert, bald süßlich, bald schwülstig, immer steif und unnatürlich in Reimspielen, Klingreimen, Bilderreimen und Echo's redeten. Später nahm man statt der heidnischen Pfeife Pan's die Passionsblume zum Sinnbild, welche die Gesellschaft, die noch jetzt besteht, seitdem in ihrem Siegel führt. Ihre geistliche Poesie, von dem alten lutherischen Kirchengesang abweichend, besteht in einem Gemisch von Weltlichkeit und Geistlichkeit und verweilt hauptsächlich bei dem Leiden und bei dem Tode Christi in mystischen Allegorien und Bildertändeleien, in welche die geistliche Poesie mehr und mehr ausartete.

Ein allgemeiner Grundzug in den Bestrebungen der Nürnberger Dichter, worin man den Einfluß der italienischen Poesie erkennt, ist die Liebe zu Allegorien und Bildern, sowie zur musikalischen Ausbildung der Sprache. Sie ließen sich dadurch zu den wunderlichsten Wortbildungen, welche die Naturlaute nachbilden sollten, und zu den lächerlichsten Abgeschmacktheiten verleiten; ihr Einfluß auf den Gang der Poesie und die Gestaltung unserer Dichtersprache ist nur gering gewesen. Indes hat man diese Geschmacksverirrung nicht bloß deshalb zu erwähnen, um sie lächerlich zu finden; sie deutet auf ein richtiges, aber über die Mittel noch höchst unklares Gefühl, daß die Poesie der Dipsichischen Schule ohne Phantasie, daß ihre Sprache trocken und unmusikalisch sei. Nun strebte man darüber hinaus, konnte es aber nur bis zu allegorischen Einkleidungen und gehaltlosem Wortgeklüngel bringen.

Schon Gryphius hatte durch rhetorischen Redepomp die Dichtersprache zu beleben und zu kräftigen versucht. Er geht darin über Dipsich hinaus und bildet die Brücke zu der zweiten schlesischen Dichterschule, welche den musikalischen Wohlklang der südlichen Lyriker und das rednerische Pathos der Gryphischen Dichtungen in sich vereinigte. Die Gedichte der beiden Meister dieser Dichterschule, Christian Hoffmann's von Hoffmannswaldau und Daniel Caspary von Lohenstein, deren Blüthe zwischen 1670 und 1690 fällt, sind uns ein trauriges Denkmal, wie sehr den Deutschen ihres Zeitalters nicht nur aller ästhetische Sinn, sondern auch alles sittliche Zartgefühl verloren gegangen war.

Es handelt sich nicht nur um jene einzelnen Männer, sondern um ein ganzes mitlebendes Geschlecht. Denn wer ward mehr gepriesen, bewundert, nachgeahmt! Man stellte Hoffmannswaldau's „Heldenbriefe“, d. h. Liebesmonologe vornehmer Personen, scheinbar an den Gegenstand der Liebe gerichtet, über die *Mias*: man nennt sie Wunderwerke, denen keine Nation Gleiches an die Seite zu setzen habe. So sehr war die Poesie zu einer Declamationsübung herabgesunken, daß der von allen Enden und Ecken der Welt zusammengetragene Wörtepomp und eine bis zum Anstöß ge- steigerte Bilderpracht, daß der sinnliche Mägel laiciver Schilderungen genügte, um einen so ungemeinen Beifall selbst von einem Erdmann Neumeister und Christian Gryphius zu erringen. Allein was galt noch das reinmenschliche Gefühl in einer Zeit, wo Hoffmannswaldau sich ausführlich darüber in Entschuldigungen einläßt, daß er auch einige gemeine Standespersonen eingeführt habe, was er damit wieder gut mache, daß er sie „durch erlauchte Flammen“, d. h. durch die Liebesbewerbungen fürstlicher Personen, gleichsam läutere! So waren denn auch seine Gedichte ein Zeugniß von der tiefen sittlichen Versunkenheit der höheren Stände und des Volkes schmachlicher Erniedrigung: die keusche Muse der Poesie wendet sich erröthend weg.

Zoheinstein, zwar sein Bewunderer und Nachahmer, ist ernsterer Natur; er hat einen Zug zum Erhabenen, und dies brachte ihn auf die Bahn des Andreas Gryphius: er ward Tragödiendichter. Aber was Energie der Sprache sein sollte, ward zum widerlichsten Schwulst; die Unnatur steigert sich zum Aeußersten, so daß hier vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt ist. Seine Tragödien stellen Hofgeschichten dar und malen mit besonderem Behagen Blut- und Schandgeschichten der Neronischen Zeit und türkische Gräuelszenen aus. Daß das Trauerspiel *Abraham Sultan* (1673) zur Vermählungsfeier Kaiser Leopolds I. verfaßt und aufgeführt worden, bezeugt am besten die Stumpfheit des Zeitalters, dem ein Stück voll Mord und Unzucht zu solchem Zweck geeignet scheinen konnte. In seinem weitausgesponnenen Romane *Arminius und Thusbelda* häuft er alle Schätze

seiner Belesenheit in planloser Verbindung zusammen und fügt Heldenreden, Heldenbriefe und Gedichte allerlei Art ein. Dies Werk erregte die allgemeinste Bewunderung, da es eine staunenswerthe Gelehrsamkeit mit allen rhetorischen und poetischen Künsten seiner Zeit vereinigte. Uebrigens ist seine Prosa geschmackvoller als seine Dichtungen.

Ein einziges seiner Gedichte zeichnet am treffendsten die Manier der in der Geschichte unserer Poesie überaus bedeutenden zweiten schlesischen Dichterschule. Wir behalten die Schreibung der ältesten Ausgabe (von 1689) genau bei, als Zeugniß der am Schluß des siebzehnten Jahrhunderts üblichen Orthographie.

Das von der Sonne gesungene Lob der Rose.

(Aus dem 9. Buche des Arminius.)

Diß ist die Königin der Blumen und Gewächse,
 Des Himmels Braut, ein Schatz der Welt, der Sternen Kind;
 Nach der die Liebe seufzt, ich Sonne selber lechse,
 Weil ihre Krone Gold, die Blätter Sammet sind,
 Ihr Stiel und Fuß Schmaragd, ihr Glantz Rubin beschämet,
 Dem Saft Zucker weicht, der Farbe Schnecken = Blut,
 Weil ihr Geruch die Luft mit Balsame besämet,
 Wenn der beliebte West ihr tausend Gold anthut.
 Fühn Hyacinthen gleich des Max Helden = Nahmen,
 So ist die Schönheit selbst auf Rosen abgemahlt.
 Ist gleich der Juno Milch der Pilgen edler Saamen,
 So denkt: daß hier das Blut der Liebes = Göttin prahlt.
 Was die Geschöpfe sonst nur einzelweis empfangen,
 Mit allem dem macht die Natur die Rose schön.
 Sie selber schämet sich, und röthet ihre Wangen.
 Weil sie für ihr beschämt steht alle Blumen stehn.
 Kurz! sie ist ein Begrieff der schönen Welt, ein Spiegel
 Der Anmuth, und der Lieb' ihr wahres Ebenbild.
 Der Dorn ist ihr Geschoß, die Blätter sind die Flügel,
 Zur Fackel dient ihr Glantz, das Raubwerk ist ihr Schild.
 Sie muß zwar selbst den Tag, da sie geborn, erblassen,
 Allein ich Sonne selbst verschwind jedweden Tag.
 So will der Himmel auch sie nicht vergrauen lassen,
 Weil er kein altes Weib zur Buhlschafft haben mag.
 Der Monde tränket sie mit Thau, sie säugt die Bienen,
 Die ihren edlen Saft in süßen Honig fehrn.

Ja ihres Purpers muß sich jeder Mund bedienen,
 Wenn ein nicht=todter Kuß ist nöthig zu gewehren.
 Der Morgen selbst muß sich mit eitel Rosen färben,
 Wenn er der Herold ist des Auges dieser Welt.
 Auch muß der güldne Tag in ihrem Purpur sterben,
 Wenn mir die Abend=Röth' ein falsch Begräbniß hält.
 Ich Sonne werde selbst nie angebetet werden,
 Wenn sich mein Antlitz nicht in Rosen hüllet ein.
 Ja wie die Rose wird die Sonne sein auf Erden;
 So muß der Sonne Rad des Himmels Rose seyn.
 Und daß der Erd=Kreiß recht mög' unser Bündniß wissen,
 Wie Sonn' und Rose sind einander zugethan,
 Soll'n Rosen solcher Art in Morgenland aufschüßsen,
 Die, wie der Tag, schneeweiß den Morgen fangen an.
 Die, wie das Mittags=Licht, so denn mit Feuer brennen,
 Des Abends, wie die Nacht, kohlschwarz im Trauren gehn.
 Wer nun die Sonne wil für's Sternen=Haupt erkennen,
 Der muß den Königs=Kranz auch Rosen zugestehn.
 Was aber wird das Lob der Rose viel gesungen?
 Kein Ruhm gleicht ihrem Werth, sie selbst ist schon ihr Preis.
 Die Red' ist ihr Geruch, die Blätter sind die Zungen;
 Dardurch sie sich allein recht auszustreichen weiß.

Wenn es gleich bis tief ins folgende Jahrhundert hinein gar Viele gab, welche in dem aufgedunsenen rhetorischen Stil, in dem frostigen Spiel mit Bildern und Antithesen die höchste Poesie sahen, so lenkte man doch auch von anderer Seite zu einfachen Redeweisen wieder zurück. Es fehlte indeß dem ganzen Geschlecht so sehr an Tiefe und Wahrheit der Empfindung, daß man damit nur in eine weitichweiffige Flachheit gerieth; es sind gutgemeinte Betrachtungen, die nirgends tiefer in das Leben eindringen, Gelegenheitspoesien für Hoffeste und hohe Personen, geistliche Lieder in herkömmlichen Andachtsformeln. In diese Classe gehören die Gedichte der besseren Schlesier gegen 1700, Hans Asmann von Abschat, Christian Gryphius, Heinrich Mühlspforth.

Zugleich begann die Einwirkung der im Zeitalter Ludwigs XIV. zu höchster Eleganz ausgebildeten französischen Poesie, welche in Boileau's Lehrgedichte l'art poétique ihr Gesetzbuch aufstellte. Das politische Uebergewicht Frankreichs begünstigte die engere

Beziehung zu dem tonangebenden Paris und Versailles, besonders an den deutschen Höfen, und die Aufhebung des Edicts von Nantes, wodurch die Huguenotten in die protestantischen Nachbarländer gedrängt wurden, förderte die allgemeine Verbreitung französischer Sprache und Bildung im protestantischen Deutschland. Mehr und mehr klärte sich jetzt die Einsicht in die Verkehrtheit der schlesischen Manier auf; man suchte das kunstgewandte Ebenmaß des französischen Verses der deutschen Sprache anzueignen. Allein wie fern stand noch das Deutsche hinter dem Wohlklang zurück, der dort sich über die ganze Dichtung verbreitete! wie wenig entsprach es der lebendigen Beweglichkeit und anmuthigen Feinheit, die selbst der nüchternen Lehrpoesie eines Boileau einen Reiz verleiht! In den deutschen Nachahmungen finden wir nur eine prosaische Breite im ermüdenden Pendelschlag der Alexandriner. Auf dieser Stufe stehen die poetischen „Satiren“ des brandenburgischen Freiherrn von Canitz und seines Freundes Benjamin Neufkirch, seit er sich 1700 öffentlich von der Manier der Schlesier losgesagt hatte; sein letztes Werk war die Bearbeitung von Fénelon's Telemach in Alexandrinern. Auch der sächsische Hofpoet und Ceremonienmeister Johann von Besser, dessen Gedichte früher mit Hoffmannswaldau in schamloser Lüsternheit wetteiferten, schlug jetzt den Weg der Nachahmer Frankreichs ein, und mit Pietisch in Königsberg, dem Lehrer Gottsched's, Burkhard Mencke, dem gelehrten Leipziger Professor, verpflanzte sich die französische Manier auf die Universitäten. Ihre letzten Anhänger zählte die schlesische Schule in Hamburg, wo die Opern- und Romandichtung in bester Blüthe stand; aber auch hier begann der Angriff auf die schlesische Schule mit der Polemik Christian Wernicke's, dessen Epigramme den französischen Vorbildern das Wort reden. Man kann daher diese Dichter die neufranzösische Dichterschule nennen.

Mitten unter diesen Zeugnissen von dem Verfall unserer nationalen Dichtkunst begegnet uns ein echtes Dichtertalent, welches, obwohl niedergehalten von dem verdorbenen Zeitgeschmack und mehr noch vom Druck der Umstände und der selbstverschuldeten

Es schnaubt des Ueberwinders Roß,
Es schäumt und riecht den Streit
von fernem,
Das Glückt mengt sich in den Troß,
Um von Eugen Bestand zu lernen.
Die Lust ertönt, das Ufer bebt,
Der Reuter breunt, das Fußvolk strebt,
Den wilden Haufen anzurennen:
Und wer nicht schärfer sinnt als sieht,
Der dürfte, wenn die Mannschaft zieht,
Ihr Heer ein fliegend Herze nennen,

Nur drauf, du Kern der deutschen
Treu!

Nur drauf, du Kern aus Hermanns
Hüften!

Beweise, wer dein Ahnherr sei,
Und trön' ihn auch noch in den
Grüften!

Dein Haupt, dein Beispiel, dein Eugen
Läßt alle, die ihm widerstehn,
Ein tödtliches Verhängniß wissen:
Er steht, er eilt, er würgt dir vor,
Es ist noch um ein eisern Thor*),
So wird die Pforte springen müssen.

Dort, wo der Zeiten Eigensinn
Die Brücke des Trajans zertrümmert**).

Dort wirf die Augen vor dir hin,
Dort merke, was so schwärmt, so
 schimmert.

Es rauscht, wie Panzer und Gewehr,
Es ist ein römisch Geisterheer,
Es sind die Seelen alter Helden:
Sie kommen, deinen Muth zu sehn,
Und werden, was durch ihn geschehn,
Der Ewigkeit voraus vermelden.

Braucht, tapfre Sieger, braucht
das Heit

In Gegenwart so seltner Zeugen,
Die, wo mich nur kein Blendwerk äfft,
Aus jenem dunkeln Reiche steigen.

Warum? sie wollen nicht allein
So schlecht' und faule Zeugen sein,
Sie helfen euch im Sieg' und Schla-
gen;

Denn hat ihr Schatten gleich kein Herz,
So kann er doch wohl hinterwärts
Den Feind mit kaltem Schauer plagen.

Gieb Acht, erschrocknes Morgen-
land!

Du kennst den Blitz, des Adlers Stärke;
Er waffnet unsres Helden Hand
Und zielt auf größ're Wunderwerke:
Hier Schwert des Herrn und Gideon!
Auf, blasse Türken, auf, davon!
Nein! steht und lernt noch besser
fühlen!

Hier schlägt der Degen und der Mann,
Den Gott kaum tapfrer wählen kann,
Euch Hitz' und Wahnsinn abzufühlen.

Für uns besteht sein Werth vor Allem in der innigen Empfindung, die er seinen leicht dahinschießenden Liedern einzuhauchen weiß. Bis auf Goethe hat kein deutscher Dichter so einfach und so wahr seinem Gefühl Worte geliehen. Goethe selbst charakterisirt ihn mit den Worten: „Günther darf ein Poet im vollen Sinne

*) D. h. es ist noch um ein eisernes Thor zu thun, es fehlt nur noch ein eisernes Thor. Eine Anspielung auf den Engpaß dieses Namens, bei welchem die Christen so oft über die Türken siegten.

*) Die Trümmer der von Trajan über die Donau erbauten Brücke finden sich bei dem Flecken Severin in der Nähe von Uzernez.

des Wortes genannt werden. Ein entschiedenes Talent, begabt mit Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Gedächtniß, Gabe des Fassens und Vergewärtigens, fruchtbar im höchsten Grade, rhythmisch-bequem, geistreich, witzig und dabei vielfach unterrichtet; genug, er besaß Alles, was dazu gehört, im Leben ein zweites Leben durch Poesie hervorzubringen, und zwar in dem gemeinen wirklichen Leben. Wir bewundern seine große Leichtigkeit, in Gelegenheitsgedichten alle Zustände durch das Gefühl zu erheben und mit passenden Gesinnungen, Bildern, historischen und fabelhaften Ueberlieferungen zu schmücken. Das Hohe und Wilde daran gehört seiner Zeit, seiner Lebensweise und besonders seinem Charakter oder, wenn man will, seiner Charakterlosigkeit. Er wußte sich nicht zu zählen, und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten.“ Zum Beweise seines Talents mögen zwei Lieder, ein heiteres und ein ernstes dienen.

Bekennniß der Liebe.

So wißt einmal, ich bin verliebt,
Und zwar in so ein Kind,
Das mir erst Lust zu leben giebt,
So schwer die Zeiten sind.
Sein Kuß ist meiner Seelen Kraft
Und hat an süßer Gluth
Fast aller Schönen Eigenschaft,
Nur nicht den Wankelmuth.

Es schwächt mir weder Geist noch Leib,
Das denen sonst geschieht,
Die Amors stiller Zeitvertreib
Am Narrenseile zieht:
Es redet mir in Lust und Leid
So flug als freundlich ein,
Und läßt mich in der nächsten Zeit
Des Unsterns Meister sein.

Ach Hoffnung, ach du Engelsbild!
Du meiner Güter Heil!
Ach komm' und küß' und bleib' mein Schild,
Da alles schlägt und preßt!
Komm, flicht uns unsern Hochzeitschmuck
Von deinem Wintergrün!
Der Tod, sonst nichts ist stark genug,
Ihn wieder aufzuziehn!

Abendlied.

Übermal ein Theil vom Jahre,
Übermal ein Tag vollbracht!
Übermal ein Brett zur Bahre
Und ein Schritt zur Gruft gemacht!
Also nähert sich die Zeit
Nach und nach der Ewigkeit;
Also müssen wir auf Erden
Zu dem Tode reifer werden.

Herr und Schöpfer aller Dinge,
Der du mir den Tag verliehn!
Höre, was ich thranend singe,
Laß mich würdig niederknien;
Nimm das Abendopfer hin,
Das ich heute schuldig bin!
Denn es sind nicht schlechte Sünden,
Welche mich dazu verbinden.

Treuer Vater! deine Güte
Heißet überschwinglich groß;
Drum erquickte mein Gemüthe,
Sprich mich ledig, frei und los!
Gieb der Buße stets Gehör!
Denn dein Knecht verspricht nunmehr,
Dein' Gesetze, deinen Willen
Nach Vermögen zu erfüllen.

Das Verdienst der vielen Wunden,
Die mein Heiland scharf gefühlt,
Hat in seinen Todesstunden
Deine Jorngluth abgefühlt.
Schweig, wenn dieses Lösegeld
Meiner Schuld die Wage hält,
Und beschide mich im Schlafe
Durch kein Aufbot deiner Strafe.

Laß mich an der Brust erwärmen,
Die am Kreuze nackend hing!
Wiege mich in dessen Armen,
Der den Schwächer noch umsing!

Stelle mir der Engel Chor
Als die beste Schildwacht vor!
Satan möchte sonst ein Schrecken
In der Finsterniß erwecken.

Schütze den, der meiner Liebe
An das Herz gebunden ist,
Daß kein Fall sein Ohr betrübe,
Das vielleicht den Seiger mißt.
Stärk' ihm den betrübten Geist,
Wenn er bittere Salsen speist,
Und laß noch in diesem Leben
Uns einander wiedergeben!

Trag das Alter meiner Eltern
Auf den Flügeln deiner Gut,
Tritt für sie die Schwachheits-Keltern;
Mehre derer Hab' und Gut,
Die mir jemals Gut's gethan;
Nimm dich meiner Freundschaft an,
Und verzeih den Lästerzungen,
Ueber die ich oft gesprungen.

Segne die gerechten Waffen
Deiner werthen Christenheit,
Uns den Frieden her zu schaffen,
Den der Feind zu stehlen dräut:
Halt den Schatten rechter Hand
Ueber unser Vaterland,
Daß die drei berühmten Plagen
Weder Vieh noch Menschen schlagen.

Gute Nacht, ihr eiteln Sorgen!
Ich begehre meiner Ruh'.
Jesus schließet bis auf morgen
Auge, Thür und Kammer zu.
Sanftes Lager, sei gegrüßt!
Weil du dessen Vorbild bist,
Das ich demaleinst im Grabe
Sicher zu gewarten habe.

In jener beklagenswerthen Zeit, wo Deutschland an Geist und Kraft verarmt war und unsere Dichtkunst betteln ging, war die

Belebung des religiösen Sinnes, die Erwärmung des protestantischen Kirchenthums, die von Spener, Francke und den Anhängern des sogenannten Pietismus ausgingen, auch für die Poesie von nachhaltigem Einfluß. Das religiöse Lied gewinnt eine größere Innerlichkeit in den Gesängen eines Gottfried Arnold, Johann Jacob Rambach, Gerhard Tersteege und Nicolaus Ludwig Graf von Zinzendorf, des Stifters der Herrnhuter Brüdergemeinde (1727), wenn auch die Musik sich nicht ganz von dem Bilderschwulst der schlesischen Schule rein erhält. Wir theilen unsern Lesern ein „Abendgedanken“ über-
schriebenes Lied des Grafen Zinzendorf mit.

Du Vater aller Geister,
Du Strahl der Ewigkeit,
Du wunderbarer Meister,
Du Inbegriff der Zeit,
Du hast der Menschen Seelen
In deine Hand geprägt:
Wem kann's an Ruhe fehlen,
Der hier sich schlafen legt?

Der Winde Ungeheuer
Stürmt auf die Häuser an,
Wo ein verschloßnes Feuer
Sich kaum erhalten kann.
Wenn sich die Nebel senken,
Verliert man alle Spur;
Der Regen Ström' ertränken
Der flachen Felder Spur.

Es ziehn der Sonnen Blicke
Mit ihrem hellen Strich
Sich nach und nach zurücke,
Die Luft verfinstert sich;
Der dunkle Mond erleuchtet
Uns mit erborgtem Schein;
Der Thau, der alles feuchtet,
Dringt in die Erden ein.

Da fällt man billig nieder
Vor Gottes Majestät,
Und übergiebt ihm wieder,
Was man von ihm empfängt:
Die ganze Kraft der Sinnen
Senkt sich in den hinein,
Durch welchen sie beginnen
Und dem sie eigen sein.

Das Wild in wüsten Wäldern
Geht hungrig auf den Raub;
Das Vieh in stillen Feldern
Sucht Ruh' in Busch und Laub;
Der Mensch, von schweren Lasten
Der Arbeit unterdrückt,
Begehret auszurasen,
Steht schläfrig und gebückt.

Das heißt den Tag vollenden,
Das heißt sich wohl gelegt:
Man ruht in dessen Händen,
Der alles hebt und trägt.
Die Himmel mögen zittern,
Daß unsre Beste fracht,
Die Elemente wittern:
So sind wir wohl bewacht.

In diesem Liede wie in mehreren Tersteege's, des frommen Bandmachers zu Mühlheim an der Ruhr, verbindet sich die religiöse Erbauung mit der Naturbetrachtung, wovon wir die

Anfänge schon in Spee's Trutznachtigall kennen lernten. Diese Richtung greift bald weiter um sich, je mehr in dem Zeitalter des großen Leibniz die Gedankenwelt durch die wissenschaftliche Forschung einen neuen Inhalt gewann und seine „Theodicee“ eine philosophische Verherrlichung der Weisheit und Güte Gottes ward. Barthold Heinrich Brockes, Rathsherr zu Hamburg († 1747), brachte die religiös=beschreibende Poesie durch sein irdisches Vergnügen in Gott als besondere Gattung zu Ansehen. Das weitgedehnte Werk, das seit 1721 in neun Theilen erschien, enthält eine Sammlung von Schilderungen der Naturgenüsse, stellenweise mit wahrhaft poetischer Erhebung, im Ganzen aber durch die Kleinmalerei ermüdend. Die um dieselbe Zeit erschienenen „Jahreszeiten“ von Thomson, von denen Brockes eine Uebersetzung lieferte, befestigten die beschreibende Dichtungsart im Zeitgeschmack noch mehr. Wir geben eine kurze Probe der Brockes'schen Naturbeschreibung, in der wir die ersten Klänge einer weit durch das Jahrhundert nachtönenden Poesie vernehmen.

Frühe Knospen an einem Birnbaum.

Ein Birnbaum von sehr früher Art
Zeigt' allbereits im März die Knospen seiner Blüthe.
Dies trachtige Gewächs, das noch so zart,
Beschaut' ich mit betrachtendem Gemüthe
Und ward mit reiner Lust erfüllt,
Als ich nicht nur die zarte Zierlichkeit
Der Knospen selbst, die Vollenkommenheit
Der Blätter, die sie eingehüllt,
Die kleinen Knoten mit fünf Spitzen,
Worin die zarten Blumen sitzen,
Sammt ihren schlanken Stielen sahe.
Rein gar, wie jeden Theil ein zartes Pelzwerk schmückte
Von weißen Fäserchen, vor Lust erstaunt, erblickte,
So daß mir dies mit Weiß gemischte Grün
Durch einen geistigen Verstand
Und mehr von unsichtbarer Hand
Gebildet, als gewachsen, schien:
Wodurch ich denn, gerührt von Gottes Macht und Liebe,
Zu Seiner Ehr' und meinem Troste schriebe:
Du Allmächts=voller Gott, der Du so wunderbar
In jeder Creatur, in allen Deinen Werken

Macht, Lieb' und Weisheit lässest merken,
 Der Du sogar
 In weißem Sammt, in reicher Seiden
 Die frühe Blüth' des Birnbaums pflegst zu kleiden,
 Um vor ihm drohenden Gefahren
 Des späten Frosts sie zu bewahren:
 Ach, warum soll denn ich mit kindlichem Vertrauen
 Auf Deine Lieb' und Vätertreu nicht bauen,
 In fester Zuversicht, Du werdest hier im Leben
 Den Meinigen und mir leicht Kost und Kleider geben.

Dritter Abschnitt.

Von Haller und Hagedorn bis auf Herder und Goethe.

ca. 1730 — ca. 1770.

I. Haller und Hagedorn.

Die Schweiz hatte eine lange Zeit hindurch an der deutschen Literatur keinen Antheil genommen. Verrostete aristokratische Formen und kirchliche Engherzigkeit hielten den Geist in Bann, und was sich aus den schlesischen Dichterschulen entwickelt hatte, war dort spurlos vorübergegangen. Daher waren die Schweizer so sehr der hochdeutschen Büchersprache entfremdet worden, daß auch nicht ein einziger Dichter darin hervortreten wagte. Allein es waren dort poetische Keime reichlich vorhanden. Eine herrliche Natur hob die Herzen empor; in historischen Erinnerungen lebte noch der Ruf der Freiheit und der Thatkraft, und keine schmeichelnde Hoppoesie pries das Erbärmliche. Es bedurfte nur einer Anregung von außen, um die schlummernde Poesie ins Leben zu rufen. Dies geschah von Karl Friedrich Drollinger, der seit 1689, wo er in Folge des verheerenden französischen Krieges sein Vaterland Baden-Durlach verlassen mußte, seinen Wohnsitz in Basel genommen hatte. Er stiftete dort die deutsche Gesellschaft und wirkte mit solchem Eifer und so glücklichem Erfolge

für die deutsche Literatur, daß ihm der Name des „helvetischen Opiz“ mit Recht beigelegt worden ist. Durch seine Gedichte regte er besonders die religiös-beschreibende Poesie an, dieselbe Gattung, welche durch Brockes im nördlichen Deutschland sich allgemeine Anerkennung erworben hatte, und ward Haller's Vorgänger.

Albrecht von Haller wurde zu Bern am 16. October 1708 geboren. Obgleich ein Knabe von schwächlichem Körper, ergriff er doch mit einer fast beispiellosen Ausdauer die gelehrten Studien, und kaum vertraut mit den Meisterwerken der griechischen und lateinischen Poesie, begann er deren Nachahmung in lateinischer wie in deutscher Sprache, in der ihm Lohenstein als Vorbild diente. Fünfzehn Jahre alt, hatte er schon Tragödien und Komödien sowie ein episches Gedicht über den Schweizerbund verfaßt. Diese seine ersten Versuche hat er vernichtet. Das älteste der uns erhaltenen Gedichte, „Morgengedanken“, entstand während seiner Studienzeit in Tübingen, als ihn in der Morgenfrühe eines schönen Märztages der Anblick der schönen Natur entzückt hatte. Nachdem er seine gelehrte Ausbildung als Arzt und Naturforscher auf der Universität Leyden und auf einer großen wissenschaftlichen Reise nach England und Frankreich vollendet hatte, kehrte er 1727 in seine Vaterstadt zurück. In den nächstfolgenden Jahren, in denen er seine Beschäftigung zwischen der ärztlichen Praxis und den botanischen Excursionen durch das Alpenland theilte, und, durch ein häusliches Band beglückt, die heiterste Epoche seines Lebens genoß, entstanden die schönsten seiner Gedichte, welche er 1732 ohne Nennung seines Namens unter dem Titel „Versuch Schweizerischer Gedichte“ herausgab.

Sein Ruf als Gelehrter war bald so bedeutend, daß er 1736 an die neugestiftete Universität Göttingen berufen wurde. Seine Thätigkeit für die Universität und die Wissenschaft nahm jetzt seine Kraft und Muße so sehr in Anspruch, daß er der Poesie fast ganz entsagte. Ein Abschiedsgruß an die Dichtkunst war gewissermaßen seine „Trauerode beim Absterben seiner geliebten Mariane“ († 1736). Wir schalten diese Elegie, welche von hoher Vortreflichkeit ist, mag auch die Reflexion allzu sehr hervortreten, gleich

an dieser Stelle ein, da sie zugleich jenen wichtigen Wendepunkt seines Lebens genauer schildert.

Soll ich von deinem Tode singen? Hier Kinder . . . Ach! mein Blut
 O Mariane! welch ein Pief! muß lodern
 Wann Seufzer mit den Worten ringen, Beim zarten Abdruck deiner Zier,
 Und ein Begriff den andern flieht, Wann sie dich stammelnd von mir
 Die Lust, die ich an dir empfunden, fodern;
 Vergrößert jegund meine Noth; Wo flieh' ich hin? ach! gern zu dir.
 Ich öffne meines Herzens Wunden
 Und fühle nochmals deinen Tod.

Doch meine Liebe war zu heftig, Hier ist kein Freund dir nah als ich.
 Und du verdienst sie allzu wohl; Wer riß dich aus dem Schooß der
 Dein Bild bleibt in mir viel zu kräftig, Deinen?
 Als daß ich von dir schweigen soll. Du ließeſt sie und wähltest mich.
 Es wird, im Ausdruck meiner Liebe, Dein Vaterland, dein Recht zum
 Mir etwas meines Glückes neu, Glück,
 Als wann von dir mir etwas bliebe, Das dein Verdienst und Blut dir
 Ein zärtlich Abbild unsrer Treu. gab,

Nicht Reden, die der Wiß gebietet, Die find's, wovon ich dich entrücke;
 Nicht Dichterklagen fang' ich an; Wohin zu eilen? in dein Grab.
 Nur Seufzer, die ein Herz verlieret, Dort in den bittern Abschieds=
 Wann es sein Leid nicht fassen kann, stunden,
 Ja, meine Seele will ich schildern, Wie deine Schwester an dir hing,
 Von Pief' und Traurigkeit verwirrt, Wie, mit dem Land gemacht ver=
 Wie sie, ergötzt in Trauerbildern, schwunden,
 In Kummer=Labyrinthen irrt. Sie unserm letzten Blick entging,
 Sprachst du zu mir mit holder Güte,
 Die mit gelaßner Wehmuth stritt:
 Ich geh' mit ruhigem Gemüthe,
 Was fehlt mir? Haller kommt ja
 mit.

Ich seh' dich noch, wie du erblaß=
 test,
 Wie ich verzweifelnd zu dir trat,
 Wie du die letzten Kräfte faßtest
 Um noch ein Wort, das ich erbat.
 O Seele voll der reinsten Triebe!
 Wie ängstlich warst du für mein Leid!
 Dein letztes Wort war Huld und
 Liebe,
 Dein letztes Thun Gelassenheit.
 Wie kann ich ohne Thränen denken
 An jenen Tag, der dich mir gab?
 Noch jezt mischt Lust sich mit dem
 Kränken,
 Entzückung löst mit Wehmuth ab.
 Wie zärtlich war dein Herz im Lieben,
 Das Schönheit, Stand und Gut
 vergaß,
 Und mich allein nach meinen Trieben,
 Und nicht nach meinem Glück maß.

Wo flieh' ich hin? in diesen Thoren
 Hat jeder Ort, was mich erschreckt!
 Das Haus hier, wo ich dich verloren,
 Der Tempel dort, der dich bedeckt;

Wie bald verließest du die Jugend,
Und flohst die Welt, um mein zu
sein!

Du miedst den Weg gemeiner Tugend
Und warest schön für mich allein.
Dein Herz hing ganz an meinem Herzen
Und sorgte nicht für dein Geschick,
Boll Angst bei meinem kleinsten
Schmerze,
Entzündt auf einen frohen Blick.

Ein nie am Eiteln fester Wille,
Der sich nach Gottes Fügung bog;
Bergnüglichkeit und sanfte Stille,
Die weder Glück noch Leid bewog;
Ein Vorbild kluger Zucht an Kindern,
Ein ohne Blindheit zartes Herz,
Ein Herz, gemacht mein Leid zu lindern,
War meine Lust und ist mein Schmerz.

Ach! herzlich hab' ich dich geliebet,
Weit mehr als ich dir kund gemacht,
Mehr, als die Welt mir Glauben giebet,
Mehr als ich selbst vorhin gedacht.
Wie oft, wann ich dich innigst küßte,
Erzitterte mein Herz und sprach:
Wie! wann ich Sie verlassen müßte!
Und heimlich folgten Thränen nach.

Ja, mein Betrübniß soll noch
währen,
Wann schon die Zeit die Thränen
hemmt;
Das Herz kennt andre Arten Zähren,
Als die die Wangen überschwemmt.
Die erste Liebe meiner Jugend,
Ein innig Denkmal deiner Huld,
Und die Verehrung deiner Tugend,
Sind meines Herzens stete Schuld.

Im dicksten Wald, bei finstern
Buchen,

Wo niemand meine Klagen hört,
Will ich dein holdes Bildniß suchen,
Wo niemand mein Gedächtniß stört.
Ich will dich sehen, wie du gingest;
Wie traurig, wann ich Abschied nahm;
Wie zärtlich, wann du mich umfingest;
Wie freudig, wann ich wieder kam.

Auch in des Himmels tiefer Ferne
Will ich im Dunkeln nach dir sehn,
Und forschen, weiter als die Sterne,
Die unter deinen Füßen drehn.
Dort wird an dir die Unschuld glänzen
Vom Licht verklärter Wissenschaft;
Dort schwingt sich aus den alten
Grenzen
Der Seele neu entbundne Kraft.

Dort lernst du Gottes Licht ge-
wöhnen,
Sein Rath wird Seligkeit für dich;
Du mischest mit der Engel Tönen
Dein Lied und ein Gebet für mich.
Du lernst den Nutzen meines Leidens,
Gott schlägt des Schicksals Buch
dir auf;
Dort steht die Absicht unsers Scheidens
Und mein bestimmter Lebenslauf.

Vollkommenste! die ich auf Erden
So stark, und doch nicht g'nug geliebt;
Wie liebenswürdig wirst du werden,
Nun dich ein himmlisch Licht umgiebt!
Mich überfällt ein brünstigs Hoffen,
O! sprich zu meinem Wunsch nicht
nein!
O! halt die Arme für mich offen!
Ich eile, ewig dein zu sein.

Haller stand auf der Höhe seines Ruhms, als er, nach seinem Vaterlande und einer weniger anstrengenden Stellung sich sehnd, 1753 die Wahl zum Mitgliede des großen Raths zu Bern annahm,

wo er bis an seinen am 12. December 1777 erfolgten Tod blieb. Körperliche Leiden und Schwermuth trübten die letzte Periode seines Lebens.

Schon in Haller's Jugendgedichten ist die ernste, melancholische Weltbetrachtung der Grundzug seiner Poesie. Er ward neben Drollinger und Brodus der Begründer der ernstesten Lehrdichtung. Virgil und die englischen Dichter waren seine Vorbilder, denen er in der Gedrungenheit und kräftigen Fülle des Gedankengehalts nachstrebte. Unter den Lehrdichtungen zeichnet sich vornehmlich das Gedicht vom Ursprunge des Nebels aus, auf welches er selbst den meisten Werth legte, selbst dann noch, als er mit Gleichgültigkeit auf seine jugendlichen Versuche herabsah. Ansprechender ist sein Gedicht die Alpen, in welchem Natur- und Sittenschilderungen kunstvoll verarbeitet sind und der Hauch der Alpenluft, in der es (1729) entstanden ist, uns erfrischend anweht. Die Stelle, welche wir hier folgen lassen, wird davon Zeugniß geben. Sie giebt ein treues Bild des Alpenvolks und ihres Lebens zur Winterzeit.

Hat nun die müde Welt sich in den Frost begraben,
Der Berge Thäler Eis, die Spitzen Schnee bedeckt,
Ruh't das erschöpfte Feld nun aus für neue Gaben,
Weil ein krystallner Damm der Flüsse Lauf versteckt:
Dann zieht sich auch der Hirt in die beschneiten Hütten,
Wo fetter Fichten Dampf die dürrn Balken schwärzt;
Hier zahlt die süße Ruh' die Müh', die er erlitten,
Der sorgenlose Tag wird freudig durchgeschertzt,
Und wenn die Nachbarn sich zu seinem Herde setzen,
So weiß ihr klug Gespräch auch Weise zu ergötzen.

Der Eine lehrt die Kunst, was uns die Wolken tragen,
Im Spiegel der Natur vernünftig vorzusehn;
Er kann der Winde Strich, den Lauf der Wetter sagen,
Und sieht in heller Luft den Sturm von weitem wehn;
Er kennt die Kraft des Monds, die Wirkung seiner Farben,
Er weiß, was am Gebirg ein früher Nebel will,
Er zählt im März schon der fernern Ernte Farben
Und hält, wenn Alles mäht, bei nahem Regen still;
Er ist des Dorfes Rath, sein Ausspruch macht sie sicher,
Und die Erfahrung dient ihm für tausend Bücher.

Bald aber spricht ein Greis, von dessen grauen Haaren
 Sein angenehm Gespräch ein höh'res Ansehn nimmt.
 Die Vorwelt sah ihn schon; die Last von achtzig Jahren
 Hat seinen Geist gestärkt und nur den Leib gekrümmt;
 Er ist ein Beispiel noch von unsern Helden=Männern,
 In deren Faust der Blitz, und Gott im Herzen war.
 Er malt die Schlachten ab, zählt die ersiegten Fahnen,
 Bestürmt der Feinde Wall und rühmt die kühnste Schaar.
 Die Jugend hört erstaunt und wallt in den Geberden
 Mit edler Ungeduld, noch löblicher zu werden.

Ein Andrer, dessen Haupt mit gleichem Schnee bedeckt,
 Ein lebendes Geseß, des Volkes Richtschnur ist,
 Lehrt, wie die feige Welt ins Joch den Nacken strecket,
 Wie eitler Fürsten Pracht das Mark der Länder frisst,
 Wie Tölpel mit kühnem Muth das harte Joch zertreten,
 Das Joch, das heute noch Europens Hälfte trägt,
 Wie um uns Alles darbt und hungert in den Ketten,
 Und Welschlands Paradies gebogne Bettler hegt,
 Wie Eintracht, Treu' und Muth mit unzertrennten Kräften
 An eine kleine Macht des Glückes Flügel heften.

Bald aber schließt ein Kreis um einen muntern Alten,
 Der die Natur erforscht und ihre Schönheit kennt.
 Der Kräuter Wunderkraft und ändernde Gestalten
 Hat längst sein Wiß durchsucht und jedes Moos benennt;
 Er wirft den scharfen Blick in unterird'sche Grüfte,
 Die Erde deckt vor ihm umsonst ihr falbes Gold;
 Er dringet durch die Luft und sieht die Schwefeldüfte,
 In deren feuchtem Schooß gefangener Donner rollt;
 Er kennt sein Vaterland und weiß an dessen Schätzen
 Sein immer forschend Aug' am Nutzen zu ergötzen.

Denn hier, wo Gotthard's Haupt die Wolken übersteiget,
 Und der erhabnern Welt die Sonne näher scheint,
 Hat, was die Erde sonst an Seltenheit gezeuget,
 Die spielende Natur in wenig Lands vereint.
 Wahr ist's, daß Sibyen uns noch mehr Neues giebet,
 Und jeden Tag sein Sand ein frisches Unthier sieht;
 Allein der Himmel hat dies Land noch mehr geliebet,
 Wo nichts, was nöthig, fehlt, und nur, was nuzet, blüht.
 Der Berge wachsend Eis, der Felsen steile Wände
 Sind selbst zum Nutzen da und tränken das Gelände.

Vor Allem richtet der Dichter sein Augenmerk auf die einfache Sitte des Gebirgsvolks. Eine erhebende Wärme spricht aus den Schlußstrophen:

Bei euch, vergnügtes Volk, hat nie in den Gemüthern
 Der Laster schwarze Brut den ersten Eis gefaßt;
 Euch sättigt die Natur mit ungesuchten Gütern,
 Die macht der Bahn nicht schwer, noch der Genuß verhaßt.
 Kein innerlicher Feind nagt unter euren Brüsten,
 Wo nie die späte Reu' mit Blut die Freude zahlt;
 Euch überströmt kein Strom von wallenden Gelüsten,
 Dawider die Vernunft mit eiteln Lehren prahlt.
 Nichts ist, das euch erdrückt, nichts ist, das euch erhebet,
 Ihr lebet immer gleich und sterbet, wie ihr lebet.

O selig, wer wie ihr mit selbstgezaguen Stieren
 Den angestorbnen Grund von eignen Aeckern pflügt,
 Den reine Wolle deckt, belaubte Kränze zieren,
 Und ungewürzte Speis' aus süßer Milch vergnügt,
 Der sich bei Zephyrs Hauch und kühlen Wasserfällen
 In ungesorgtem Schlaf auf weichen Rasen streckt,
 Den nie in hoher See das Brausen wilder Wellen,
 Noch der Trompeten Schall in bangen Zelten weckt:
 Der seinen Zustand liebt und niemals wünscht zu bessern,
 Das Glück ist viel zu arm, sein Wohlsein zu vergrößern.

Friedrich von Hagedorn, in demselben Jahre, wie Haller, zu Hamburg geboren, stand durch seine Poesie, wie durch seinen Charakter und seine Lebensweise in directem Gegensatz zu dem ernstern, gedankenstarken Lehrdichter. Obwohl ein Verehrer Brockes', versuchte er sich doch nicht in dessen religiöser Naturbeschreibung, noch ward er, wie dieser, ein Nachahmer des Farbensglanzes italienischer Poesie oder der philosophischen Lehrdichtung Englands, so vertraut er auch durch einen längeren Aufenthalt daselbst mit dessen Sprache und Literatur geworden war. Am meisten zog es ihn zu den heitern Fabeln und Erzählungen eines LaFontaine und der lebensfrohen Liederpoesie der französischen Lyriker. In diesen beiden Gattungen ward er für die deutsche Poesie epochemachend; an ihn reiht sich die Schaar der Fabel- und Liederdichter in langer Kette an. Die heitere Lebensansicht,

die seine Gedichte durchdringt, floß ihm aus dem Herzen. Er lebte als Secretär einer englischen Handelsgesellschaft zu Hamburg in unabhängiger Muße. Umgang mit Freunden, muntere Gesellschaft und der Genuß der schönen Natur waren ihm die werthvollsten Gaben des Lebens, das er nur bis zum 45ten Jahre brachte, indem er nach längerem körperlichen Leiden am 28. October 1754 starb. Einige seiner Fabeln und Lieder werden unsere Charakteristik vervollständigen.

Der Esel, der Affe und der Maulwurf.

Ein betrübter Esel heulte,
Weil des Schicksals farge Hand
Ihm nicht Hörner zugewandt,
Die sie doch dem Stier ertheilte;
Und der Affe fiel ihm bei,
Daß der Himmel grausam sei,
Weil er ihm den Schwanz versagte.
Als nun jeder mürrisch klagte,
Sprach der Maulwurf: Ich bin blind;
Daß man sich mit mir vergleiche,
Wenn des Schicksals Zorn und Streiche
Andern unerträglich sind!

Der Hirsch und der Eber.

Ein Eber fragt' den Hirsch: Was macht dich hundesehen?
Für mich gesteh' ich gern, daß ich es nicht begreife.
Du hörst so scharf als sie; wie schnell sind deine Läufe!
Wie fürchterlich ist dein Geweih!
Und da du größer bist, so solltest du dich schämen,
Vor Kleinern stets die Flucht zu nehmen.
Was ist es immermehr, das so dich schrecken kann?
Das will ich, spricht der Hirsch, dir im Vertrauen sagen:
Der Abscheu hängt mir noch von meinem Vater an!
Ich kann das Heulen nicht vertragen.

Der Mai.

Der Nachtigall reizende Lieder	Wie munter sind Schäfer und Heerde!
Er tönen und locken uns wieder	Wie lieblich beblümt sich die Erde!
Die fröhlichsten Stunden ins Jahr.	Wie lebhaft ist igo die Welt!
Nun singet die steigende Perche,	Die Tauben verdoppeln die Klüffe,
Nun klappern die reisenden Störche,	Der Entrich besucht die Flüsse,
Nun schwäzget der gaukelnde Staar.	Der lustige Sperling sein Feld.

Wie gleichet doch Zephyr den Floren!	Wie buhlerisch, wie so gelinde
Sie haben sich weislich erkoren,	Erwärmen die westlichen Winde
Sie wählten den Wechsel zur Pflicht.	Das Ufer, den Hügel, die Gruft!
Er flattert um Sprossen und Garben;	Die jugendlich scherzende Liebe
Sie liebet unzählige Farben,	Empfindet die Reizung der Triebe,
Und Eifersucht trennet sie nicht.	Empfindet die schmeichelnde Lust.

Nun heben sich Vinsen und Reime,	Nun stellt sich die Dorfschaft in Reihen,
Nun kleiden die Blätter die Bäume,	Nun rufen euch eure Schalmeyen,
Nun schwindet des Winters Gestalt;	Ihr stampfenden Tänzer, hervor.
Nun rauschen lebendige Quellen	Ihr springet auf grünender Wiese,
Und tränken mit spielenden Wellen	Der Bauernknecht hebet die Fiese
Die Tristen, den Ager, den Wald.	In hurtiger Wendung empor.

Nicht fröhlicher, weidlicher, fühner,
Schwung vormals der braune Sabiner
Mit männlicher Freiheit den Hut.
O reizet die Städte zum Reide,
Ihr Dörfer voll hüpfender Freude!
Was gleichet dem Landvolk an Muth!

II. Streit um die Theorie der Dichtkunst zwischen Gottsched und den Schweizern.

Auf der Universität Leipzig hatte neben der Strenge gelehrter Fachstudien seit längerer Zeit die Beschäftigung mit der schönen Literatur eine Stelle behauptet. Als Johann Christoph Gottsched sich im Jahre 1724 als junger Docent, von Burkhard Mendke, dem Historiker und Dichter, begünstigt, dort niederließ, fand er schon eine deutsche Gesellschaft unter dem Vorfig seines Gönners vor. Sie bot ihm einen Wirkungskreis, wie er seinem Sinne für Poesie und Redekunst, den er von seiner Heimat Ostpreußen mitbrachte, entsprach. Er zog die Theorie der schönen Literatur in den Kreis seiner Vorlesungen und entfaltete in Bezug darauf eine fruchtbare journalistische Thätigkeit. Lehrbücher in fastlicher Breite schlossen sich an; sein Lehrbuch der Redekunst, sein „Versuch einer kritischen Dichtkunst“ (1736) erwarben ihm einen Namen als Theoretiker und Kritiker, dem bald eine starke Partei theils aus Verehrung, theils aus Furcht sich angeschlossen. In dem

Zeitraume von 1730 bis 1740 stand seine Dictatur des Geschmacks auf ihrer Höhe. Ein nüchterner, phantasieloßer Kopf, haßte er Alles, was Fülle und Schwung der Phantasie verrieth, als phantastisch. Für ihn war die Poesie nur eine besondere Art von eleganter Rede, welche der Reim schmückt und bindet. Opitz war ihm das große Vorbild der Poesie neben den französischen Hofdichtern des Zeitalters Ludwigs XIV. Ihre Regeln, die er für eins hielt mit den Grundsätzen der Poesie der Griechen und Römer, waren sein Gesetzbuch. Von diesen geleitet, griff er auch die Reform des Drama's an.

Neuber, der 1728 als Principal einer Schauspielergesellschaft nach Leipzig kam, und dessen geistvolle energische Gattin, gewann er für seinen Plan, die jämmerlichen Stücke, mit denen bisher die Bühne versorgt ward, durch die regelmäßigen Stücke zu verdrängen. Pradon's *Regulus* wurde zur Aufführung gebracht und entzückte das Publicum vornehmlich durch die prachtvolle Garderobe, welche man sich für diesen Zweck vom Dresdner Hoftheater zu verschaffen gewußt hatte. Andere Uebersetzungen französischer Stücke, von Gottsched, seiner Frau und seinem literarischen Anhange verfaßt, folgten nach. Gottsched selbst verfaßte 1731 nach solchem Zuschnitte den sterbenden Cato und glaubte mit diesem überaus trockenen und langweiligen Trauerspiele, worin überdies das Beste aus der Fremde erborgt war, dem künftigen deutschen Drama ein Muster gegeben zu haben; auch ward es in diesem Sinne von seiner Partei gepriesen, so daß es zehn Auflagen erlebt hat. Den letzten Sieg glaubte er feiern zu können, als er 1737 den hunscheckigen Harlekin von der Leipziger Bühne verbannte (nicht: verbrannte) und die Oper, die er als Beförderung der Wollust und Verderberin guter Sitten anklagte, allmählich verschwinden sah. Zuletzt folgte als Sammlung musterergültiger Stücke, „so daß wir den Franzosen nicht lange mehr den Vorzug werden zugestehen dürfen,“ die deutsche Schaubühne, nach den Regeln und Exempeln der Alten (1741—45, in sechs Theilen), größtentheils Uebersetzungen aus dem Französischen oder Originalstücke von ihm selbst und seiner Schule. Allein er täuschte sich gar sehr, wenn

er glaubte, das Publicum werde sich in die Bahn der breitzugeschnittenen steifen Schauspiele hineinziehen lassen.

Und wer war dies Publicum? Noch zwanzig Jahre später konnte Lessing sagen: „Der Franzose kann sich doch wenigstens rühmen, oft seinen Monarchen, einen ganzen prächtigen Hof, die größten und würdigsten Männer des Reichs, die feinste Welt zu unterhalten, da der Deutsche sehr zufrieden sein muß, wenn ihm ein Paar Duzend ehrliche Privatleute, die sich schüchtern nach der Bude geschlichen haben, zuhören wollen.“ Gottsched mußte gar bald sich überzeugen, daß seine praktische Wirksamkeit für die Bühnenreform verfehlt war und vollständig verunglückte. In Leipzig selbst zerfiel er mit der Frau Neuber, welche nach dem Tode ihres Mannes die Leitung des dortigen Theaters übernommen hatte. Als sie gegen seinen Willen sich den Forderungen des Publicums bequeme und dadurch seine Angriffe hervorgerufen hatte, machte sie ihn in einem selbstverfertigten „Vorspiel“ in der Rolle des Tadlers lächerlich (1742). Wenn der Vorfall auch für den Augenblick mehr ihr als dem Angegriffenen schadete, so hatte er die Folge, daß sein Einfluß auf die Bühnenvorstellungen völlig aufhörte.

Eine weitergreifende Opposition gegen seine theoretische Richtung und gegen sein kritisches Verfahren ging von der Schweiz aus. In Zürich traten Johann Jacob Bodmer, Professor der Geschichte, und Johann Jacob Breitinger, Professor der alten Literatur, zu einem erfolgreichen Wirken für die Theorie der Poesie zusammen, welches bald seinen belebenden Einfluß auf ganz Deutschland ausdehnte. Sie hatten von Anfang an das vor Gottsched voraus, daß sie nicht frühzeitig mit sich abschlossen, sondern die Empfänglichkeit für geistigen Fortschritt sich auf lange Zeit bewahrten. Daher folgten sie mit Aufmerksamkeit dem Gange der Literatur, während sie zugleich mit richtigem Gefühl das Beste in der Poesie der älteren Zeit und des Auslandes zu Vergleichen und zur Erörterung der kritischen Grundsätze heranzogen: sie ermunterten das aufstrebende Talent und widmeten eine enthusiastische Theilnahme Allem, was neues Leben ver-

kündigte. Sie hielten den Blick auf die werdende Literatur gerichtet; Gottsched wollte den Standpunct der Poesie fixiren; darin liegt, abgesehen von ihren theoretischen Erörterungen, ihr wesentlicher Unterschied.

Der Streit der Parteien erhob sich erst, als Breitinger im Jahr 1740 seine kritische Dichtkunst, Bodmer seine Abhandlungen von den Gleichnissen und von dem Wunderbaren in der Poesie erscheinen ließen. Während Gottsched die Poesie nur von formeller Seite auffaßte und mit der regelrechten Correctheit Alles erfüllt sah, so daß er mit seinem Lehrbuche meinte „untadelige Gedichte“ verfertigen lehren zu können, anerkannten doch die Schweizer über den Regeln, deren Werth auch sie nicht verwerfen wollten, noch ein Höheres, die schaffende Kraft der Phantasie. Sie können sich zwar eben so wenig von moralisch-religiösen Tendenzen frei machen, allein sie gehen doch mehr auf den Gehalt ein und verlangen von der Dichtersprache eine lebendigere Anschaulichkeit, sie wollen Bilder und Gleichnisse, sie verwerfen den Reim als unwesentlich, und daraus folgt schon von selbst, daß er durch den dichterischen Schwung der Sprache zu ersetzen ist. Als Gottsched und seine Anhänger, die er in solchen Fällen ins Feld zu schicken pflegte, den Streit begannen, den die Schweizer mit nicht geringerer leidenschaftlicher Hitze aufnahmen und fortführten, stellten sich die besseren Köpfe auf die Seite der Schweizer Kritiker.

In Halle lehrte der Philosoph Baumgarten in Uebereinstimmung mit Breitinger's Theorie und verfaßte, zuerst das Wort schaffend, eine Aesthetik. Jacob Immanuel Byra in Halle, ein begabter, früh dahingegangener Dichter, in mancher Hinsicht ein Vorgänger Klopstock's, schrieb die Abhandlung: Beweis, daß die G*ttsch*dianische Secte den Geschmack verderbe (1743. 44). Jüngere Talente, die anfangs mit Gottsched in Verbindung gestanden hatten, sagten sich nach und nach von ihm los, und als 1744 sich unter seinen Augen in Leipzig selbst ein Dichterverein gebildet hatte, der unabhängig von seinem Protectorate die Bremischen Beiträge erscheinen ließ (Neue Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Wises, Bremen und Leipzig 1744—48), hatte seine Geschmacks-

dictatur ihr Ende erreicht. Die Literatur fand seitdem ihre Wege ohne ihn, und jeder neue Versuch, sich ihrem Gange zu widersetzen, wie namentlich beim ersten Auftreten Klopstock's, diente nur dazu, sein Ansehen noch tiefer herabzusetzen, während sich die Schweizer, als die lobpreisenden Protectoren der Dichterjugend, noch lange Zeit Ehre und Einfluß sicherten.

Auch dadurch erwarben sie sich noch ein besonderes Verdienst, welches erst das folgende Jahrhundert richtig gewürdigt hat, daß sie durch die Herausgabe der Minnesänger und des Nibelungenliedes die altd Deutsche Dichtung langer Vergessenheit entriß, wogegen Gottsched's Ausgabe des Meiseneck's und seine Materialienammlung zur Geschichte des deutschen Drama's (Nöthiger Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst, 1757—65, 2 Theile), wenigstens verdienstliche Arbeiten, weit zurückstehen.

Bodmer's Gedichte sind gleichwohl ebenso verschollen, wie die von Gottsched. Es gehörte nicht viel dazu, Gottsched an Wärme und Geist zu übertreffen; allein so oft auch Bodmer den Anlauf zu größeren epischen Gedichten nahm, ermüdete er durch die Breite und Farblosigkeit; sein Heldengedicht Noach, das aus dem von ihm übersehten Verlorenen Paradiese Milton's und der Messiasode Klopstock's Anlage und Ton entlehnte, ward schon von den Zeitgenossen der großen Wasserfluth, die es besang, verglichen. „Hart, wie Zürcherische Berge“ konnte der witzige Kästner mit Recht sagen, wenn er der schwerfälligen Hexameter des Noach gedachte.

III. Dichterkreise in Sachsen und Preußen.

Gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts sind es einzelne insularische Gebiete innerhalb des Bereichs deutscher Sprache, in denen die Poesie sich eine Stätte bereitet. Ganze weite Länder bleiben von der Verjüngung des literarischen Lebens noch auf lange Zeit hin unberührt. Wenn die Geschichte der Literatur zu allen Zeiten an einzelnen Namen ihren Faden fortleitet, vergessen

wir dabei nicht jenen großen Unterschied zwischen der damaligen und der jetzigen Zeit. Ueber die ganze deutsche Erde, ja bei vielen Tausenden von Deutschen jenseits des Oceans ist jetzt ein Sinn für deutsche Poesie, eine Gewandtheit selbst im poetischen Ausdrucke verbreitet, wie man sie damals nur in wenigen Städten und auch hier nur in kleinen Kreisen antraf. Daß deutsche Poesie ein Gemeingut der ganzen Nation geworden ist und ihre Macht auch jenseits des Weltmeers bei den zerstreuten deutschen Kolonien zur Geltung bringt, daß alle Stände ein Band höherer geistiger Bildung vereinigt, das ist die große Errungenschaft eines ganzen Jahrhunderts.

Hamburg, Zürich und Leipzig sind unstreitig diejenigen Städte, in denen die Liebe zur Literatur am weitesten verbreitet war und in dem höheren Bürgerstande Wurzel gefaßt hatte. Mit der Thronbesteigung Friedrichs des Großen (1740) belebt sich's auch in mehreren preussischen Städten; allein die Neigung des Königs zur französischen Literatur begünstigte das Deutsche nicht in den Kreisen des tonangebenden Adels; die deutschen Dichter sind auf einen kleinen Kreis von Freunden verwiesen, und noch im Jahre 1752 kann Kleist während seines Aufenthalts in der Schweiz die Bemerkung machen: „Statt daß man in dem großen Berlin kaum drei bis vier Leute von Genie und Geschmack antrifft, findet man in dem kleinen Zürich mehr als 20—30 derselben.“

Von den Universitäten geschah nichts für die deutsche Nationalliteratur, und nur in Leipzig und Halle nahmen einige wenige Universitätsgelehrten sich der Muttersprache an. Es war ein anzuerkennendes Verdienst Gottsched's, der Verachtung, die im Kreise der Gelehrten auf derselben lastete, mit all seinem Einflusse entgegengetreten zu sein. Die deutsche Gesellschaft in Leipzig rief auch auf andern Universitäten ähnliche Vereine hervor.

Die Dichtervereine in Leipzig gingen aus dem Kreise jener jungen Gelehrten hervor, welche durch Gottsched und die deutsche Gesellschaft für die schöne Literatur gewonnen waren. Er beschäftigte mehrere derselben bei seinen literarischen Unternehmungen. Sein Schüler und Schüßling Schwaabe begann 1741 die Heraus-

gab eine schönwissenschaftliche Zeitschrift: *Belustigungen des Verstandes und Witzes*, worin mehrere junge Schriftsteller, unter ihnen Gellert, Rabener, Elias und Adolf Schlegel, mit ihren ersten Versuchen sich an die Oeffentlichkeit wagten.

Elias Schlegel war unter diesen das bedeutendste dichterische Talent. Es zog ihn schon auf der Schule zur dramatischen Dichtkunst; er blieb nicht bei den französischen Tragödien stehen, sondern ging auf die Griechen selbst zurück, wenn auch von der Einwirkung Gottsched's nicht frei. Sein *Hermann*, den er 1741 als Leipziger Student verfaßte, griff den Stoff aus deutscher Geschichte, und in einer Abhandlung über Shakspeare und Gryphius wagte er dem Briten den Vorrang vor dem Deutschen in der Zeichnung der Charaktere zuzugestehen. In seinem *Canut* (1746) macht er einen bedeutenden Fortschritt zum historischen Drama. Allein sein Dichtertalent gelangte nicht zur Reife. Er starb 1749 zu Soröe auf Seeland, wo er eine Professur an der erneuten Mitterakademie erhalten hatte, in einem Alter von 31 Jahren.

Ein engerer literarischer Verein bildete sich in Folge der Herausgabe der *Bremer Beiträge* (*Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes*, Bremen und Leipzig 1744—48). Mit Gärtner, dem Herausgeber, verbanden sich zunächst Johann Andreas Cramer und Johann Adolf Schlegel; bald darauf erweiterte sich der Bund durch Gellert, Rabener, Zacharia, Ebert, Giese u. And., zuletzt auch Klopstock, der in seiner Ode „*Wingolf*“ der Freundschaft, die ihn mit jenen edlen Jünglingen vereinigte, ein Denkmal gesetzt und mit wenigen Worten ein Bild der hervorragenden Mitglieder entworfen hat. Von den kritischen Fehden blieben sie fern; dagegen hielten sie regelmäßige Zusammenkünfte, in welchen die poetischen Arbeiten eines Jeden der Kritik unterworfen wurden, durch die zugleich die Aufnahme in die Sammlung der Beiträge entschieden ward. Die Mehrzahl der Dichter dieses Vereins waren Theologen, und ihr Dichterruhm beruht vornehmlich auf der geistlichen Ode und dem Kirchenliede, das sich bei einem Cramer und Schlegel ähnlich wie bei Gellert zu einer moralisch-erbaulichen Betrachtung gestaltet. Rabener

ward einer der gelesensten Schriftsteller seiner Zeit, indem er in seinen Satiren die Moralbetrachtung in den Scherz eines gutmüthigen, lebensfrohen Humors fleidete. Wir können hier nicht bei jedem Einzelnen verweilen; nur Gellert, als der Repräsentant jener ganzen Literaturrichtung, als der gelesenste und einflußreichste Dichter seiner Zeit, verdient eine eingehende Betrachtung.

Christian Fürchtegott Gellert war am 4. Juli 1715 zu Hainichen in Sachsen, wo sein Vater Prediger war, geboren, der vierte in einer Schaar von dreizehn Kindern; doch wenn auch in ärmlichen Verhältnissen heranwachsend, empfand er mehr das Glück der Beschränktheit, als deren Druck. Seine wissenschaftliche Bildung erhielt er auf der Fürstenschule zu Meißen und der Universität Leipzig. Er studirte Theologie; doch da ihm Anlage und Neigung zum Predigante abging, schuf er sich einen Wirkungskreis auf der Universität, an der er anfänglich unter vielen Anstrengungen, die den Keim zu seinem nachmaligen Körperleiden legten, durch Privatunterricht und literarische Arbeiten sich seinen Unterhalt verschaffte. 1745 erwarb er sich das Recht, Vorlesungen zu halten, und erlangte 1751 eine außerordentliche Professur, die er bis an seinen 1769 erfolgten Tod bekleidete.

Bescheiden und eingezogen war sein Leben, aber sein Wirken hatte eine weite Ausdehnung. Er war der erste Dichter, der das Volk ins Auge faßte, dem „der niedrigste Mann von gesundem Verstande würdig genug ist, seine Aufmerksamkeit zu suchen, sein Vergnügen zu befördern und ihm in einem leichtzubehaltenden Ausdrücke gute Wahrheiten zu sagen und edle Empfindungen in seiner Seele rege zu machen.“

Seine Fabeln und Erzählungen wurden ein deutsches Volksbuch; als solches sind sie vor Allem zu beurtheilen und nicht mit dem Maßstabe, den die höhere Poesie an die Hand giebt, zu messen; den Prüfstein der Zeit haben sie, wie wenig andere Dichtungen, bestanden. Von der Mehrzahl seiner geistlichen Lieder läßt sich ein Gleiches behaupten. Zwar hebt sie weniger die Kraft und Freudigkeit des Glaubens, sie verlieren sich allzu oft in die Breite der moralischen Betrachtung; allein die Wärme des

Gefühls, die gottergebene Andacht, die in schlichtem, allgemein verständlichem Ausdrücke zum Herzen redet, hat vielen seiner Lieder in den Herzen der Christen eine unvergängliche Stätte gesichert. Seine Lustspiele, die nur für ihre Zeit Werth haben, sowie seine Prosaschriften übergehen wir. Nur das ist noch hervorzuheben, daß er durch die große Zahl seiner Schüler, die in verschiedenen Gegenden Deutschlands als Hofmeister und Lehrer thätig waren, Sinn und Geschmack für deutsche Sprache und Literatur weithin und namentlich unter dem Adel verbreitete. Sein Andenken wird in Ehren bleiben, des edlen Menschen wie des ersten in der Reihe der Dichter und Gelehrten, welcher der ganzen Nation angehörte. Proben seiner Dichtungen sind hier überflüssig, da seine Fabeln in allen Lesebüchern und seine besten Lieder in allen evangelischen Gesangbüchern zu finden sind.

Halle, die noch junge Universität, hatte seit ihrer Gründung sich die Pflege der Muttersprache sehr angelegen sein lassen. Thomasius und Wolff hatten ihr im wissenschaftlichen Vortrage das akademische Bürgerrecht neben dem Lateinischen ertheilt. Eine deutsche Gesellschaft war gestiftet, und die Theorieen der Schweizer fanden hier früher Eingang als in Leipzig. Lange und Byra dichteten reimfreie Oden. 1740 stiftete die Liebe zur Poesie die Freundschaft zwischen Uz, Gleim und Gös, die bald hernach als Liederdichter sich neben Hagedorn einen Namen erwarben.

Johann Peter Uz, dessen juristische Laufbahn ganz seiner Vaterstadt Ansbach angehört, wo er 1720 geboren wurde und 1796 als preussischer Justizrath und Amtsrichter starb, wandte sich später von der heitern Liederpoesie zu der ernsten, lehrhaften Ode, welche seinem streng-sittlichen Charakter mehr entsprach. Seine philosophischen Oden, unter denen die „Theodicee“ auszuzeichnen ist, sowie seine patriotischen, von denen wir nur die von edelster Gesinnung eingegebene Ode „das bedrängte Deutschland“, nennen wollen, welche wir unten anschließen, endlich seine geistlichen Lieder, zwar mehr die Früchte einer tüchtigen sittlichen Gesinnung, als der lebendigen Glaubenskraft, sichern ihm eine der ersten Stellen unter den Dyrkern seiner Zeit.

Das bedrängte Deutschland.

Wie lang' zerfleischt mit eigner Hand
Germanien sein Eingeweide?
Besiegt ein unbefiegt's Land
Sich selbst und seinen Ruhm zu schlauer Feinde Freude?

Sind, wo die Donau, wo der Main
Voll fauler Leichen langsam fließet,
Wo um den rebenreichen Rhein
Sonst Bacchus fröhlich ging, und sich die Elb' ergießet;

Sind nicht die Spuren unsrer Wuth
Auf jeder Flur, an jedem Strande?
Wo strömte nicht das deutsche Blut?
Und nicht zu Deutschlands Ruhm, nein, meistens ihm zur Schande.

Wem ist nicht Deutschland unterthan?
Es wimmelt stets von zwanzig Heeren;
Verwüstung zeichnet ihre Bahn,
Und was die Armuth spart, hilft Uebermuth verzehren.

Vor ihnen her entflieht die Lust,
Und in den Büschen, in den Auen,
Wo vormals an geliebter Brust
Der satte Landmann sang, herrscht Einsamkeit und Grauen.

Der Adler sieht entschlafen zu,
Und bleibt bei ganzer Länder Schreien
Stets unerzürnt in träger Ruh,
Entwaffnet und gezähmt von falschen Schmeicheleien.

O Schande! sind wir euch verwandt,
Ihr Deutschen jener bessern Zeiten,
Die feiger Knechtschaft eisern Band
Mehr, als den härtesten Tod im Arm der Freiheit, scheuten?

Wir, die uns kranker Wollust weihn,
Geschwächt vom Gifte weicher Sitten,
Wir wollen derer Enkel sein,
Die rauh, doch furchtbarfrei für ihre Wälder stritten —

Die Wälder, wo ihr Ruhm noch jetzt
Um die bemoosten Eichen schwebet,
Wo einst, von Eintracht unterstützt,
Ihr ehrner Arm gesiegt, und Latium gebebet?

Wir schlafen, da die Zwietracht wacht
 Und ihre bleiche Fackel schwinget,
 Und, seit sie uns den Krieg gebracht,
 Ihn stets zur Seite schleicht, von Furien umringet.

Ihr Matternheer zischt uns ums Ohr,
 Die deutschen Herzen zu vergiften,
 Und wird, kommt ihr kein Hermann vor,
 In Hermanns Vaterland ein schmählich Denkmal stiften.

Doch, Muse, wage nicht zu viel!
 Verlaß bei so verderbten Zeiten
 Alcäens kriegrish Saitenspiel,
 Das die Tyrannen schalt, und scherz' auf sanftern Saiten!

Johann Wilhelm Ludwig Gleim, geboren 1719 zu Ermsleben am Harze, an poetischem Talent von Vielen, an Begeisterung für das Aufblühen deutscher Dichtkunst von niemandem übertroffen, machte sein gastliches Haus zu Halberstadt, wo er 1747 die Stelle eines Domsecretärs erhielt, zu einem Tempel der Dichtersfreundschaft. Die Besuche seiner Freunde waren ihm die schönsten Feste, der Briefwechsel mit ihnen sein eigentichstes Element; der Dichtkunst ein junges Talent zu gewinnen und zu erhalten, ward ihm zu einer Lebensaufgabe, der er sich mit hochherziger Uneigennützigkeit unterzog.

Warm wie in der Liebe zur Poesie und zu seinen Freunden, war er auch in seinem Enthusiasmus für die Großthaten Friedrichs II. Sie machten ihn recht eigentlich erst zum Dichter; denn all das matte Geflingel seiner scherzhaften und Anakreontischen Lieder, welches für die Nachwelt werthlos ist, hat er nur einmal übertroffen in den Kriegsliedern in den Feldzügen 1756 und 1757 von einem Grenadier. Wenn auch hier die Poesie oft zu kurz kommt und vom Patriotismus sich vertreten lassen muß, so waren sie doch kräftige Stimmen aus der Seele des Volks; die Poesie gewann einen Gehalt, das Nationalgefühl einen Ausdruck. Daher wirkten sie gleich Volksliedern; sie trugen wie Gellert's Fabeln die Poesie zu den untern Schichten des Volkes. Den Ton dieser Lieder, der sich sehr gleich bleibt, mag eins der kürzeren charakterisiren.

Bei Eröffnung des Feldzugs 1756.

Krieg ist mein Lied! Weil alle Welt
Krieg will, so sei es Krieg!
Berlin sei Sparta! Preußens Held
Gefrönt mit Ruhm und Sieg!

Gern will ich seine Thaten thun,
Die Leier in der Hand,
Wenn meine blut'gen Waffen ruhn
Und hangen an der Wand.

Auch stimmt' ich hohen Schlacht-
gesang
Mit seinen Helden an,
Bei Pauken- und Trompeten-Klang,
Im Lärm von Roß und Mann.

Und streit', ein tapfrer Grenadier,
Von Friedrichs Muth erfüllt!
Was acht' ich es, wenn über mir
Kanonen Donner brüllt?

Ein Held fall' ich; noch sterbend
droht
Mein Säbel in der Hand!
Unsterblich macht der Helden Tod,
Der Tod fürs Vaterland.

Auch kommt man aus der Welt davon
Geschwinder wie der Blitz,
Und wer ihn stirbt, bekommt zum Lohn
Im Himmel hohen Sitz.

Wenn aber ich als solch ein Held
Dir, Mars, nicht sterben soll,
Nicht glänzen soll im Sternenzelt,
So leb' ich dem Apoll!

So werd' aus Friedrichs Grenadier,
Dem Schutz, der Ruhm des Staats,
So lern' er deutscher Sprache Zier
Und werde sein Horaz.

Dann singe Gott und Friederich,
Nichts Kleiners, stolzes Lied!
Dem Adler gleich erhebe dich,
Der in die Sonne sieht.

Wenn wir einige Fabeln ausnehmen, so sind die übrigen Gedichte Gleim's längst vergessen. Doch blieb ihm die Muse eine Gefährtin bis an sein Ende, selbst da er in den letzten Lebensjahren fast erblindet war. Er starb am 18. Februar 1803.

Gleim konnte sich rühmen, manches poetische Talent geweckt und gefördert zu haben. Vor Allem aber blieb sein Stolz, Kleist in die Dichterlaufbahn gebracht zu haben, welche ihm rasch einen ruhmbekränzten Namen erwarb. An Kleist's Krankenbette zu Potsdam ward 1743 der Freundschaftsbund geschlossen, dessen nächste Frucht die Aufmunterung eines schlummernden Dichtertalents war.

Ewald Christian von Kleist, geboren 1715 zu Zeblin in Pommern, hatte als Jüngling wider seine Neigung den Militärdienst ergriffen. Er erfüllte seine Pflicht als ein Mann von Ehre

und hat sie bei Runersdorf auf dem Schlachtfelde bewährt, wo er die Wunden davontrug, an denen er am 24. August 1759 zu Frankfurt an der Oder verschied. Allein das schwermüthige Gefühl, seinen Beruf verfehlt zu haben, die „Schnsucht nach Ruhe“, welche in seinen Gedichten häufig widerklingt, vornehmlich nach dem Frieden des Landlebens und dem Genusse der Natur, begleiten ihn durch sein kurzes Leben; er ist der gelähmte Kranich seiner Fabel, welcher nicht das wilde Lustgeschrei der Schwärmenden theilt und der laute Spott der frohen Schaar wird. Gerade deshalb übertreffen seine Dichtungen durch Innerlichkeit, durch die Beziehung zu einer tüchtigen Individualität die meisten Lyriker seiner Zeit; in allen tritt uns der edle Charakter entgegen, der sich über den Druck des Lebens, so tief er ihn fühlt, mit starkem Muth erhebt. Sein vielgepriesenes beschreibendes Gedicht *der Frühling* (1749), dem Plane nach nur ein Theil einer größeren Dichtung, welche das Landleben darstellen sollte, schildert uns Frühlingsscenen in fragmentarischer Folge, am anziehendsten dann, wenn die Bilder der Natur in elegische Lebensbetrachtung übergehen. Auch seine Lyrik neigt zum Elegischen und Idyllischen und spricht durch ihre Wahrheit zum Herzen. Selbst die Fabel hat der Elegie dienen müssen. Wir setzen die schon erwähnte vortreffliche Fabel hierher.

Der gelähmte Kranich.

Der Herbst entlaubte schon den bunten Hain
Und streut' aus kalter Luft Reif auf die Flur,
Als am Gestad' ein Heer von Kranichen
Zusammen kam, um in ein wirthbar Land
Jenseit des Meers zu ziehn. Ein Kranich, den
Des Jägers Pfeil am Fuß getroffen, saß
Allein, betrübt und stumm, und mehrte nicht
Das wilde Lustgeschrei der Schwärmenden,
Und war der laute Spott der frohen Schaar.

Ich bin durch meine Schuld nicht lahm, dacht' er
In sich gekehrt, ich half so viel, als ihr,
Zum Wohl von unserm Staat. Mich trifft mit Recht
Spott und Verachtung nicht. Nur ach! wie wird's
Mir auf der Reif' ergehn! mir, dem der Schmerz
Muth und Vermögen raubt zum weiten Flug!

Ich Unglückseliger! das Wasser wird
 Bald mein gewisses Grab. Warum erschöß
 Der Grausame mich nicht? — Indessen weht
 Gewogner Wind vom Land ins Meer. Die Schaar
 Beginnt geordnet jetzt die Reis' und eilt
 Mit schnellen Flügeln fort und schreit vor Lust.
 Der Kranke nur blieb weit zurück und ruht
 Auf Lotosblättern oft, womit die See
 Bestreuet war, und seufzt vor Gram und Schmerz. —

Nach vielem Ruh'n sah er das bess're Land,
 Den güt'gern Himmel, der ihn plötzlich heilt.
 Die Vorsicht leitet ihn beglückt dahin,
 Und vielen Spöttern ward die Fluth zum Grab.

Ihr, die die schwere Hand des Unglücks drückt,
 Ihr Redlichen, die ihr, mit Harm erfüllt,
 Das Leben oft verwünscht, verzaget nicht
 Und wagt die Reise durch das Leben nur!
 Jenseit des Ufers giebt's ein besser Land;
 Gefilde voller Lust erwarten euch.

Auch sein Patriotismus fand weihervolle Töne in der schönsten
 Ode, die der siebenjährige Krieg hervorgerufen hat: „An die
 preussische Armee, im März 1757.“

Unüberwund'nes Heer, mit dem Tod und Verderben
 In Legionen Feinde dringt,
 Um das der frohe Sieg die goldnen Flügel schwingt,
 O Heer, bereit zum Siegen oder Sterben!

Sieh! Feinde, deren Last die Hügel fast versinken,
 Den Erdbreis beben macht,
 Zieh'n gegen dich und drohn mit Qual und ew'ger Nacht;
 Das Wasser fehlt, wo ihre Kasse trinken.

Der dürre, scheele Meid treibt niederträcht'ge Schaaren
 Aus West und Süd heraus,
 Und Nordens Höhlen spei'n, so wie des Osts, Barbaren
 Und Ungehe'r, dich zu verschlingen, aus.

Verdopple deinen Muth! Der Feinde wilde Fluthen
 Hemmt Friedrich und dein starker Arm;
 Und die Gerechtigkeit verjagt den toll'n Schwarm.
 Sie blüht durch dich auf ihn, und seine Rücken bluten.

Die Nachwelt wird auf dich, als auf ein Muster, sehen;
 Die künft'gen Helden ehren dich,
 Zieh dich den Römern vor, dem Cäsar Friederich,
 Und Böhmens Felsen sind dir ewige Trophäen.

Nur schone, wie bisher, im Lauf von großen Thaten
 Den Landmann, der dein Feind nicht ist!
 Hilf seiner Noth, wenn du von Noth entfernt bist;
 Das Rauben überlaß den Feigen und Croaten.

Ich seh', ich sehe schon — freut euch, o Preußens Freunde! —
 Die Tage deines Ruhms sich nahn.
 In Ungewitter ziehn die Wilden stolz heran;
 Doch Friedrich winket dir: wo sind sie nun, die Feinde?

Du eilest ihnen nach und drückst mit schweren Eisen
 Den Tod auf ihren Schädeln ein,
 Und kehrt voll Ruhm zurück, die Deinen zu erfreun,
 Die jauchzend dich empfahn und ihre Retter preisen.

Auch ich, ich werde noch — vergönn' es mir, o Himmel! —
 Einher vor wenig Helden ziehn.
 Ich seh' dich, stolzer Feind, den kleinen Haufen fliehn,
 Und find' Ehr' oder Tod im rasenden Getümmel.

Karl Wilhelm Ramler aus Colberg, wo er 1725 geboren wurde, den Dichter Berlins, nennen wir zuletzt in dem preussischen Dichterkreise, dem er wenigstens durch die Freundschaftsverbindungen seiner Jugend angehörte, indem bei ihm die patriotische Tendenz mit dem bewußten Streben nach höchster Formvollendung zusammentrifft. Zum Odenmacher machte ihn nur ein fleißiges Studium der römischen Dichter und ein feines Gefühl für den Wohlklang der Sprache und des Versbaus; einen würdigen Stoff gaben ihm die Thaten seines großen Königs. Allein er ist phantasiearm, ohne Seele und Wärme, ohne große Gedanken, und der aufgebotene Medepomp ist nur ein äußerlicher Zierat. Um die Ausbildung der Verknüpfung hat er sich vielfache Verdienste erworben, indem er neben Klopstock die Odenversmaße der Alten einführte und lateinische Dichter mit viel Geschick in unsere Sprache übertrug. Nicht zu verkennen ist auch, daß er als Lehrer an der Berliner Militärschule viel dazu beigetragen hat, in den adligen

und militärischen Kreisen seines engeren Vaterlandes die Liebe zur deutschen Poesie zu wecken.

Es geht aus der obigen Schilderung hervor, daß von Seiten der preussischen Dichterverbindungen wenig oder gar nichts für die Förderung des Drama's geschah. Was in dieser Hinsicht bis zu den reiferen Werken Lessing's erwähnenswerth ist, geht von der jüngeren Leipziger Schule aus, die sich zunächst an Gottsched, Gellert und Elias Schlegel anschließt. Johann Friedrich von Cronegk, ein Schüler und Freund Gellert's, und Joachim Wilhelm von Brawe, der in Leipzig an Lessing sich anschloß, starben als Jünglinge, nachdem beide, jener durch seinen Codrus, dieser durch seinen Brutus, zu bedeutenderen Leistungen Hoffnung erweckt hatten. Von dem Alexandriner, der noch in Cronegk's Dramen breit einhereschreitet, macht sich der concisere Stil Brawe's frei und wählt den fünffüßigen Jambus, der sich späterhin in dem deutschen Drama Bahn brach.

Eine langjährige Herrschaft auf der Bühne erlangte das gewandte, populäre Talent des Christian Felix Weiße. Ein Kokebue seiner Zeit, obwohl von reinem sittlichen Charakter, ergriff er, was des Beifalls gewiß sein konnte, unbekümmert um die höheren kritischen Anforderungen, die sein Jugendfreund Lessing, wie er sie an sich selbst stellte, auch gegen ihn wiederholt geltend machte. Mit Lustspielen gewann er sich zuerst sein Publicum; dann folgten, nach englischen Vorbildern bearbeitet, die heitern Singspiele, welche zu Gottsched's großem Verdrusse den Geschmack für die Oper wieder erweckten und die günstigste Aufnahme fanden. Nach Cronegk's und Brawe's Tode wagte er sich auch an die Tragödie, in der er den Alexandriner bald verließ und den Gebrauch der fünffüßigen Jamben populärer machte, bis er in Romeo und Julie, womit er sich in einen Wettstreit mit Shakspeare einließ, zur Prosa überging. Obwohl er mit diesem Stücke noch großen Beifall erntete, so schreckte ihn doch Lessing's strenge Kritik seines Richard III. und der Gang, den unsere dramatische Poesie seit 1770 genommen hatte, von weiteren dramatischen Versuchen zurück. Er wandte sich jetzt an die Kinderwelt und ward mit seinem Kinderfreund

ein Nationalchriftsteller, dessen Einfluß auf die mittleren Stände des Volks nur an Gellert's Popularität seinesgleichen hat. Das innige Anschließen an das Volk, welches sich durch seine ganze schriftstellerische Laufbahn hindurchzieht, hat auch seinen lyrischen Poesieen einen Zug zum Volksmäßigen gegeben, so daß manche sich dem Ton des echten Volksliedes nähern und zum Theil noch jetzt nicht verflungen sind.

IV. Klopstock.

Es war im Herbst des Jahres 1745, als ein 21jähriger Jüngling von der Schulpforte, dem stillen Orte seiner wissenschaftlichen Vorweihung, mit einer lateinischen Rede über die ältere und neuere epische Dichtung Abschied nahm und mit folgenden Worten schloß: „Ein jedes Volk Europa's wird sich eines epischen Dichters rühmen können; wir aber sind gegen solche Ehre unempfindlich. Unwille und gerechter Zorn ergreift mich, wenn ich diese Gleichgültigkeit unsers Volks betrachte. Beschäftigt mit Kleinigkeiten suchen wir den Ruhm des Genie's; mit Gedichten, die aus keinem andern Grunde zu entstehen scheinen, als um zu verschwinden, suchen wir, unwürdig des Namens der Deutschen, die Unsterblichkeit zu erlangen. O gelänge mir's, dies in der Versammlung deutscher Dichter zu reden! Vor Freude würde ich glühen, wenn ich im Stande wäre, sie mit Scham zu erfüllen wegen der Vernachlässigung der vaterländischen Ehre. Und ist der noch nicht unter den Lebenden, welcher bestimmt ist, Deutschland mit diesem Ruhme zu schmücken, so erscheine, großer Tag, der diesen Dichter ins Leben ruft, und möge dieser würdig werden des Menschengeschlechts, der Unsterblichkeit und Gottes selbst, den er vor Allem preisen und verherrlichen wird!“ Dieser Jüngling war Friedrich Gottlieb Klopstock. Er hatte mit jenen Worten das Ideal, das seine jugendliche Begeisterung ergriffen hatte, und seine eigene Zukunft gezeichnet. Wenige Jahre später — und von den Alpen bis zum Sund — feierte man ihn als den Dichter, der diese Hoffnungen zur Wahr-

heit gemacht habe. Erfüllt von dem Gedanken, ein deutsches Epos zu schaffen, geleitet von den hohen Meisterwerken des Alterthums, einem Homer und Virgil, hatte er anfangs die Absicht, seinen Helden aus der älteren deutschen Geschichte zu wählen. In seiner Vaterstadt Quedlinburg, wo er am 2. Juli 1724 geboren war, ruhten die Gebeine Kaiser Heinrichs I.; auf ihn fiel seine Wahl, den Befreier des deutschen Volks von der Verwüstung der Fremden, den Erretter von innerer Zwietracht. In einer seiner schönsten Oden ruft er dem Vaterlande zu:

Früh hab' ich dir mich geweiht! Schon da mein Herz
Den ersten Schlag der Ehrbegierde schlug,
Erfor ich' unter den Lanzen und Harnischen
Heinrich, deinen Befreier, zu singen.

Allein ich sah die höhere Bahn,
Und, entflammt von mehr, denn nur Ehrbegier,
Zog ich weit sie vor. Sie führet hinauf
Zu dem Vaterlande des Menschengeschlechts!

Der Plan zu dem Messias wurde von Klopstock schon in Schulpforte entworfen. Die Bekanntschaft mit Milton, den Bodmer durch eine Uebersetzung bei uns einführte, entwickelte und bestimmte Anlage und epische Behandlung näher. Selbst in Träumen umschwebten ihn die Gestalten seiner erregten Phantasie, und es ward diese Dichtung eine Aufgabe seines Lebens. Hiermit stimmte die Wahl seiner akademischen Studien zusammen; er widmete sich der Theologie und begab sich zuerst nach Jena, darauf 1746 nach Leipzig. Hier umwehte ihn der Frühlingshauch der deutschen Poesie, in welchem sein Genius die Flügel freudig entfalten konnte. Der Kreis der Jünglinge, welcher die Bremer Beiträge herauszugeben begonnen hatte, nahm auch ihn in seine Mitte, und mit den überirdischen Idealen, die er in seinem Herzen trug, verbanden sich die Genien des irdischen Daseins, Freundschaft und Liebe; schon keimte in ihm die zärtliche Neigung zu der Schwester seines nahverwandten Freundes Schmidt, Marie Sophie, die er unter dem Namen Fanny verherrlicht hat. Aus dieser jugend-

lichen Gefühlschwärmerei gingen seine ersten Oden hervor, in denen jede Strophe den höheren Genius verkündigte, der unter den Chor der deutschen Dichter getreten war.

Biel Mitternächte werden noch einst entfliehn!
Lebt sie nicht einsam, Enkel, und heiligt sie
Der Freundschaft, wie sie eure Väter
Heiligten und euch Exempel wurden.

So sprach er in einer seiner ersten Oden („An die Freunde“, später „Wingolf“, d. i. Freundschaftstempel, überschrieben) das Gefühl der Jugendfreundschaft aus, deren Erinnerungen ihm stets heilig blieben und noch spät in seinen lyrischen Poesieen nachklingen. Erst in der neuen Umgebung, in welcher der Drang seines Innern Verständniß und Anerkennung fand, ward er sich über die Form seines Epos klar. Den Alexandriner hatte er verworfen: der Entwurf der ersten Gesänge war in poetischer Prosa, wie Bodmer den Milton übersetzt hatte, niedergeschrieben. Im Jahre 1746 entschied sich Klopstock für den Hexameter, der bis dahin nur in einzelnen Proben versucht war, und arbeitete die ersten drei Gesänge aus, so daß sie mit dem Ende seiner Leipziger Studienzeit 1748 in den Bremer Beiträgen ans Licht treten konnten.

Die deutsche Literatur hatte seit Luther's Bibelübersetzung kein Werk erhalten, das eine ähnliche Wirkung auf unsere Poesie hervorbrachte. Bodmer sah hiermit seine Theorien verwirklicht, und sein enthusiastisches Lob trug den Dichter der Religion auf dem Schild empor vor den Augen der Nation, die ihn bald mit hoher Verehrung umgab. Nochmals sollte bei seinem Namen der alte Streit Gottsched's mit den Schweizern wieder erregt werden. Nachdem die Gottschedianer mit kleinlichen Kritiken das Gefecht eröffnet, gebrauchte ihr Meister das unedle Mittel, die Messiasdichtung bei den Theologen zu denunciiren, indem er ihnen zu bedenken gab, ob nicht bei solchen poetischen Ausschmückungen der biblischen Erzählung der Glaube in Gefahr komme. Durch solche Mittel brachte er sich nur um den letzten Rest seines kritischen

Ansehens. Unbeugsam und zu stolz, um dem Schützling des Gegners den Sieg zu überlassen, erkannte er seinem Anhänger, dem Freiherrn von Schönaich, für das Epos Hermann oder das befreite Deutschland den Lorbeerkranz zu, den er ihm in einer feierlichen akademischen Sitzung aufs Haupt setzte. Es war der letzte Fehlgriff seiner Geschmacksdictatur, der ihm und dem Gefrönten nur Spott eintrug. Der Streit über den Werth der Messiasde hatte dem Dichter schnell eine ungemeine Popularität verschafft.

Klopstock lebte nach beendigter Universitätszeit als Hauslehrer zu Langensalza in der Nähe seiner geliebten Fanny. Ihr schmeichelte die Liebe des gefeierten jungen Dichters, die sie nicht mit gleichen Gefühlen vergalt. Wenn der ungefühme Bodmer in einem eigens zu diesem Zwecke an sie gerichteten Briefe es ihr zur Pflicht macht, durch ihre Gegenliebe Deutschland seinen größten Dichter zu erhalten, so verkannte er nicht nur, daß die Entscheidung einer solchen Frage nicht vom Dichterruhme abhängt, sondern auch, daß die Poesie nicht stets das Glück als Gefährtin braucht, daß vielmehr das Herz den Kampf mit den Verhältnissen des Lebens redlich durchgekämpft haben muß, um der Poesie zu sein für ihre schönsten Blüthen. Die Oden, welche damals aus der bewegten Brust des jungen Dichters hervorströmten, haben einen Schwung, eine Seelenwärme, wie keine seiner späteren lyrischen Dichtungen. Eine der schönsten fügen wir hier ein:

An Fanny.

Wenn einst ich todt bin, wenn mein Gebein zu Staub
Ist eingesunken, wenn du, mein Auge, nun
Lang' über meines Lebens Schicksal
Brechend im Tode nun ausgeweint hast,
Und still anbetend da wo die Zukunft ist
Nicht mehr hinausblickst, wenn mein erlungener Ruhm,
Die Frucht von meiner Jünglingsthräne
Und von der Liebe zu dir, Messias,
Nun auch verweht ist oder von Wenigen
In jene Welt hinüber gerettet ward,
Wenn du alsdann auch, meine Fanny,
Lange schon todt bist und deines Auges

Stillheitres Lächeln und sein beseelter Blick
 Auch ist verloschen, wenn du vom Volke nicht
 Bemerket deines ganzen Lebens
 Edlere Thaten nunmehr gethan hast,
 Des Nachruhms werther als ein unsterblich Lied,
 Ach wenn du dann auch einen beglückteren
 Als mich geliebt hast, laß den Stolz mir,
 Einen beglückteren, doch nicht edlern!
 Dann wird ein Tag sein, den werd' ich auferstehn,
 Dann wird ein Tag sein, den wirst du auferstehn,
 Dann trennt kein Schicksal mehr die Seelen,
 Die du einander, Natur, bestimmtest!
 Dann wägt, die Wagschal' in der gehobnen Hand,
 Gott Glück und Tugend gegen einander gleich:
 Was in der Dinge Lauf jetzt mißlingt,
 Tönet in ewigen Harmonieen.
 Wenn dann du dastehst, jugendlich auferweckt.
 Dann eil' ich zu dir, säume nicht, bis mich erst
 Ein Seraph bei der Rechten fasse
 Und mich, Unsterbliche, zu dir führe.
 Dann soll dein Bruder, innig von mir umarmt,
 Zu dir auch eilen, dann will ich thränenvoll,
 Voll froher Thränen jenes Lebens
 Neben dir stehn, dich mit Namen nennen
 Und dich umarmen! dann, o Unsterblichkeit,
 Gehörst du ganz uns! Kommt, die das Lied nicht singt,
 Kommt unaussprechlich süße Freuden,
 So unaussprechlich, als jetzt mein Schmerz ist.
 Rinn' unterdeß, o Leben. Sie kommt gewiß,
 Die Stunde, die uns nach der Cypresse ruft;
 Ihr andern seid der schwermuthsvollen
 Liebe geweiht und umwölkt und dunkel!

Indem des Dichters Sehnsucht in dem Schmerz der Entsagung
 sich an den Himmel knüpft und die Liebe als Ewigkeit genießt,
 umkleidet seine Phantasie die Geliebte mit Allem, was er Edles
 und Göttliches in sich fühlte: sie wird ihm die göttliche Muse, die
 ihn auf Zion geleitet und ihn umgiebt in den „Stunden der
 Weihe“, wo er in das Anschauen überirdischer Herrlichkeit ver-
 senkt ist. Daher enthalten der vierte und fünfte Gesang der
 Messiade, die in dieser lyrischen Gefühlsspannung gedichtet wur-
 den, viele elegische Anklänge. In der Episode von Semida und
 Sulamith hat er das Geschick seiner eigenen Jugendliebe gesungen;

mit der wehmuthvollen Sprache der derzeitigen Dden mögen wir Semida's Klage vergleichen, womit zugleich Sprache und Ton seiner epischen Dichtung durch ein Beispiel veranschaulicht wird.

Warum weint sie? Ich konnte sie länger weinen nicht sehen;
Denn es brach mir mein Herz! Zu theure zärtliche Thränen,
Schöne Thränen so still, so zitternd im Auge gebildet!
Wäre nur eine von euch um meinethwillen geweinet.
Eine wäre mir Ruhe gewesen! Ich klage noch immer,
Immer um sie! Mein Leben voll Qual, mein trauriges Leben
Ist noch immer von ihr ein einziger langer Gedanke!
O du, welches in mir unsterblich ist, dieser Hütte
Hohe Bewohnerin, Seele, von Gottes Hauche geboren,
Du des Erschaffenden Bild, der nahen Ewigkeit Erbin,
Oder wie sonst dich bei deiner Geburt die Unsterblichen nannten,
Red', ich frage dich, lehre du mich! enthülle das Dunkle
Meines Schicksals! öffne die Nacht, die über mich herhängt!
Red', antworte mir! ich frage dich! Müde zu weinen,
Müde bin ich zu trauern in dieser Wehmuth mein Leben!
Warum, wenn ich sie seh', die vielleicht zur Unsterblichkeit aufstand,
Oder, ferne von ihr und nicht um Eidl, sie denke,
Warum fühl' ich alsdann im überwallenden Herzen
Neue Gedanken, von denen mir vormals keiner gedacht war?
Bebende, ganz in Liebe zerfließende, große Gedanken!
Warum weckt von der Lippe Eidl's die silberne Stimme,
Warum vom Aug' ihr Blick voll Seele mein schlagendes Herz mir
Zu Empfindungen auf, die mit dieser Stärke mich rühren,
Die sich rund um mich her, wie in hellen Versammlungen, drängen,
Jeder rein, wie die Unschuld, und edel, wie Thaten des Weisen?
Warum decket der Schmerz mit mitternächtlischem Flügel
Dann mein Haupt und begräbt mich hinab in den Schlummer des Todes,
Wenn ich, sie liebe mich nicht, den trüben Gedanken entfalte?
Ach, dann wall' ich am Grabe, dem ich so nah' war und weine
Meinen Jammer. Mir horcht die schauernde Todesstille.
Oft will ich dann mit gewaltigem Arm den Kummer bestreiten;
Meine Seele versammelt in sich die Empfindungen alle,
Welch' ihr von ihrer hohen Geburt und Unsterblichkeit zeugen.
Sei, so red' ich sie an, sei wieder dein, die himmlisch,
Die du bist unsterblich erschaffen! So red' ich ihr Hoheit
Und Standhaftigkeit zu; sie aber verstummt, sich zu trösten,
Schaut auf ihre Wunden herab und weinet und zittert.
Warum bin ich's allein, der, ungeliebet, auf ewig
Liebt? Was erhebt sich mein Herz, auch über die edelsten Herzen,
Groß und elend zu sein? Was ist es in mir, das noch immer
Sie bei dem Namen mir nennt, will ich ihr Gedächtniß vertilgen?

Welche Stimme Gottes ist das, die mit heiligem Flüstern
 Und mit Harmonieen, zärteren Seelen nur hörbar,
 Meinem Herzen leise gebeut, sie ewig zu lieben?
 Und so will ich denn ewig dich lieben, wie schweigend du mir auch,
 Wie verstummend du bist! Ach, da ich es, Sidli, noch wagte,
 Zitternd zu denken, du seist mir geschaffen: wie still war mein Herz da!
 Welche Wonnen erschuf sich mein Geist, wenn Sidli mich liebte,
 Welche Gefilde der Ruh' um mich her! O, darf ich noch einmal,
 Süßer Gedanke, dich denken? und wird dich mein Schmerz nicht entweihen?
 Du warst, Himmlische, mein! durch keine kürzere Dauer,
 Als die Ewigkeit, mein! Das nann' ich für mich geschaffen!
 Jeder Tugend erhabneren Wink, der unsichtbar mir sonst war,
 Vernt' ich durch deine Liebe verstehn! Mit zitternder Sorgfalt
 Folgte mein Herz dem gebietenden Wink. Die Stimme der Pflichten
 Hört' ich von fern! Ihr werdendes Flüstern, ihr Wandeln im Stillen,
 Ihren göttlichen Laut, wenn Keiner sie hörte, vernahm ich!
 Und nicht umsonst! Wie ein Kind voll Unschuld, mit biegsamem Herzen,
 Folgt' ich dem leichten Gesetz der sanft gebietenden Stimme,
 Daß ich deinen Besitz, die du mir theurer, als Alles,
 Was die Schöpfung hat, warst, durch keinen Fehl nicht entweihete.
 Welche Gabe warst du mir von Gott! Wie dank' ich dem Geber,
 Daß ich, wie auf Flügeln, von deiner Unschuld getragen,
 Näher dem Liebenswürdigen kam, der so schön dich gebildet,
 Der so fühlend mein Herz und dein's so himmlisch gemacht!

Im Frühling des Jahres 1750 verließ Klopstock Langensalza, besuchte seine Eltern in Quedlinburg, machte zu Halberstadt die Bekanntschaft Gleim's, bei dem er heitere Tage genoss, — der Beginn einer bis an den Tod fortgesetzten Freundschaft — und folgte dann einer Einladung Bodmer's nach Zürich. Hier, wo er im Kreise des Dichterruhms und der frohesten Geselligkeit glückliche Tage verlebte, deren schönsten, die Lustfahrt auf dem Züricher See, am 30. Juli, eine seiner schwungvollsten Oden gefeiert hat, verwandelte sich der erhabene Messiasdichter, der schwermüthige Elegiker in den lebensfrohen Jüngling, der in den lyrischen Gedichten, so selten er auch erscheint, dem aufmerksamen Leser nicht verborgen bleibt.

Im folgenden Jahre reiste Klopstock nach Kopenhagen, als ihm vom Könige Friedrich V. von Dänemark auf Verwenden des Ministers von Bernstorff eine Pension bewilligt ward, damit er Muße habe, sein Epos zu vollenden. Auf dieser Reise lernte er zu

Hamburg seine nachmalige Gattin, Meta Woller, kennen, mit deren Liebe ihm „alle schlummernden Freuden wieder aufwachen“, wovon seine warmgefühlten Oden an Cidli Zeugniß geben. 1754 ward der eheliche Bund geschlossen, für beide eine Quelle des reichsten häuslichen Glücks und für Klopstock die Zeit freudigen Schaffens, so daß die Messiasdichtung über den zehnten Gesang hinaus vorrückte. Der Tod entriß ihm seine Meta schon im Jahre 1758; allein sie lebte ihm in heiligen Erinnerungen fort. Im fünfzehnten Gesange des Messias hat er ihre Sterbestunde geschildert. Da wenige Leser jetzt noch weit in die Messiade vorzudringen pflegen, so schalten wir die rührende, getreu der Wirklichkeit entnommene Episode hier nach der ersten Bearbeitung ein.

Gedor, von sanftem Herzen und gleich empfindlich der Freude Und der Traurigkeit, aber auch festen Entschlusses, dem Geber, Ruhe gäb' er ihm oder Schmerz, sich zu unterwerfen, Gedor lebte verborgen und glücklich mit der Gefährtin Dieses Lebens nicht nur, auch jenes ewigen Lebens. Wie sie sich liebten, wußten nur sie und wenige Fremde. Weggewandt von dem Leben am Staube, besprachen sie oft sich Von der künftigen Welt und von der näheren Trennung Oder noch fernern, auf ihrer Reise zur Heimat im Himmel. Liebend wünschten sie sich, doch wagten sie das nicht zu hoffen, Was so Wenigen ward, mit einander hinüber zu wallen. Herr! ihn hatt'st du erhehn, zu des dunkeln Thales Eingang Sie zu geleiten. Sie lag zu sterben. Das glaubt er zu sehen; Aber er wußte, daß du aus großen Gefahren erretten, Tödten könntest in kleinen. Jetzt kam, der eilende Tod kam Näher und wurde gewiß. Sie richtet von Gedor gen Himmel Ernst ihr Auge, dann wieder auf ihn vom Himmel herunter, Wieder gen Himmel von ihm. So erhob sie zweimal ihr Auge. Niemals sah er Blicke, wie diese; nie wurden ihm Blicke, Wie die andern waren, beschrieben, voll feierlichen Ernstes Und der innigsten Behnuth und mächtiger Ueberzeugung Jenes ewigen Lebens. Ich sterbe! verlasse dich! gehe Zu der namenlosen Ruh! war's, was sie redeten! war's nicht? Stärker war's, unaussprechlich! Hier muß' er der Menschheit erliegen, Oder ihn mußte mit mächtigem Arme der Helfer erheben. Und der Erbarmende that's. Der schwache Sterbliche fühlte Sich der Erde gewaltig entrisen und nahe dem Eingang Zu der Herrlichkeit, welcher sich seiner Cidli schon aufthat.

Und er trat zu ihr hin mit mehr als Ruhe, mit Freude,
Legt' auf ihre Stirne die Hand und begann sie zu segnen:

Wandl' hierüber im Namen des Herrn, der Abrahams Gott war,
Isaaks und Jakobs, im Namen des angebeteten Helfers!

Ja sein Wille gescheh', es gescheh' sein gnädiger Wille!

Und sie sprach mit der Stimme der Zuversicht und der Freude:

Ja, Er mach' es, wie Er es beschloß! Gut wird Er's machen!

Gedor hielt ihr die Hand: Wie ein Engel hast du geduldet!

Gott ist mit dir gewesen! Mit dir wird Gott sein! Gewesen

Ist mit dir der Allbarmherzige! Dank sei und Preis sei

Seinem herrlichen Namen! Er wird dir helfen! Ach wär' ich

Glend genug, ihm nicht zu dienen, so dient' ich ihm heute.

Sei mein Engel, läßt Gott es dir zu! Du warst der meine!

Sagte Cidli Sei nun, du Himmelsrbin, mein Engel,

Läßt der Herr dir es zu. Und liebend erwiderte Cidli:

Gedor, wer wollt' es nicht sein! Voll Mitleid, mit freudigem Tiefsinn

Schwebte Rahel um sie, die Geliebte des Pilgers aus Kanan

Und die Mutter des Sohns der Schmerzen. Noch war sie dir, Cidli,

Unsichtbar. Doch als nun dein Haupt zu dem Tode dahinsank,

Sahе dein lächelnd-brechender Blick die Unsterbliche stehen,

Und du machtest dich auf, zu deiner Gespielin zu kommen.

Doch mir sinket die Hand, die Geschichte der Wehmuth zu enden!

Späte Thräne, die heute noch floß, zerrinn mit den andern

Tausenden, welch' ich weinte. Du aber, Gesang von dem Mittler,

Bleib und ströme die Klüfte vorbei, wo sich viele verlieren,

Sieger der Zeiten, Gesang, unsterblich durch deinen Inhalt,

Eile vorbei und zeuch in deinem fliegenden Strome

Diesen Kranz, den ich dort am Grabmal von der Cypresse

Thränend wand, in die hellen Gefilde der künftigen Zeit fort.

War Klopstock in den letzten Jahren mehr mit geistlicher Poesie beschäftigt gewesen, so daß die meisten seiner geistlichen Lieder und Hymnen in diese Zeit fallen, so verweilte er seit dem Jahre 1760 häufiger und länger wieder in seinem Heimlande. Es war die Epoche, wo der siebenjährige Krieg das Nationalgefühl kräftiger erregt hatte. Auch Klopstock trat dem Vaterländischen wieder näher, und wenn er gleich die Begeisterung für Preußen und Friedrich nicht in gleichem Maße, wie Gleim, empfinden konnte, so griff er doch zur patriotischen Poesie, erwärmte das Selbstgefühl des deutschen Volkes und hielt ihm das Bild seiner früheren Größe entgegen. Hermanns Schlacht (1769) ist zwar als dramatisches Gedicht verfehlt, aber es war eine pa-

triotische That und erweckte zugleich durch die Widmung an Kaiser Joseph II. große Hoffnungen für die Zukunft.

Bald ward der Dichter seinem deutschen Vaterlande völlig zurückgegeben. Die veränderten Verhältnisse am dänischen Hofe veranlaßten ihn 1770 seinen Wohnsitz in Hamburg zu nehmen. Hier beendigte er seinen *Messias*, dessen letzte Gesänge im Jahre 1773 erschienen, als die Nation schon von einer andern Entwicklung unserer Nationalpoesie fortgezogen ward. Indeß vergaß sie nicht den ehrwürdigen Begründer derselben. Auf seiner Reise nach Karlsruhe (1774), wohin ihn der Markgraf Karl Friedrich von Baden, der ihm ein Jahrgehalt aussetzte, geladen hatte, schloß das jüngere Dichtergeschlecht sich mit dem Jubel der Verehrung an ihn. Im folgenden Jahre kehrte er nach Hamburg zurück, wo angenehme gesellige Kreise den Abend seines Lebens verschönerten. Seitdem hört jedoch sein thätiges Eingreifen in den Gang der Literatur auf. Die Odenpoesie begleitet zwar noch sein Leben bis zu den „höheren Stufen“, der letzten seiner Oden: allein der poetische Gehalt nimmt in demselben Maße ab, als Sprache und rhythmischer Bau härter und ungenießbarer werden. Seine Oden auf Nordamerika's Unabhängigkeitskrieg und Frankreich's Staatsumwälzung, die er anfangs pries („Sie und nicht Wir“) und dann in der Zeit des Terrorismus verdamnte, sind ein Beweis, daß er an den politischen Zeitereignissen lebendigen Antheil nahm.

Als Dichter galt er jetzt nur noch als ein ehrwürdiger Geist der Vergangenheit. Nur bescheiden und schüchtern wagte sich die Kritik an ihn heran. Diese Pietät hatte nicht bloß in dem Dichterglänze, der ihn umgab, seinen Grund: was Verehrung gebot, war mehr noch die durch ein langes Leben hindurch bewährte sittliche Würde, die Reinheit seines Charakters. Er starb am 14. März 1803. Das Leichenbegängniß, das ihm veranstaltet wurde, war eine Huldigung der Ueberlebenden, wie sie noch nie eine deutsche Stadt der Geistesgröße eines Mitbürgers dargebracht hat. Ein Gefolge von Tausenden begleitete unter dem Geläute der Glocken den Sarg, auf dem die *Messias* des Dichters, von zusammengeflochtenen Vorbeerzweigen bedeckt, aufgeschlagen lag. Unter feier-

lichen Sängerkhöfen ward er unter der selbstgepflanzten Linde neben Meta's Gruft eingesenkt und mit den Erstlingsblumen des Frühlings überschüttet.

Wenn wir uns näher zu der Frage wenden, welchen Rang Klopstock unter Deutschlands Dichtern einnimmt, so kann das Urtheil streng sein, wenn wir uns bloß auf den ästhetischen Standpunct stellen. Daß ihm etwas Wesentliches zum Dichter gemangelt habe, geht schon daraus hervor, daß seine Messiasde, das Wert seines Lebens, weit entfernt, eine Nationaldichtung zu sein, wenn auch nur in dem Grade wie Virgil's Aeneide oder Milton's verlorenes Paradies, jetzt nur noch von Wenigen gelesen wird. Allein ein gerechteres Urtheil fällen wir vom historischen Gesichtspunct. Einsam sehen wir ihn dann stehen am Eingang unserer classischen Literaturperiode, mit der Schöpferkraft des Genius Leben rufend in die Tode unserer Dichtung und das Erstorbene beiseelend. Nicht durch die Gellerte und Gleime, erst durch Klopstock ward unsere Poesie befähigt, das Höchste zu leisten. Da ist unter den großen Dichtern des vorigen Jahrhunderts keiner, der nicht an Klopstock's Dichtungen seine Jugend genährt, nicht an seiner Hand den ersten Flug der Poesie versucht hätte. Ueber ein Jahrhundert hatte unsere Dichtung an fremdem Feuer sich erwärmt, selbst unsere deutsche „Heldensprache“, wie sie gerade eben dieses Jahrhundert in seiner Ohnmacht nannte, war nur ein matter Widerschein von alter Herrlichkeit. Klopstock war der Erste, der wieder ganz und gar ein deutscher Dichter sein wollte, der uns wieder stolz sein lehrte auf unsere Nationalität, unsere Geschichte, unsere Sprache und Literatur.

Schreket noch andrer Gesang dich, o Sohn Teutons,
Als Griechengefang: so gehören dir Hermann,
Luther nicht an, Leibniz, jene nicht an,
Welche der Hain Braga's verbarg.

Dichter, so bist du kein Deutscher! ein Nachahmer,
Belastet vom Joche, verkennst du dich selber!
Keines Gesang ward dir Marathons Schlacht!
Nächt' ohne Schlaf hattest du nie!

Diese und andere Oden gruben sich tief in die Herzen ein, und noch von seinem Grabe wehte, wie Rückert sagt, in den Zeiten

der Bedrängniß und Unterdrückung ein leiser Freiheitsodem. Aber auch die Gesinnung, die Gemüthswelt, in der er als Dichter verweilt, können wir im schönsten Sinne des Wortes deutsch nennen. Der sittliche Ernst, der religiöse Tiefinn, der Hang zu elegischer Betrachtung, wie sie Grundzüge der Klopstock'schen Poesie sind, so sind sie auch der Kern des deutschen Charakters. Liebe und Freundschaft kleiden sich bei uns vorzugsweise in den sittlich-religiösen Enthusiasmus, von dem sie in Klopstock's Dichtungen getragen werden; wie Klopstock, vertauschen wir gern die Wirklichkeit mit dem Reich der Ideen, und tritt das religiöse Moment bei ihm in den Vordergrund, so fand er auch hierin einen Widerhall in den Herzen seines Volkes.

In diesem lyrischen Schwunge, der stets über das Irdische hinausstrebt und mit dem wehmüthigen Gefühl der menschlichen Schwäche und der Unzulänglichkeit des menschlichen Geistes, wo er dem Göttlichen nahe treten will, sich träumerisch in der idealen Welt der Subjectivität bewegt, besteht seine dichterische Kraft; wo er andere Forderungen erfüllen will, blieb er hinter dem Ziel, nach dem er strebte, zurück. Die Natur hatte ihn weder zu einem epischen noch zu einem dramatischen Dichter bestimmt: es war daher ein Fehlgriff, ein episches Gedicht zur Aufgabe seines Lebens zu machen. Wenn er jedoch entschlossen war Epiker zu werden, so wäre ein jeder andere Stoff ihm noch mehr mißglückt, als die Messiade. In der Geschichte der Erlösung konnte neben dem Epiker noch der Lyriker Platz finden. Wie Klopstock's Dichtung überall an dem Wirklichen mit einer gewissen Scheu vorübergeht und mit raschen Wendungen aus der realen Welt ins Reich der Abstraction flüchtet, so weilt er auch in der Messiade am wenigsten bei den Vorgängen des Diesseits. Andere Welten thum sich daneben auf, und die Bewohner des Himmels wie die Dämonen der Hölle begleiten das Erlösungswerk mit ihren Empfindungen und Handlungen.

Da der Dichter die epische Erzählung erst nach dem Einzuge Christi in Jerusalem, dem Hosannaruf des Volks, beginnen läßt, so bleiben nur die Ereignisse weniger Tage übrig, und selbst hier geht des Dichters einseitige abstracte Erhabenheit so weit, daß er

solche Scenen, wo das reinmenschliche Gefühl von der einfach rührenden Erzählung der Evangelien ergriffen wird, Christi letztes Zusammensein mit den trauernden Jüngern, nur einer kurzen Schilderung würdigt. Bei der Dürftigkeit der Handlung, die in der zweiten Hälfte des Gedichts, in den Schilderungen der Ereignisse nach dem Kreuzestode, am fühlbarsten wird, kann die Anspannung der Phantasie in der Darstellung des Ueberirdischen keinen Ersatz bieten: der Leser wird durch das unvermeidliche Einerlei, die stets wiederkehrenden Reden und Gebete, welche an die Stelle der Handlung treten, ermüdet. Weder bei den Engeln und Seligen, noch bei den Dämonen der Hölle ist eine Charakteristik möglich: es redet aus ihnen die Abstraction des absolut Guten und des absolut Bösen. Selbst was auf der Erde vorgeht, ist nur ein Widerschein der jenseitigen Regionen: ein Judas und ein Kaiphas sind nicht mehr menschliche Charaktere, sondern gleichen den Geistern der Hölle, und die edlen Menschen in der Umgebung des Messias haben die Erde schon hinter sich und wandeln mit ihrem geistigen Sein bereits in den Vorhöfen des Himmels.

Der Messias selbst, der Mittelpunkt des ganzen Epos, ist seiner menschlichen Natur völlig entkleidet. Er ist nicht der sanfte Meister im Kreise der Jünger, der liebevolle Lehrer, zu dessen Füßen Maria die Tröstungen des Himmels vernimmt; er ist vielmehr der mit allen Kräften der Allmacht ausgerüstete Gott, an dem das Menschliche nur als die um der Passion und Erlösung willen gewählte Hülle erscheint. Er kann nicht handeln, sondern nur leiden — sagt doch der Dichter selbst von ihm: „leiden, beten, lehren, leiden und leiden war sein Leben!“ Wie daher in dem Ganzen das Leiden den Grundton bildet, so ist auch in den ihm beigegebenen Charakteren die Passivität der herrschende Typus; auch die Jünger, die Freunde und Freundinnen Jesu beweisen ihre Gegenwart mehr durch Reden als durch Handeln; ihre Thaten sind Gebete und Hymnen, es sind „Thaten der Seele“, wie es Klopstock selbst ausdrückt.

Wir dürfen uns also nicht darüber täuschen, daß die Messiade die Forderungen, die man an ein Epos zu machen hat, unerfüllt

läßt. Indesß je weniger Ansprüche man nach dieser Seite hin macht, desto ungestörter wird man sich dem Genuß der lyrischen Partieen hingeben; aus dem Messias läßt sich eine Perlenkette von Oden und Elegieen zusammenstellen, wie wir denn oben einige als Proben schon hervorgehoben haben; hier spricht sich die elegische Wehmuth mit dem Pathos erhabenster Empfindung in mächtig ergreifenden Tönen aus.

Wie Klopstock kein Epiker war, so war er noch weniger ein dramatischer Dichter. Sein erstes Drama, der Tod Adams, ein Nachklang der Messias, ist eine elegische Idylle. Die der biblischen Geschichte entnommenen Schauspiele David, Salomo erregen durchaus kein dramatisches Interesse. Etwas mehr geschieht dies in den lyrisch-dramatischen Dichtungen, welche er Bardiete nannte, Hermanns Schlacht, Hermann und die Fürsten, Hermanns Tod, besonders in den beiden ersteren. Die Handlung ist jedoch auch hier dürftig. Die Ereignisse erscheinen nicht in ihrer nothwendigen Verknüpfung, so daß wir über die Gründe, weshalb die Deutschen über die Römer siegen, völlig im Unklaren bleiben, wogegen die Unterredungen über das Geschehene weit ausgesponnen sind. Die lyrischen Partieen, nämlich die Bardenchöre, treten überall in den Vordergrund, so daß man deutlich sieht, wo Klopstock sich heimisch fühlte. Sie fallen in Eine Classe zusammen mit denjenigen patriotischen Oden, welche die alte Bardenzeit zu erneuern suchten — die untergeschobenen Ossian'schen Gesänge machten damals auch in Deutschland großes Aufsehen. — Nicht minder verfehlt war die Aufnahme der nordisch-germanischen Mythologie, die selbst in die Umarbeitung der älteren Oden sich eindrängte und im Grunde doch nur eine Vertauschung der bekannten griechisch-römischen Namen mit den fremdartigen nordischen war. Um zu zeigen, wie gewaltsam er bei der Umarbeitung seiner Jugendoden verfuhr, vornehmlich um Namen der nordischen Mythologie an Stelle der griechischen einzufügen, setzen wir die Anfangstrophen der später Wagnolf überschriebenen Ode „An die Freunde“ in doppelter Gestalt hier her.

(Spätere Form.)

Wie Gna im Fluge, jugendlich
ungestüm,
Und stolz, als reichten mir aus
Iduna's Gold
Die Götter, sing' ich meine Freunde
Feierend in kühnerem Vardenliede.

Willst du zu Strophen werden,
o Haingefang?
Willst du gefesselt, Ossian's Schwunge
gleich,
Gleich Uller's Tanz auf Meerkrä-
stalle,
Frei aus der Seele des Dichters
schweben?

Die Wasser Hebrus' wälzten mit
Ablereil'
Des Celten Leier, welche die Wälder
zwang,
Daß sie ihr folgten, die den Felsen
taumeln und wandeln aus Wolken
lehrte.

So floß der Hebrus. Schatten-
besänftiger,
Mit fortgerissen folgte dein fliehend
Haupt,
Voll Bluts, mit todter Stirn, der Leier
Hoch im Getöse gestürzter Wogen.

So floß der Waldstrom hin nach
dem Ocean.
So fließt mein Lied auch, stark und
gedankenvoll.
Deß spott' ich, der's mit Klügling'sblicken
höret und kalt von der Glosse triset.

Die Lyrik ist die eigentliche Sphäre der Klopstock'schen Poesie. Zu ihrem Inhalt machte er die innigsten Regungen des Gemüths, die Empfindungen der Liebe und Freundschaft, die in der herkömmlichen conventionellen Poesie selten ein offenes Ge-
ständniß gewagt hatten, sowie die höchsten menschlichen Interessen, Religion und Vaterland. Er giebt seine ganze Persönlichkeit bis zu den Freuden der Züricher Fahrt oder des Eislaufs, und dies

(Erste Form.)

Wie Hebe kühn, und jugendlich
ungestüm,
Wie mit dem goldnen Köcher Lato-
nens Sohn,
Unsterblich sing' ich meine Freunde,
Feierend in mächtigen Dithyramben.

Willst du zu Strophen werden,
o Lied, oder
Ununterwürgig, Bindar's Gesängen
gleich,
Gleich Zeus erhabnem trunknem
Sohne,
Frei aus der schaffenden Seele tau-
meln?

Die Wasser Hebrus' wälzten sich
adlerschnell
Mit Orpheus Leier, welche die Haine
zwang,
Daß sie ihr folgten, die den Felsen
taumeln und himmelab wandeln
lehrte.

So floß der Hebrus. Großer
Unsterblicher,
Mit fortgerissen folgte dein fliehend
Haupt,
Blutig, mit todter Stirn, der Leier
Hoch im Getöse gestürzter Wogen.

So floß der Fluß, des Oceans
Sohn, daher,
So fließt mein Lied auch, ernst und
gedankenvoll.
Deß spott' ich, der es unbegeistert
Nichterisch und philosophisch höret.

sind die Oden, welche den unvergänglichen Kern seiner Dichtung ausmachen. Seine religiösen Hymnen verlieren sich meistens in die Nebel der Abstraction, und nur wo er die religiöse Empfindung an die äußere Erscheinung knüpft, zieht er unsere Andacht auf erhabenen Schwingen mit sich fort; im Säuseln der erquickenden Frühlingslüfte (Ode: „Frühlingsfeier“) fühlen wir die Nähe des allgütigen Schöpfers; unter der glanzvoll über uns sich wölbenden Sternennacht stimmen wir mit ihm ein in den Preis dessen, der mit den Lichtern des Himmels die schweigende Nacht schmückt und noch die Gräber mit den Blumen des Lichtes bekränzt. Dieser poetischen Anschaulichkeit ermangeln diejenigen Hymnen, welche das Anschau Gottes, die Glückseligkeit Aller und andere abstracte Themata behandeln. Hier fühlt der Dichter selbst die Unmöglichkeit des entsprechenden Ausdrucks: gehäufte Ausrufungen müssen oft den Gedanken vertreten, und die Hinweisung auf das Unausprechliche ist nur das Geständniß der Ohnmacht der Poesie, wodurch in dem Leser keine Begeisterung erweckt werden kann. Klopstock nannte einen solchen geistlichen Hymnus Gesang und stellte ihn folgendermaßen in Gegensatz zu dem Liede: „Der Gesang ist feurig, stark, voll himmlischer Leidenschaften, oft kühn, heftig, bilderreich in Gedanken und im Ausdruck und nicht selten von denjenigen Gedanken bezeugt, die allein von dem Erstaunen über Gott entstehen können. Ich sage nicht, daß das Lied nicht auch Vieles von diesem Allen haben könne: aber es mildert es fast durchgehends und bildet es in Vorstellungen um, die leichter zu übersehen sind. Jener ist die Sprache der äußersten Entzückung oder der tiefsten Unterwerfung, dieses der Ausdruck einer sanften Andacht und einer nicht so erschütterten Demuth.“

Geistliche Lieder im dem bezeichneten Sinne hat Klopstock ebenfalls gedichtet, gemilderte geistliche Oden, nicht die Töne des einfachen Kirchenliedes, sondern Klänge gläubiger Begeisterung, die in ätherischer Höhe subjectiver Empfindung dahinschweben. Als vorzüglich sind zu erwähnen das Auferstehungslied „Auferstehn, ja auferstehn“ 2c. sowie das Morgen- und Abendlied, die durch einfachen Ausdruck sich auszeichnen. Das letztere mag hier eine Stelle finden:

Sink' ich einst in jenen Schlummer,
Aus dem keiner nicht erwacht,
Geh' ich aus der Welt voll Kummer,
Todesruh', in deine Nacht:

O dann schlaf' ich anders ein!
Weg aus dieses Lebens Pein
Woll' ich hin zu deren Hütten,
Die, nun glücklich, hier auch litten.

Fest schlaf' ich, aufzuwachen,
Noch für Tage dieser Zeit! —
Laß mich fertig stets mich machen,
Vater, zu der Ewigkeit!

Daß ich Wanderer dann sei
Leicht, bereit, von Bürden frei,
Von den Lasten dieser Erde,
Daß ich nun unsterblich werde!

Gerne laß den Tag mich sehen,
Der als Retter mir erscheint,
Wenn mit unerhörtem Flehen,
Wer mich liebet, um mich weint.
Stärker, als mein Freund, im Schmerz
Sei mein gottverlangend Herz!
Voll von deines Namens Preisen
Laß mich ihn gen Himmel weisen!

Wir können unsere Erörterungen über Alopstock's Poesie nicht passender schließen, als mit der treffenden Charakteristik, worin Schiller das Wesentliche zusammengefaßt hat: „Seine Sphäre ist immer das Ideenreich, und ins Unendliche weiß er Alles, was er bearbeitet, hinüberzuführen. Man möchte sagen, er ziehe Allem, was er behandelt, den Körper aus, um es zu Geist zu machen, sowie andere Dichter alles Geistige mit einem Körper bekleiden. Beinahe jeder Genuß, den seine Dichtungen gewähren, muß durch eine Uebung der Denkraft errungen werden: alle Gefühle, die er, und zwar so innig und so mächtig in uns zu erregen weiß, strömen aus übersinnlichen Quellen hervor. Daher dieser Ernst, diese Kraft, dieser Schwung, diese Tiefe, die Alles charakterisiren, was von ihm kommt; daher auch diese immerwährende Spannung des Gemüths; in der wir bei Lesung desselben erhalten werden. Mein Dichter (Young etwa ausgenommen, der darin mehr fordert als Er, aber ohne es, wie Er thut, zu vergüten) dürfte sich weniger zum Liebling und zum Begleiten durchs Leben schicken, als gerade Alopstock, der uns immer nur aus dem Leben herausführt, immer nur den Geist unter die Waffen ruft, ohne den Sinn mit der ruhigen Gegenwart eines Objects zu erquicken. Keusch, überirdisch, unkörperlich, heilig, wie seine Religion, ist seine dichterische Muse, und man muß mit Bewunderung gestehen, daß er, wiewohl zuweilen in diesen Höhen verirrt, doch niemals davon herabgesunken ist. Ich bekenne daher unverhohlen, daß mir für den Kopf des-

jenigen etwas bang ist, der wirklich und ohne Affectation diesen Dichter zu seinem Lieblingsbuche machen kann, zu einem Buche nämlich, bei dem man zu jeder Lage sich stimmen, zu dem man aus jeder Lage zurückkehren kann: auch, dünkte ich, hätte man in Deutschland Früchte genug von seiner gefährlichen Herrschaft gesehen. Nur in gewissen exaltirten Stimmungen des Gemüths kann er gesucht und empfunden werden: deswegen ist er auch der Abgott der Jugend, obgleich bei Weitem nicht ihre glücklichste Wahl. Die Jugend, die immer über das Leben hinausstrebt, die alle Form fliehet und jede Grenze zu enge findet, ergeht sich mit Liebe und Lust in den endlosen Räumen, die ihr von diesem Dichter aufgethan werden. Wenn dann der Jüngling Mann wird und aus dem Reiche der Ideen in die Grenzen der Erfahrung zurückkehrt, so verliert sich Vieles, sehr Vieles von jener enthusiastischen Liebe, aber nichts von der Achtung, die man einer so einzigen Erscheinung, einem so außerordentlichen Genius, einem so sehr veredelten Gefühl, die der Deutsche besonders einem so hohen Verdienste schuldig ist.“

V. Lessing.

Es war ein günstiges Geschick für die Entwicklung unserer Literatur im achtzehnten Jahrhundert, daß keine Richtung sich einseitig und ausschließlich geltend machen konnte, sondern die großen Geister gleichzeitig und neben einander auf verschiedenen Bahnen dem Ziele, einer Reform unserer Nationalliteratur, entgegenstrebten. In Klopstock hatte von vornherein die phantasievolle, auf die Schwärmerei des jugendlich gesteigerten Gefühls gegründete Weltanschauung die Herrschaft erlangt. In Lessing behält der scharfe Verstand, die kritische Besonnenheit die Oberhand. Jener wendet sich vom Leben hinweg in die Welt des Gemüths; dieser sucht die Berührungen mit dem Leben auf, begleitet alle Richtungen der geistigen Bildung mit seiner Theilnahme und greift in der Poesie wie in der Wissenschaft energisch in die Gegen-

wart ein. Jener versenkt sich mit seinem Gefühl in die pietistische Ueberschwänglichkeit und lehnt alle Philosophie von sich ab: Dieser ist durch und durch ein philosophischer Denker, der seiner Kritik kein Gebiet der Wissenschaft, selbst die Theologie nicht, durch irgend eine Autorität verschließen lassen will. Jener beseelt unsere Poesie durch das Prometheusfeuer seiner Lyrik, welche die Schranken der Darstellung stets überspringen möchte: Dieser ist Dramatiker im strengsten Ebenmaß der Form, die er von seinem kritischen Scharfsinn sich vorzeichnen läßt.

Zu Camenz in der Lausitz am 22. Januar 1729 geboren, der älteste Sohn eines Predigers, ward Lessing frühzeitig in die alten Sprachen eingeführt, die zur Vorbereitung auf das theologische Universitätsstudium dienten. Wie Mopstock in Schulpforte, ging er den Weg durch die strenge klösterliche Zucht der Fürstenschule zu Meißen und brachte gleich jenem die Vorweihung zur Poesie auf die Universität Leipzig mit, wohin er schon im Herbst 1746, im noch nicht vollendeten achtzehnten Jahre, abging.

Ihm ward es bald zu eng in den Hörsälen, in denen meistens eine todte Formelgelehrsamkeit überliefert wurde. Gottsched's Vorlesungen erregten seinen Spott. Er suchte keinen Platz in dessen deutscher Gesellschaft, doch eben so wenig in dem Verein der Verfasser der Bremer Beiträge. Vermochte er in den Vorlesungen Gellert's, der ihm zu weinerlich war, nicht auszuhalten, so konnte ihm, dem Feinde alles empfindsamen Wesens, wenn es nicht aus der einfachen Menschennatur hervorging, auch der um und mit diesem sich bildende Verein nicht genügen: vielmehr verkehrte er mit Christlob Mylius, der aus jenem Verein ausgeschieden und der Freigeisterei verdächtig war. Er besuchte fleißig das Schauspiel und suchte den Umgang mit Schauspielern der Reuber'schen Truppe: er vollendete sein Lustspiel der junge Gelehrte und hatte die Freude, es im Januar 1748 mit Beifall zur Aufführung gebracht zu sehen. Ueber seinen Bildungsgang war entschieden. Das anfängliche Zureden des Vaters vermochte nicht, ihn an das theologische Facultätsstudium zu fesseln. Nach einem kurzen Aufenthalt in Wittenberg war schon 1748 sein Universitätsleben ge-

schlossen. Dramatische Poesie und wissenschaftliche Kritik war ihm zur Lebensaufgabe geworden.

Außer dem jungen Gelehrten erschienen in jenen Jugendjahren die Lustspiele der *Misogyn* (Weiberfeind), die *Juden* und der *Freigeist*, alle vom Publicum mit Beifall aufgenommen, zwar die Werke eines zwanzigjährigen Jünglings, aber eines Lessing, im Dialog noch etwas breit und ungelenk, jedoch anziehend durch scharfe Charakteristik und selbstständige Auffassung des Lebens. Im „jungen Gelehrten“ spottet er der anmaßenden Rathederweisheit, die dem Leben Gesetze vorschreiben möchte, ehe sie es kennt. In den „Juden“ klingt schon die Idee des Nathan an, indem er diese gedrückte Menschenklasse in Handlungen des Edelmuths uns vorführt. Im „Freigeist“ tritt er keineswegs in Opposition gegen den religiösen Glauben, sondern lehrt wahre Frömmigkeit von heuchlerischem und eitlem Wesen unterscheiden.

Nachdem ihm das Hohle und Unwahre der französischen Dramen und ihrer deutschen Nachahmungen klar geworden war, suchte er auf kritischem und historischem Wege dem Wesen der dramatischen Poesie näher zu kommen. Im Gegensatz zu der dort gültigen Geschraubtheit und Unnatur der Heldencharaktere, dem declamatorischen Pathos der Alexandriner verlangte er Wahrheit der Verhältnisse, Natürlichkeit der Affecte, Einfachheit der Sprache. An die Theorie schloß sich die Ausführung an.

Miß Sara Sampson eröffnete 1755 die Reihe der deutschen bürgerlichen Trauerspiele. An die Stelle eines eingebildeten Heroenthums treten hier die Schicksale eines bürgerlichen Hauses, den Platz der Könige und Helden nehmen Menschen ein, deren Verhältnisse uns nahe stehen; der pathetische Vers ist der Prosa gewichen. Wer wollte jetzt noch verkennen, daß Lessing in seiner Vorliebe für die bürgerliche Sphäre der dramatischen Handlung zu weit ging? Allein zunächst war die Rückkehr von der unnatürlichen Höhe des französischen Drama's zu einfach-menschlichen Zuständen und wahren Gefühlen das Haupterforderniß, worauf es ankam, um von da aus auf andere Weise wieder zu einer

idealen Höhe zu gelangen. Wie richtig Lessing mit diesem Werke das deutsche Gemüth traf, beweist der ungemeine Beifall, den es überall fand. Zum ersten Mal sah man die Leidenschaft in ihrer Naturwahrheit und hörte die Sprache wahrer Empfindung. Die Schwächen dieses Jugendversuchs hat der Dichter selbst sehr gut erkannt. Die Breite und rhetorische Wortfülle der vorangehenden Dramatif hat er noch nicht ganz abgelegt, die Charaktere halten sich in abstracter Allgemeinheit und haben noch nicht genug individuelles Leben. Mellefont, ein schwacher, zwischen guten Vorsätzen und niedern Leidenschaften hin und her schwankender Mann, das Vorbild der Weislingen und Clavigo's, sucht die tugendhafte Miß Sara Sampson durch ein Eheversprechen zu täuschen, dessen Erfüllung er immer aufschiebt, obgleich sie nur unter der Bedingung einer ehelichen Verbindung mit ihm vom väterlichen Hause entflohen ist. Eine seiner vormaligen Geliebten, Marwood, verfolgt ihn, sucht ihn von der neuen Verbindung abzu ziehen, und als sie sieht, daß dies unmöglich ist, vergiftet sie ihre Nebenbuhlerin; Mellefont giebt sich selbst den Tod.

Die Meisterhand des Dichters erkennen wir vornehmlich in der Zeichnung der Marwood: er zeigt uns mit feiner Kunst die Macht der Eifersucht, verfolgt die Windungen der Leidenschaft bis zu den wildesten Ausbrüchen der Nachbegierde und leitet alle Reden und Handlungen durch Hervorhebung der Motive so klar ein, daß der Abscheu vor der wilden Marwood durch das Mitleid für das betrogene, liebende Weib gemildert und sie der Theilnahme nicht ganz entfremdet wird. Die Grundzüge der hier behandelten Charaktere kehren wieder in der Emilia Galotti, wozu der Plan schon wenige Jahre nachher gefaßt, aber erst spät ausgeführt ward. Auch die Sage vom Faust begann den Dichter in den nächsten Jahren angelegentlich zu beschäftigen. Wir kennen davon nur einige wenige Scenen, von denen wir eine von hoher Vortrefflichkeit hier folgen lassen, welche durch die Vergleichung mit Goethe's Dichtung noch besonderes Interesse gewinnt.

Faust und sieben Geister.

Faust. Ihr? Ihr seid die schnellsten Geister der Hölle?

Die Geister alle. Wir.

Faust. Seid ihr alle sieben gleich schnell?

Die Geister alle. Nein.

Faust. Und welcher von euch ist der schnellste?

Die Geister alle. Der bin ich!

Faust. Ein Wunder, daß unter sieben Teufeln nur sechsügner
sind. — Ich muß euch näher kennen lernen.

Der erste Geist. Das wirst du! Einst!

Faust. Einst? Wie meinst du das? Predigen die Teufel auch
Buße?

Der erste Geist. Ja wohl, den Verstockten. — Aber halte uns
nicht auf.

Faust. Wie heißest du, und wie schnell bist du?

Der erste Geist. Du könntest eher eine Probe, als eine Ant-
wort haben.

Faust. Nun wohl. Sieh her: was mache ich?

Der erste Geist. Du fährst mit deinem Finger schnell durch die
Flammen des Lichts —

Faust. Und verbrenne mich nicht. So geh auch du und fahre
siebenmal eben so schnell durch die Flammen der Hölle und verbrenne
dich nicht. — Du verstummst? Du bleibst? — So prahlen auch die
Teufel? Ja, ja; keine Sünde ist so klein, daß ihr sie euch nehmen
ließet. — Zweiter, wie heißest du?

Der zweite Geist. Oh! das ist in eurer langweiligen Sprache:
Pfeil der Pest.

Faust. Und wie schnell bist du?

Der zweite Geist. Deutst du, daß ich meinen Namen vergebens
führe? — Wie die Pfeile der Pest.

Faust. Nun so gehe und diene einem Arzte! Für mich bist du
viel zu langsam. — Du Dritter, wie heißest du?

Der dritte Geist. Ich heiße Dilla; denn mich tragen die Flügel
der Winde.

Faust. Und du Vierter?

Der vierte Geist. Mein Name ist Zutta; denn ich fahre auf
den Strahlen des Lichts.

Faust. O ihr, deren Schnelligkeit in endlichen Zahlen auszudrücken,
ihr Elenden —

Der fünfte Geist. Würdige sie deines Unwillens nicht. Sie
sind nur Satans Boten in der Körperwelt. Wir sind es in der Welt
der Geister; uns wirst du schneller finden.

Faust. Wie schnell bist du?

Der fünfte Geist. So schnell als die Gedanken des Menschen.

Faust. Das ist etwas! — Aber nicht immer sind die Gedanken des Menschen schnell, nicht da, wenn Wahrheit und Tugend sie auffordern. Wie träge sind sie alsdann? — Du kannst schnell sein, wenn du schnell sein willst. Aber wer sieht mir dafür, daß du es immer willst? Nein, dir werde ich so wenig trauen, als ich mir selbst hätte trauen sollen. Ach! — (zum sechsten Geiste) Sage du, wie schnell bist du?

Der sechste Geist. So schnell als die Rache des Rächers.

Faust. Des Rächers? Welches Rächers?

Der sechste Geist. Des Gewaltigen, des Schrecklichen, der sich allein die Rache vorbehielt, weil ihn die Rache vergnügte.

Faust. Teufel, du lästerst; denn ich sehe, du zitterst. — Schnell, sagst du, wie die Rache des — Bald hätte ich ihn genannt! Nein! er werde nicht unter uns genannt! Schnell wäre seine Rache? schnell? — Und ich lebe noch? ich sündige noch?

Der sechste Geist. Daß er dich noch sündigen läßt, ist schon Rache!

Faust. Und daß ein Teufel mich dieses lehren muß! — Aber doch erst heute! Nein, seine Rache ist nicht schnell, und wenn du nicht schneller bist, als seine Rache, so geh nur. — (zum siebenten Geiste) Wie schnell bist du?

Der siebente Geist. Unzuvergnügender Sterblicher, wo auch ich dir nicht schnell genug bin — —

Faust. So sage: wie schnell?

Der siebente Geist. Nicht mehr und nicht weniger, als der Uebergang vom Guten zum Bösen.

Faust. Ha! Du bist mein Teufel! So schnell als der Uebergang vom Guten zum Bösen! — Ja, der ist schnell; schneller ist nichts, als der! — Weg von hier, ihr Schnecken des Drcus! Weg! — Als der Uebergang vom Guten zum Bösen! Ich habe es erfahren, wie schnell der ist! Ich habe es erfahren!

Als Lessing sich von Leipzig, wo er die ersten Jahre des siebenjährigen Krieges in gedrückten Verhältnissen gelebt hatte, im Jahr 1758 wieder nach Berlin wandte, folgte eine Zeit der angestrengtesten literarischen Thätigkeit, die zum Theil mit dramatischer Dichtung in Verbindung stand. Er führte den Faust weiter, den er „ehestens“ hoffen zu lassen, verfaßte das kleine patriotische Festspiel *Philotas*, übersetzte einige bürgerliche Schauspiele Diderot's, studirte Sophokles und Shakspeare; daneben bearbeitete er *Fabeln* in einfach-körniger Prosa und leitete sie mit einer ausführlichen Untersuchung über das Wesen der Fabeldichtung ein. Entschiedener noch griff seine Kritik in den Gang der Literatur

ein, als er im Verein mit Mendelssohn und Nicolai die Briefe die neueste Literatur betreffend 1759 herauszugeben begann. Mit männlicher Freimüthigkeit und unbestochener Wahrheitsliebe wurden veraltete Theorien und Vorurtheile beseitigt, indem auf die höhere Bahn hingewiesen ward. Auch der Dramatiker erhielt einen neuen, weithin leuchtenden Wegweiser in den gewaltigen Worten, mit denen er Shakspeare's „Meisterwerke“ über Corneille und Racine erhob.

Schon ein Jahr darauf zog er sich von Berlin und von dem durch ihn angeregten kritischen Unternehmen zurück; doch der Geist seiner Kritik wirkte noch lange fort. Lessing hatte gefühlt, daß es ihm auf die Dauer nicht wohl thue, immer zwischen Büchern und im Verkehr mit Gelehrten zu leben. In die Welt hinauszutreten, sich im Leben umzuschauen, mit verschiedenartigen Charakteren umzugehen, diese Sehnsucht erfüllte ihn mitten im Gange eines einkörmigen Gelehrtenlebens sehr lebhaft. Die stille wissenschaftliche Muße konnte ihn nicht dauernd fesseln. Um neue Anregungen zu gewinnen, mußte er sich dem Leben von einer andern Seite nähern; der Wechsel war ihm Befreiung. So geschah es, daß er im Jahre 1760 sich von seinen erstauten Berliner Freunden losriß, um den General Tauenzien als Secretär nach Breslau zu begleiten. In der neuen Umgebung, die ihn zwar der gelehrten Thätigkeit auf einige Zeit entzog, dafür aber mit einer umfassenderen Kenntniß der Welt und der Menschen versah, bildete sich der Dichter der Minna von Barnhelm, und sein nie rastender Geist fand trotz der Zerstreuungen, die ihn von zusammenhangender Thätigkeit abzogen, noch Gelegenheit, die mannigfachsten Elemente künftiger schriftstellerischer Wirksamkeit zu sammeln. Nicht nur zu Minna von Barnhelm, auch zu Laokoon legte er in jenen Jahren den Grund, beides Werke, die ihn auf der Höhe seines reformatorischen Berufs erscheinen lassen. Sie wurden erst vollendet, als er 1765 nach Berlin zurückgekehrt war und eine zweijährige unge störte Muße genoß.

Angeregt von Winkelmann, seinem großen Zeitgenossen, versuchte er im Laokoon, ausgehend von der Betrachtung der

vielfach verschieden beurtheilten Laokoonsgruppe, das Grundgesetz für die gesammte Theorie des Schönen zu entwickeln. „Das Ideal der Darstellung in Poesie und Kunst ist die Schönheit um ihrer selbst willen“, das ist der Fundamentalsatz, auf dem die classische Höhe unserer Poesie beruht. In der weiteren Darlegung und Anwendung seiner ästhetischen Principien brach Lessing den Satb über die beschreibende Poesie, die irrthümlich in das Gebiet der Malerei übergreife, sowie über die Lehrpoesie, die einen Zweck außerhalb des Gebiets der Poesie verfolge. Durch die vollendete Form der Darstellung ward dies Werk über die Poesie selbst zu einem Kunstwerk, und man darf mit Herder sagen, daß an diesem die drei Guldgöttinnen, daß die Muse der Philosophie, der Poesie und der Kunst des Schönen zugleich geschäftig gewesen sind.

Mit dem Drama *Minna von Barnhelm* oder das Soldatenglück (1763 entworfen, 1767 vollendet) beginnt eigentlich erst unser classisches Drama. Sechs Jahre später folgte Goethe's *Götz von Berlichingen*. Der Beifallsturm, den beide Stücke durch ganz Deutschland erregten, war ein Zeugniß, wohin die Sehnsucht der Besten im Volke gerichtet war. Man verlangte eine nationaldeutsche Begebenheit, deutsche Charaktere, deutsche Sitten und Verhältnisse. Mit diesem Drama stellte sich der Dichter unmittelbar in das Leben der Gegenwart, er verlegte die Handlung in die Zeit nach dem geschlossenen Frieden. Als Hintergrund benutzte er den mit nationalem Heldenmuth glücklich durchgekämpften Krieg, dessen glorreiche Erinnerungen, verbunden mit Zügen patriotischer Hingebung und den hochherzigen Gefinnungen, die er im Volke erweckte, in die Handlung hineinspielen; diesem gegenüber steht das Bild des Zustandes nach geschlossenem Frieden. Die Helden, die den Frieden erfochten, erfahren Täuschungen und Kränkungen, welche ihnen die Erinnerung an ihren Edelmuth verbittern. Zu dieser scharfen Auffassung der in den Verhältnissen liegenden Contraste geiellt sich der weitere Vorzug der nationalen Individualisirung. Die beiden getrennten, bisher feindlich einander gegenüberstehenden Stämme des gemeinsamen Vaterlandes stellen hier in den männlichen und weiblichen Hauptcharakteren ihre erlesensten

Repräsentanten vor uns hin, um nach dem Hindurchkämpfen durch mancherlei Hindernisse und Mißverständnisse den Frieden des innigsten Liebesbundes schließen zu lassen; wir sehen, um Goethe's Ausdruck zu gebrauchen, wie die Unmuth und Liebenswürdigkeit der Sächsinnen den Werth, die Würde, den Starrsinn der Preußen überwindet. Und wie treffend sind die Nebenpersonen, der derbe grundehrliche Just, der fagenfreundliche betrügerische Wirth und der französische Auenturier Niccaut geschildert! Gegen so große Vorzüge verschwinden einzelne Mängel, die eine strenge Kritik entdecken möchte, namentlich hat das gegenseitige Quälen der beiden Liebenden, Major Tellheim und Minna, etwas Drückendes. Dies und Anderes können wir tadeln, aber dessenungeachtet von der ewigen Frische der meisterhaften Dichtung uns immer von neuem entzücken lassen.

War mit Lessing's Minna eine neue Epoche unserer dramatischen Poesie glücklich eröffnet, so traten zu gleicher Zeit mit den Verhältnissen der Hamburger Bühne Umstände ein, welche eine Umgestaltung des deutschen Theaterwesens versprachen. Als nämlich Ackermann die Direction der Bühne niederlegte, übernahmen 1766 einige angesehenen Hamburger Bürger, die zu einem Comité zusammentraten, uneigennützig die Leitung derselben, in der wohlgegründeten Ueberzeugung, daß das Theater, wofern es den Namen eines Tempels der Kunst verdienen sollte, von den Geldspeculationen der Directionen unabhängig sein müsse. Die Idee ging von dem größten Schauspieler, den Deutschland damals hatte, von Ekhof aus. Dieser durch Geist und Charakter gleich ausgezeichnete Mann war zu sehr Künstler, um selbst die Leitung zu übernehmen; sein Alles war, sich selbst und seiner Kunst zu genügen. Er verachtete das gemeine Geldmachen der Theaterdirectoren; als Regisseur fühlte er sich an seinem rechten Plage. Damit nun die neue Theaterunternehmung ganz ihren Zweck erfülle, bedurfte man noch den Beistand eines einsichtsvollen Dramaturgen und Kritikers: man wandte sich an Lessing, und dieser trat, von den schönsten Hoffnungen erfüllt, in seinen neuen Wirkungskreis. Mit eindringlichen Worten kündigte er die Eröffnung des neuen Theaters und die Zeitschrift an, welche die Leistungen der neuen Bühne auf

allen Schritten begleiten sollte — die Hamburgische Dramaturgie.

„Die Directionen haben eine freie Kunst zu einem Handwerk herabgesetzt, welches der Meister mehrentheils desto nachlässiger und eigennütziger treiben läßt, je gewissere Kunden, je mehr Abnehmer ihm Nothdurft oder Luxus versprechen. Wenn hier also bis jetzt auch weiter noch nichts geschehen wäre, als daß eine Gesellschaft von Freunden der Bühne Hand an das Werk gelegt und nach einem gemeinnützigen Plane arbeiten zu lassen sich verbunden hätte, so wäre dennoch bloß dadurch schon viel gewonnen. Denn aus dieser ersten Veränderung können auch bei einer nur mäßigen Begünstigung des Publicums leicht und geschwind alle anderen Verbesserungen erwachsen, deren unser Theater bedarf. An Fleiß und Kosten wird sicherlich nichts gespart werden. Ob es an Geschmack und Einsicht fehlen dürfte, muß die Zeit lehren. Und hat es nicht das Publicum in seiner Gewalt, was es hierin mangelhaft finden dürfte, abstellen und verbessern zu lassen? Es komme nur und sehe und höre, und prüfe und richte. Seine Stimme soll nie geringschätzig verhört, sein Urtheil nie ohne Unterwerfung vernommen werden. Nur daß sich nicht jeder kleine Kritiker für das Publicum halte, und derjenige, dessen Erwartungen getäuscht werden, auch ein wenig mit sich selbst zu Rathe gehe, von welcher Art seine Erwartungen gewesen. Nicht jeder Liebhaber ist Kenner, nicht jeder, der die Schönheiten Eines Stücks, das richtige Spiel Eines Schauspielers empfindet, kann darum auch den Werth aller andern schätzen. Man hat keinen Geschmack, wenn man nur einen einseitigen Geschmack hat: aber oft ist man desto partiischer. Der wahre Geschmack ist der allgemeine, der sich über Schönheiten von jeder Art verbreitet, aber von keiner mehr Vergnügen und Entzücken erwartet, als sie nach ihrer Art gewähren kann. Der Stufen sind viel, die eine werdende Bühne bis zum Gipfel der Vollkommenheit zu durchsteigen hat: aber eine verderbte Bühne ist von dieser Höhe natürlicher Weise noch weiter entfernt, und ich fürchte sehr, daß die deutsche mehr dieses als jenes ist.“

Die Besorgnisse, welche Lessing schon in den oben angezogenen

Worten der Ankündigung zwischen den Zeilen durchblicken läßt, gingen nur allzu bald in Erfüllung. In kurzer Zeit war das ganze Unternehmen gescheitert; mit Weiße's Eduard III. wurden am 25. November 1767 die Vorstellungen des „Nationaltheaters“ geschlossen; Ackermann übernahm wieder das Haus und die Leitung der Bühne, deren Seele von jetzt an der ausgezeichnete, auch als dramatischer Dichter bekannte Schauspieler Schröder ward. Seinen Unmuth sprach Lessing in den Schlußworten der Dramaturgie aus: „Ueber den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu schaffen, da wir Deutschen noch kaum eine Nation sind! Ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern bloß von dem sittlichen Charakter: fast sollte man sagen, dieser sei, keinen eigenen haben zu wollen. Wir sind noch immer die geschwornen Nachahmer alles Ausländischen, besonders noch immer die unterthänigen Bewunderer der nie genug bewunderten Franzosen. Alles, was uns von jenseits des Rheins kommt, ist schön, reizend, allerliebste, göttlich; lieber verleugnen wir Gesicht und Gehör, als daß wir es anders finden sollten.“

Gerade gegen die noch vorherrschende blinde Verehrung des französischen Drama's wandte Lessing in seiner Dramaturgie die Waffen seiner strengen Kritik. Sein Scharfsinn zerstört das künstliche Regelwerk der französischen Tragödie, enthüllt die Schwächen ihrer gefeierten Meister, vor allen Corneille's und Voltaire's. Allein Lessing war weit entfernt von dem bloßen Negiren und Umstürzen, ohne daß man wisse, was denn Besseres an die Stelle zu setzen sei; seine kritische Untersuchung gründete zugleich den neuen festen Bau für die Zukunft; sie faßt Poesie und Bühnendarstellung zugleich ins Auge und verlangt, ohne darum alle Regeln und Gesetze über den Haufen werfen zu wollen, Natur und Wahrheit. In diesem Sinne wies er aufs neue nachdrücklich auf Shakspeare hin, nicht damit man von ihm borge, sondern in ihn fleißig „hineinblicke wie in eine Camera obscura, um zu lernen, wie sich die Natur in allen Fällen auf Eine Fläche projectirt.“

Während man die kritischen Urtheile in der Dramaturgie im Lobe wie im Tadel überaus besonnen, gründlich und gerecht nennen

muß, ist eines jedoch übereilt, mißmuthig und ungerecht, das, welches er im Schlußwort über seine eigenen dramatischen Dichtungen fällt. „Ich bin,“ schreibt er, „weder Schauspieler noch Dichter. Man erweist mir zwar manchmal die Ehre, mich für den letzteren zu erkennen, aber nur weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gewagt habe, sollte man nicht so freigebig folgern. Die ältesten sind in den Jahren hingeschrieben, in welchen man Lust und Leichtigkeit so gern für Genie hält. Was in den neueren Erträgliches ist, davon bin ich mir sehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu danken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich emporarbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufsteigt; ich muß Alles durch Druckwerk und Röhren aus mir herauspressen. Ich würde so arm, so kalt, so kurzichtig sein, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen und durch die Gläser der Kunst mein Auge zu stärken. Die Kritik soll das Genie ersticken, und ich schmeichelte mir, etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie sehr nahe kommt. Doch freilich, wie die Krücke dem Lahmen wohl hilft, sich von einem Orte zum andern zu bewegen, aber ihn nicht zum Läufer machen kann, so auch die Kritik. Wenn ich mit ihrer Hülfe etwas zu Stande bringe, was besser ist, als es einer von meinen Talenten ohne Kritik machen würde, so kostet es mir so viel Zeit, ich muß von andern Geschäften so frei, von unwillkürlichen Zerstreuungen so ununterbrochen sein, ich muß meine ganze Belesenheit so gegenwärtig haben, ich muß bei jedem Schritt alle Bemerkungen, die ich jemals über Sitten und Leidenschaften gemacht, so ruhig durchlaufen können, daß zu einem Arbeiter, der ein Theater mit Neuigkeiten unterhalten soll, niemand in der Welt ungeschickter sein kann, als ich.“ Wenn man diese Selbstkritik zur Grundlage der Beurtheilung von Lessing's Dichterwerth machen will, so bedenkt man nicht, daß sie, so sehr sie seiner hochmüthigen Bescheidenheit Ehre macht, in Augenblicken bitteren Unmuths niedergeschrieben ist. Die Entwürfe seiner Dramen sind freilich mehr das Product eines scharf

beobachtenden und verbindenden Verstandes, als Schöpfungen einer reichen, lebendigen Phantasie; ernstes Nachdenken ersetzte manchmal die poetische Begeisterung. Allein dichteten nicht auch unsere größten Meister an der Hand ästhetischer Theorien? Das Leben, die plastische Gestaltung in Lessing's Dramen bis in die einzelnen Charaktere konnte doch nur aus einer ungemeinen productiven Kraft der Phantasie hervorgehen. Da ist nichts mühsam Zusammengelesenes, kein „fremdes Feuer“. Und woher entspränge der krysthallhelle Bach seines so lebendig in heiterer Abwechselung dahinfließenden Dialogs? Und welch eine Vielseitigkeit! Der heitere Ton des Scherzes steht ihm eben so natürlich zu Gesicht, wie der gemessene Ernst des Tragischen und der erhabene Ausdruck philosophischer Ideen.

Wir verweilen nicht bei den Streitigkeiten mit dem hallischen Professor Klog, welche unmittelbar nach der Dramaturgie Lessing auf das Gebiet der Alterthumskunde zurückführten und der Literatur die antiquarischen Briefe und die Abhandlung: Wie die Alten den Tod gebildet eintrugen. Die nächste Folge für seinen Lebensgang hatten diese wissenschaftlichen Untersuchungen dadurch, daß er 1770 als Bibliothekar nach Wolfenbüttel berufen ward. Während er hier gleich mit gelehrten Forschungen begann und dem Drama entsagen zu wollen schien, überraschte er 1772 die Nation mit dem Trauerspiele Emilia Galotti.

Die aus der römischen Geschichte bekannte Erzählung von der Virginia, die der Vater tödtet, weil ihm jedes andere Mittel genommen ist, um ihre Tugend zu retten, liegt zum Grunde. Lessing wollte sie anfangs in ihrer antiken Umgebung dramatisiren, überzeugte sich aber, daß dies Motiv, wenn es auf moderne Verhältnisse übertragen würde, an Lebensbeziehungen reicher und dramatisch wirksamer sei. Wer die Sittenzustände an den Höfen des achtzehnten Jahrhunderts mit dem Lessing'schen Trauerspiele zusammenhält, muß gestehen, daß der Dichter die Handlung in die unmittelbarste Nähe rückte und einen Griff in die Gegenwart that, wie fünf Jahre früher mit seinem Lustspiel. Was den Plan dieses Trauerspiels betrifft, so läßt sich von ihm dasselbe sagen, was

Goethe von Lessing's Minna äußerte, das Stück sei ein unübertroffenes Muster, wie man ein Drama exponiren müsse. Mit meisterhafter Klarheit hat der Dichter das Gewebe von Intrigen, das Zusammenwirken zufällig scheinender Einzelheiten in einander geschlungen, so daß die Handlung mit einer gewissermaßen mathematischen Consequenz zu der unglücklichen Katastrophe hingedrängt wird. Mannigfache Charaktere, alle mit sicherster Hand gezeichnet, wirken zusammen. Der Prinz ist das lebendige Bild eines schwachen Fürsten, der die Sünde will und Andere zu Helfern und Lastträgern macht; Marinelli, das Werkzeug und der als Freund maskirte Heuchler, der, wo er dem Fürsten dient, am meisten auf den eigenen Vortheil bedacht ist, der Einzige, der mit kalter Berechnung der Wege zu seinem Ziel mitten zwischen den Aufgeregten, von Leidenschaft Fortgetriebenen steht; Odoardo Galotti, der biedere Vater, welchem durch den plötzlich wie aus heiterer Luft herabtreffenden Schlag der Boden unter den Füßen wankend gemacht ist, so daß er nicht weiß, wo er den Ausgang finden soll, und selbst, was er thut, mehr von dämonischer Gewalt getrieben, als mit klarer Besonnenheit ausführt. Vor Allem aber ist die Kunst des menschenkundigen Meisters in der psychologischen Wahrheit und Feinheit zu bewundern, womit die Charaktere der Emilia und der Gräfin Orsina zur Anschauung gebracht sind. In Emilia kämpft nicht bloß die bedrängte Unschuld gegen die Verfolgungen des mit der Macht bewaffneten Lasters, wie es die gröberen Pinselstriche anderer dramatischer Maler uns vorzuführen pflegten, sondern die geheime Neigung zu dem in der Kunst der Verführung geübten lebenswürdigen Prinzen, welche sie sich selbst kaum gestehen mag und mit dem Bewußtsein der Tugend noch von sich abwehrt, läßt uns die Größe der Gefahr erkennen, aus der sie der Dolchstoß von Vaters Hand errettet; die Gräfin Orsina malt uns das Geschick, dem Emilia durch einen frühen Tod entgeht. Was man nur noch hinzuwünschen möchte, ist eine größere poetische Fülle, eine reichere Bekleidung und lebendigere Farben in der Behandlung der Gefühle und der Leidenschaft. In keinem andern Stücke Lessing's ist der Dialog so knapp zugeschnitten, wie hier.

Nach der Vollendung der Emilia Galotti schien Lessing wieder ganz den wissenschaftlichen Forschungen zu gehören und das Drama aus den Augen zu verlieren. Doch war dies nur scheinbar. Er war sehr nahe daran, im Jahre 1776 seine Bibliothekarstelle mit der Stellung eines Dramaturgen am Mannheimer Theater zu vertauschen. Sein Verbleiben in Wolfenbüttel drängte ihn in die Theologie, welche dem Drange seines Geistes nach Erforschung der Wahrheit neue Bahnen eröffnete. Denn wie er rasch die äußeren Lebensverhältnisse wechselte, wenn eine andere Umgebung ihn Gelegenheit hoffen ließ, den Weltgang und die Menschen von einer andern Seite zu beobachten, so ging er auch schnell von einem Gegenstande seiner Studien zu einem andern über, sobald er seinem Geiste neue Anregung und Beschäftigung gewährte. Erforschung der Wahrheit erschien ihm als die höchste Bestimmung des Menschen; sie war der Athem seines Geistes. Diese sittliche Begeisterung seiner Forschungsbegier hob ihn eben so sehr über das bequeme Formelwesen der sogenannten Rechtgläubigkeit wie über das leichte Kläsonnement derer empor, welche die Religion mit dem Maßstabe ihres beschränkten Verstandes messen wollten: er strebte nach einem Standpunct in der Religionsphilosophie, auf welchem sich Religion und Philosophie versöhnlich die Hand reichen sollten. In diesem Geiste sind seine theologischen Streitschriften gegen den Hamburger Pastor Goeze verfaßt. Den Schlüssel enthalten seine inhaltsschweren Worte: „Der wahre Lutheraner will nicht bei Luther's Schriften, er will bei Luther's Geiste geschäft sein, und Luther's Geist erfordert schlechterdings, daß man keinen Menschen in der Erkenntniß der Wahrheit nach seinem eigenen Gutdünken fortzugehen hindern muß. Aber man hindert Alle daran, wenn man auch nur Einem verbieten will, seinen Fortgang in der Erkenntniß Andern mitzutheilen. Denn ohne diese Mittheilung im Einzelnen ist kein Fortgang im Ganzen möglich. Wenn Sie es dahin bringen, daß unsere lutherischen Pastoren unsere Päpste werden, daß diese uns vorschreiben können, wo wir aufhören sollen in der Schrift zu forschen, daß diese unserm Forschen, der Mittheilung unseres Erforschten Schranken setzen

dürfen, so bin ich der Erste, der die Päpſtchen wieder mit dem Papſte vertauſcht.“

Da es unſerm Zwecke ferner liegt, die wiſſenſchaftliche Seite von Leſſing's Wirkſamkeit zu betrachten, ſo berühren wir ſeine theologiſche Polemik nur in ſoweit, als ſie uns die Tendenz ſeines letzten Dichtwerks erläutert. Von dem Terrain der gelehrten Polemik verſetzte Leſſing, gleichſam den Streit abſchließend und ausgleichend, den Gegenſtand deſſelben in die lichterern Regionen der Poefie. An Nathan dem Weiſen arbeiteten der Philoſoph und der Dramatiker gleichmäßig, doch ſo, daß der erſtere das Uebergewicht erhielt und die dramatiſche Form mehr das Gerüſt für die Conſtructionen des philoſophiſchen Denkens ward. Dennoch fühlen wir überall das Feuer des dichterischen Genius, der ſelbſt die abſtracten Religionsunterſchiede in plaſtiſchen Geſtalten hinzustellen und durch Handlung zu beleben weiß. Die Bühne hatte er auch bei dieſem Stücke nicht aus den Augen verloren. Die Handlung iſt nach einem kunſtvollen Plane angelegt und geht in mannigſachem Wechſel der Entwicklung, in welcher zufällig ſcheinende Einzelheiten unter der Leitung einer liebevollen Vorſehung höheren Zwecken dienen, einer harmoniſchen Löſung entgegen. Um ſie ganz zu verſtehen und zu überſehen, müſſen wir die hin und wieder, beſonders in den erſten beiden Acten zerſtreuten Andeutungen der vor der dramatiſchen Handlung liegenden Vorgeſchichte genau beachten, welche allzu umfangreich iſt, als daß der Leſer den Zuſammenhang im Einzelnen deutlich zu erkennen vermöchte. Ungeachtet ſeines durchdachten künſtleriſchen Verfahrens iſt es dem Dichter nicht gelungen, der Expoſition des Drama's, d. h. der Darlegung der dem Drama vorausgehenden Ereigniſſe, an welche die dramatiſche Darſtellung anknüpft, jene Klarheit zu geben, wovon ſeine übrigen dramatiſchen Meiſterwerke unvergängliche Muſter ſind. Die Fäden der Vorgeſchichte, welche zu unſerm Drama hinüberleiten, wollen wir etwas genauer unterſuchen, indem wir das Verſtändniß deſſelben nicht beſſer fördern zu können glauben.

Die Handlung fällt in die Zeit des dritten Kreuzzugs. Sa-

ladin ist Herrscher von Syrien und Aegypten und hat seit 1187 selbst das Königreich Jerusalem in seiner Gewalt. Mit zärtlicher Liebe hing er an seinen Geschwistern, besonders an seinem Bruder Assad. Dieser verschwand schon in seiner Jugend. Eines Morgens, als ihn seine Schwester Lilla beim Abschied, gleichsam in banger Ahnung, gar nicht aus den Armen lassen wollte, gab er ihr sein Bildniß, ritt aus und kehrte nicht wieder. Lilla starb aus Gram über den Verlust des geliebten Bruders. Nur ein dunkles Gerücht von einem leidenschaftlichen Liebesverhältniß, das ihn fortgezogen habe, drang zu Saladin.

Assad trat zum Christenthum über und vermählte sich unter dem Namen Wolf von Filneck mit einer aus Deutschland stammenden Christin aus dem Geschlecht von Staufen, worauf sie auf kurze Zeit nach Schwaben zogen. Hier wurde das älteste ihrer Kinder Leu von Filneck geboren. Als die Eltern bald darauf nach dem Orient zurückkehrten, unterzog sich sein mütterlicher Oheim, Curd von Staufen, der Erziehung des Knaben und nahm, da er unvermählt war — er hatte früher im Morgenlande als Tempelherr gekämpft — ihn an Kindesstatt an. Nach des Oheims Tode führte er dessen Namen Curd von Staufen und, seinem Beispiel folgend, zog er als Tempelherr nach Palästina. Von seiner Herkunft hatte er nur dunkle Kunde. Er erfuhr nur, daß sein Vater im Orient gefallen und begraben war, jedoch nichts von seiner nahen Verwandtschaft mit Saladin, gegen den er in den Kampf zog, noch von seinen in Palästina lebenden Angehörigen.

Im Verlauf der weiteren Kämpfe hatten die Christen mit Saladin einen Waffenstillstand geschlossen, und Friedensunterhandlungen waren eingeleitet: Saladins Bruder Melek sollte mit der Schwester des Richard Löwenherz und dessen Bruder mit Sittah, der Schwester Saladins, vermählt werden; die von den Christen vor kurzem wiedereroberte Festung Akfa sollte an Saladin übergeben werden. Die Tempelherren, welche Akfa behalten wollten, warfen die Friedenspläne über den Haufen, indem sie den Waffenstillstand brachen und einen Sturm auf die Burg Tebnin wagten.

Bei diesem Unternehmen wurde Gurd mit neunzehn andern Tempelern gefangen und nach Jerusalem gebracht, wo sie gemäß dem Befehl, keines Tempelherrn zu schonen, in Saladins Gegenwart zum Tode geführt wurden. Auch unser junger Ritter kniete schon, den Streich erwartend, auf seinen Mantel nieder, als ihm Saladin plötzlich näher trat und ihn in Freiheit setzte. Ursache der Begnadigung war, daß Saladin in ihm die Züge seines geliebten Assad wiederzuerkennen glaubte: frei konnte er in Jerusalem umhergehen.

In derselben Stadt lebte, ihm unbekannt, eine Schwester, Blanda von Nilnet. Sie war nach der Eltern Rückkehr in Palästina geboren, verlor aber die Mutter schon in zartester Kindheit. Da sich ihr Vater Wolf-Assad plötzlich nach Gaza werfen mußte, konnte er das Kind nicht mitnehmen; er übersandte es durch einen Reitknecht, der in unserm Drama als Klosterbruder wiedererscheint, einem ihm befreundeten Juden Nathan. Möge seine ergreifende Erzählung an den Klosterbruder hier folgen, unter welchen Umständen ihm das Kind überbracht wurde.

Ihr tragt mich mit dem Kinde zu Darun.
Ihr wißt wohl aber nicht, daß wenig Tage
Zuvor in Gath die Christen alle Juden
Mit Weib und Kind ermordet hatten; wißt
Wohl nicht, daß unter diesen meine Frau
Mit sieben hoffnungsvollen Söhnen sich
Befunden, die in meines Bruders Hause,
Zu dem ich sie geflüchtet, insgesammt
Verbrennen müssen. — Als
Ihr kamt, hatt' ich drei Tag' und Nacht' in Asch'
Und Staub vor Gott gelegen und geweint. —
Geweint? Beiher mit Gott auch wohl gerechtet,
Gezürnt, getobt, mich und die Welt verwünscht,
Der Christenheit den unveröhnlichsten
Haß zugeschworen — — —
Doch nun kam die Vernunft allmählich wieder.
Sie sprach mit sanfter Stimm': „und doch ist Gott!
Doch war auch Gottes Rathschluß das! Wohlan!
Komm! übe, was du längst begriffen hast,
Was sicherlich zu üben schwerer nicht,
Als zu begreifen ist, wenn du nur willst.
Steh auf!“ — Ich stand und rief zu Gott: ich will;

Willst du nur, daß ich will! — Indem stieg Ihr
 Vom Pferd und überreichtet mir das Kind,
 In Euren Mantel eingehüllt. — Was Ihr
 Mir damals sagtet, was ich Euch, hab' ich
 Vergessen. So viel weiß ich nur: ich nahm
 Das Kind, trug's auf mein Lager, küßt' es, warf
 Mich auf die Knie' und schluchzte: Gott, auf sieben
 Doch nun schon Eines wieder!

Der Vater fiel bald darauf bei Ascalon. Als der Reitknecht ihn bestattete, nahm er — ob er gleich nicht lesen konnte — als Andenken an den „lieben Herrn“, ein Gebetbuch an sich, worin sein Herr in arabischer Schrift die Namen der Verwandten mit eigener Hand verzeichnet hatte.

Nathan nahm sich des verwaiseten Mädchens an und erzog es als sein Kind unter dem Namen Mecha. Ihre Geistesgaben entwickelten sich durch den Unterricht des trefflichen Mannes; doch verbarg er ihr eben so sehr ihre christliche Herkunft, als er sie von den Glaubenssätzen des Judenthums fern hielt, um ihre religiösen Gefühle durch keinen Zwiespalt zu verwirren. Eine Christin, Daja, deren Mann auf dem Kreuzzuge umgekommen war, nahm er als treue Pflegemutter in sein Haus. Diese, eine gutmüthige Frau, aber engherzig in ihren christlichen Glaubensansichten, hatte von der Amme des Mädchens erfahren, daß es von christlichen Eltern stamme und getauft sei; daher gab sie dem Gefühl, das sie drückte, manchmal gegen Nathan Worte, ihm vorwerfend, daß er Mecha als Jüdin auferziehe. Dennoch wußte Nathan ihre Fürsorge für sein Haus zu schätzen, besonders da er oft auf weiten Handelsreisen längere Zeit fern sein mußte.

Während einer solchen Reise Nathans nach Babylon brach eines Tages in seiner Wohnung Feuer aus. Mecha war in größter Gefahr im Feuer umzukommen, wenn nicht der junge, eben erst begnadigte Tempelherr sein Leben gewagt und sie kühn aus den Flammen fortgetragen hätte; kaum auf die Rufe der Bewunderung und des Dankes achtend, war er unter der Menge verschwunden. Die nächsten Tage sahen Mecha und Daja ihn unter den Palmen am Grabe des Heilandes zuweilen lustwandeln, aber ihre

Bitten, in das Haus des Juden zu kommen und den Dank aus dem Munde des geretteten Judenmädchens zu empfangen, waren vergebens. Recha befand sich noch in höchster Erregung in Folge des Schreckens; das Feuer verfolgte sie in ihrer Phantasie noch mit furchtbaren Bildern: ihre Errettung erschien ihr so wunderbar, daß sie von der schwärmerischen Vorstellung ergriffen ward, zu ihrer Rettung sei ein Engel gesandt worden. So fand Nathan sein Haus, als er von seiner Reise mit zwanzig hochbeladenen Kameelen nach Jerusalem zurückkehrte.

Hier beginnt die Handlung des Drama's. Von dieser deuten wir nur die Grundzüge an, da zu erwarten ist, das niemand, der für unsere Poesie einiges Interesse hat, die gehaltvolle, erhebende Dichtung ungelesen lassen wird.

Der Tempelherr, der Daja's Gesuche bisher abgewiesen hat, wird durch eine Zusammenkunft mit Nathan, in welchem er bald nach der ersten rauen Begegnung den edlen Menschen erkennt, endlich bewogen, in sein Haus zu kommen und den Dank der Geretteten nicht länger zu verschmähen. Der erste Anblick, die ersten Worte des Mädchens gewinnen sein Herz; der Eindruck ist zu lebhaft, als daß er nicht die peinlichen Augenblicke durch schnelle Flucht verkürzen sollte.

Sultan Saladin ist um diese Zeit in große Geldverlegenheit gerathen. Er wünscht bei dem reichen Nathan zu borgen und läßt ihn zu sich kommen. Ihr Gespräch geht bald auf höhere Interessen über. Saladin wünscht von dem Manne, den das Volk den Weisen nannte, zu erfahren, welche von den drei Religionen, die in Palästina mehr als anderswo mit einander in Berührung kamen, ihm den Vorzug zu verdienen scheine. Statt einer philosophischen Erörterung erzählt ihm Nathan das Gleichniß von den drei Ringen, dessen Grundzüge Lessing schon in der Quelle seines dramatischen Stoffs, einer Novelle des Boccaccio, vorfand. Wir schalten es hier mit Weglassung der kurzen Zwischenreden Saladins ein.

Vor grauen Jahren lebt' ein Mann in Osten,
Der einen Ring von unschätzbarem Werth

Aus lieber Hand besaß. Der Stein war ein
 Opal, der hundert schöne Farben spielte,
 Und hatte die geheime Kraft, vor Gott
 Und Menschen angenehm zu machen, wer
 In dieser Zuversicht ihn trug. Was Wunder,
 Daß ihn der Mann in Osten darum nie
 Vom Finger ließ und die Verfügung traf,
 Auf ewig ihn bei seinem Hause zu
 Erhalten? Rämlich so. Er ließ den Ring
 Von seinen Söhnen dem geliebtesten
 Und setzte fest, daß dieser wiederum
 Den Ring von seinen Söhnen dem vermache,
 Der ihm der liebste sei, und stets der liebste,
 Ohn' Ansehn der Geburt, in Kraft allein
 Des Rings, das Haupt, der Fürst des Hauses werde. —
 So kam nun dieser Ring von Sohn zu Sohn
 Auf einen Vater endlich von drei Söhnen:
 Die alle drei ihm gleich gehorsam waren,
 Die alle drei er folglich gleich zu lieben
 Sich nicht entbrechen konnte. Nur von Zeit
 Zu Zeit schien ihm bald der, bald dieser, bald
 Der dritte, — so wie jeder sich mit ihm
 Allein befand, und sein ergießend Herz
 Die andern zwei nicht theilten, — würdiger
 Des Ringes, den er denn auch einem jeden
 Die fromme Schwachheit hatte zu versprechen.
 Das ging nun so, so lang' es ging. Allein
 Es kam zum Sterben, und der gute Vater
 Kömmt in Verlegenheit. Es schmerzt ihn, zwei
 Von seinen Söhnen, die sich auf sein Wort
 Verlassen, so zu kränken. — Was zu thun?
 Er sendet in geheim zu einem Künstler,
 Bei dem er nach dem Muster seines Ringes
 Zwei andere bestellt und weder Kosten
 Noch Mühe sparen heißt, sie jenem gleich,
 Vollkommen gleich zu machen. Das gelingt
 Dem Künstler. Da er ihm die Ringe bringt,
 Kann selbst der Vater seinen Musterring
 Nicht unterscheiden. Froh und freudig ruft
 Er seine Söhne, jeden insbesond're,
 Giebt jedem insbesond're seinen Segen —
 Und seinen Ring; — und stirbt. —
 Kaum war der Vater todt, so kömmt ein jeder
 Mit seinem Ring', und jeder will der Fürst
 Des Hauses sein. Man untersucht, man zankt,

Man klagt. Umsonst! der rechte Ring war nicht Erweislich. — Jeder schwur dem Richter Unmittelbar aus seines Vaters Hand Den Ring zu haben. Wie auch wahr! Nachdem Er von ihm lange das Versprechen schon Gehabt, des Ringes Vorrecht einmal zu Genießen. Wie nicht minder wahr! — Der Vater, Betheuerte jeder, könne gegen ihn Nicht falsch gewesen sein, und eh' er dieses Von ihm, von einem solchen lieben Vater Argwohnen lass', eh' müß' er seine Brüder, So gern er sonst von ihnen nur das Beste Bereit zu glauben sei, des falschen Spiels Bezeihen, und er wolle die Verräther Schon auszufinden wissen, sich schon rächen. — Der Richter sprach: Wenn ihr mir nun den Vater Nicht bald zur Stelle schafft, so weis' ich euch Von meinem Stuhle. Denkt ihr, daß ich Räthsel Zu lösen da bin? Oder harret ihr, Bis daß der rechte Ring den Mund eröffne? — Doch halt! Ich höre ja, der rechte Ring Besitzt die Wunderkraft beliebt zu machen, Vor Gott und Menschen angenehm. Das muß Entscheiden! Denn die falschen Ringe werden Doch das nicht können! — Nun, wen lieben zwei Von euch am meisten? — Macht! sagt an! — Ihr schweigt? Die Ringe wirken nur zurück? und nicht Nach außen? — O, so seid ihr alle drei Betrogene Betrüger! Eure Ringe Sind alle drei nicht echt. Der echte Ring Vermuthlich ging verloren. Den Verlust Zu bergen, zu ersetzen, ließ der Vater Die drei für einen machen. Also wenn ihr Nicht meinen Rath statt meines Spruches wollt: Geht nur! — mein Rath ist aber der: ihr nehmt Die Sache völlig, wie sie liegt. Hat von Euch jeder seinen Ring von seinem Vater, So glaube jeder sicher seinen Ring Den echten. — Möglich, daß der Vater nun Die Tyrannei des einen Rings nicht länger In seinem Hause dulden wollen! — Und gewiß, Daß er euch alle drei geliebt, und gleich Geliebt, indem er zwei nicht drücken mögen, Um Einen zu begünstigen. — Wohlan! Es eifre jeder seiner unbestochnen,

Von Vorurtheilen freien Liebe nach!
 Es strebe von euch jeder um die Wette,
 Die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag
 Zu legen, komme dieser Kraft mit Sanftmuth,
 Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun,
 Mit innigster Ergebenheit in Gott
 Zu Hülff! Und wenn sich dann der Steine Kräfte
 An euern Kindes-Kindes-Kindern äußern,
 So lab' ich über tausend tausend Jahre
 Sie wiederum vor diesen Stuhl. Da wird
 Ein weis'rer Mann auf diesem Stuhle sitzen
 Und sprechen. Geh! — So sagte der
 Bescheid'ne Richter. —

Die weitere Entwicklung des Drama's geschieht durch des Tempelherrn leidenschaftliche Liebe zu Recha, die er mit Aufopferung seines Rittergelübdes zu heirathen entschlossen ist. Der stürmische Jüngling sucht durch rasches Handeln zum Ziel zu kommen. Zuerst wirbt er bei Nathan, der ihn über Erwarten kühl anhört, weil er über die Herkunft des Ritters erst nähere Kunde haben will. Die Enttäuschung desselben wird noch vermehrt, als Daja, welche nun erwünschte Gelegenheit zu einer christlichen Vermählung Recha's gefunden zu haben glaubt, ihm das Geheimniß mittheilt, daß Recha als Christin geboren und getauft sei. Nun eilt der feurige Liebhaber zum Patriarchen, dem er den Fall, daß ein Jude ein Christkind als seine Tochter auferzöge, zunächst nur als eine Anfrage mittheilt: der pfäffische Stolz und die gefühllose Härte des geistlichen Herrn hält ihn jedoch ab, näher auf die Sache einzugehen, so daß er Nathans Namen nicht verräth. Der Patriarch ist indeß schlau genug, dahinter etwas Thatsächliches zu wittern und trägt einem Klosterbruder — eben dem, der als Knecht Recha in Nathans Haus gebracht hat — auf, der Sache weiter nachzuforschen. Inzwischen vertraut sich der Tempelherr dem Sultan an, der die Verständigung mit Nathan übernimmt und ihm die Erfüllung seiner Wünsche in Aussicht stellt. Nathan trägt sich dagegen mit Bedenken und Vermuthungen über die Abstammung des jungen Ritters und wird darin ganz besonders durch ein Gespräch mit dem Klosterbruder bestärkt, wodurch ihm die einzelnen Um-

stände, unter denen Recha Nathans Pflegetochter ward, ins Gedächtniß zurückgerufen werden; auch des Gebetbuchs, das der Klosterbruder als Andenken besitzt, mit den räthselhaften Aufzeichnungen wird gedacht, worauf der Klosterbruder verspricht es herbeizubringen. Die Lösung des Knotens liegt nahe, doch ist die Handlung im letzten Acte so fortgeführt, daß sie nicht ermattet. Sie erfolgt in Saladins Palaste, wo alle Hauptpersonen zuletzt zusammentreffen. Aus den beschriebenen Blättern des vom Klosterbruder herbeigebrachten Breviers wird es klar, daß Recha des Tempelherrn Schwester, beide die Kinder des verstorbenen Aßad sind, so daß Alle, durch ihre Religionsbekenntnisse zwar getrennt, sich zuletzt als die Glieder einer einzigen, durch Liebe vereinten Familie erkennen.

Schon in dem Gang der Handlung und in der Zeichnung der Hauptcharaktere, nicht bloß in den eingestreuten Lehrsprüchen liegt die didaktische Tendenz des Drama's klar vor uns. Die Religion erscheint hier emporgehoben über den Streit der Parteien als die vertrauensvolle Hingebung an den allgütigen, alle Menschen mit Liebe umfassenden Gott, dem der Mensch sich nur durch eine unbestochene freie Liebe, durch ein edles Wirken im Ganzen und Großen der Menschheit zu nähern vermag. In der Liebe zu den Mitmenschen Gott lieben — das ist der Beweis echter Religiosität, das Kriterium für die wahre Religion. Zu dieser lebendigen Ueberzeugung gelangen alle die im Stücke handelnden Hauptpersonen, Nathan, Saladin und der Tempelherr, indem sie die Engherzigkeit des Bekenntnisses, worin sie auferzogen sind, ablegen und in einem reineren religiösen Gefühl sich die Bruderhand reichen. Das Gleichniß von den drei Ringen, welches die Lehre enthalten soll, daß alle Religion in den Händen der Menschen zu irdischer Beschränktheit herabgezogen wird und die volle reine Wahrheit nur in Gott selbst ist, läßt sich als der Mittelpunkt der ganzen Dichtung ansehen.

Nach dem Erscheinen des Nathan im Jahre 1779 folgten noch die philosophischen Gespräche Ernst und Falk, welche den Freimaurerbund im Lichte des Humanitätsbestrebens auffassen und

ihm ein ideales sittliches Ziel zuweisen, und die Abhandlung die Erziehung des Menschengeschlechts. Beide berühren sich mit der Tendenz des Nathan.

Nicht lange nach der Vollendung der Werke, in denen er auf der Höhe seiner geistigen Kraft uns entgegentritt, war schon sein Leben am Ziel: er starb am 15. Februar 1781 bei einem Besuche in Braunschweig. Es lassen sich mit dem vollsten Rechte auf ihn die Worte anwenden, die Goethe dem Andenken seines ebenfalls früh verstorbenen Geistesgenossen Winkelmann widmet: „Wir dürfen ihn wohl glücklich preisen, daß er von dem Gipfel des menschlichen Daseins zu den Seligen emporgestiegen, daß ein kurzer Schmerz ihn von den Lebendigen hinweggenommen. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geisteskräfte hat er nicht empfunden. Er hat als Mann gelebt, und ist als vollständiger Mann von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen. Von seinem Grabe her stärkt uns der Anhauch seiner Kraft und erregt in uns den lebhaftesten Drang, das, was er begonnen, mit Eifer und Liebe fort und immer fortzusetzen.“

VI. Wieland. Roman und romantisches Epos.

Klopstock hatte mit ergreifender Gewalt die Poesie des übersinnlichen Idealismus im religiösen Epos und in der Lyrik zur Geltung gebracht, Lessing setzte das höhere Drama in seine Rechte ein. Neben diesen war noch ein weites Gebiet für jene heitere Dichtung, welche die Realität des Lebens in anmuthigen Bildern uns vorführt und die Phantasie mit dem Reiz des frohen Lebensgenusses beschäftigt. Bisher war diese Seite der Poesie nur durch die ausländische Literatur vertreten, die eben deshalb so zahlreiche Verehrer, namentlich in den höheren Ständen, fand.

Wieland war der Erste, welcher unserer Sprache den heitern Erzählungston, den feinen Wit, die elegante Haltung der gebildeten Conversation aneignete, die man vor ihm nur bei den gefeierten,

weltbeherrschenden französischen Schriftstellern finden zu können meinte: er ward vorzugsweise der gesellschaftliche Schriftsteller, der gelesenste deutsche Dichter seines Zeitalters, auf das er einen außerordentlichen Einfluß ausgeübt hat, so daß er in der Bedeutung für sein Jahrhundert keinem seiner deutschen Zeitgenossen nachsteht. Mehr als irgend ein Anderer geht er mit den herrschenden Neigungen und Richtungen seiner Zeit. Sein poetischer Charakter besteht daher wesentlich in der Empfänglichkeit für Alles, was für seine Zeit Interesse hatte, in der Gewandtheit, Fremdes und Eigenes so zuzurichten und darzustellen, wie es der Stufe ihrer geistigen und sittlichen Bildung entsprach, selbst da, wo er nur als Uebersetzer sein Talent geltend machte.

Christoph Martin Wieland wurde am 5. September 1733 zu Oberholzheim bei Biberach geboren, wo sein Vater Prediger war, der nicht lange darauf an eine Pfarrstelle zu Biberach berufen ward. Gleich Klopstock und Lessing wurde er in dem Unterricht seines Vaters und in der klösterlich eingerichteten Schule zu Klosterbergen bei Magdeburg mit den alten Classikern großgezogen und versuchte sich frühzeitig in deutscher Poesie. In Tübingen studirte er die Rechte, jedoch mit getheilten Kräften, indem er meistens seiner Neigung zur Poesie folgte. Klopstock's Messias ergriff auch ihn mit Allgewalt: er ward sein Nachahmer. Als er 1752 zum Vater Bodmer auf dessen Einladung nach der Schweiz zog und dort im Hause dieses Patriarchen längere Zeit zubrachte, dichtete er ganz in dessen Klopstock-schweizerischen Weise religiöse Hymnen und Oden (z. B. den geprüften Abraham 1753) und bekämpfte sogar die harmlose Heiterkeit der Anakreontiker Gleim und Uz. Wie gewandt er den Ton des Messias in dieser Periode anschlug, mag eine Stelle aus einer der Hymnen darthun:

Wahrheit, o Gott, ist dein Leib, das Licht des Aethers dein Schatten,
Durch die Schöpfung geworfen. Ich lieh den Flügel des Seraphs,
Flog an die Grenzen des Himmels, den Thron des Königs zu finden;
Aber die Sphären sprachen: Wir haben ihn niemals gesehen,
Und die Tiefe: Er wohnt nicht in mir. Da kispelt ein Anhauch
Einer ätherischen Stimme in meine horchende Seele,
Sanft wie das erste Verlangen der Liebe, wie zärtliche Seufzer,

Wispete sie zu meinen Gedanken: Der, welchen du, Seele, suchest, ist allenthalben. Sein Arm umfasset den Weltbau, Alle Gedanken der Geister sein Blick. Was sichtbar ist, strahlet Etwas Göttliches aus. Was sich bewegt, erzählt ihn Von den Gefängen des Himmels zum Lied des Sängers im Haine Oder zum Säuseln des Zephyrs, der unter den Lilien weidet.

Mehrere Jahre lebte Wieland darauf als Hauslehrer in Zürich und Bern, und sowohl Literaturstudien als vielseitige gesellige Beziehungen wirkten so sehr auf ihn ein, daß er sich den seraphischen Regionen nach und nach entzog, freilich im Bodmerschen Kreise deshalb als „ein gefallener Engel“ angesehen. Doch unsicher sind noch seine Schritte. Nach Xenophon versuchte er ein Heldengedicht Cyrus, worin ihm Friedrich der Große — es war der Anfang des siebenjährigen Krieges — als Held und Regent vor-schwebte; allein mit dem fünften Gesange ließ er die begonnene Dichtung liegen und nur eine beabsichtigte Episode Araspes und Panthea bearbeitete er etwas später als dramatisirten Roman.

Seine dramatischen Versuche, zu denen ihn die Anwesenheit der Ackermannschen Schauspielertruppe in Zürich ermuthigte, waren noch weniger geeignet ihn zu ermuntern, diese Bahn weiter zu verfolgen. Johanna Gray (1758) und das noch schwächere Drama Clementine von Porretta (1760) entbehren durchaus des dramatischen Interesses, und wenn Wieland scherzend bemerkt, daß er bei Bodmer das Talent des Stehlens entwickelt habe, so zeigte sich dies in den Entlehnungen aus einer englischen Bearbeitung der Johanna Gray, wie Lessing in den Literaturbriefen nachwies. Bemerkenswerth ist indeß, daß Wieland die fünfßüssigen reimlosen Jamben als dramatischen Vers gebrauchte, die erst zwanzig Jahre später durch Lessing's Nathan volle Geltung im höheren Drama erhielten.

Im Jahre 1760 nahm Wieland die Stelle eines Rathsherrn und Canzleidirectors in Biberach an. Das Leben trat ihm in dem engen Kreise der kleinen Reichsstadt höchstens in einigen kleinstädtischen Thorheiten nahe; vorzugsweise war er mit seinen geistigen Bedürfnissen auf Literaturstudien verwiesen. Einflußreich war für seine fernere Geistesrichtung der Umgang mit der Familie des in

der Nähe wohnenden ehemaligen kurmainzischen Ministers Grafen Stadion, dessen Adoptivsohn Laroche mit der Jugendfreundin des Dichters, Sophie Guttermann, verheirathet war. Seine natürliche Heiterkeit und Beweglichkeit gewannen bald die Oberhand, und seine Muse gab sich ganz der lebensheiteren, ja leichtfertigen Manier der Franzosen und der sogenannten Philosophie der Grazien hin, die den sinnlichen Genuß des Lebens durch Armuth und weise Mäßigung zu verschönern lehrt. Daher war es nicht eine tiefere Wahlverwandschaft, wenn er 1762 eine Uebersetzung Shakspeare's begann, ein Unternehmen, das aber dennoch von seiner geistigen Gewandtheit, seinem Talente, Fremdes auf heimischen Boden zu verpflanzen, und seiner Herrschaft über die Sprache Zeugniß giebt. Von 1762—1766 erschienen acht Bände, welche 22 Dramen enthalten. Zwar ist seine Uebersetzung längst übertroffen; allein sie gab zuerst der deutschen Nation eine richtige Vorstellung von jenem großen Dramatiker und war von unberechenbarem Einfluß auf die Neugestaltung der deutschen dramatischen Literatur, zumal da sie von dem Erscheinen der Lessing'schen Dramaturgie begleitet ward. Lessing begrüßte die Uebersetzung mit lautem Beifall, und man sah bald Shakspeare'sche Dramen in Schröder's Bearbeitungen auf allen deutschen Bühnen. Nur auf die Muse Wielands selbst hatte dieser große Genius wenig Einfluß: er war ihm zu unähnlich und zu wenig verwandt. Sonderbar, daß er nicht darauf verfallen, Moliere's, Crebillon's und anderer Franzosen gewandte Lustspiele in deutscher Nachbildung zu geben, die damals nur in sehr schlechten deutschen Uebersetzungen vorhanden waren; er, der seine Gesellschaften, hätte gewiß den Ton getroffen und uns mit einer Gattung beschenkt, die in Deutschland eben nicht sehr gepflegt wurde. Allein ihn zog um jene Zeit schon entschieden der Roman an, und so entstand Don Sylvio von Rosalva oder Sieg der Natur über die Schwärmerei, eine Nachahmung des Don Quixote, worin er sich selbst aller bisherigen Phantasterei entledigen wollte, indem er sie lächerlich machte. Darauf folgte 1766 der selbstständigere Roman Agathon, der als das erste Muster einer veredelten Romanprosa anzusehen ist.

In diesem seinen Lieblingswerke hat Wieland seine eigene Bildungsgeschichte niedergelegt: die Schwärmerei einer in sich gefehrten, mit dem Weltwesen noch nicht vertrauten Jünglingsseele geräth in Kampf mit den Erfahrungen der Welt und den überzeugenden Lehren des welterfahrenen Weisen. Agathon ist aufgewachsen und erzogen in der Stille des delphischen Götterhains, wohin die Welt mit ihren Leidenschaften, Forderungen und Versuchungen nicht reicht. Er tritt nunmehr unter das rege, vielgeschäftige Leben der Stadt Athen und erkennt bald, daß die Ideale, die er im Busen trägt, zu der Wirklichkeit, der er hier begegnet, nicht passen. Um diesen Zwiespalt zu versöhnen, übernimmt der Philosoph Hippias die Rolle, welche in Wieland's Leben den französischen und englischen Philosophen, einem Voltaire und Shaftesbury, zufiel; er lehrt ihn jene ideale Schwärmerei als Traum und Täuschung erkennen und gewinnt seine Ueberzeugung für die Lebensansicht, die mit der wirklichen Welt einer schwachen Menschheit zufrieden ist, eine Lehre, die sich schon durch die Reize der schönen Danae seinem Herzen eingeschmeichelt hat: um die Worte in Musarion zu gebrauchen —

Er lernte gern und schnell und sonder Müh'
 Die reizende Philosophie,
 Die, was Natur und Schicksal uns gewährt,
 Vergnügt genießt und gern den Rest entbehrt,
 Die Dinge dieser Welt gern von der schönen Seite
 Betrachtet, dem Geschick sich unterwürfig macht,
 Nicht wissen will, was alles das bedeute,
 Was Zeus aus Huld in räthselhafte Nacht
 Vor uns verbarg, und auf die guten Leute
 Der Unterwelt, so sehr sie Thoren sind,
 Nie böse wird, nur lächerlich sie find't
 Und sich dazu, — und drum nicht minder liebet,
 Den Irrenden bedau'rt und nur den Gleisner flieht,
 Nicht stets von Tugend spricht, noch von ihr sprechend glüht,
 Doch ohne Sold und aus Geschmack sie übet
 Und glücklich oder nicht, die Welt
 Für kein Elysium, keine Hölle hält.

Man sieht schon aus dieser Stelle, daß das Lehrgedicht Musarion oder die Philosophie der Grazien, welches 1768

erschien, dieselbe Tendenz verfolgt und die Ansicht vertritt, daß das wirkliche Leben das beste Heilmittel gegen philosophische Schwärmerei und pedantische Engherzigkeit ist. Die Trockenheit der gewöhnlichen Lehrgedichte hat Wieland glücklich vermieden, indem er eine Gruppe von verschiedenen Charakteren anmuthig zusammenstellt, Phantas, einen jungen Griechen, der sich mit Lebensüberdruß quält, zwei weltverachtende Philosophen und Musarion, ein munteres Mädchen, ganz geeignet, Schwärmer und Pedanten zu ihrer heiteren Lebensansicht zu bekehren. Die Werke, die sich zunächst daran schlossen, die komisch-romantischen Heldengedichte *Adris* und *Zenide* und der neue *Amadis* erwähnen wir nur kurz, da sie längst einer verdienten Vergessenheit anheimgefallen sind. In diesen und verwandten Dichtungen jener Periode trifft Wieland mit Recht der Vorwurf, daß er allzu viel von der französischen Leichtfertigkeit angenommen und nicht selten die Schranken der deutschen Sittsamkeit und Sittenreinheit überschritten habe: allein es war zu seiner Zeit einige Kühnheit der Reaction nothwendig, um die engherzige Brüderie, welche damals unsere Poesie niederhielt, zu bekämpfen.

Nachdem Wieland einige Jahre, 1769—1772, als Lehrer der schönen Wissenschaften an der tiefgesunkenen Universität Erfurt ohne großen Erfolg thätig gewesen war, wurde er 1772 als Lehrer des Erbprinzen Karl August nach Weimar gezogen, wo er bis an seinen spät erfolgten Tod, beglückt durch eine zahlreiche Familie und durch eine freie literarische Muße, durch die Gunst des Hofes wie durch die Freundschaft der Besten, für die deutsche Literatur thätig geblieben ist. Hier begann sein weitreichender Einfluß als Journalist, als Herausgeber des deutschen *Merkur*; hier entwickelte sich die schönste Periode seiner Poesie: der frivole Ton seines *Amadis* wiederholt sich nicht mehr; eine reinere romantische Märchenwelt eröffnet sich ihm. Aber auch Weimar verdankte den ersten Anregungen, die von ihm ausgingen, die hohe Stellung, die es nicht lange darauf im literarischen Deutschland einnahm. Gerade ein Mann, wie Wieland, welcher geistreiche Geselligkeit mit vielseitigen Kenntnissen verband, war ganz geeignet, den Sinn für Poesie und

Kunst in den Kreisen des Hofes zu wecken. In der Herzogin Amalia, die bis dahin mehr durch die Geschäfte der Regentschaft in Anspruch genommen war, erwachte das geistige Bedürfniß so lebhaft, daß auch sie die Schülerin des Lehrers ihres Sohnes ward, und wie sie Alles mit Eifer betrieb, das Schönste der Literatur alter und neuer Zeit sich aneignete; Wieland mußte sie in die griechische Sprache einführen, damit ihr Wunsch, die Dichtwerke der Griechen im Original zu lesen, Befriedigung fände. In Wieland's unmittelbarer Nähe regte sich jetzt die literarische Thätigkeit nach seinem Vorbilde. Vertuch übersetzte den Don Quixote und gab im Verein mit Seckendorf das Magazin der spanischen und portugiesischen Literatur heraus. Musäus, früher Pagehofmeister zu Weimar, nachmals Professor am Gymnasium, ein Mann von Wieland's Heiterkeit und Nachgiebigkeit, wie dieser ein Feind der sentimentalen Schwärmerei, zählte bald unter Weimars gefeierten Schriftstellern, und seine naiv-erzählten Volksmärchen der Deutschen sind noch jetzt unvergessen.

Wieland bearbeitete in den ersten Jahren seines Weimarer Aufenthalts eine Fortsetzung des Agathon, indem er die fein ausgeführte Geschichte der schönen Danae hinzufügte, und einen seiner besten Romane, die Geschichte der Abderiten. Die Scene ist, wie in allen seinen Romanen von Agathon an, nach Griechenland verlegt, aber die Schilderungen sind modernen Zuständen entnommen. Die Abderiten, im Alterthum die Träger der einfältigen Bürgerphilisterei, stellen die menschliche Gesellschaft in ihrer Beschränktheit und pedantischen Selbstgefälligkeit dar. Der Dichter konnte zu seinem humoristischen Roman nutzen, was er als Rathsherr zu Wiberach erlebt hatte, einer der kleinen Reichsstädte des verworrenen römischen Reichs deutscher Nation, wo er bereits durch Belächeln der ihn umgebenden Thorheiten sich in seinem unerfreulichen Amte bei guter Laune erhalten hatte. Die Darstellung ist lebendig und anziehend. Kaum möchte Wieland in Prosa etwas Besseres geschrieben haben, als die ergötzliche Geschichte des Processes um des Esels Schatten.

Bald darauf kam Goethe an den weimarischen Hof, und

Wieland huldigte dem jüngeren Dichter mit einer aufrichtigen Begeisterung, mit jugendlichem Feuer. „Für mich,“ äußerte er in einem Briefe an einen Freund, „ist kein Leben mehr ohne diesen wunderbaren Knaben, den ich als meinen Sohn liebe, und, wie einem echten Vater zukommt, meine innige Freude daran habe, daß er mir so schön übern Kopf wächst und alles das ist, was ich nicht habe werden können“ — Worte, die dem Herzen und Charakter Wieland's das schönste Zeugniß reden. Zwar konnte ein Freundschaftsbund, wie das Streben nach den höchsten Idealen der Poesie später zwischen Goethe und Schiller stiftete, zwischen ihnen nicht auf die Dauer in gleicher Wärme bestehen, da Wieland von Goethe's Genius zu sehr überflügelt ward; gleichwohl blieb Liebe und Anerkennung der Grundton ihres Verhältnisses fürs ganze Leben. Etwas von Goethe's Schwungkraft theilte sich in dem Beginn ihres Zusammenlebens auch Wieland's Dichtungen mit. In den nachfolgenden romantischen Erzählungen nahm er einen höhern Flug in die Region der reineren Poesie, und selbst in der Darstellung ist die frühere Breite überwunden. Die Erzählung Geron der Adlige, das Wintermärchen, eine seiner anmuthigsten Dichtungen, das Sommermärchen, Gandalin oder Liebe um Liebe, die Vorstufe des Oberon, der Vogelsang oder die drei Lehren fallen in diese Zeit. Er wählte den Stoff nicht aus deutschen Volksagen, sondern vorzugsweise aus französischen Mittergeschichten und Fabliaux, mehrmals auch aus den Märchen der wunderreichen Tausendundeinenacht. Die letztere Erzählung mag Wieland's Darstellungsweise näher charakterisiren.

Der Vogelsang oder die drei Lehren.

Vor etwa siebenhundert Jahren	Von Gottes Gnaden hatte der
Und drüber lebt' in meinem Schwaben-	Ein schönes Schloß, — das Bessern
land	einst als er,
Ein reicher Erdensohn, von Namen un-	Zum Aufenthalt gedient, man weiß
bekannt,	nicht wie, gewonnen.
(Weil seine Ahnen stets geheim ge-	Wie nun einmal in dieser Unterwelt
blieben waren)	Nichts lange seinen Herrn behält,
Und drum kurzweg der reiche Hans	Und was ein braver Mann begonnen,
genannt.	Durch einen Schlechten wieder fällt:

Genug, Hans hatt' es nun gewon-
nen,
Das schönste Schloß, das von der
lieben Sonnen
Je angeschienen ward, seitdem
Es Schloßer giebt. Es lag gar wun-
derangenehm,
Gebaut von schönen Quadersteinen,
Geräumig, stattlich und bequem;
Von ferne konnt's das schönste Klo-
ster scheinen.
Ich sage nichts von all' dem feinen
Geräthe drin, den langen Reih'n
Von Sälen, Zimmern groß und klein,
Und wie da ringsum Alles schimmert
Und widerscheint und blüht und flim-
mert —
Von Silber, Gold und edlem Stein;
Nichts von den Kellern voller Wein,
Von weißen, purpurnen und gelben,
Aus Wälschland, Frankreich und vom
Rhein,
Noch von den Kammern und Ge-
wölben,
Bis oben an mit Allem voll,
Was nach dem alten Spruch ein
Weiser
Gern haben, leicht entbehren soll.
Ein Wort für tausend, selbst der
Kaiser
Zu Wien in seinem alten Schloß
(Geleit' ihn Gott auf seinen Reisen!)
Hat kaum mehr Reichthum aufzu-
weisen,
Als Hans in seiner Burg verschloß.
Wie er's handhabte und genoß,
Das wird sich in der Folge weisen.

Und eine schöne Treppe ging
Vom Schloß herab in einen Garten,
Der hundert Morgen wohl umsing.
Den wie ein Gärtner zu beschreiben,
Damit geschäh' Euch, wie ich weiß,
Kein großer Dienst; drum laß ich's
bleiben;

Genug, es war ein Paradeis.
Alles, was Aug' und Baum und Nase
Gelüsten kann, das fand man hier,
Nicht bloß im Treibhaus hinter Glase,
Frei stand es da im frischen Grase,
Und blüht' und reifte für und für.
Auch war in diesem Blumenreich
Die Luft so heilsam, rein und weich,
Daß Leute, die zum Sterben lagen,
Auf ihrem Bett hierher getragen
Und unter Bäumen auf den Rasen
Gelegt, in einer Nacht genasen.

Es geht doch, sagt mir, was ihr
wollt,
Nichts über Wald- und Gartenleben,
Und schlürfen ein dein trinkbar Gold,
O Morgensonn', und sorglos schweben
Daher in frischem Blumenduft
Und, mit dem sanften Weben
Der freien Luft,
Als wie aus tausend off'nen Sinnen
Dich in sich ziehn, Natur, und ganz in
dir zerrinnen!

— — — — —
Wo war ich? — Gutes Volk ver-
zeiht!
Ich ließ Euch doch nicht lange war-
ten?
Der Abweg ist zum Glück nicht weit;
Wir sind ja noch in H a n s e n s Garten.

Der war nun, wie gesagt, ein zwei-
tes Paradeis.
Und mitten drinnen stand ein sieben-
facher Kreis
Von alten himmelhohen Linden,
Die ihre Aeste wechselweis
So vielfach in einander winden,
So dicht, daß ihre grüne Nacht
Den hellen Tag zur Dämm'ring macht.
Im engsten Kreise zog ein Kranz von
Rosenhecken
Sich her um einen vollen Quell,
Der, kalt wie Eis und spiegelhell,

Sein perlend Wasser in ein Becken
 Von grünem Marmor goß. Des Som-
 mers strengste Bluth,
 Der schärfste Strahl der schwülen
 Mittagsstunde
 Erlösch in diesem kühlen Grunde;
 Ein lieblich scharfer Geist erfrischt
 hier das Blut,
 Frischt Laub und Gras, und nährt
 mit ew'ger Fülle
 Den immer grünen Hain; und wie
 in seine Stille
 Ein Denker tritt, so freut er sich
 allein,
 Und ist's ein Liebender, so wünschter
 zwei zu sein.

Nun merket auf! — Ein Vöge-
 lein
 Kam jeden Abend, jeden Morgen,
 Und füllte diesen Ort mit lieblichem
 Gesang.
 Es sang im dichten Laub verborgen,
 Und aller Vögel Sang und Klang
 Verstummte flugs, sobald es sang.

Der Vogel schien, so anzusehn,
 An Federn ein gemeiner Spatz,
 Und kleiner noch; doch zum Ersatz
 Für beides hatten ihn die Feen
 Gar sonderbar begabt, zu singen frank
 und froh

Ballade, Birelay, Rondeau
 Und tausend schöne Melodeien,
 Die Einem Leib und Seel' erfreuen.
 Da war kein Schmerz noch Gram
 so groß,

Der nicht in seinem Sang zerfloß.
 Ihn singen hören oder trinken
 Aus Pethé's Fluth war einerlei.
 Sang er von Liebe (zumal im Mai),
 So war's unmöglich, nicht zu sinken
 In wonnigliche Träumerei;
 Und sang er Freud' im bunten Kranz,
 Gleich hob sich jeder Fuß zum Tanz;

Und wenn er Ritterthaten sang,
 Ward Einem stracks nach Kämpfen
 bang.

Der Vogel hatte noch was Son-
 derlichs an sich:
 Denn wie er von dem Garten wich,
 Fiel alles Laub, die schönen Bäume
 Verdorrten um die Quellen her,
 Die schöne Quelle sprang nicht mehr,
 Und jede Blum' erstarb im Reine.
 Das ganze Paradies verschwand,
 Nichts blieb, als kahler Fels und
 dürrer Sand.

Hans, dem dies Alles zugehörte,
 Kam täglich einmal, zweimal auch
 Gewackelt in den Hain und hörte
 Dem Vogel zu, das war sein Brauch,
 So bald er morgens aus dem Bette
 Gestiegen war und kurz vor Licht;
 Doch, daß er was empfunden hätte,
 Das war nun seine Sache nicht.
 Denn Essen und Trinken zum Zer-
 plagen

Und schlafen und im — Kopfe kragen,
 Und täglichstags sein Porzellan
 Und seine goldnen Becher wischen,
 Und mit dem Amtmann und Kaplan
 Die Dame ziehn und Karten mischen
 Und dann und wann in Winter-
 tagen

Ein Häzchen durch die Saaten jagen
 Und flackn auf dem Ruhebett,
 Und, wenn ihm alles sonst will
 fehlen,

Sich schließen in sein Kabinet
 Und seine Rosenobel zählen —
 Dies Hansens Thun und Lassen war
 Zwölf Monat lang in jedem Jahr.

Einst stand der lappichte Gefelle
 Und wusch die Augen aus der Quelle;
 Da wirbelt aus dem Laub hervor
 Dies Liedchen in sein dickes Ohr:

„Ihr Ritter und Ihr Frauen zart,
 „So roth von Mund und Wang',
 „Und junge Knappen edler Art,
 „Horch! alle meinem Sang!
 „Seid Eurem Liebchen treu und hold:
 „Und dient ihr um der Minne Sold,
 „So sei's auf lebenslang!

„Dem Mann, der ohne Liebe bleibt,
 „Und doch vor innerm Drang
 „Sich rastlos hin und wieder treibt,
 „Ist's in der Haut so bang!
 „Ist Alles ihm so kalt, so todt!
 „Er ist, wie Wange ohne Roth
 „Und Geigen ohne Klang.

„Doch Liebe sonder Ehre wär'
 „Ein Feuer ohne Glanz,
 „Ein Sommerwölkchen, bunt und leer,
 „Ein welker Blumenkranz.
 „Ein Wiederherz ist wahr und frei,
 „Und wenn es liebt, so liebt es treu,
 „Und giebt sich rein und ganz.

„Was hebt uns bis zum Götterrang?
 „Das thut die Liebe: traum!
 „Drum horchet alle meinem Sang,
 „Ihr Ritter und Ihr Frau'n!
 „Wollt Ihr den echten Minnesold,
 „Seid Eurem Liebchen treu und hold
 „Und liebt auf lebenslang!“

Hans, der nicht fern am Brun-
 nen stand,
 Horcht nach dem Säng'er unverwand't,
 Denkt bei sich selbst: „Poß Stern,
 das wäre
 Ein Tausch! Der König, wie ich höre,
 Liebt die Musik; er gäbe mir,
 Wenn ich den Vogel ihm verehere,
 Wohl einen Maierhof dafür!
 Zwar singt er hübsch; allein, was schere
 Ich mich um seine Dudelei?
 Kommt doch zuletzt nichts 'raus da-
 bei!“

Der Vogel hörte Wort für Wort,
 Was jener mit sich selbst gesprochen,
 Und sang aus voller Kehle:

„O du holder Ort,
 „Was so Arges hast du wohl ver-
 brochen,
 „Daß du Einem dienst, der deinen
 Werth nicht fühlt,

„Der, so lang' er lebt, nie in den
 Ring gestochen,
 „Nie des Ruhmes, nie der Liebe
 Preis erhielt?
 „Fallt, ihr schönen Erker, Thürme,
 Hallen

„Und ihr grünen dichten Bäume laßt
 es fallen

„Euer Laub! und du, die zwischen
 Blumen spielt,
 „Kühle Quelle, höre auf zu wallen
 „Und vertrockne, daß dies Immergrün
 „Sterb' und alle Blumen stracks ver-
 blühen.

„Unter ewern Schatten, hohe Linden,
 „Gingen wackre Ritter einst und edle
 Herrn,

„Und aus euch, ihr Rosen, Kränze
 binden

„Sah ich Frauen schöner, als der
 Morgenstern!

„Und sie hörten meine Lieder gern!
 „Denn sie hatten Lieb' im Herzen!
 desto lieber

„War ich ihnen und mein Liederspiel,
 „Und vor wonniglichem, pressendem
 Gefühl

„Gingen manche klare Neuglein über;
 „Und der liederwerthen Thaten wur-
 den viel,

„Viel gethan, und mancher Dant
 erstritten;

„Und sie lohten deß der Lieb' und mir,
 „Denn noch wohnten adelige Sitten,
 „Ritterschaft, Gesang und Minne hier.

„Und es sollte mich nun nicht ver-
 driesen,

„Daß mich so ein Schuft besitzen soll?
 „Der dies alles hat und vom Genießen
 „Nichts versteht, — ein roher gro-
 ber Knoll,
 „Der sich selbst nur lebt und seinen
 Lüsten,
 „Nichts begehrt, als ewig Bauch
 und Risten
 „Anzufüllen, fühllos bei Gefange bleibt
 „Und die Zeit dabei mit Gähnen sich
 vertreibt.“

So sang das Vögelein und flog
 davon.

„Gut, schimpfe nur, Du kleiner Huren-
 sohn
 (Denkt Hans), Du sollst mir jedes
 Wort bezahlen,
 Und mit Provision!“

Als nun der Abend kam, kam mit den
 letzten Strahlen
 Auch, wie gewohnt, mein Vögelein
 Zurück in seinen lieben Hain,
 Sein frohes Abendlied zu singen.
 Indessen hatte Hans die Linde und
 den Ast,
 Wo es zu sitzen pfleg, sehr wohl ins
 Aug' gefaßt
 Und überall so viel geheime Schlingen
 Im Laub versteckt, daß sich das arme
 Ding,
 So wie's geflogen kam, in einer
 Schleife fing.

Der Schalk, von einer grünen Mauer
 Verborg'n, eilt herzu, so bald er's
 zappeln hört,
 Macht den Gefangenen los, der tau-
 send Kronen werth
 Ihn unter Brüdern däncht, und steckt
 ihn in ein Bauer.

Der Säng'er spricht: „Ich seh' es
 schon,
 So wie der Herr, so auch der Lohn.

Das hab' ich nun für all' mein Singen!
 Doch dürst' ich's sagen, wohl gethan
 War's eben nicht, mich so zu fahn;
 Es wird Euch wenig Rosen bringen.“

„Du sollst nur desto baß mir
 singen!

„Sonst sangst Du oder schwiegst auch
 still:

„Jetzt sollst Du singen, wann ich
 will.“

„Da (sprach der Vogel) irrt Er sich
 Der Käfig ist mir stark zuwider.
 Ich liebe freien Himmel, ich,
 Und Wald und Wiesen; setz mich,
 Wo mir's beliebt, im Grünen nieder,
 Und wiege mich nach Herzenslust
 Auf meinem Ast; und sing' ich Pieder,
 So sing' ich sie aus freier Brust.
 Drum, lieber Herr, seid nun so bieder
 Und schenkt mir meine Freiheit wie-
 der:

Dem glaubt mir, da geht nichts
 davon,

Im Bauer sing' ich keinen
 Ton.“

„Dem (spricht der Laur) ist bald
 gerathen:

„So dreh' ich Dir den Hals, mein
 Sohn,

„Und esse Dich für einen Braten.“

„O Herr, das lohnte wahrlich nicht
 Die Mühe, nur den Tisch zu decken!
 Bin gar ein kleiner magrer Wicht,
 Ich blieb' Euch zwischen den Zäh-
 nen stecken,
 Bis in den Magen kam' ich nicht.
 Mein guter Junker, laßt mich leben!
 Was hättet Ihr von meinem Tod?
 Euch kann er wenig Vorth'eil geben,
 Und mir ist länger Leben noth;
 Am End' ist doch nichts über Leben!“

„Hör' auf zu bitten, sag' ich Dir,
Mit Bitten kriegt man nichts von
mir.“

„Nun (spricht der Vogel) seh' ich
wohl,
Das alte Sprichwort ist nicht hohl:
Mit groben Leuten höflich sein,
Heißt Wasser gießen auf einen Stein;
Der Stein wird nicht durch Wasser
weich,

Der Lur nicht mild durch Höflichkeit;
Doch sagt ein andrer Spruch zugleich:
Der Weise schickt sich in die Zeit.
Drum, Lieber, macht den Bauer auf,
Und laßt mir wieder meinen Lauf;
Will Euch zum Dank drei Dinge
lehren,
Die nie kein Mann von Eurem Stamm
Gewußt, von Sinn gar wundersam,
Die sollen Euch groß Gut gewähren!“

„Was giebst Du mir zum Unter-
pfand?“
„Mein Ehrenwort, versetzt der Sänger;
Es gilt für baar im ganzen Land.“

„Wohl (denkt der schlaue Vogel-
fänger),
Es kann doch was dahinter sein;
Ich nehm' es mit, kann Alles brauchen:
Und Du, hochweises Vögelein,
Sollst Dir die Füßchen bald ver-
stauchen;
Bis morgen bist Du wieder mein!“

Somit schiebt er den Bauer auf
Und läßt dem Vogel seinen Lauf.

Der schnurrt heraus aus seiner
Höhle,
So froh, wie eine arme Seele,
Die aus des Fegfeu'rs Flammen-
nacht
Ein frommer Klausner frei gemacht.

Er hüpfet und tanzt im Kreis umher,
Als ob er neu geboren wär',
Setzt dann, indeß der Junker paßt,
Sich wohlgemuth auf einen Ast.

„Nun spiz' die Ohren, edler Knecht,
Merk' jedes Wort und faß' es recht,
So wird Dir's bringen viel Gewinn;
Es liegt darin ein großer Sinn!
Glaub' nicht gleich Alles, was
Du hörst!“

„Daß Du dem Geier im Schna-
bel wärst!“

Versetzt der Junker grimmiglich;
„Das wußt' ich lange ohne Dich!“

„Gut, bis Du's brauchst, halt's
warm indessen!
So etwas ist gar leicht vergessen.“

„Nun seh' ich wohl, mein saub'-
rer Gast,

Daß Du mich nur zum Besten hast.
Das Erste, was Du mich gelehrt,
Ist keinen rothen Heller werth!
Du hast den Lohn umsonst genom-
men,

Doch sei's! laß nur das Andre kom-
men!“

„Merk' wohl aufs Wort (der Vo-
gel spricht),
Du wirst es brauchen! — Weine
nicht
Um etwas, das Du nicht ge-
habt!“

Hans schreit: „Da haben wir's
ertappt!

Ein sein Arcanum, Gott verdamme
es!

Daß ich der Erste meines Stammes
Sein sollte, der von Dir das noch
Erst lernen mußte! Hätt' ich doch
Den Schelmenhals Dir umgedreht!“

„Der Wunsch (spricht jener) kommt
zu spät.

Indessen, daß Du sehen magst,
Wie ungerecht Du mich verklagst,
Sei nochmals Beides Dir empfohlen!
Soll ich Dir's etwa wiederholen?
Von Herzen gern! —“

„Du mußt mich wohl
(Schreit Hans), um so mit mir zu
walten,
Für einen großen Esel halten?
Denn hätt' ich auch ein Haupt von
Kohl,

Mit Spreu gefüllt, so kahler Lehren,
Zum Henker! könnt' ich doch entbehren.
Doch, weil Du nun im Vortheil bist,
Laß immer noch das Letzte hören!
Wer weiß, ob's nicht das Beste ist?“

„Das, spricht der Vogel, könnte sein.
Nur fass' es wohl! — Es gleicht
dem Stein

Der Weisen. Wer den machen kann,
Der wird gewiß kein armer Mann!
Nert' auf mit Fleiß! wiewohl es heut'
Zu spät kommt, kann's zu andrer Zeit
Dir viel vergebliche Reu' ersparen.
Narr, was Du in den Händen
hast,
Halt' fest, und laß es nimmer
fahren!“

Wie Hans dies hört, ergrimmt er fast.
„So, schreit er, hältst Du Dein Ver-
sprechen?

O! könnt' ich Dir die Beine brechen!
Ist dies Dein Wort, ist dies mein
Dank?“

„Nun, guter Freund, was soll der
Zank?

Gab ich Dir nicht drei goldne
Lehren?

Was kannst Du wohl noch mehr
begehren?“

„Ein fein Geschenk, bei meiner
Treu'!

Man dächte, was dahinter sei!
Ich wußt' in meinen Kindertagen
Dergleichen schockweiß' aufzusagen.“

„So gut als irgend eine Gans,“
Versetzt der Vogel. „Mein guter
Hans,

Die Augen aus dem Kopf gegeben
Mit Freuden hättest lieber Du
Und beide Ohren noch dazu,
(Wärst Du gescheit), als mir das
Leben.“

„Wie so? wie so? Was hätte mir's
Geholfen, Dich zum Koch zu tragen?“

„Gar viel geholfen hätte Dir's!
Unglücklicher! In meinem Magen
Hätt'st Du gefunden einen Stein,
Drei Unzen schwer, und hell an
Schein,

Wie Diamant, der auf der Stätte
Zum reichsten Mann gemacht dich
hätte.

Denn wer den Stein besitzt, der weiß,
Was künftig ist und was vergangen;
Die Geister kommen auf sein Geheiß;
Er darf nur wünschen, nur verlangen,
So steht es da, ist Alles fein!
Dein guter Engel gab Dir ein,
Mich heute noch am Spieß zu bra-
ten;

Hätt'st Du gefolgt, der Stein war
Dein!

Doch einem Narr'n ist nicht rathen.“

Hans, wie er diese Nachricht hört,
Sich wüthend in die Haare fährt,
Schlägt mit der Faust sich vor den
Magen,

Zerreißt sein Wamms und seinen
Kragen

Von Spitzen, hundert Thaler werth,
Und füllt den Wald mit lauten Klagen.

Der Vogel sieht in großer Ruh'
Dem Spuk von seinem Baume zu,
Sagt nicht ein Wort, bis Mantel,
Kragen
Und Wamms und Wange, Bart und
Haar
Sich Hans zersezt hat ganz und gar.
Drauf ruft er: „Narr, hör' auf zu
zagen;
Der Schade darf Dich so nicht plagen;
Es ist kein Wort von Allem wahr,
Was ich vom Stein Dir vorgetragen.“

„Wie? was? So wär's nur Lug
und Trug?“

„Du sagtest ja, Du sei'st so klug,
Man könne Dir nichts Neues sagen!
Du wissest Alles schon vorher:
Als Du mich fängst, Du dummer Bär,
Da war ich keine Unze schwer;
Wo käme denn in meinen Magen
Ein Kiesel von drei Unzen her?“

„Nun seh' ich's freilich nur zu
sehr,“

Erwidert Hans mit nassem Blicke:
„Wer aber hätt' auch solche Tücke
Dir zugetraut?“

„Begreiffst Du nun,
Wie Narren sich selber Schaden thun?“

Thor, Worte sind nur leere Schalen!

Der Sinn ist Alles, der Sinn,
der Sinn!

Allein für Dich ist keiner drin!
Die Lehre magst Du nun bezahlen!

Du wußtest Alles längst zuvor —
Was half Dein Wissen? Pinsel,
Thor!

Hätt'st Du verstanden, es auszu-
üben,

Dein Kragen und Wamms wär' ganz
geblieben!

So merk' nun meine Lehren Dir
Und sieh Dich künftig besser für.
Sie kommen Dir hoch genug zu stehen!
Hiermit leb' wohl, auf Wiedersehen!“

Der Vogel flog davon und soll
Noch wieder kommen. Dumm und
toll

Steht Hans; ihm ist, als ob ihm
träume:

Und wie er steht, o wundervoll!
Fällt alles Laub; die schönen Bäume
Verdorren plötzlich rings umher.

Die schöne Quelle springt nicht mehr,
Die Blumen sterben all' im Reime;
Weg ist das ganze Feenland,
Und ihm bleibt nichts als dürrer
Sand.

Im Jahre 1780 vollendete Wieland sein Meisterwerk, das romantische Epos: Oberon, wodurch er am meisten sein Andenken bei der Nachwelt erhalten hat. Gleich nach dem ersten frischen Eindrucke schrieb Goethe die berühmten Worte: „Wieland's Oberon wird, so lange Poesie Poesie, Gold Gold, Krystall Krystall bleiben wird, als ein Meisterstück poetischer Kunst geliebt und bewundert werden!“

Theilweise ist diese Dichtung nach einem altfranzösischen Roman Huon de Bordeaux bearbeitet, so aber, daß der deutsche Dichter eine dreifache Fabel in einander webt: erstlich die Abenteuer,

welche Ritter Hüon auf Geheiß des Kaisers Karl des Großen in Babylon bestehen soll, dann dessen Liebesverbindung mit der Tochter des Sultans, der schönen Rezia, endlich die Wiederauslösung des Elfenkönigs Oberon mit seiner Gemahlin Titania. Der wunderthätige Beistand des Beherrschers der Elfen, den Shakespeare's „Sommernachtstraum“ in der Phantasie der Deutschen aufs neue belebt hatte, hilft eben dem Ritter sein Abenteuer glücklich bestehen, so daß er wohlbehalten, freilich nach langer Irrfahrt und großen Gefahren, nach Hause kommt. Dies Abenteuer, das einem Todesurtheil gleichzukommen schien, hat Kaiser Karl dem Ritter auferlegt, weil er dessen Sohn Scharlot, der ihn und seinen Bruder vermunnt überfallen hatte, im Zweikampf erschlug. Also lautet der Befehl des erzürnten Kaisers:

Reuch hin nach Babylon, und in der festlichen Stunde,
Wenn der Kalif, im Staat, an seiner Tafelrunde,
Mit seinen Emirn sich beim hohen Mahl vergnügt,
Tritt hin und schlage dem, der ihm zur Linken liegt,
Den Kopf ab, daß sein Blut die Tafel überspritze.
Ist dies gethan, so nahe züchtig dich
Der Erbin seines Throns, zunächst an seinem Sitze,
Und küß' als deine Braut sie dreimal öffentlich.

Und wenn dann der Kalif, der einer solchen Scene
In seiner eignen Gegenwart
Sich nicht versah, vor deiner Kühnheit starrt,
So wirf dich an der goldnen Lehne
Von seinem Stuhle hin, nach Morgenländer-Art,
Und, zum Geschenk für mich, das unsre Freundschaft kröne,
Erbitte dir von ihm vier seiner Backenzähne
Und eine Handvoll Haar aus seinem grauen Bart.

Hüon unternimmt die Wagefahrt ganz allein ohne Geleitsmann. Wie er auch diesen findet, möge uns des Dichters eigene Schilderung sagen, welche die Mischung der Romantik mit der die Erzählung belächelnden Ironie, die durch das ganze Gedicht geht, treffend veranschaulicht.

Drauf geht es mit verhängtem Bügel
Auf Bagdad los. Stets denkt er: kommt es bald?
Allein da lag noch mancher steile Hügel
Und manche Wüstenei und mancher dicke Wald

Dazwischen. Schlimm genug, daß in den Heidenlanden
Die schöne Sprache von Oc was Unerhörtes war:
Ist dies der nächste Weg nach Bagdad? fragt er zwar
An jedem Thore, doch von keiner Seele verstanden.

Einst traf der Weg, der eben vor ihm lag,
Auf einen Wald. Er ritt bei Sturm und Regen,
Bald links bald rechts, den ganzen langen Tag
Und mußte oft erst mit seinem breiten Degen
Durchs wilde Gebüsch sich einen Ausgang haun.
Er ritt bergan, um freier umzuschau;
Weh' ihm! der Wald scheint sich von allen Seiten,
Je mehr er schaut, je weiter auszubreiten.

Was ganz natürlich war, dünkt' ihm ein Zauberspiel.
Wie wird ihm erst, da in so wilden Gründen,
Woraus kaum möglich war bei Tage sich zu finden,
Zuletzt die Nacht ihn überfiel!
Sein Ungemach erreichte nun den Gipfel.
Kein Sternchen glimmt durch die verwach'nen Wipfel;
Er führt sein Pferd, so gut er kann, am Baum
Und stößt bei jedem Tritt die Stirn an einen Baum.

Die dichte rabenschwarze Hülle,
Die um den Himmel liegt, ein unbekannter Wald,
Und, was zum ersten Mal in seine Ohren schallt,
Der Löwen donnerndes Gebrüll
Tief aus den Bergen her, das, durch die Todesstille
Der Nacht noch schrecklicher, von Felsen widerhallt:
Den Mann, der nie gebebt in seinem ganzen Leben,
Den machte alles dies zum ersten Mal erbeben!

Auch unser Held, wiewohl kein Weibessohn
Ihn jemals zittern sah, fühlt doch bei diesem Ton
An Arm und Knie die Sehnen sich entstricken,
Und wider Willen läuft's ihm eiskalt übern Rücken.
Allein den Muth, der ihn nach Babylon
Zu gehen treibt, kann keine Furcht ersticken;
Und mit gezogenem Schwert, sein Roß stets an der Hand,
Ersteigt er einen Pfad, der sich durch Felsen wand.

Er war nicht lange fortgegangen,
So glaubt er in der Fern' den Schein von Feuer zu sehn.
Der Anblick pumpt sogleich mehr Blut in seine Wangen,
Und, zwischen Zweifel und Verlangen,

Ein menschlich Wesen vielleicht in diesen öden Höh'n
Zu finden, fährt er fort dem Schimmer nachzugehn,
Der bald er stirbt und bald sich wieder zeigt,
So wie der Pfad sich senket oder neiget.

Auf einmal gähnt im tiefsten Felsengrund
Ihn eine Höhle an, vor deren finstern Schlund
Ein prasselnd Feuer flammt. In wunderbaren Gestalten
Ragt aus der dunkeln Nacht das angestralzte Gestein,
Mit wildem Gebüsch versehen, das aus den schwarzen Spalten
Herab nickt und im Widerschein
Als grünes Feuer brennt. Mit luftvermengtem Grauen
Bleibt unser Ritter stehn, den Zauber anzuschauen.

Indem schallt aus dem Bauch der Gruft ein donnernd Halt!
Und plötzlich stand vor ihm ein Mann von rauher Gestalt,
Mit einem Mantel bedeckt von wilden Ragenfellen,
Der, grob zusammengeflocht, die rauhen Schenkel schlug;
Ein graulich schwarzer Bart hing ihm in krausen Wellen
Bis auf den Magen herab, und auf der Schulter trug
Er einen Cedernast als Keule, schwer genug,
Den größten Stier auf einen Schlag zu fällen.

Der Ritter, ohne vor dem Mann
Und seiner Ceder und seinem Bart zu erschrecken,
Beginnt in der Sprache von Ic, der einz'gen, die er kann,
Ihm seinen Nothstand zu entdecken.
Was hör' ich? ruft entzückt der alte Waldmann aus;
O süße Musik vom Ufer der Garonne!
Schon sechzehnmahl durchläuft den Sternentkreis die Sonne,
Und alle die Zeit entbehr' ich diesen Thronschmansk.

Willkommen, edler Herr, auf Libanon, willkommen;
Wiewohl sich leicht erachten läßt,
Daß Ihr den Weg in dieses Drachennest
Um meinethwillen nicht genommen.
Kommt, ruhet aus und nehmt ein leichtes Mahl für gut,
Wobei die Freundlichkeit des Wirths das Beste thut.
Mein Wein — er springt aus diesem Felsenkeller —
Verdünn't das Blut und macht die Augen heller.

Der Held, dem dieser Gruß gar große Freude gab,
Folgt ungesäumt dem Landsmann in die Grotte,
Legt traulich Helm und Panzer ab
Und steht entwaffnet da, gleich einem jungen Gotte.

Dem Waldmann wird, als rühr' ihn Alquist's Stab,
Da jener setzt den blanken Helm entschnallet,
Und ihm den schlanken Rücken hinab
Sein langes gelbes Haar in großen Ringen wacket.

Wie ähnlich, ruft er, o wie ähnlich, Stück für Stück!
Stirn, Auge, Mund und Haar! — Wem ähnlich? fragt der Ritter.
„Verzeihung, junger Mann! Es war ein Augenblick,
Ein Traum aus bess'rer Zeit! so süß und auch so bitter!
Es kann nicht sein! — Und doch, wie Euch dies schöne Haar
Den Rücken herunter fiel, war mir's, ich seh' Ihn selber
Von Kopf zu Fuß. Bei Gott! sein Abdruck ganz und gar;
Nur Er von breit'rer Brust, und Eure Pocken gelber.“

„Ihr seid, der Sprache nach, aus meinem Lande; vielleicht
Ist's nicht umsonst, daß Ihr dem guten Herrn so gleicht,
Um den ich hier in diesem wilden Haine,
So fern von meinem Volk, schon sechzehn Jahre weine;
Ach! ihn zu überleben war
Mein Schicksal! Diese Hand hat ihm die Augen geschlossen,
Dies Auge sein frühes Grab mit treuen Thränen begossen,
Und jetzt, ihn wieder in Euch zu sehn, wie wunderbar!“

Der Zufall spielt zuweilen solche Spiele,
Versezt der Jüngling. — Sei es dann,
Fährt jener fort: genug, mein wackerer junger Mann,
Die Liebe, womit ich mich zu Euch gezogen fühle,
Ist trau! kein Wahn; und gönnet Ihr den Lohn,
Daß Scherazmin bei Euerm Namen Euch nenne?
„Mein Nam' ist Hiton, Erb' und Sohn
Des braven Siegewin, einst Herzogs von Guyenne.“

O! ruft der Alte, der ihm zu Füßen fällt,
So log mein Herz mir nicht! O tausendmal willkommen
In diesem einsamen unwirthbaren Theil der Welt,
Willkommen, Sohn des ritterlichen, frommen,
Preiswerthen Herrn, mit dem in meiner bessern Zeit
Ich manches Abenteuer in Schimpf und Ernst bestanden!
Ihr hüpfet noch im ersten Flügelfleid,
Als wir zum heil'gen Grab zu fahren uns verbanden.

Wer hätte dazumal gedacht, *
Wir würden uns in diesen Fesselschlünden
Auf Libanon nach achtzehn Jahren finden?
Verzweifelte keiner je, dem in der trübsten Nacht

Der Hoffnung letzte Sterne schwinden!
 Doch, Herr, verzeiht, daß mich die Freude plaudern macht.
 Laßt mich vielmehr vor allen Dingen fragen,
 Was für ein Sturmwind Euch in dieses Land verschlagen?

Herr Hion läßt am Feuerherd
 Auf einer Bank von Moos sich mit dem Alten nieder,
 Und als er drauß die reisemüden Glieder
 Mit einem Trunk, so frisch die Quelle ihn beschert,
 Und etwas Honigseim gestärket,
 Beginnt er seine Geschichte dem Wirth erzählen, der sich
 Nicht satt an ihm sehen kann und stets noch was bemerkt,
 Worin sein vor'ger Herr dem jungen Ritter glich.

Er erzählt darauf seinen Zweikampf mit Karls Sohne und den kaiserlichen Urtheilsspruch. Scherasmin geleitet ihn auf seiner ferneren abenteuerlichen Fahrt.

Bald wird ihm eine noch mächtigere Hülfe zu Theil. Er betritt den Elfenhain, worin Oberon weilt. Der Elfenkönig erscheint ihm mit freundlichem Zuspruch und der Versicherung seines Schutzes. Diesem liegt daran ein Paar zu finden, das in allen Gefahren und Versuchungen seine Liebe und Treue bewahrt; davon hängt, einem Schwure gemäß, der ihn reut, seine Versöhnung und Wiedervereinigung mit seiner Gattin Titania ab. Er giebt ihm ein elfenbeinernes Horn und einen Becher mit den Worten:

Ertönt mit lieblichem Ton von einem sanften Hauch
 Sein schneckengleich gewündner Bauch,
 Und dräuten dir mit Schwert und Lanzen
 Zehntausend Mann, sie fangen an zu tanzen,
 Und tanzen ohne Rast im Wirbel, wie du hier
 Ein Beispiel sahst, bis sie zu Boden fallen.
 Doch lässest du's mit Macht erschallen,
 So ist's ein Ruf, und ich erscheine dir.

Dann siehst du mich, und wär' ich tausend Meilen
 Von dir entfernt, zu deinem Beistand eilen.
 Nur spare solchen Ruf, bis höchste Noth dich dringt.
 Auch diesen Becher nimm, der sich mit Weine füllet,
 Sobald ein Viedermann ihn an die Lippen bringt;
 Der Quell versieget nie, woraus sein Nektar quillet;
 Doch bringt ein Schalk ihn an des Mundes Rand,
 So wird der Becher leer und glüht ihm in der Hand.

Von der Zauberkraft des Hornes und des Bechers hatte er ihm sogleich eine Probe gegeben, indem er eine Procession von Mönchen und Nonnen wider ihren Willen zum wüthenden Tanze zwang und darauf den Becher, mit köstlichem Weine gefüllt, dem Ritter und seinem Knappen zur Stärkung reichte.

Nun wird die Fahrt nach Bagdad (Babylon) fortgesetzt: allein viele Abenteuer muß der Paladin noch bestehen, und überall sorgt der Dichter für anmuthigen Wechsel der Erzählung. Als Hüon endlich nach Babylon kommt und vor dem Chalifen steht, führt er das Wagniß aus, dem, der zur Linken sitzt, den Kopf abzuschlagen, küßt seine Tochter Rezia und verlangt vom Vater Barthaare und Zähne; die Ungläubigen wollen mit gezückter Wehr über ihn herfallen, aber ihn rettet das Horn, mit welchem er Alle im Palaste zum Zaubertanze nöthigt, bis sie zuletzt wie leblos niedersinken. Da erscheint Oberon und überläßt dem Ritter und seiner Rezia, welche bereit ist, Alles für ihn zu verlassen, seinen Zaubermagen, der sie zum Hafen von Ascalon trägt. Oberons dienende Geister haben für das Kästchen mit Haaren und Zähnen bereits gesorgt.

Nie hat Wieland das Glück der Liebenden mit so innigen Worten gesungen, wie in jenen Stenzen:

Ein neuer Wonnetraum, ein seliges Entzücken
Ins Paradies dünkt sie ihr gegenwärt'ger Stand;
Sie können nichts, als stumm mit nimmerfatten Blicken
Sich anschau'n, eins des Andern warme Hand
Ans volle Herz in süßer Inbrunst drücken,
Und während Himmel und Erd' aus ihren Augen schwand
Und sie allein noch übrig waren, fragen:
Ist's oder träumt uns noch? Sind wir in Einem Wagen?

„So war's kein Traum, als ich im Traum dich sah?
(Rief jedes aus). So war es Rezia?
War's Hüon? und ein Gott hat dich mich finden lassen?
Du mein? — ich dein? — Wer durst' es hoffen, wer?
So wundervoll vereint, uns nimmer, nimmermehr
Zu trennen! Kann das Herz so viele Wonne fassen?“ —
Und dann von neuem stets einander angeblickt,
Von neuem Hand um Hand an Mund und Herz gedrückt!

Vergebens hüllt die Nacht mit dunstbeladenen Flügeln
 Den Luftkreis ein; dies hemmt der Liebe Sehkraft nicht;
 Aus ihren Augen strahlt ein überirdisch Licht,
 Worin die Seelen selbst sich in einander spiegeln.
 Nacht ist nicht Nacht für sie; Elysium
 Und Himmelreich ist Alles um und um;
 Ihr Sonnenschein ergießet sich von innen,
 Und jeder Augenblick entfaltet neue Sinnen.

Auf die zweite Abtheilung des Gedichts, welche uns bis zu der glücklichen Heimkehr, nach mancherlei schweren Prüfungen des liebenden Paares, und Oberons Versöhnung mit Titania führt, brauchen wir nicht näher einzugehen, da das Gedicht allgemein verbreitet ist: das Obige reicht hin, um sowohl von dem Plan als von Wieland's Darstellungsweise einen klaren Begriff zu geben.

Wäre es Wieland mit der Poesie heiliger Ernst gewesen, so hätte er auf dem betretenen Wege wohl noch zu einer höheren Stufe gelangen mögen. Allein die Mühe und der Zeitaufwand, die ihm Oberon gekostet, schreckten ihn von einem zweiten Versuche zurück. Seine Briefe beweisen, daß er während der Arbeit mit der Freude des Gelingens kaum den Gedanken niederzukämpfen vermochte, daß er in gleicher Zeit mehrere Bände von Romanen hätte zu Stande bringen können. Zu diesen halbpoetischen Arbeiten, die wir hier nicht im Einzelnen zu besprechen haben — am hervorragendsten ist der Roman *Aristipp*, eine Schilderung der griechischen Sittenzustände im Zeitalter Plato's — kehrte er zurück und übersezte dazwischen seine Lieblingschriftsteller Lucian, Horaz, einige Lustspiele des Aristophanes und zuletzt die Briefe des Cicero. Eine vielseitige Thätigkeit setzte er bis ins hohe Alter fort, das der Lebendigkeit und Munterkeit seines Geistes keinen Abbruch that; „ihm ward,“ sagt Goethe in der schönen Gedächtnisrede, „das ungemeine Glück zu Theil, die Blüthen einer jeden der Jahreszeiten zu pflücken; denn auch das hohe Alter hat seine Blüthe, und auch dieser auf das heiterste sich zu freuen war ihm gegönnt.“ Er starb am 20. Januar 1813. Sein Grab hatte er neben dem seiner ihm vorangegangenen Gattin auf seinem vor-

maligen Landsitze zu Ohmannstedt gewählt. Was sie ihm gewesen, sagt die einfachschöne Inschrift:

Liebe und Freundschaft umschlang die verwandten Seelen im Leben,
Und ihr Sterbliches deckt dieser gemeinsame Stein.

Uebersichten wir noch einmal Wieland's über ein langes Zeitalter sich erstreckende literarische Thätigkeit, so erscheint er uns als ein wichtiges und einflußreiches, man möchte sagen, unentbehrliches Mittelglied in dem Entwicklungsgange unserer Literatur, zwar in Hinsicht auf poetische Begabung und ideales Streben nicht auf gleicher Stufe mit seinen beiden großen Zeitgenossen Klopstock und Lessing, aber dennoch von weitreichendem Einflusse. Klopstock's einseitiger Erhabenheit gegenüber war es von Werth, die realistische Darstellung zur Geltung zu bringen und neben der in überirdischen Regionen schwärmenden Empfindung die Rechte der Sinnlichkeit in Schutz zu nehmen. Allein indem Wieland dem Idealen ausweicht oder es als gehaltlose Schwärmerei, die vor der Wirklichkeit zu Schanden wird, verspottet, entzieht er seiner Poesie die höheren Gebiete, zu denen sie ihrem innersten Wesen nach emporstrebt, wie denn auch er sich in seinen besten epischen Dichtungen ihnen annähern muß, wenn auch die Ironie, die sich durch sie hindurchzieht, eine warme Begeisterung nicht aufkommen läßt. Man sieht überall, wie das deutsche Gemüth des Dichters, das zu enthusiastischer Empfindung sich hinneigt, in einen ungelösten Widerspruch geräth mit der Reflexion, welche sich aus seinen ausländischen Lieblingsautoren genährt hat und namentlich in den älteren Dichtungen dem Sensualismus ein größeres Feld einräumt, als mit einer reinen poetischen Weltanschauung verträglich ist. Am breitesten erscheint die Reflexion in Wieland's Romanen. In seinen epischen Dichtungen bewegt sich ein freieres Phantasieleben vor unserm Geiste. Diesem entspricht auch die gewandte, lebendige Form, durch welche Wieland unserer poetischen Darstellung Anmuth und Wohl laut, der sich bis auf die Behandlung des Reimes erstreckt, gegeben hat, so daß ihm unter den Bildnern unsrer Dichtersprache ein Ehrenplatz unbestritten zuerkannt werden muß.

Vierter Abschnitt.

Das Zeitalter Herder's, Goethe's, Schiller's.

ca. 1770 — ca. 1805.

I. Die Dichter des Göttinger Hainbundes und verwandte Lyriker.

Die Saat, welche die großen Reformatoren unserer Literatur, vor allen Klopstock und Lessing, ausgestreut hatten, ging freudig auf in dem Streben einer drangvollen, für wahrhaft nationale Entwicklung unserer Literatur begeisterten Jugend; an jenen vornehmlich lehnte sich die Lyrik des Göttinger Dichterbundes, an diesen die Literaturkritik Herder's und die Reform des deutschen Drama's durch Goethe's und Schiller's geniale Schöpfungen. Diese neue Literaturbewegung, die Zeit des „Sturmes und Dranges“, wie man sie genannt hat, trat um den Beginn der siebziger Jahre ein und füllte mit ihren Werken mehr als ein Jahrzehend; Schiller's Jugendwerke sind als der Abschluß derselben anzusehen.

Man befand sich damals mitten in der Friedenszeit, welche dem siebenjährigen Kriege folgte. Auf der Bühne der Weltgeschichte war es still geworden, und nur in den verborgenen Gebieten des geistigen Lebens verkündigten sich die Vorboten einer neuen Zeit der Völkerstürme, welche die alten Formen niederwarfen und zertrümmerten. Lange schon war an den alten Gerüsten gerüttelt, lange vorher hatte die Literatur mit dem Bestehenden gebrochen. Man hatte angefangen, die Einfalt der Natur den verweichlichten und verdorbenen Sitten, die Rechte des Menschen der Machtwillkür und den Standesvorrechten, die Berechtigung der Persönlichkeit den Beschränkungen der Verhältnisse entgegenzuhalten. Ganz besonders waren es Rousseau's Schriften, die mit ihrer glühenden Beredsamkeit auch in Deutschland die Herzen der Besten entzündeten. Der Drang nach Umgestaltung reichte von Lissabon bis nach Petersburg. Mehrere Fürsten kamen demselben durch Reformen, die nicht selten in gewaltthamer Weise durchgeführt wurden,

entgegen, und selbst der mächtige Jesuitenorden ward dem Auf nach Aufklärung und Duldsamkeit zum Opfer gebracht. Der Geist der Besten im Volke erfüllte sich mit einem hohen, edlen Streben, welches, des nächsten Zieles kaum sich bewußt, in schönen, oft phantastischen Freiheitsträumen sich wiegte. Allein eben der Widerspruch der Wirklichkeit mit der Ideenwelt erzeugte ein Gefühl der Unbehaglichkeit; die Ideen suchten eine Form und fanden in dem Vorhandenen kein Object, um sich zu verwirklichen. Daraus erklärt sich die scheinbar contrastirende Doppelseitigkeit des Zeitalters, einerseits die leidenschaftliche Excentricität, womit die sogenannten starken Geister die Kluft zwischen dem Idealen und Realen zu überspringen suchten, andererseits die sehnsuchtfranke Sentimentalität, welche, wie Shakespeare's Hamlet, das Gefühl in sich trägt, daß die Welt aus den Fugen sei, aber die eigene Unfähigkeit erkennt, sie wieder einzurichten. Sah nicht in dem Hamlet die thatendurstige und doch träumerisch zurücksinkende Jugend ihr Idol? stellt sich nicht in Goethe's Schöpfungen neben den Göttern von Verklungenen, der die auseinander fallenden Verhältnisse mit kräftiger Hand wieder einrichten möchte, stellt sich nicht unmittelbar neben ihn der Werther mit den phantastischen Ansprüchen an die Welt und dem empfindungsvollen Herzen, welcher das Leben nicht länger zu tragen vermag, weil zwischen ihm und der Wirklichkeit keine Harmonie herzustellen ist?

Die geistigen Zustände jener Epoche mußten der Poesie überaus günstig sein. Das eben ist ihr unterscheidendes Merkmal, daß die Poesie in die Subjectivität des Dichters übergeht und auf der vollen Persönlichkeit beruht. Denn bisher war selbst bei einem durchaus subjectiven Dichter, wie Klopstock, Leben und Dichten durch sehr scharfe und nicht selten überraschende Grenzen geschieden. Anders jetzt! Da ist keiner unter den hervorragenden Dichtern, der nicht einen harten Kampf bald mit sich, bald mit den äußern Lebensverhältnissen durchgekämpft hätte. Manche sind früh darin untergegangen; Andere fanden Zeit, sich in einem Amte abzukühlen und sich mit ihrer Lage auszusöhnen. Nur den größten Genien des Zeitalters läuterte sich das Jugendfeuer zu einem reineren

Lichte und leuchtete ihnen durchs Leben hindurch bis zum Rande des Grabes.

Mit dem Anspruch auf die Berechtigung der Persönlichkeit ist der Ruf nach Natur und Wahrheit in der Dichtung eng verbunden. Abgewandt von der Ueberfeinerung der modernen Cultur, blickte man nach den Urzuständen der Menschheit, verehrte die Stimmen der reinen Menschennatur in den Volksliedern und den Dichtern eines unverfälschten Zeitalters. Homer, dessen epische Dichtungen man bisher durch die Brille der Theorien betrachtet hatte, erschien nun erst als der hochbegabte Genius, der Alles sich und der Natur zu danken habe; es erwachte unter den jungen Dichtern ein Wettstreit, ihn in deutsche Formen zu kleiden. Balladen und lyrische Volkslieder wurden eben so sehr Vorbild der Poesie, als Alopstoc's bewunderte Oden, und in den mit allem Schwall moderner Empfindsamkeit überkleideten Ossian'schen Gesängen bot sich der unklaren Gefühlswelt das erwünschteste Beispiel, wie die Naturpoesie mit fränkhafter Sentimentalität Hand in Hand gehen könne. Vorzüglich stand neben diesen Shakespeare als hochverehrtes „Originalgenie“; ihm ergab sich die dichtende Jugend mit voller Begeisterung als ihrem Lehrer und Führer, und glaubte sich dabei um so mehr im Rechte, als auch Verſing auf ihn hingewiesen hatte.

Indem wir die Sterne erster Größe, die jetzt an dem Himmel der deutschen Poesie zu leuchten begannen, einer späteren Betrachtung vorbehalten, wenden wir uns zunächst zu dem Göttinger Dichterbunde, mit dessen Bestrebungen sich fast alles Andere, was in der Poesie Bedeutung erlangt hat, berührt.

Die Universität Göttingen war von ihrem ersten Entstehen an die eigentliche Stätte einer umfangreichen Gelehrsamkeit. Für die Fachwissenschaften, für Geschichte und Sprachenkunde, geschahen die größten Anstrengungen. Eine mit englischer Freigebigkeit ausgestattete Bibliothek bot zum Ansammeln des Realien-Wissens jede wünschenswerthe Gelegenheit, wodurch es selbst dem bloß mechanischen Sammelfleiß bequemt gemacht ward, sich mit dem Schein ausgebreiteter Gelehrsamkeit zu umgeben. Von der deutschen Poesie wandte sich das Göttinger Gelehrtenthum entschieden ab. Freilich

befasß es in seiner Mitte zwei Männer, die zu den deutschen Dichtern gezählt wurden. Haller jedoch entsagte der Poesie, seit er den Göttinger Lehrstuhl betreten hatte, bald ganz, und Kästner's Poesie, die er aus der Leipziger deutschen Gesellschaft, ein Verehrer Gottsched's, mitgebracht hatte, beschränkte sich auf einige witzige Epigramme und Lehrgedichte der trockensten Art. Einen größeren, wenn auch indirecten Einfluß auf das Interesse für Poesie und Kunst hatten Heyne's Vorlesungen über alte Literatur. Auch er kam aus der sächsischen Schule und brachte die ästhetische Bildung derselben, die an den Dichtern des Alterthums sich genährt hatte, dorthin. Er war einer der Ersten, die der Jugend den Geist des Alterthums aufschlossen und die innere Schönheit seiner Dichtwerke enthüllten. Er war auch der Erste, welcher die bildende Kunst des Alterthums zum Gegenstand akademischer Vorträge machte. Somit begegnete er sich mit Winckelmann und Lessing in gleichem Streben und hat, da die classische Periode unserer Poesie vornehmlich auf dem richtigen Verständniß des Alterthums beruht, ebenfalls zur Förderung unserer Nationalliteratur mitgewirkt.

In Kästner's und Heyne's Bekanntschaft treffen wir gegen 1770 einen jungen Mann, der einige Engländer als Hofmeister nach Göttingen begleitet hatte und hier weniger den strengen Wissenschaften, als der schönen Literatur, besonders des Auslandes, seinen Fleiß widmete, Christian Voie aus Flensburg in Schleswig. Er war befreundet mit Gotter, der sich bereits als Dichter dem Vaterlande bekannt gemacht hatte und damals in Göttingen studirte. Beide verbanden sich zu einem Unternehmen, wie es da zumal in Frankreich Sitte geworden war; sie gaben einen Musenalmanach für das Jahr 1770 heraus, eine Sammlung nicht bloß von ungedruckten, sondern auch von den beliebtesten seit kurzem bekannt gewordenen lyrischen Poesieen. Dieser seitdem alljährlich erscheinende Musenalmanach, von welchem Gotter indeß sehr bald zurücktrat, ist der Stamm, an dem die neuentstehende Göttinger Lyrik emporranfte, der Vereinigungspunct für eine Menge neuaufsprossender Dichtertalente. Es mußte Voie daran liegen, die jüngeren Dichter an sich heranzuziehen, so wie es na-

türlich war, daß Alles, was Göttingen an dichterischen Talenten beherbergte, ihn aufsuchte, an ihn sich angeschlossen. Die bedeutendsten unter den Jünglingen, welche sich ihm nach und nach beigesellten, waren Bürger, Höltz, Miller, Voß und die Grafen Stolberg. Anfangs war der Bund nur eine Vereinigung befreundeter Dichter zum Behuf der Herausgabe des *Musen Almanachs*. Durch Voß erhielt er eine entschiedenere sittlich-patriotische Tendenz, indem er sich als „*Hainbund*“ constituirte. Voß schildert dessen Gründung in einem Briefe an seinen Freund Brückner folgendermaßen: „Ach, den 12. September (1772) da hätten Sie hier sein sollen! Die beiden Miller's, Hahn, Höltz, Wehrs und ich gingen noch des Abends nach einem nahe gelegenen Dorfe. Der Abend war außerordentlich heiter und der Mond voll. Wir überließen uns ganz den Empfindungen der schönen Natur. Wir aßen in einer Bauernhütte eine Milch und begaben uns darauf ins freie Feld. Hier fanden wir einen kleinen Eichengrund, und so gleich fiel uns allen ein, den Bund der Freundschaft unter diesen heiligen Bäumen zu schwören. Wir umkränzten die Hüte mit Eichenlaub, legten sie unter den Baum, faßten uns alle bei den Händen, tanzten so um den eingeschlossenen Baum herum —, riefen den Mond und die Sterne zu Zeugen unseres Bundes an und versprachen uns eine ewige Freundschaft. Dann verbündeten wir uns, die größte Aufrichtigkeit in unsern Urtheilen gegen einander zu beobachten und zu diesem Endzwecke die schon gewöhnliche Versammlung noch genauer und feierlicher zu halten. Ich war durchs Loos zum Ältesten erwählt. Jeder soll Gedichte auf diesen Abend machen und ihn jährlich begehen.“

Die Verbündeten kamen alle Sonnabend um vier Uhr bei einem der Mitglieder zusammen, wo Klopstock's Oden, Ramler's lyrische Gedichte und das sogenannte *Bundebuch* auf dem Tische lagen. Zuerst wurde eine Ode von Klopstock oder Ramler laut vorgelesen, und man urtheilte über die Schönheiten und Wendungen derselben sowie über den Vortrag des Vorlesenden. Dann wurde Kaffee getrunken und dabei, was man die Woche hindurch Poetisches verfaßt hatte, vorgelesen und darüber gesprochen. Zu-

legt bekamen die Mitglieder einige Arbeiten mit nach Hause, um darüber eine Kritik zu schreiben, die dann des andern Sonntags vorgelesen wurde. Gedichte, welche durchgehends Beifall fanden, wurden in das Bundesbuch eingeschrieben. Die Schilderung eines Abschiedsmaßes, welchen einer der Freunde gab, verräth schon eine dictatorische Geschmacksrichtung. „Das war,“ schreibt Voß in einem Briefe, „nun eine Dichtergeellschaft, und wir zechten auch alle wie Anakreon und Flaccus; Boie, unser Werdomar, im Lehnstuhle, und zu beiden Seiten der Tafel, mit Eichenlaub bekränzt, die Bardenstühle. Gesundheit wurde auch getrunken, erstlich Klopstock's! Boie nahm das Glas, stand auf und rief: Klopstock! Jeder folgte ihm, nannte den großen Namen und nach einem heiligen Stillschweigen trank er. Nun Kamlers! Nicht voll so feierlich: Lessing's, Gleim's, Gessner's, Gerstenberg's, Uzens, Weizens u. s. w. — — Jemand nannte Wieland, mich dünkt, Bürger war's. Man stand mit vollen Gläsern auf, und — „Es sterbe der Sittenverderber Wieland! es sterbe Voltaire!“ — Auch in diesen Ausbrüchen jugendlicher Unbuddsamkeit, welche großes Aufsehen in der deutschen Dichtervelt machten, liegt der Beweis, daß in der deutschen Jugend sich ein neuer Dichterfrühling zu regen begann; es war der Drang nach unmittelbar volksthümlicher und deutscher Poesie. In dem Sinne verehrten sie vor allen Klopstock als den Dichter des Vaterlands. Daher geschah es, daß sie 1773 seinen Geburtstag festlich begingen und dabei Wieland's Schriften als Fidibus gebrauchten. Klopstock, der den Bund schon durch die Stolberge seiner Theilnahme versichert hatte, kam 1774 selber nach Göttingen, wo er im vertraulichen Kreise der Jünglinge lebte, ohne die Professoren zu besuchen. Durch seine Gegenwart wurde der Bund zum höchsten Selbstgefühl gehoben. „Mit dem Bunde“ — schreibt Voß — „hat Klopstock große Dinge im Sinn, sein Plan ist aber noch nicht völlig bestimmt. . . . Alles, was wir schreiben, muß strenge nach diesem Zweck, nach Geschmack und Moral geprüft werden, eh' es erscheinen darf. Er selbst unterwirft sich dem Urtheil des Bundes Nebenabsichten sind — die Vertilgung des verzärtelten Geschmacks,

ferner der Dichtkunst mehr Würde gegen andere Wissenschaften zu verschaffen, manches Gößenbild, das der Pöbel anbetet, zu zertrümmern — —."

Diese weitausschweifenden Pläne gingen indeß nicht in Erfüllung. Einer um den Andern verließ Göttingen, und 1774 war der Bund so gut wie aufgelöst; denn wie Jedem sein Amt und dann Haus und Familie in Anspruch nahm, hörte auch der Briefwechsel allmählich auf. Doch blieben die einzelnen Mitglieder meist der Poesie treu ergeben, und mehrere derselben erwarben sich nicht nur durch die Dichtungen ihrer Bundeszeit, sondern auch durch die Leistungen ihrer späteren Jahre eine dauernde Stelle in der Geschichte unserer Literatur, vornehmlich Bürger, Höltz, Voß und Friedrich Leopold zu Stolberg.

B ü r g e r .

Gottfried August Bürger, geb. den 31. December 1747, war der Sohn eines Predigers zu Wolmerstende im Halberstädtischen. Durch die Schuld eines indolenten Vaters ward er in seiner Knabenzeit so vernachlässigt, daß er es in seinem zehnten Jahre kaum zum Lesen und Schreiben gebracht hatte. Dagegen zeigte sich bei ihm früh eine poetische Anlage; er machte schon als Knabe Verse, obwohl er außer seinem Liederbuche noch nichts Poetisches gelesen hatte. Da man ihn zum Prediger bilden wollte, so schickte man ihn auf die Schule zu Mchersleben und von da auf das Pädagogium zu Halle. In seinem sechzehnten Jahre bezog er die Akademie zu Halle, wo damals der Philolog Mloß mit seiner feinen Gelehrsamkeit, seinen weltmännischen Sitten und seiner leichtfertigen Genußsucht wohl Pedanterie verschonte und die Kenntniß der Alten in einer gefälligen Weise mittheilte, aber auch durch sein eigenes Leben höchst nachtheilig auf die Sitten der ihm befreundeten Studirenden einwirkte. Dieses widerfuhr besonders Bürger, der, als ein verwandtes Naturell, sich besonders an diesen Lehrer angeschlossen, so daß er beinahe schon damals in seinem wüsten Leben untergegangen wäre, hätte nicht sein Großvater, der nach des Vaters Tode sich seiner annahm, auf die Entfernung von

Halle gedrungen. Er ging nun 1768 nach Göttingen, wo er die Theologie mit der Rechtswissenschaft vertauschte. Weil er aber hier seinen lockern Wandel fortsetzte und Schulden machte, so zog der Großvater seine Hand gänzlich von ihm ab und gab ihn dem drückendsten Mangel preis. Zu seinem Glück nahm Voie, dem er durch einige kleine Gedichte schon bekannt geworden war, sich seiner an, und der edle Gleim, der so gern neu auftauchende Talente unterstützte, ermunterte ihn zu poetischen Arbeiten und schickte Geld zu seiner Unterstützung. Bald zeigte sich ein Mittel zu Amt und Brot, und schon im Jahre 1772 wurde Bürger durch Voie's Vermittlung Gerichtsamtmann in Altengleichen bei Göttingen. Hier war nun für seinen Lebensunterhalt gesorgt, und seine fortwauernde Verbindung mit dem Hainbunde, der immer zunehmende Ruf seines poetischen Talents und seine literarische Thätigkeit brachten sein Gemüth wieder ins Gleichgewicht. Die Erzeugnisse seiner Muse entzückten das deutsche Volk, dem er um so lieber wurde, da er sich's zur Aufgabe gemacht, Volksdichter zu sein, indem er Popularität eines Gedichts für das Siegel der Vollkommenheit erklärte. Seine Verheirathung im Jahre 1774 schien anfangs dies Glück nur zu erhöhen; doch störte er bald selbst den häuslichen Frieden, indem er sich zu der jüngeren Schwester seiner Frau hingezogen fühlte. Zu schwach, diese Neigung zu unterdrücken, schleppte er sich acht Jahre lang in einem qualvollen Zustande hin. Nach dem Tode seiner ersten Frau (1784) verband er sich öffentlich mit der Schwester, welche seine Gedichte unter dem Namen Molly feiern. Seine Stelle hatte er zwar in Folge verleumderischer Beschuldigungen niederlegen müssen; aber er schuf sich auf der Universität Göttingen ein neues Feld der Thätigkeit als Lehrer der schönen Wissenschaften und hatte anfangs ein hinlängliches Auskommen. Molly's früher Tod (1786), der ihn ganz niederbeugte, war der Anfang einer neuen unglücklichen Lebensperiode. Dann aber erst machte er das Maß seiner Leiden voll, als er 1790 eine Elise Hahn aus Schwaben heirathete, auf die er zuerst durch ein ihn betreffendes Gedicht aufmerksam gemacht war. Zwei Jahre hindurch that dieses Weib durch ihre

schamlosen Sitten und ihre Verschwendung Alles, was seine Ruhe und Ehre kränken konnte; er trennte sich von ihr und lebte noch zwei kummervolle Jahre, zuletzt in drückendem Mangel, bis ihn am 8. Juni 1794 der Tod von der Last des Lebens befreite.

Als ein Dichter von mehr feurigem, als tiefem Gemüth, von mehr lebhafter, als schöpferischer Phantasie fühlte Bürger, so sehr auch Shakspeare und Goethe ihn begeisterten, zum Drama keinen Beruf. Was in ihm Dramatisches lebendig geworden war, übertrug er auf die Ballade, wozu er die Muster in Percy's Sammlung altenglischer Balladen fand. Er schloß sich seinem Vorbilde so genau an, daß die meisten seiner Balladen nur Bearbeitungen der vorgefundenen Stoffe sind. Es galt ein neues Feld für die Poesie zu gewinnen. Unser altes historisches Volkslied, das der Ballade zu vergleichen ist, war untergegangen. Was man vor Bürger Romanze oder Ballade nannte (beide Benennungen wurden für gleichbedeutend genommen), war in hänseljägerischer Weise abgefaßt und nur auf den trivialen Spaß angelegt, ungefähr wie Blumauer's travestirte Aeneide, die man auch die „romanzirte“ nannte. Noch Hölty schreibt an Voß: „Mir kommt ein Balladensänger wie ein Harlequin oder wie ein Mensch mit dem Naritätenfaßten vor“. Zwar finden sich auch unter Bürger's erzählenden Gedichten mehrere in der hänseljägerischen Romanzenmanier, von denen nur die berühmte „Frau Schnips“ genannt werden mag: aber er reinigte sich, besonders seitdem ihn Herder's Abhandlung von Volksliedern auch theoretisch von seinem Irrthum überzeugt hatte, von jener falschen Vorstellung und beschenkte uns in seiner Lenore (1773) mit der ersten wahren Ballade. „Der Ton,“ schreibt er an Voie, „den Herder aufgeweckt hat, der schon lange auch in meiner Seele aufstöhnte, hat nun dieselbe ganz erfüllt: welche Wonne, als ich fand, daß ein Mann, wie Herder, eben das von der Lyrik des Volks und mithin der Natur deutlicher und bestimmt lehrte, was ich dunkel davon schon längst gedacht und empfunden hatte! Ich denke, Lenore soll Herder's Lehre einigermaßen entsprechen.“ Lenore ist die reifste Frucht seiner durch Herder und Percy gewonnenen poetischen Bildung, ja das Beste, was er über-

haupt gedichtet hat. Diese Ballade durchflog reich ganz Deutschland und ward in der Dorfschenke wie in gebildeten Circeln unter gleichem Beifall vorgelesen. Einst — so pflegte er seinen Freunden häufig zu erzählen — hörte er im Mondschein ein Mädchen singen:

Der Mond, der scheint so hell!
Die Todten reiten so schnell!
Fein's Liebchen, graut dir nicht?

Diese Worte gaben das erste Motiv zu der Dichtung, welches durch eine in Percy's Sammlung enthaltene Ballade verwandten Inhalts mehr ausgebildet wurde. Bürger hat sie jedoch in der Form so selbstständig behandelt, daß er sie als eine Originaldichtung an England zurückgeben konnte. Eine andere Ballade, der wilde Jäger, die wir mittheilen, steht ihr an Vortrefflichkeit wenig nach, nur daß auch sie den Fehler hat, durch polsternde Verbheit dem Volkston Nachdruck geben zu wollen.

Der wilde Jäger.

Der Wild- und Rheingraf stieß ins Horn:	Des Rechten Roß war Silberßblinden, Ein Feuerfarbner trug den Linken.
„Halloh, halloh zu Fuß und Roß!“ Sein Hengst erhob sich wiehernd vorn; Laut rasselnd stürzt' ihm nach der Troß; Laut klist' und klast' es, frei von Koppel,	Wer waren Reiter links und rechts? Ich ahnd' es wohl, doch weiß ich's nicht. Nichtehr erschien der Reiter rechts, Mit mildem Frühlingsangesicht;
Durch Korn und Dorn, durch Heid' und Stoppel.	Graß, dunkelgelb der linke Ritter Schoß Blitz vom Aug', wie Ungewitter.

Vom Strahl der Sonntagsfrühe war	„Willkommen hier, zu rechter Frist, Willkommen zu der edeln Jagd!
Des hohen Domes Kuppel blank.	Auf Erden und im Himmel ist
Zum Hochamt ruste dumpf und klar	Kein Spiel, das lieblicher behagt.“
Der Glocken ernster Feierklang.	Er rief's, schlug laut sich an die Hüfte
Fern tönten lieblich die Gesänge	Und schwang den Hut hoch in die Rüste.
Der andachtsvollen Christenmenge.	

Rischrasch, quer übern Kreuzweg ging's:	„Schlecht stimmt deines Hornes Klang“,
Mit Horridoh und Hussasa,	Sprach der zur Rechten sanften Muths,
Sieh da! sieh da! kam rechts und links	„Zu Feiergusock' und Chorgesang.
Ein Reiter hier, ein Reiter da!	„Rehr' um! Erjagst dir heut' nichts Gut's.

Laß dich den guten Engel warnen
Und nicht vom Bösen dich umgarnen!“

„Sagt zu, jagt zu, mein edler Herr!“
Ziel rasch der linke Reiter drein.
„Was Glockenklang? was Chorge-
plärr?“

Die Jagdlust mag euch baß erfreuen!
Laßt mich, was fürstlich ist, euch lehren
Und euch von jenem nicht bethören!“

„Ha! wohlgesprochen, linker Mann!
Du bist ein Held nach meinem Sinn.
Wer nicht des Waidwerks pflegen kann,
Der scher' ans Vaternoster hin!
Mag's, frommer Narr, dich baß
verdrießen,
So will ich meine Lust doch büßen!

Und hurre hurre vorwärts ging's
Feld ein und aus, bergab und an.
Stets ritten Reiter rechts und links
Zu beiden Seiten nebenan.
Auf sprang ein weißer Hirsch von ferne
Mit sechzehnzadigem Gehörne.

Und lauter stieß der Graf ins Horn,
Und rascher flog's zu Fuß und Roß;
Und sieh! bald hinten und bald vorn
Stürzt' Einer todt dahin vom Troß.
„Laß stürzen! laß zur Hölle stürzen!
Das darf nicht Fürstenlust verwürzen.“

Das Wild duckt sich ins Aehrenfeld
Und hofft da sichern Ausenthalt.
Sieh da! ein armer Landmann stellt
Sich dar in kläglicher Gestalt.
„Erbarmen, lieber Herr, Erbarmen!
Verschont den sauern Schweiß der
Armen!“

Der rechte Ritter sprengt heran
Und warnt den Grafen sanft und gut;
Doch baß heßt ihn der linke Mann
Zu schadenfrohem Frevelmuth.

Der Graf verschmäh't des Rechten
Warnen
Und läßt vom Linken sich umgarnen.

„Hinweg, du Hund!“ schnaubt
fürchterlich
Der Graf den armen Pflüger an;
„Sonst heß' ich selbst, beim Teufel!
dich.

Halloh, Gesellen, drauf und dran!
Zum Zeichen, daß ich wahr geschworen,
Knallt ihm die Peitsche um die
Ohren!“

Gesagt, gethan! Der Wildgraf
schwang
Sich über'n Hagen rasch voran,
Und hinterher bei Knall und Klang
Der Troß mit Hund und Roß und
Mann;
Und Hund und Mann und Roß
zerstampfte
Die Halmen, daß der Acker dampfte.

Vom nahen Lärm emporgeseucht,
Feld ein und aus, bergab und an
Gesprengt, verfolgt, doch unerreicht,
Greilt das Wild des Ungers Plan,
Und mischt sich, da verschont zu wer-
den,
Schlau mitten zwischen zahme Heer-
den.

Doch hin und her durch Flur
und Wald
Und her und hin durch Wald und Flur
Verfolgen und erwittern bald
Die raschen Hunde seine Spur,
Der Hirt, voll Angst für seine Heerde,
Wirft vor dem Grafen sich zur Erde.

„Erbarmen, Herr, Erbarmen! laßt
Mein armes stilles Vieh in Ruh!
Bedenket, lieber Herr, hier graßt
So mancher armen Wittwe Ruh.

Ihr Eins und Alles spart der Armen!
Erbarmen, lieber Herr, Erbarmen!"

Der rechte Ritter sprengt heran
Und warnt den Grafen sanft und gut;
Doch baß heßt ihn der linke Mann
Zu schadenfrohem Frevelmuth.
Der Graf verschmäht des Rechten
Warnen
Und läßt vom Linken sich umgarnen.

„Verwegner Hund, der du mir
wehrt!
Ha, daß du deiner besten Ruh
Selbst um- und angewachsen wärst,
Und jede Bettel noch dazu!
So sollt' es baß mein Herz ergözen,
Euch stracks ins Himmelreich zu heßen.

Halloh, Gesellen, drauf und dran!
Ho! doho! doho! Hussasa!" —
Und jeder Hund fiel wüthend an,
Was er zunächst vor sich ersah.
Bluttriefend sank der Hirt zur Erde,
Bluttriefend Stück für Stück die
Heerde.

Dem Mordgewühl entrafft sich
faun
Das Wild mit immer schwächerem
Lauf.
Mit Blut besprengt, bedeckt mit
Schaum,
Nimmt jetzt des Waldes Nacht es
auf.
Tief birgt sich's in des Waldes Mitte,
In eines Klausners Gotteshütte.

Risch ohne Rast mit Peitschenknall,
Mit Horridoh und Hussasa
Und Kliff und Klaff und Hörnerschall
Verfolgt's der wilde Schwarm auch da.
Entgegen tritt mit sanfter Bitte
Der fromme Klausner vor die Hütte.

„Laß ab, laß ab von dieser Spur!
Entweihe Gottes Freistatt nicht!
Zum Himmel ächzt die Creatur
Und heischt von Gott dein Strafgericht.
Zum letzten Male laß dich warnen,
Sonst wird Verderben dich umgar-
nen!"

Der Rechte sprengt besorgt heran
Und warnt den Grafen sanft und gut;
Doch baß heßt ihn der linke Mann
Zu schadenfrohem Frevelmuth.
Und wehe! trotz des Rechten War-
nen
Läßt er vom Linken sich umgarnen.

„Verderben hin, Verderben her!
Das, ruft er, macht mir wenig Graus;
Und wenn's im dritten Himmel wär',
So acht' ich's keine Fledermans.
Mag's Gott und dich, du Narr, ver-
drießen,
So will ich meine Lust doch büßen!"

Er schwingt die Peitsche, stößt ins
Horn:
„Halloh, Gesellen, drauf und dran!"
Hui schwinden Mann und Hütte vorn,
Und hinten schwinden Roß und Mann;
Und Knall und Schall und Jagd-
gebrülle
Verschlingt auf einmal Todtenstille.

Erschrocken blickt der Graf umher,
Er stößt ins Horn, es tönet nicht,
Er ruft und hört sich selbst nicht mehr,
Der Schwung der Peitsche fauset nicht,
Er spornt sein Roß in beide Seiten
Und kann nicht vor- noch rückwärts
reiten.

Drauf wird es düster um ihn her
Und immer düstrer, wie ein Grab;
Dampf rauscht es, wie ein fernes Meer;
Hoch über seinem Haupt herab

Ruft furchtbar mit Gewittergrimme
Dies Urtheil eine Donnerstimme:

„Du Büthrich teuflischer Natur,
Frech gegen Gott und Mensch und
Thier!

Das Ach und Weh der Creatur
Und deine Missethat an ihr
Hat laut dich vor Gericht gefodert,
Wo hoch der Rache Fackel lodert.

Fleuch, Unhold, fleuch! und werde
jezt,
Von nun an bis in Ewigkeit,
Von Höll' und Teufel selbst gehezt!
Zum Schreck der Fürsten jeder Zeit,
Die, um verruchter Lust zu frohnen,
Nicht Schöpfer noch Geschöpf ver-
schonen!

Ein schwefelgelber Wetterchein
Umzieht hierauf des Waldes Laub.
Angst rieselt ihm durch Mark und
Bein,
Ihm wird so schwül, so dumpf und
taub.
Entgegen weht ihm kaltes Grausen,
Dem Nacken folgt Gewittersausen.

Das Grausen weht, das Wetter
läuft,
Und aus der Erd' empor, huhu!
Fährt eine schwarze Riesenfaust,
Sie spannt sich auf, sie krallt sich zu;

Hui will sie ihn beim Wirbel packen;
Hui steht sein Angesicht im Nacken.

Es flimmt und flammt rund um
ihn her
Mit grüner, blauer, rother Gluth;
Es wallt um ihn ein Feuermeer,
Darinnen wimmelt Höllenbrut.
Jach fahren tausend Höllenhunde,
Laut angehezt, empor vom Schlunde.

Er rafft sich auf durch Wald und Feld
Und flieht, laut heulend Weh und Ach;
Doch durch die ganze weite Welt
Rauscht bellend ihm die Hölle nach,
Bei Tag tief durch der Erde Klüfte,
Um Mitternacht hoch durch die Lüfte.

Im Nacken bleibt sein Antlitz stehn,
So rasch die Flucht ihn vorwärts reißt.
Er muß die Ungeheuer sehn,
Laut angehezt vom bösen Geist,
Muß sehn das Knirschen und das
Jappen
Der Rachen, welche nach ihm schnap-
pen. —

Das ist des wilden Heeres Jagd,
Die bis zum jüngsten Tage währt
Und oft dem Büßling noch bei Nacht
Zu Schreck und Graus vorüber fährt.
Das könnte, müßt' er sonst nicht
schweigen,
Wohlmanches Jägers Mund bezeugen.

Das Schauerliche, das in dieser Ballade, wie in der Lenore, den Grundton ausmacht, muß deßungeachtet mehr als etwas Entlehntes angesehen werden; in Bürger's Gemüth waltete das Biedere, Treuherzige vor, und das Lied vom braven Mann, Frau Magdalis stehen Bürgern am natürlichsten zu Gesicht. Das ist es auch, was in seinen Liedern am wärmsten hervorflingt, am innigsten uns anzieht. In die ideale Poesie wagte er sich vornehmlich kurz nach dem Tode seiner Auguste (Molly); er

setzte ihr und ihrer Liebe ein Denkmal in dem hohen Liede von der Einzigen, von dem er selbst in den Schlussworten sagt, daß er ihm das Meisteriegel ausdrücke, daß es in seiner Herrlichkeit stolz den Strom der Zeit hinabschweben solle. Es gilt jedoch davon, was Schiller in Betreff dieses und verwandter Gedichte Bürger's ausspricht, es sei nicht genug, Empfindung mit erhöhten Farben zu schildern, man müsse auch erhöht empfinden: man fordere die Begeisterung eines gebildeten Geistes, einer veredelten, zur reinsten Menschheit hinaufgeläuterten Individualität. Wie weit nach dieser Richtung hin Bürger's Dichtungsvermögen reicht, lehrt uns das folgende Gedicht.

Das Blümchen Wunderhold.

Es blüht ein Blümchen irgendwo
In einem stillen Thal;
Das schmeichelt Aug' und Herz so froh,
Wie Abendsonnenstrahl.
Das ist viel köstlicher, als Gold,
Als Perl' und Diamant.
Drum wird es „Blümchen Wunder-
hold“
Mit gutem Zug genannt.

Wohl fänge sich ein langes Lied
Von meines Blümchens Kraft,
Wie es am Leib' und am Gemüth
So hohe Wunder schafft.
Was kein geheimes Elixir
Dir sonst gewähren kann,
Das leistet, traum! mein Blümchen dir,
Man sah' es ihm nicht an.

Wer Wunderhold im Busen hegt,
Wird, wie ein Engel, schön,
Das hab' ich, inniglich bewegt,
An Mann und Weib gesehn.
An Mann und Weib, alt oder
jung,
Zieht's, wie ein Talisman,
Der schönsten Seelen Huldigung
Unwiderstehlich an.

Auf steifem Hals ein Stroßerhaupt,
Das über alle Höhn
Weit, weit hinaus zu ragen glaubt,
Läßt doch gewiß nicht schön.
Wenn irgend nun ein Rang, wenn
Gold
Zu steif den Hals dir gab,
So schmeidigt ihn mein Wunderhold
Und biegt dein Haupt herab.

Es webet über dein Gesicht
Der Unmuth Rosenflor
Und zieht des Auges grellem Licht
Die Wimper mildernd vor.
Es theilt der Flöte weichen Klang
Des Schreiers Kehle mit
Und wandelt in Zephyrengang
Des Stürmers Polstertritt.

Der Laute gleicht des Menschen Herz,
Zu Sang und Klang gebaut;
Doch spielen sie oft Lust und Schmerz
Zu stürmisch und zu laut:
Der Schmerz, wann Ehre, Macht
und Gold
Vor deinen Wünschen fliehn,
Und Lust, wann sie in deinen Sold
Mit Siegeskränzen ziehn.

O wie dann Wunderhold das Herz
 So mild und lieblich stimmt!
 Wie allgefällig Ernst und Scherz
 In seinem Zauber schwinnt!
 Wie man alsdann nichts thut und
 spricht,
 Drob jemand zürnen kann!
 Das macht, man trost und stroget
 nicht
 Und drängt sich nicht voran.

O wie man dann so wohlgenuth,
 So friedlich lebt und webt!
 Wie um das Lager, wo man ruht,
 Der Schlaf so segnend schwebt!
 Denn Wunderhold hält Alles fern,
 Was giftig heißt und sticht;
 Und stäch' ein Molch auch noch so
 gern,
 So kann und kann er nicht.

Ich sing', o Lieber, glaub' es
 mir,
 Nichts aus der Fabelwelt,
 Wenn gleich ein solches Wunder dir
 Fast hart zu glauben fällt.
 Mein Lied ist nur ein Widerschein
 Der Himmelslieblichkeit,
 Die Wunderhold auf Groß und
 Klein
 In Thun und Wesen streut.

Ach hättest du nur die gekannt,
 Die einst mein Kleinod war, —
 Der Tod entriß sie meiner Hand
 Hart hinterm Traualtar —
 Dann würdest du es ganz ver=
 stehn,
 Was Wunderhold vermag,
 Und in das Licht der Wahrheit
 sehn
 Wie in den hellen Tag.

Wohl hundert Mal verdankt' ich ihr
 Des Blümchens Segenflor.
 Sanft schob sie's in den Busen mir
 Zurück, wann ich's verlor.
 Jetzt rafft ein Geist der Ungeduld
 Es oft mir aus der Brust.
 Erst wann ich büße meine Schuld,
 Beren' ich den Verlust.

O was des Blümchens Wunder=
 kraft
 Am Leib' und am Gemüth
 Ihr, meiner Holdin, einst verschafft,
 Faßt nicht das längste Lied! —
 Weil's mehr als Seide, Perl' und
 Gold
 Der Schönheit Zier verleiht,
 So nenn' ich's „Blümchen Wunder=
 hold“,
 Sonst heißt's — Bescheidenheit.

Bürger's Vorzüge und Schwächen liegen hier nahe bei ein
 ander. Die in die Gestalt eines Blümchens gekleidete Allegorie
 der Bescheidenheit tritt in einigen Strophen in aller Anmuth und
 Zartheit hervor: allein sie wird erdrückt durch die Ueberfülle rein
 äußerlicher Bilder, die zur Anschaulichkeit nichts beitragen und
 ohne innere Wahrheit sind. Zuniger ergriffen wird unser Ge=
 müth erst in den letzten Strophen, in denen sein Gram um die
 verlorene Geliebte sanft ausklingt und innigste Theilnahme er=
 weckt. Diese Wehmuth dringt auch in einigen seiner Sonette,
 deren Form er zuerst wieder bei uns einführte, tief zu Herzen.

Trauerstille.

O wie öde, sonder Freundschaft,
Schweigen nun Paläste mir, wie Hütten,
Flur und Hain, so munter einst durchschritten,
Und der Wonneseß am Wasserfall!

Todeshauch verwehte deinen Hall,
Melodie der Liebesred' und Bitten,
Welche mir in Ohr und Seele glitten,
Wie der Flötenton der Nachtigall.

Leere Hoffnung, nach der Abendröthe
Meines Lebens einst im Almenhain
Süß in Schlaf durch dich gelullt zu sein!

Aber nun, o milde Liebesflöte,
Wecke mich beim letzten Morgenschein
Lieblich, statt der schmetternden Trompete.

Hölty.

Ludwig Heinrich Christoph Hölty (geboren den 21. December 1748) war der Sohn eines Predigers zu Mariensee in Hannover, wo er, in ländlicher Stille erzogen, eine heitere und frohe Jugend verlebte, ein schöner Knabe, bis die bössartige Blatternkrankheit, die ihn in seinem neunten Jahre befiel, ihre entstellenden Spuren in seinem Gesicht zurückließ. Um dieselbe Zeit wurde ihm seine Mutter durch die Schwindsucht entrisen; der Keim der Auszehrung schien sich auch früh in dem Knaben zu entwickeln. Nachdem er den Unterricht seines Vaters und zuletzt des Gymnasiums in Celle genossen hatte, begab er sich 1769 nach Göttingen, um Theologie zu studiren. Sein rastloser Fleiß umfaßte nicht allein die gelehrten Fachstudien, sondern auch die schöne Literatur alter und neuer Zeit. Sein stilles, bescheidenes, fast linksches Benehmen ließ nicht den Reichthum seines Wissens noch die Wärme seines Herzens bei flüchtiger Berührung erkennen. Erst im Verein mit dem Dichterbunde, vornehmlich mit Voie, Voß und Miller, trat die volle Tiefe

seines Gemüths und seiner dichterischen Begabung hervor. Wie heilig ihm dieser Freundschaftsbund war, davon zeugt eine Stelle in einem Briefe: „Eben komme ich aus der Versammlung unserer Freunde! Ich danke dem Himmel, daß er uns zusammengeführt hat, und werde ihm danken, so lange Odem in mir ist. Heilige Freundschaft, wie sehr hast du mich beseligt! Ich kannte keinen, konnte keinem mein Herz ausschütten; du führtest mir edle Seelen zu, die mir so viele süße Stunden gemacht haben und mir auch künftig alle Bitterkeiten des Lebens versüßen werden.“ Erst jetzt kam er zum Bewußtsein seines Dichterberufs; zugleich machte er an sich die strengsten Anforderungen. „Ich will kein Dichter sein,“ äußert er in einem seiner Briefe, „wenn ich kein großer Dichter sein kann. Wenn ich nichts hervorbringen kann, was die Unsterblichkeit an der Stirne trägt, was mit den Werken meiner Freunde in gleichem Paare geht, so soll keine Sylbe von mir gedruckt werden. Ein mittelmäßiger Dichter ist ein Unding.“ Daher hatte er auch bei seinen Dichtungen das erhebende Gefühl, in den Herzen seines Volkes unsterblich fortzuleben. „Welch ein süßer Gedanke,“ heißt es in einem der wenigen von ihm erhaltenen Briefe, „ist die Unsterblichkeit! Wer duldet nicht mit Freunden alle Mühseligkeiten des Lebens, wenn sie der Lohn ist! Es ist eine Entzückung, welcher nichts gleicht, auf eine Reihe künftiger Menschen hinauszublicken, welche uns lieben, sich in unsere Tage zurückwünschen, von uns zur Tugend entflammt werden.“ Seine Gedichte sind mit geringen Ausnahmen in den Jahren 1772 bis 1776 entstanden, im Gefühl kurzer Erdenfreude und frühen Todes. Seit dem Herbst des Jahres 1774 entwickelte sich die Brustkrankheit, die mit raschen Schritten seine Kräfte verzehrte. Er starb zu Hannover am 1. September 1776. Seine Gedichte hat er selbst nicht mehr sammeln und herausgeben können. Voss, der die Herausgabe übernahm, hat sich viele willkürliche Veränderungen erlaubt.

Hölty folgte Klopstock's Fußstapfen in der Ode und Elegie, doch seine Sprache ist gewandter, klarer und anmuthiger. Seine Sentimentalität ist stets wahr und unmittelbar; selbst der elegische Ton, der überall durchflingt, und die Ahnung eines frühen Todes

ist nichts weniger als kleinmüthig und verzagend: muthig sieht er dem Tode ins Auge und bittet nur um ein sanftes und leichtes Hinüberschweben, wie in folgendem Gedichte:

Der Tod.

Stärke mich durch deine Todeswunden,
Gottmensch, wenn die seligste der Stunden,
Welche Kronen auf der Wage hat,
Meinem Sterbebette naht!

Dann beschatte mich, o Ruh', mit Liden,
Stillen Flügeln! Geister meiner Sünden,
Nahet euch dem Sterbelager nicht,
Wo mein schwimmend Auge bricht!

Du, mein Engel, komm von Gottes Throne,
Bringe mir die helle Siegerkrone,
Wehe Himmelsluft und Engelsruh'
Mir mit deiner Palme zu!

Leite mich auf tausend Sonnenwegen
Jenem Engelparadies' entgegen,
Wo die Gute, welche mich gebär,
Schon so lange glücklich war;

Wo die jungen Geister meiner Brüder
Unter Blumen spielen, süße Pieder
In die Lauten singen, jung und schön
Zwischen Engeln um mich stehn.

Wohnt' ich doch von diesem Erdgewimmel
Schon entfernt, in eurem Freudenhimmel,
Theure Seelen! Kniel' ich, kniet' ich schon
An des Gottverföhrers Thron!

Seine Oden haben nicht das Ueberspannte und Ueberschwängliche, nicht den Wortschwall der Odendichter seiner Zeit; es ist hoher Flug in anmuthigster Sprache, wie z. B. in folgender (von Voß verkürzt und geändert, hier nach dem Original):

Die Ruhe.

Tochter Edens, o Ruh', die du die Finsterniß
 Stiller Haine bewohnst, unter der Dämmerung
 Mondversilberter Pappeln
 Mit verschlungenen Armen weilst,

Mit dem Schäfer am Bach' flötest, der Schäferin
 Unter Blumen der Au' singest und Kränze reich'st,
 Und dem Schellengeklänge
 Ihrer tanzenden Schäfschen hörst!

Wie der Jüngling die Braut liebet, so lieb' ich dich,
 Allgefällige Ruh'! spähte dir immer nach,
 Bald auf duftenden Wiesen,
 Bald im Busche der Nachtigall!

Wie der Pilger den Quell suchet, so such' ich dich,
 Ach, und seufzete! Ruh', bist du wie Morgentraum
 Mit den Jahren der Kindheit
 Denn auf ewig von mir entflohn?

Endlich flüsterst du mir, Herzenereuerin,
 Mit dem Wehen des Strauchs, Wehen des Uferhilses,
 Mit dem Zittern des Laubes
 Deinen Himmel in meine Brust.

Ueberirdisch Gefühl säuselt mich an und bebt
 Durch mein innerstes Mark! Reiß sich der Himmel auf?
 Kam die Pilgerin Edens,
 Wonne Gottes zu mir herab!

Jeden Pissel des Baums, jedes Geräusch des Bachs,
 Jedes ländliche Lied, welches dem Dorf' entschallt,
 Ist mir Zauber der Sphären
 Und Geflüster der Seraphim.

Hingegossen auf Thau, blick' ich den Abendstern,
 Deinen Liebling, o Ruh', blick' ich den Mond hinan,
 Der so freundlich, so freundlich
 Durch die nickenden Wipfel schaut!

Ruh', o lächle mir stets, wie du mir lächeltest,
 Als mein wallendes Haar, mit der entknospeten
 Frühlingsblume bekränzt,
 Abendlüftchen zum Spiele flog!

Keiner Städterin Reiz, weder ein blaues Aug',
 Noch ein küsslicher Mund, soll mich aus deinem Arm
 Zu den Hallen des Tanzes
 Locken oder des Sperrspiels!

Weile, weile bei mir unter dem Hüttendach,
 Allgefällige Ruh', bis du mich an der Hand
 Eines Engels den Lauben
 Der Verklärten entgegen führst.

Seine liebenswürdige Persönlichkeit tritt uns besonders in der folgenden Ode entgegen, in der er seine Poesie vortrefflich charakterisirt.

An Voß. 1773.

Klimme muthig den Pfad, Bester, den Dornenpfad
 Durch die Wolken hinauf, bis du den Strahlentranz,
 Der nur weisen Dichtern
 Funkelt, dir um die Schläfe schlingst.

Heißer liebe durch dich Enkel und Enkelin
 Gott und seine Natur, herzliche Brudertreu,
 Einfalt, Freiheit und Unschuld,
 Deutsche Tugend und Redlichkeit.

Stilles Tritttes, o Voß, wandelt indeß dein Freund
 Durch Gefilde der Ruh, lauschet der Nachtigall
 Und der Stimme des leisen
 Mondbeschimmerten Wiesenborns;

Singt den duftenden Hain, welchen das Morgenroth
 Ueberflimmert mit Gold, oder den Frühlingsstrauch,
 Der am Busen des Mädchens,
 Mildgeröthet vom Abend, bebt.

Mir auch weinet, auch mir, Wonne! das Mädchen Tauf,
 Küßt mein zärtliches Lied, drückt es an ihre Brust,
 Seufzt: du redlicher Jüngling,
 Warum barg dich die Gruft so früh!

Weit über alle seine Zeitgenossen, nur Goethe und etwa Stolberg ausgenommen, ragt er im Liede hervor, das bald Minnelied, bald Volkslied, lehrhaft und spielend, immer so originell

und unmittelbar, immer so klar und verständlich, so weich und melodisch ist. Darum lebt er auch noch im Munde des Volks bis heute fort. Wer kennt nicht die Lieder: „Wer wollte sich mit Grillen plagen“, „Tanzt dem schönen Mai entgegen“, „Rosen auf den Weg gestreut“, „Der Schnee zerrinnt, der Mai beginnt“. Was aber seinen Liedern einen besonderen Reiz und ein besonderes Leben verleiht, ist das episch dramatische Gewand derselben, da er sie meist handelnden Personen in den Mund legt.

„Bier trübe Monden sind entflohn
Seit ich getrauert habe;“

singt ein Mädchen an dem Grabe ihrer Freundin, und es sind nicht kalte Betrachtungen über den frühen Tod eines jungen Mädchens, sondern unmittelbare, wirkliche Empfindungen. Im Schnitterliede läßt er einen Schnitter, den eine Schnitterin mit Band und Blumen beschenkt, sprechen, in der Elegie auf ein Landmädchen beschreibt er den Leichenzug und erzählt, wie „ihr Wilhelm“ glücklich in ihrer Liebe gewesen, der nun „mit seinem Liederbuche, nassen Auges, an das offene Grab hinwankt“. Seine Geliebte besingt er, bald wie sie schiffend auf dem Rahne daherrauscht, bald unter „Linden Schatten“ einberwandelt, bald unter blühenden Apfelbäumen, und er segnet die „Rosen, die ihr Fuß betrat, auf daß jedes der Blätter seines verherrlichten Mädchens Namen trage!“ Selbst das didaktische Gedicht der Landmann an seinen Sohn („Neb' immer Treu und Redlichkeit“) gewinnt dadurch an lebendigem Interesse, daß der alte Vater ganz in dem Tone eines Landmanns zu Treu und Redlichkeit ermahnt und, im Aberglauben seines Standes besungen, von Geistern, vom alten Kunz, der als Feuer mann auf seines Nachbarn Felde pflüget, vom Amtmann, der auf glühendem Roß im Walde einhertrabt, vom Pfarrer, der nebenbei Fälsch und Wucherer war und nun in der Nacht in der Kirche spukt, erzählt. (Die verberbe Ausmalung und die Strophe vom Junker, der zum Fest des Satanas zieht, hat erst Voß hinzugefügt.) Was überdies die anmuthigste Scenerie in Hölst's Gedichten bildet, sind die Natur Schilderungen, worin er Kleist, der allen Göttinger

Freunden ein Lieblingsdichter war, an ungezwungener Darstellung und poetischer Auffassung noch übertrifft. „Den größten Hang,“ äußert er in einem seiner Briefe, „habe ich zur ländlichen Poesie und zur süßen melancholischen Schwärmerei in Gedichten.“ Voll dieser lieblichen Naturschilderungen und der sanftesten Empfindungen ländlicher Unschuld ohne die süßliche Manier der Göttingerischen Schäfergedichte sind seine Idyllen: der arme Wilhelm, Christel und Hanneken und vor allen das episch fortschreitende: Jener im Walde. Der Wunsch, den er kurz vor seinem Ende äußerte, nicht ruhmlos „mit der großen Fluth dahinzufließen“, ist ihm in Erfüllung gegangen.

Was später bei Matthijon, Salis, Tiedge elegisch und idyllisch erklingen und mit Theilnahme von den Deutschen aufgefaßt wurde, ist ein Nachklang von Hölv. Wir scheiden von ihm mit einer nicht lange vor seinem Tode verfaßten Ode:

Auftrag.

Ihr Freunde, hänget, wann ich gestorben bin,
Die kleine Harfe hinter dem Altar auf,
Wo an der Wand die Todtenkränze
Manches verstorbenen Mädchens schimmern.

Der Küster zeigt dann freundlich dem Reisenden
Die kleine Harfe, rauscht mit dem rothen Band,
Daß, an der Harfe festgeschlungen,
Unter den goldnen Saiten flattert.

V o ß.

Johann Heinrich Voß war am 20. Februar 1751 zu Sommersdorf in Mecklenburg geboren. Sein Vater übernahm bald darauf eine kleine Pachtung in dem Städtchen Penzlin. In den Kriegsjahren jedoch gerieth er in Dürftigkeit: später gab ihm eine Schullehrerstelle einen kümmerlichen Erwerb. So hart und beschränkt auch die Jugend unsers Dichters war, hegte er doch schon frühzeitig eine unbezwingliche Neigung zu den Wissenschaften. Herbe Noth, angestrenzte Thätigkeit und strenge Zucht, welche

weder Eigenliebe noch Unbeständigkeit aufkommen ließ, bildete schon im Reime die Festigkeit seines Charakters und den sittlichen Ernst, der alle seine Poesieen auszeichnet. Schon als Knabe las er am liebsten die Bibel sowie griechische und römische Classiker, und auf der lateinischen Schule zu Neubrandenburg stiftete er eine Gesellschaft von Jünglingen, die sich's zum Gesetze machten, das Griechische, welches im öffentlichen Unterrichte lau betrieben wurde, zu studiren und nebenbei deutsche Dichter zu lesen. Schon hier machte er poetische Versuche, übersetzte aus den Dichtern des Alterthums und suchte Luther's kräftige Sprache nachzuahmen.

Da es ihm nach beendigten Schulstudien an Mitteln fehlte, die Universität zu beziehen, übernahm er eine Erziehungsstelle bei einer adligen Familie und empfahl sich hier dem auch als Dichter nicht unbekannten Landprediger Brückner durch seine Kenntnisse und Poesieen. Dieser ermunterte ihn, einige seiner Gedichte für den Göttinger Musenalmanach einzusenden, wodurch er sich Voie's Theilnahme so sehr erwarb, daß dieser ihm 1772 den Besuch der Universität Göttingen möglich machte. Hier wurde er die Seele des Hainbundes und später Herausgeber des Voie'schen Musenalmanachs. Er studirte fleißig die alten Sprachen und trat gleichwie Höltn in das philologische Seminar unter Heyne's Leitung. Leider entspann sich bald zwischen Lehrer und Schüler ein Mißverhältniß und literarischer Zwist, der jedoch Heyne nicht hinderte, ihn in Hamburg als Lehrer zu empfehlen. Voß erhielt zwar diese Stelle nicht, wohnte aber seitdem in Wandersbeck nahe bei Hamburg, am innigsten befreundet mit dem wackern Claudius. Noch ohne Amt, heirathete er 1777 Voie's jüngere Schwester Ernestine, seine oft besungene Selma, und wurde 1778 Rector in Ottern-dorf im Lande Hadeln, wo er sein Hauptwerk, die Uebersetzung der Odyssee Homer's, vollendete.

Im Jahre 1782 wurde Voß durch Stolberg's Vermittelung als Rector nach Gütin berufen und genoß dort ein Jahr den Umgang seines damals noch innig geliebten Jugendfreundes; des „See's trauliches Ufer“, Agneswerder genannt, die Pappeln, von Vossens Hand gepflanzt, das nahe Pfarrdorf Malente, das Prinzen-

holz mit der Binsenbank sind durch das Zusammenleben der Stolberg-Bossischen Familie auch in weiteren Kreisen bekannt geworden. Als nach längerer Trennung Stolberg 1793 als Regierungspräsident nach Cutin zurückkehrte, hatte er sich in seinen religiösen Ansichten sehr weit von Bos entfernt. Leider lebte damals die milde, freundliche Vermittlerin Agnes nicht mehr; es kam zu einem völligen Bruch zwischen den Jugendfreunden. 1800 trat Stolberg öffentlich zur katholischen Kirche über und zog nach Münster. Da Bos durch zunehmende Kränklichkeit verhindert ward, sein Lehramt zu verwalten, ging er 1802 mit einer jährlichen Pension zuerst nach Jena und folgte 1805 einem Rufe nach Heidelberg, wo er in wissenschaftlicher Muße, jedoch ohne Lehramt, bis an seinen im Jahre 1826 erfolgten Tod thätig war.

Bos war von einer tüchtigen sittlichen Gesinnung erfüllt. Er sagt selbst von sich, er habe sein Leben hindurch Geist und Wissenschaft, so viel ihm geworden, für Wahrheit, Recht, Beredlung angewandt und von Kindheit an getrachtet, gut zu sein und Guten zu gefallen. Und dies bestätigt sein Verhalten während eines langen Lebens. Der Kampf gegen den Druck der äußern Verhältnisse hatte seine Energie gestärkt und seiner Persönlichkeit ein scharfes, entschiedenes Gepräge gegeben, das sich durch die Abgeschlossenheit von der Welt zu noch größerer, oft herber Einseitigkeit ausbildete, und alles ablehnte und feindlich behandelte, was jenseits der Sphäre seiner scharfbegrenzten Subjectivität lag. Offenheit und Biederkeit sind Grundzüge seines Charakters, und diese Tugenden sowie seine Liebe zu einfacher, redlicher Sitte treten auch in seinen Dichtungen vornehmlich hervor, auf die wir hier am meisten unser Augenmerk zu richten haben.

Von Natur hatte Bos nur geringe Anlage zur Poesie; der Flug der Phantasie war ihm versagt. Seine mit der Wärme der Gefühlsbegeisterung gehegten sittlichen Ideale sind Anfang und Ende seiner Dichtung, welche sich daher von didaktischer Absichtlichkeit niemals fern hält. In den Dden schließt er sich an Klopstock an; allein die Poesie hat daran weniger Antheil, als die Kunst des den Griechen und Römern nachgebildeten Versbaues.

Im Liede war sein Bestreben ein Landdichter zu sein. Er war dabei in dem Irrthum befangen, der Landmann könne seine Freude daran haben, sein tägliches Geschäft zu besingen; zu dem Ende verfaßte er Lieder für alle ländlichen Beschäftigungen bis herab zum Kartoffelausgraben („Kinder, sammelt mit Gesang der Kartoffeln Ueberichwang“ &c.). Diese Heulieder, Erntelieder u. s. w. sind nie vom Volke gesungen worden. Volkslieder sind nicht die Lieder, welche man absichtlich für den minder beglückten und minder gebildeten Theil des Volkes macht, wohl gar, um ihn dadurch zu bessern, wie Voß wollte: sie sind Stimmen eines Gemüths, das mitten in dem Kreise der Gefühle des Volkes steht, mit ihm jubelt oder leidet. Daher ist auch nur Ein Gedicht von Voß Volkslied geworden, wo er unter gleichgestimmten Freunden beim Schlag der letzten Stunde des Jahres die Gefühle der Wehmuth und der tröstenden Hoffnung, wie sie sich im ernstesten Momente des Scheidens von einem durchlebten Jahre in jeder Brust erneuern, in einfachen erhebenden Worten ausspricht, ein Lied, worin Voß sich selbst übertroffen hat, indem ihm in keinem seiner Gedichte dieser leichte Fluß der Worte und des Verses in solchem Maße gelungen ist. Da dies Gedicht als allgemein bekannt angesehen werden kann, so setzen wir zwei andere her, die seine sittliche Gesinnung am treffendsten charakterisiren.

Entschlossenheit.

Vorwärts, mein Geist, den schroffen	Die niedern Leidenschaften.
Pfad!	Und ob sie rechts und links nach Stolz,
Nicht träg' umhergeschauet!	Nach Sinnlichkeit, nach Durst des
Dort oben winkt die Ruhestatt!	Gold's
Wohlauf, dir selbst vertrauet!	Die Freunde dir entraffen!
Dich, Gottes Dem, du Verstand,	
In Staub gehüllt, hat Gottes Hand	Dir, Wahrheit und Gerechtigkeit,
So wunderbar gebauet!	Dir schwör' ich Treu' auf immer!
	Vergebens lockt die Welt und dräut
Nicht ziemt dir's, edler Himmels-	Mit ihrem Trug und Schimmer!
sohn,	Sei noch so schlimm Gefahr und Noth,
An eitlen Schein zu haften!	Verachtung selbst, ja schänd' der Tod:
Dein würdig, tritt in Staub mit Hohn	Unredlich sein ist schlimmer!

Wir müssen, müssen vorwärts gehn, Wie Wahn und Trug auch toben! Uns hat, zum Himmel aufzusehn, Gott selbst das Haupt erhoben! Drum wank' und fall' es links und rechts: Wir sind unsterbliches Geschlechts; Das Vaterland ist oben!	Ach, unsrer Heimat eingedenk, Laßt uns doch gehn, wie Brüder, In Lieb', ohn' Eifer und Gezänk, Im Klange froher Lieder! Du kränkest mich aus Mißverstand; Komm, Lieber, reiche mir die Hand, Und thu' es niemals wieder!
---	--

Vaterlandsliebe.

Ein edler Geist klebt nicht am Staube, Er raget über Zeit und Stand; Ihn engt nicht Volksgebrauch, noch Glaube, Ihn nicht Geschlecht, noch Vaterland. Die Sonne steig' und tauche nieder; Sie sah und sieht ringsum nur Brüder: Der Celt' und Griech' und Hottentott Verehren kindlich Einen Gott.	O du, in Fremdlings Flur Ver- bannter, Wie warst du Freund' und Wehmuth ganz, Begrüßte dich ein Unbekannter Im holden Laut des Vaterlands! Du kehrst in schroffes Eisgebilde Mit Lust aus reicher Sonnenmilde Und weinst, auf deiner Väter Höhn Von fern den blauen Rauch zu sehn.
--	---

Doch ob der Geist den Blick erhebet Bis zu der Sterne Brüderschaar: Ihn säumt der träge Leib und klebet Am Erdenfloß, der ihn gebär. Umsonst, von seines Staubes Hügel, Blickt auf der Geist und wägt die Flügel; Des Fluges Sehnsucht wird ihm Stand, Sein All ein süßes Vaterland.	Schafft Freiheit jegliches Gewer- bes Gemeingeist und gemeines Wohl, Baut jeder, sorglos seines Erbes, Hier Wissenschaft, dort Korn und Kohl; Entzieht kein Vorrecht sich der Bürde; Ertheilt Verdienst, nicht Anspruch, Würde: Dann lieber arm im Vaterland, Als fern im Sklavenprunf verbannt!
---	---

Er liebt die traute Vaterhütte, Den Ahornzisch, des Hofes Baum, Die Nachbarn und des Böckleins Sitte, Des heimischen Gefildes Raum. Er liebt die treuen Schulgenossen, Der Jugendspiel' harmlose Pöffen, Das angestaunte Bilderbuch, Der Mutter Lied und Sittenspruch.	Glücklich, wem Geschick und Tu- gend Der Erstlingspflege Dank vergöunt, Wen Greis und Mann daheim, der Jugend Zum Beispiel, guten Bürger nennt. Nicht eigensüchtig wirbt er Seines. Sein Herz, entbrannt für Allgemeines, Verschwendet Kraft und Fleiß und Gut, Und, gilt es Wohlfahrt, gern das Blut.
--	---

Das Bedeutendste, was Voß für die deutsche Poesie geleistet hat, steht mit seinen Studien des classischen Alterthums im engsten Zusammenhang. Er betrachtete sie nicht als eine bloße Vorstufe

zum Heiligthum der Wissenschaft, sondern ihm war die griechisch-römische Bildung selbst ein Tempel der edelsten, vollendetsten Menschheit. War es ihm auch nicht gegeben, sich auf die Höhe des griechischen Geisteslebens zu stellen, blieb ihm auch die griechische Philosophie und Kunst, das Drama wie das Staatsleben der Griechen fremd, so fand dagegen sein Gemüth die Einfalt der Natur, die Biederkeit unverfälschter Sitte, sein eigenes Innere im homerischen Epos treu widergepiegelt. Homer war sein Liebling, sein Begleiter durchs Leben; auf ihn bezog sich sein Dichten wie seine wissenschaftliche Forschung. Seine Uebersetzung der Odyssee führte zuerst das ewig jugendliche griechische Epos in dem unverfälschten Reize natürlicher Anmuth bei uns ein; sie ward aufgenommen und wirkte gleich einer Originaldichtung. In der Uebersetzung der Ilias (1793) hatte er an Bürger, der indeß nur Bruchstücke lieferte, und an F. L. Stolberg unverächtliche Vorgänger; allein wie weit übertraf er sie an sprachgewandter Virtuosität! Für die Ausbildung unserer Metrik und Dichtersprache war diese Uebersetzung von weitgreifender Wirksamkeit. Sie setzte fort, was Klopstock's Messias begonnen hatte; sie eignete das griechische Versmaß unserer Sprache völlig an und bereicherte sie aus dem Füllhorn griechischer Sprachwendungen. Erst Bock's späteren Uebersetzungen (Virgil u.), und daher auch den späteren Umarbeitungen seines Homer, ist der Vorwurf zu machen, daß er der deutschen Sprache Gewalt anthut und ihr metrische Künsteleien, die zu Härten werden, aufzwingt, um den Versbau der Griechen nach seiner Theorie bis ins Kleinste im Deutschen nachzubilden. Mehr und mehr richtete er sich in seiner Uebersetzerwerkstatt handwerksmäßig ein und ließ den poetischen Reiz durch zwar kunstgerechte, aber steife Form verloren gehn. Auch seinen eigenen Gedichten in Hexameterform hat Bock durch dies Verfahren geschadet; mit der Verbesserung der Versmessung zerstörte er die Frische der ursprünglichen Darstellung und schob manche Sprachhärten in den anfangs leichten Bau der Verse ein.

Seine Idyllen nehmen unter seinen Dichtungen den ersten Rang ein. Es sind die manchmal etwas prosaisch aufgesaßten

Bilder ländlichen Stilllebens, mit welchem Bofß von seiner Kindheit an vertraut war. Seiner Anhänglichkeit an die einfache ländliche Sitte boten die griechischen Idyllen Theokrits neben der Homerischen Dichtung die entsprechendste poetische Form. Sein siebenzigster Geburtstag, wozu die Grundzüge von der Scene seines Wiederbesuchs bei den greisen Eltern, denen er seine Ernestine vorstellte, entlehnt sind, ist ein Meisterstück niederländischer Kleinmalerei des ländlichen Lebens. Griechische Anmuth, wie in den Idyllen Theokrit's, weht in der kleinen Idylle: die Kirschenspflückerin. In einigen machte er, wenn auch nicht sehr glücklich, von der plattdeutschen Volksmundart Gebrauch, ein Vorbild, das für die spätere Poesie nicht verloren ging.

Das Beste, was Bofß in der idyllischen Dichtung zu leisten vermochte, faßte er in dem Idyllenranze Luise zusammen. „Das Edelste“ — so berichtet uns seine Gattin in den Berichten über sein Leben und Dichten — „das Edelste, was er in sich fühlte, wollte er in den Familienkreis seines Pfarrers von Grünau legen, in ihm selbst das Ideal eines Landpfarrers geben. Luise sollte in allen Lebensverhältnissen dargestellt werden, auch als Kind und im ersten Aufsteigen ihrer Liebe.“ Dem ursprünglichen Plane nach sollte auch der siebenzigste Geburtstag damit verbunden werden. Es blieb bei den Idyllen, welche die Feier von Luise's Geburtstag, den überraschenden Besuch des Bräutigams und die Vermählung schildern. Als Inhalt für die Idylle, die sich zunächst daran schließen sollte, war bestimmt: die Schilderung der Nachhochzeit auf dem Schlosse, die Einsegnung des jungen Paares in der Kirche, das Ueberbringen der Hochzeitsgeschenke von den Dorfbewohnern und die Trennung Luise's von Eltern und Freundinnen. Allein ein richtiger Takt hielt Bofß von dem weiteren Ausspinnen der idyllischen Dichtung ab. Für den engen Kreis, worin sie sich bewegt, für ihren beschränkten, behaglichen Charakter paßt nur ein enger Rahmen. Und auch so ist schon in den Schilderungen allzu viel Einförmigkeit und Wiederholung; noch mehr schadet das Hervortreten der lehrhaften Tendenz, die doch innerhalb eines engen Gesichtskreises bleibt. Dessenungeachtet bewährt

jene gemüthliche Idylle immer aufs neue ihre Anziehungskraft und läßt uns den Seelenfrieden und die innige Liebe, welche die bescheidene Pfarrwohnung erfüllen, aufs wärmste mitempfinden. Weniger um die Dichtung selbst, welche niemand, der für deutsche Literatur Interesse hat, ungelesen läßt, als um den meisterhaften Bau der Hexameter, in Vergleich mit denen der *Messias*, anschaulich zu machen, setzen wir ein kleines Bruchstück, die Schilderung der *Abendmusik* nach der Trauungsfeierlichkeit hierher.

Als sich der Organist mit den Seinigen jezo gelabet,
Theilt' er die Stimmen umher; und auf einmal flossen harmonisch
Liebliche Saitentöne zu wollustathmender Flöten
Süßem Gesang' und dem Laute des saust einhallenden Waldhorns.
Wie im blumigen Mai, wann die Abende heiter und lau sind,
Spät in die Nacht auf den Bänken am Eingang Männer und Weiber
Lauschen den Zwillingstönen des Waldhorns, welche vom See her
Aus umschweifendem Rahn durch Silberwellen im Mondschein,
Mit dem Geräusch des Sumpfs und bräutlichen Nachtigallliedern,
Nah und entfernt anwehn, daß leis' antwortet der Buchhain:
Also lauschte mit Lust die Versammlung; denn voll Anmuth
Halleten unter dem Stimmengeräusch Wohllaute des Waldhorns,
Lieblich gedämpft von zween tontundigen Söhnen des Jägers.
Jezo gelst' auch Hoboengetön, als töneten Sänger
Herzlichen Laut, abschwächend und bald anschwellend den Athem
Bis zum Triumphansruf; den gemessenen Gang der Empfindung
Führte das ernste Fagott, von rauschenden Saiten unjubelet.
Einzeln erhob sich darauf des Organisten berühmter
Vieltgewandeter Sohn; denn Mannheim, Wien und Venedig
Hatt' er besucht, und Manches gehört, und behalten, was gut war,
Und nun dient' er mit Lob in der Schulzischen Kammerkapelle:
Dieser entlockte gemach der Kremonageige melodisch-
Kieselndes Silbergetön, das oft in gezogener Senfzer
Weicheren Laut hinschmolz; ihm schlug des Klaviers Generalbaß
Karls treuherziger Lehrer geschickt; rings horchten sie schweigend,
Selbst die Genossen der Kunst, wie klar ihm die Tön' und geründet
Rolleten unter dem Bogen, wie voll einschmeichelnder Wehmuth.
Wieder von Sait' und Hauche vereinigt, scholl der Gesammtchor,
Stürmisches Halls, Ein Jubel der Feierlichkeit und Entzückung:
Als ob, wonnebeseelt, durch keimende Schöpfungen zahllos
Morgenstern' anhuben das Dreimalheilig im Chorpalm
Und in des strömenden Lichts Umkreis bis zum nachtenden Chaos
Rauscht ätherischer Rüste gesamt mitklingende Wallung:
Dreimal heilig! empor, dreimal hochheilig! dem Urlicht!

Dir, Allmächtiger, dir, unerforschlicher Vater des Weltalls!
 Schmachtender dann im Lispel der Zärtlichkeit floß Melodie her:
 Gleich sanftwehendem Engelgesang', als Liebe zuerst ward,
 Als nur ahndete Liebe der Mann, und die bräutliche Mannin
 Sich und die Rosen im Quell anlächelte. Häufig und vielfach
 Wechselnde Weisen des Klangs metzeiferten, andre mit andern;
 Vielgewandt, tieffströmend ergoß sich der lebende Wohlklang:
 Donnerte bald graunhaft, wie gestadanklimmende Brandung
 Braust im Orkan, wann frachen die Kiel', und strandender Männer
 Nothschuß halt, und Geschrei in den Wogentumult fern hinstirbt;
 Bald, wie gezwängt Bergfluth im Geflüst weint, weinte der Tonfall
 Unruhvoll, langsam Mißkläng' auflösend in Einklang;
 Wallete dann, wie ein Bach, der über geglättete Kiesel
 Rinnt durch blumiges Gras und Umschattungen, wo sich die Hirtin
 Gerne zum Ausruhn legt und im Halbtraum horcht dem Genuarmel.
 Jetzt sprach der Papa zu des Chors tonkundigen Meister:

Bravo! hier ist Kraft in dem Satz, und, lieber Gevatter,
 Auch in dem Vortrag Kraft! Wir hangen noch steif an der alten
 Kernmusik und glauben, Musik sei Sprache des Herzens:
 So wie ein Geist voll zarter Gefühl', unfundig des Wortes,
 Durch des Gesangs Ausdruck und vielfach schwebenden Tongang
 Gott anstaunt und die schöne Natur, in Lieb und Entzückung
 Ausströmt, klagt und erschrickt und zu daurendem Muth sich emporhebt.
 Auch ist jedem, der fühlt, die Herzenssprache verständlich:
 Stimme von Gott, wie Donner und Sturm, wie wam auf den Wassern
 Geht die Stimme des Herrn, und lind' im Gesäusel des Frühlings;
 Und wie die Rede des Thiers tonreich, des gebietenden Löwen
 Machtausruf in der Wüst' und des hoch obwaltenden Adlers,
 Oder der Milchkuh Muttergetön und der freundlichen Hündin,
 Liebender Tauben Geheul und der Gluck' anlockendes Schmeicheln.
 Auch, als Stimme von Gott, unwandelbar tönt sie, des Herzens
 Wahre Musik, einhellig an Wohlklang stets und Bewegung,
 Ewiger Laut der Natur durch Land' und Zeiten und Völker.

Die Brüder Stolberg.

Christian und Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg, jener 1748, dieser 1750 geboren, verlebten ihre Jugend meistens in Kopenhagen oder in dessen Nähe. Mit Klopstock und

Cramer früh befreundet, ergriffen sie die deutsche Poesie mit lebhaftem Eifer und traten während ihres Aufenthalts auf der Universität Göttingen dem Dichterbunde bei, in welchem der jüngere Bruder durch seinen feurigen Patriotismus und sein warmes Gemüth die verbündeten Jünglinge zum höchsten Enthusiasmus hinarief. Voß und Hahn schlossen sich in vaterländischer Gesinnung am innigsten an „Fritz Stolberg“ an. Von den schwärmerischen Stunden, die sie zusammen verlebten, giebt uns eine Erzählung von Voß ein charakteristisches Beispiel: „Wir drei gingen bis Mitternacht in meiner Stube ohne Licht herum und sprachen von Deutschland, Klopstock, großen Thaten und von Rache gegen Wieland, der das Gefühl der Unschuld nicht achtet. Es stand eben ein Gewitter am Himmel, und Blitz und Donner machten unser ohnedies schon heftiges Gespräch so wüthend und so feierlich ernst, daß wir in dem Augenblick ich weiß nicht welcher großen Handlung fähig gewesen wären.“

Nur ein Jahr verweilten die Stolberge in Göttingen, die Blüthezeit des Bundes; ihr Abschied, im September 1773, war der schmerzlichste Tag der Bundesbrüder und blieb lange in wehmüthiger Erinnerung. Die Schilderung, welche Voß davon in einem Briefe an seine Ernestine giebt, malt uns besser als alles Andere die überschwängliche Freundschaftsschwärmerei des Jünglingsbundes und die dem gesammten Zeitalter eigenthümliche Sentimentalität, weshalb wir sie an dieser Stelle nicht übergehen dürfen: „Der zwölfte September“ — schreibt Voß — „wird mir auch noch oft Thränen kosten. Er war der Trennungstag von den Grafen Stolberg und ihrem vortrefflichen Hofmeister Clauswitz. Den Sonnabend waren wir bei Voie versammelt. Der ganze Nachmittag und der Abend waren noch so ziemlich heiter, bisweilen etwas stiller als gewöhnlich; einigen sah man geheime Thränen des Herzens an. . . . Des jüngsten Grafen Gesicht war fürchterlich. Er wollte heiter sein, und jede Miene, jeder Ausdruck war Melancholie. Unser Trost blieb noch immer der folgende Abend; aber bloß die Nacht blieb ihnen und uns übrig. Wir waren schon um zehn Uhr auf meiner Stube versammelt und warteten.

Es war schon Mitternacht, als die Stolberge kamen. Aber die schrecklichen drei Stunden, die wir noch in der Nacht zusammen waren, wer kann die beschreiben? Jeder wollte den Andern aufheitern, und daraus entstand eine solche Mischung von Trauer und verstellter Freude, die dem Unsinn nahe kam. Der älteste Miller und Hahn (von mir weiß ich's nicht) fanden in jedem Worte etwas Komisches, man lachte, und die Thräne stand im Auge. Wir hatten Punsch machen lassen, denn die Nacht war kalt. Jetzt wollten wir durch Gesang die Traurigkeit zerstreuen. Wir wählten Miller's Abschiedslied auf Esmarch's Abreise [„Traurig sehen wir uns an z.“], das wir auf die Grafen verändert hatten. . . . Boie kommt's nicht aushalten und ging unter dem Vorwande von Kopfschmerz zu Bette, hat auch nachher nicht Abschied genommen. Hier war nun alle Verstellung, alles Zurückhalten vergebens; die Thränen strömten, und die Stimmen blieben nach und nach aus. Miller's deutsches Trinklied machte uns darauf ein wenig ruhiger, und dann ward noch ein Trinklied von mir gesungen. Das Gespräch fing wieder an. Wir fragten zehnmal gefragte Dinge, wir schwuren uns ewige Freundschaft, umarmten uns, gaben Aufträge an Klopstock. Jetzt schlug es drei Uhr. Nun wollten wir den Schmerz nicht länger verhalten, wir suchten uns wehmüthiger zu machen und sangen von neuem das Abschiedslied und sangen's mit Mühe zu Ende. Es ward ein lautes Weinen. — Nach einer fürchterlichen Stille stand Clauswitz auf: Nun, meine Kinder, es ist Zeit! — Ich flog auf ihn zu und weiß nicht mehr, was ich that. Miller riß den Grafen ans Fenster und zeigte ihm einen Stern. Wie ich Clauswitz losließ, waren die Grafen weg. Es war die schrecklichste Nacht, die ich erlebt habe.“

Nicht lange darauf trafen die Stolberge auf ihrer Schweizerreise (1775) mit Goethe in Frankfurt zusammen, der ihnen aufrichtigste befreundet und ihr Gefährte auf der Reise nach Zürich ward. Auf ihrer Rückreise trafen sie ihren Freund bereits in Weimar als Gast des Herzogs. Hätte nicht Klopstock abgemahnt, so wäre Friedrich als Kammerherr für den weimarischen Staatsdienst gewonnen worden.

Die erste Sammlung der Gedichte der beiden Brüder wurde von Boie 1779 besorgt. Sie enthält das Beste, was sie der deutschen Poesie haben geben können. Christians Gedichte sind von geringerer Bedeutung. Friedrich Leopold zeigt sich am eigenthümlichsten im jugendfrischen oder zart-elegischen Liede, sowie er die Romanze mit echtem Gefühl für den ritterlichen Geist des Mittelalters zum erstenmale in die Literatur einführte. Bei der Betrachtung des Rheinflusses erklang in seiner Seele das tiefgefühlte Lied „Süße, heilige Natur,“ die Perle seiner Lieder. Wir schließen ein anderes hier an, das sich durch melodische Sprache auszeichnet.

Lied, auf dem Wasser zu singen.

Mitten im Schimmer der spiegelnden Wellen
Gleitet, wie Schwäne, der wankende Kahn:
Ach, auf der Freude sanftschimmernden Wellen
Gleitet die Seele dahin, wie der Kahn;
Denn von dem Himmel herab auf die Wellen
Tanzet das Abendroth rund um den Kahn.

Ueber den Wipfeln des westlichen Haines
Winket uns freundlich der röthliche Schein;
Unter den Zweigen des östlichen Haines
Säuselt der Calmus im röthlichen Schein;
Freude des Himmels und Ruhe des Haines
Athmet die Seel' im erröthenden Schein.

Ach, es entschwindet mit thauigem Flügel
Mir auf den wiegenden Wellen die Zeit.
Morgen entschwinde mit schimmerndem Flügel
Wieder, wie gestern und heute, die Zeit,
Bis ich auf höherem strahlenden Flügel
Selber entschwinde der wechselnden Zeit.

Wehr erkünstelt ist der aus Mopistoc's Poesie stammende Odenchwung; — doch ist auch hier manches Gelungene, wozu seine Hymnen („an die Sonne“, „an die Erde“) zu zählen sind. Eine seiner schönsten Oden, die Frucht seines jugendlichen Aufschwungs, mag hier eine Stelle finden.

Der Felsenstrom.

Unsterblicher Jüngling!	Nicht wohl im hangenden Eichen-
Du strömest hervor	gebüsch?
Aus der Felsenluft.	O eile nicht so
Kein Sterblicher sah	Zum grünlichen See!
Die Wiege des Starken;	Jüngling, du bist noch stark, wie
Es hörte kein Ohr	ein Gott!
Das Fallen des Edlen im sprudelnden Quell!	Frei, wie ein Gott!
Wie bist du so schön	Zwar lächelst dir unten die ruhende
In silbernen Focden!	Stille,
Wie bist du so furchtbar	Die wallende Bewegung des schweigen-
In Donner der hallenden Felsen	den Sees,
umher!	Bald silbern vom schimmernden
	Monde,
Dir zittert die Tanne:	Bald golden und roth im westlichen
Du stürzest die Tanne	Strahl.
Mit Wurzel und Haupt.	O Jüngling! was ist dieseidene Ruhe,
Dich fliehen die Felsen:	Was ist das Lächeln des freundlichen
Du haſcheſt die Felsen	Mondes,
Und wälzeſt ſie ſpottend wie Kieſel	Der Abendſonne Purpur und Gold
dahin!	Dem, der in Banden der Knechtschaft
Dich kleidet die Sonne	ſich fühlt?
In Strahlen des Ruhmes!	Noch ſtrömest du wild,
Sie malet mit Farben des himmli-	Wie dein Herz gebet;
ſchen Vogens	Dort unten herrſchen oft ändernde
Die ſchwebenden Wolken der ſtäuben-	Winde,
den Fluth.	Oft Stille des Todes im dienſtbaren
Was eilſt du hinab	See.
Zum grünlichen See?	O eile nicht ſo
Iſt dir nicht wohl beim näheren Him-	Zum grünlichen See!
mel?	Jüngling, noch biſt du ſtark, wie ein
Nicht wohl im hallenden Fel-	Gott!
ſen?	Frei, wie ein Gott!

Inzwischen waren beide Brüder in Staatsdienste getreten. Christian ward Amtmann in dem holsteiniſchen Tremſbüttel, Friedrich ging als Geſandter des Fürſtbischofs von Lübeck, Herzogs von Oldenburg, an den dänischen Hof und übernahm bald darauf eine Stelle am Hofe zu Gütin, wo er ſich mit ſeiner vielgeſeierten Agnes verband, die ihm bald darauf in das ſtille Neuenburg im Herzogthum Oldenburg folgte, wo er mit ihr ein idylliſches Leben im Genuß des Familienglücks, der Natur und der Poeſie führte,

wie es sein idyllischer Roman die Insel schildert. Mit ihrem frühen Hinscheiden (1788) schloß die glückliche Zeit seines Lebens; Frische und Freiheit des Geistes waren ihm für immer dahingeschwunden. Aus seiner Ode „Warnung“ spricht die tiefe schmerzliche Erregtheit seines Herzens:

Klage nicht einer, dem des Weibes Liebe
In dem häuslichen Schatten freundlich lächelt,
Ob auch Wog' auf Woge des Jammers Fluthen
Ueber ihn strömten!

Ach, er versinkt nicht! Wie der Frühe Thränen
Vor der steigenden Sonne schnell versiegen,
So versiegen Fluthen des Jammers vor dem
Lächeln der Liebe.

Glückliche, fühlet, welches Glück euch Gott gab!
O begrüßet den Tag mit Freudenthränen,
Wenn sein junges purpurnes Licht des Weibes
Schlummer verkläret.

Glückliche, fühlet, welches Glück euch Gott gab!
Freudeweinend begrüßt den stillen Abend,
Eh' ihr sanft im wankenden Schein der Lampe
Neben ihr schlummert.

Schauet mich an, denn glücklicher war keiner!
Was ein Bettler sich träumt, ein Kaiser mißbraucht,
War wie schlechte, fliegende Spreu bei meiner
Fülle zu achten!

Denn du warst mein, du Süße! mein, du Traute!
Du Goldselige, mein, mit Taubenaugen!
Mein das liebevollste der liebevollen
Weiblichen Herzen! — — — —

Seitdem begann in Stolberg's geistigem Dasein ein Zwiespalt, der mit der Zeit immer unheilbarer ward und durch seine aristokratisch gesinnte, bigotte zweite Frau noch mehr Nahrung erhielt. Die französische Revolution steigerte den Unwillen über den Geist seiner Zeit, ohne doch die Ideale seiner Jugend verdrängen zu können. In demselben Athemzuge, womit er „Pindaros' Flammen-

hauch“ und „die Schwäne der Gefänge von Hellas Land“ preist, greift er Schiller's „Götter Griechenlands“ vom Standpuncte kirchlicher Orthodoxie an. „Ich möchte lieber“ — schreibt er in seiner Kritik — „der Gegenstand des allgemeinen Hohnes sein, als ein solches Lied gemacht haben, wenn mir auch ein solches Lied den Ruhm des großen und lieben Homers zu geben vermöchte. Die Vorstellungen der christlichen Religion mußten dem Dichter, auch wenn er das Unglück hätte, nicht daran zu glauben, doch wohl edler und wohlthätiger erscheinen, als die Spiele der griechischen Phantasie, deren Götterlehre die größte Abgötterei mit dem traurigsten Atheismus verband.“ So konnte der Uebersetzer des Homer, Sophokles und Aeschylus sich äußern! Den Vorwurf gab ihm nachmals Schiller mit dem bittern Ausspruch der Kenien zurück:

Als Du die griechischen Götter geschmäht, da warf Dich Apollo
Von dem Parnasse; dafür gehst Du ins Himmelsreich ein.

Selbst der heitere Himmel Italiens vermochte nicht den Unmuth zu verschuchen, der sein Gemüth umhüllte hatte, vielmehr zog der äußere Glanz des katholischen Kirchenthums ihn verlockend zu sich. Nach Deutschland zurückgekehrt, trat er 1793 das Amt eines Regierungspräsidenten in Götting an, jetzt seinem Jugendfreunde Bock wieder nahe, aber wie weit von dessen Denkungsart entfernt! Es kam zum völligen Bruch, als Stolberg seine Kinder aus Bock's Unterrichte nahm, damit sie nicht von seinen rationalistischen Religionsansichten angesteckt werden möchten. Lange vorbereitet, erfolgte 1800 der Uebertritt in die katholische Kirche sammt seiner Familie, mit Ausnahme der ältesten Tochter Agnes. Er legte sein Amt nieder und zog nach Münster, später wählte er das Landgut Latenhausen bei Bielefeld, zuletzt Sondermühlen bei Dsnabrück zu seinem Wohnsitz, wo er 1819 starb. Der Dichter Stolberg tritt mit dem neuen Jahrhundert völlig zurück, er wird Kirchenhistoriker für seine Partei. Nur noch einmal erwachte der Freiheitskämpfer zur Zeit des deutschen Nationalkrieges gegen Napoleon. Allein seine Zeit war längst vorüber, und nur der Jüngling Stolberg ist mit seinen innigen Liedern bei der Nation noch nicht in Vergessenheit gerathen.

Gleichzeitige Lyriker.

Bei mehreren der genannten Dichter tritt die Doppelseitigkeit der damaligen Lyrik schon klar vor Augen. Neben der mächtig eingreifenden und viel nachgeahmten Kunstform der Klopstock'schen Ode erlangte die ungekünstelte Naturpoesie des Volksliedes einen immer weiteren Boden und trug manche Blüthen, an denen noch die Nachwelt sich erfreut, während auf die Oden und Hymnen jener Zeit nur selten noch der Blick fällt. Selbst Klopstock's Protection des Bardengesanges leistete dem Liede Vorſchub, und so konnte sich bei seinen nächsten Anhängern, fast unter seinen Augen, das Lied entwickeln: dahin ging die Tendenz der Göttinger Dichter, dahin die Poesie von Claudius in Wandsbeck und Overbeck in Lübeck, die mit dem Göttinger Kreise wie mit Klopstock in Verbindung standen.

Matthias Claudius, 1740 zu Reinfeld in Holstein geboren, lebte nach beendigten Studien meistens in Wandsbeck bei Hamburg, wo er die weitverbreitete Zeitschrift der Wandsbecker Bote herausgab. Sein Leben ward ihm hier im Verein mit seiner geliebten Rebecca zu einer lieblichen Idylle. Auch als er 1788 eine Anstellung an der holsteinischen Bank in Altona erhielt, blieb er in seinem gemüthlichen Wandsbeck, wo er 1815 starb. In Prosa wie in Versen besleißigte er sich des populärsten Ausdrucks: er suchte das sittliche Gefühl der niedern Stände zu heben. Mehrere seiner Lieder sind den vortrefflichsten unsers Liederſchatzes beizuzählen: redliche Gemüthung und Innigkeit des Gefühls kleidet sich in den kindlichsten Ausdruck, wie das folgende schöne Lied beweist. (Das Abendlied „der Mond ist aufgegangen“, die Perle seiner Lyrik, ist allbekannt, wie sein vielgesungenes Rheinweinlied „Befränzt mit Laub &c.“, das man ihm mit Unrecht hat streitig machen wollen.)

Frau Rebecca mit ihren Kindern an einem Maimorgen.

Kommt, Kinder, wischt die Augen aus,	Wie ist sie doch in ihrem Lauf
Es giebt hier was zu sehen,	So unverzagt und munter!
Und ruft den Vater auch heraus;	Geht alle Morgen richtig auf,
Die Sonne will aufgehen.	Und alle Abend unter!

Geht immer und scheint weit und breit In Schweden und in Schwaben, Dann kalt, dann warm, zu seiner Zeit, Wie wir es nöthig haben.	Sieht alles, was ihr thut und denkt, Hält euch in seiner Pflege, Weiß, was euch freut und was euch tränkt, Und liebt euch alle Wege.
---	--

Von ungefähr kann das nicht sein, Das könnt ihr wohl gedenken; Der Wagen da geht nicht allein, Ihr müßt ihn ziehen und lenken.	Das Sternenhoch hoch in der Höh', Die Sonne, die dort glänzet, Das Morgenroth, der Silbersee, Mit Busch und Wald umkränzt,
---	---

So hat die Sonne nicht Verstand, Weiß nicht, was sich gebühret; Drum muß wer sein, der an der Hand, Als wie ein Lamm, sie führet.	Dies Beilchen, dieser Blüthenbaum, Der seine Arm' ausstreckt, Sind, Kinder, seines Kleides Saum, Das ihn vor uns bedeckt,
---	--

Und der hat Gutes nur im Sinn, Das kann man bald verstehen: Er schüttet seine Wohlthat hin Und läßt sich nicht sehen;	Ein Herold, der uns weit und breit Von ihm erzähl' und lehre, Der Spiegel seiner Herrlichkeit, Der Tempel seiner Ehre,
--	---

Und hilft und segnet für und für, Giebt jedem seine Freude, Giebt uns den Garten vor der Thür Und unsrer Ruh die Weide;	Ein mannigfaltig groß Gebäu, Durch Meisterhand vereinet, Wo seine Lieb' und seine Treu' Uns durch die Fenster scheint.
--	---

Und hält euch Morgenbrod bereit Und läßt euch Blumen pflücken Und stehet, wenn und wo ihr seid, Euch heimlich hinterm Rücken;	Er selbst wohnt unerkannt darin Und ist schwer zu ergründen. Seid fromm und sucht von Herzen ihn, Ob ihr ihn möchtet finden.
--	--

Christian Adolf Overbeck aus Lübeck (geb. 1755) bekleidete nach vollendeten Studien die höchsten bürgerlichen Aemter in seiner Vaterstadt, wo er 1821 starb. Seine Lieder zeichnen sich durch einfachen Ausdruck eines innigen warmen Gemüths aus. „Das waren mir selige Tage“ wird wohl jetzt noch gesungen. Wir setzen eins seiner besten Lieder hierher.

Trost für mancherlei Thränen.

Warum sind der Thränen Unterm Mond so viel? Und so manches Sehnen, Das nicht laut sein will?	Nicht doch, lieben Brüder! Ist das unser Muth? Schlagt den Kummer nieder! Es wird Alles gut!
---	---

Aufgeschaut mit Freuden,
Himmelauf zum Herrn!
Seiner Kinder Leiden
Sieht er gar nicht gern.

Er will gern erfreuen
Und erfreut so sehr;
Seine Hände streuen
Segens genug umher.

Nur dies schwach Gemüthe
Trägt nicht jedes Glück,
Stößt die reine Güte
Selbst von sich zurück.

Wie's nun ist auf Erden,
Also sollt's nicht sein.
Laßt uns besser werden:
Gleich wird's besser sein.

Der ist bis zum Grabe
Wohlberathen hie,
Welchem Gott die Gabe
Des Vertrauens verlieh.

Den macht das Getümmel
Dieser Welt nicht heiß,
Wer getrost zum Himmel
Aufzuschauen weiß.

Sind wir nicht vom Schlummer
Zimmer noch erwacht?
Leben und sein Kummer
Dauert nur Eine Nacht!

Diese Nacht entfliehet,
Und der Tag bricht an,
Oh' man sich's versiehet —
Dann ist's wohlgethan.

Wer nur diesem Tage
Ruhig harren will,
Kömmt mit seiner Plage
Ganz gewiß ans Ziel.

Endlich ist's errungen,
Endlich sind wir da!
Droben wird gesungen
Ein Victoria!

Die Schweiz blieb im Süden die vorzüglichste Stätte deutscher Poesie. Seit Bodmer's Dictatur dem Klopstock-Cultus und dem Epos ergeben, das in matt dahinschleichenden Hexametern fast die Sprache einer rhythmischen Prosa redete, hielt sie am längsten an den charakterlosen Schilderungen einer idyllischen Unschuldswelt und biblischer Darstellungen fest, die mit pietistischer Sentimentalität modernisirt wurden.

Salomon Gessner's Idyllen und idyllische Epopöen (der erste Schiffer, Daphnis, der Tod Abels), alle in einer reinen melodischen Prosa, doch ohne wahres Leben und Charakterdarstellung, erwarben fast den Ruhm und Beifall der Messiasde; Ramler gab sich die Mühe, mehrere derselben in das Hexameter-Gewand nachträglich einzukleiden.

Johann Caspar Lavater, gleichfalls zu Zürich, verfaßte noch nach Klopstock einen Jesus Messias (1783—86); zugleich schließt er sich ihm in der Lyrik in seinen Christlichen Liedern

an, von denen mehrere in die Gesangbücher übergegangen sind, sowie in der patriotischen Poesie in seinen Schweizerliedern (1767), welche in der Form und in dem großsprecherischen Tone, der damals in solchen Poesieen Mode geworden war, an Gleim's Kriegslieder erinnern. Da sie jetzt wenig mehr bekannt sind, so dürfte eine Probe willkommen sein:

Die Schlacht bei Granfon.

Ergrimmt, die Waffen in der
Hand,
Voll Fluch den frechen Mund,
Verrat das Helvenwaterland
Der Herzog von Burgund.

Entgegen eilten wir dem Feind
Mit Schweizerheldenmuth
Und lachten, brüderlich vereint,
Der allzustolzen Wuth,

Und seiner Zelten tief im Thal
Und seiner Helme Pracht,
Und lachten seiner Wagen Zahl
Und seiner Rosse Macht.

Wir standen achtzehntausend Mann
Vor sechzigtausenden;
Da sahn wir nur den Himmel an
Und sahn sie ruhig stehn.

Laut betete das ganze Heer
Der Schweizer auf dem Knie,
Und Er, Er schwur bei seiner Ehr':
„Zu Staub vertilg' ich sie!“

Dreimal griff der Burgunder an
Und dreimal ohne Frucht;
Ein Hauptmann fiel, die Helden sahn
Ihn todt und nahmen Flucht.

Sie flohn — wie war die Angst
so groß —
Wie Hirschen aus dem Feld
Und ließen Wagen uns und Roß,
Kanonen, Schild und Zelt.

Was, Herzog, half dir nun dein
Schwur?
So wenig als dein Heer;
Du schlugest unser fünfzig nur,
Und zwanzigmal wir mehr.

Heran nun! theilt die Beuten aus,
Und sagt dem Himmel Dank.
Es hall' in Granfon und Karthaus
Der frohe Siegesgesang.

Mehr landschaftlich sind die Lieder und Idyllen Johann Martin Usteri's aus Zürich, des Sängers von „Freut euch des Lebens“, das eins der verbreitetsten Volkslieder geworden ist. Seine Gedichte in schweizerischer Mundart wiederholen den Versuch, den Voss in einigen Idyllen mit dem Plattdeutschen gemacht hatte; Usteri übertrifft ihn an Einfachheit und Herzlichkeit.

Kann nimmer an der Gattin	Mit meinem Lied steigt Kerkerstaub
Brust,	Hinauf zu Gottes Höhen;
Nicht an der Kinder Wangen	Die Lippe bebt wie Lindenlaub,
Mit Gattenwonne, Vaterlust	Das Herz fühlt Todeswehen.
In Himmelsthänen hängen.	

Gefangner Mann, ein armer Mann!	Mich drängt der hohen Freiheit
Fern von den Lieben allen	Ruf;
Muß ich des Lebens Dornenbahn	Ich fühl's, daß Gott nur Sklaven
In Schauernächten wallen.	Und Teufel für die Kette schuf,
	Um sie damit zu strafen.

Es gähnt mich an die Einsam-	Was hab' ich, Brüder! euch ge-
keit,	than?
Ich wälze mich auf Kesseln,	Kommt doch und seht mich Armen!
Und, ach, mein Beten wird entweiht	Gefangner Mann, ein armer Mann!
Vom Klirren meiner Fesseln.	Ach! habt mit mir Erbarmen!

Den Rhein hinab regt sich unter der Dichterjugend der muntere Flügelschlag der frischeren Lyrik, ähnlich wie im Göttinger Bunde. Dort erklingen Goethe's Lieder, dort dichtet Johann Georg Jacobi, welcher, nachdem er die Anacreontische Schule Gleims überwunden hatte, zu einem der vortrefflichsten deutschen Lyriker herangereift war. Es ist in seinen bald ernstern, bald scherzenden Liedern eine Innigkeit und Wahrheit, eine Melodie der Sprache, daß er mehr, als irgend einer seiner Zeitgenossen, eine Verwandtschaft mit Goethe's Lyrik hat. Wer ihn noch den tändelnden Anacreontikern beizählt, kennt seine schönsten Gedichte nicht. Diese seine beste Zeit begann, als er 1774 von Halberstadt nach Düsseldorf, seiner Geburtsstadt, zog und die Zeitschrift *Jris* herausgab, in der auch mehrere Jugenddichtungen Goethe's zum erstenmale bekannt gemacht sind. 1784 folgte er einem Ruf an die damals österreichische Universität Freiburg im Breisgau, wo er während einer fast dreißigjährigen Wirksamkeit als Professor der Aesthetik und Literatur viel zur Verbreitung des Interesses an der vaterländischen Poesie in den oberrheinischen Gegenden beigetragen hat. Er starb, allgemein verehrt, in seinem 74sten Jahre, am 4. Januar 1814. Wir lassen zwei seiner schönsten Gedichte hier folgen.

Lob der Rose.

Rose komm! der Frühling schwindet;
 Veilchen haben dich verkündet,
 Maienblumen starben hin.
 Deffne dich beim Lustgetöse
 Dieser Fluren! Komm, o schöne,
 Holde Blumenkönigin!

Und der Schönheit und der Jugend
 Wächterinnen, Scham und Tugend,
 Zu den Knospen hingebückt,
 Hüllten unter deinem Namen
 Ihr Geheimniß: Bräute kamen
 Nicht umsonst mit dir geschmückt.

Als du kamst im ersten Lenze,
 Hingen tausendfache Kränze
 Schon um Ager, Berg und Thal:
 Ufer lockten, Wälder blühten,
 Pomeranzenhaine glühten
 Weit umher im Sonnenstrahl.

Da begann der rauhe Becher
 Den von dir umkränzten Becher
 Keuschen Grazien zu weihn.
 Allen Helden, allen Göttern
 Ging das Volk mit deinen Blättern
 Weg und Tempel zu bestreuen.

Libanons unmvölfte Gipfel
 Hoben ihre Cedernwipfel
 Duftend in den Morgenschein;
 Doch auf demuthvollem Throne
 Solltest du der Schöpfung Krone,
 Der Geschaffnen Wonne sein.

Mit verjüngtem Herzen schlichen
 Greise zu den Wohlgerüchen
 Deines vollen Kelchs herbei;
 Lehrten segnend ihre Söhne:
 Daß hienieden alles Schöne,
 Selbst die Rose sterblich sei.

Und du gingst mit leisem Beben
 Aus der zarten Knosp' ins Leben:
 Erd und Himmel neigten sich:
 Und es huldigten die Wiesen,
 Nachtigallen-Chöre priesen,
 Alle Nymphen liebten dich.

Au des Freundes heil'gem Grabe
 Wurdest du zur letzten Gabe
 Seinem Schatten dargebracht;
 Solltest ihm den Pfad umschlingen,
 Thränen ihm und Küsse bringen
 In die leere Todesnacht.

Goldne Schmetterlinge schlugen
 Froh die Flügel, Winde trugen,
 Wo die Lust im Jubel war,
 Deinen Balsam; Herzen pochten
 Dir entgegen! Mädchen flochten
 Unter Perlen dich ins Haar.

Fromme fingen an zu loben,
 Sah'n gen Himmel, ließen droben,
 Zwischen Palmen ewig grün,
 In des Paradieses Hallen,
 Wo die reinen Geister wallen,
 Dich zum Siegeskranze blühen.

Die von Weiberaumuth sangen,
 Malten sie mit Rosenwangen;
 Jede Seele gut und mild,
 Arglos, unschuldsvoll, bescheiden,
 War in ihren höchsten Freuden
 Dein getreues Ebenbild.

Rose, komm! in stiller Feier
 Unter jungfräulichem Schleier
 Warten Lilien auf dich;
 Und, für deine Schönheit offen,
 Wallt mein Herz in süßem Hoffen;
 Lebenshauch umsäuselt mich.

O wie friedlich, o wie lauter
Diese Liebe! wirfst mich, trauter
Als der Morgensterne Bracht,
Von der Weisheit unterrichten,
Die so stolz der Berge Fichten,
Dich so klein und schön gemacht:

Daß in deinem holden Wesen
Wir der Seelen Unschuld lesen,
Uns die Brust von Ahnung schlägt;
Daß der Geist der niedern Blume
Unfern Geist zum Heiligthume
Schöner Gottesengel trägt.

Am Aschermittwoch.

Weg von Lustgesang und Reigen!
Bei der Andacht ernstem Schweigen
Warnen Todtenkränze hier,
Sagt ein Kreuz von Asche dir:
Was geboren ist auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

Wie sie kommen, ach! so kamen
Viele tausend; ihre Namen
Sind erloschen, ihr Gebein
Decket ein zermalnter Stein:
Was geboren ist auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

Vom Altar in die Paläste
Dräng' es sich zum Jubelfeste;
Mitten unterm Göttermahl
Ruf' es in den Königsaal:
Was den Zepter führt auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

Aber von der Welt geschieden,
Ohne Freund' und ohne Frieden,
Blickt die Treue starr hinab
In ein modervolles Grab:
Was so mächtig liebt auf Erden,
Soll es Erd' und Asche werden?

Wo Trophäen sich erheben,
Sieger jauchzen, Völker beben,
Tön' es aus der Ferne dumpf
In den schallenden Triumph:
Was den Lorbeer trägt auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

In den schönsten Rosentagen
Füllt die Lüfte banges Klagen,
Jammert die verwaiste Braut,
Einem Schatten angetraut:
Liebe kann nicht untergehen;
Was verwes't, muß auferstehen.

Wie sie ringen, sorgen, suchen,
Das Gesundne dann verfluchen,
Der umhergetriebne Geist
Felsen thürmt und niederreißt!
Was so rastlos strebt auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

Und das brüderliche Sehnen,
Abzuwischen alle Thränen,
Was die Hand der Armuth füllt,
Haß mit Wohlthun gern vergilt:
Ewig kann's nicht untergehen;
Was verwes't, muß auferstehen.

Siehe durch des Tempels Hallen
Mann und Greis und Jünglingwallen,
Und die Mutter, die entzückt
Ihren Säugling an sich drückt!
Was da blüht und reißt auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

Jene, die gen Himmel schauen,
Ihrer höhern Ahnung trauen,
Diesem Schattenland entfliehn,
Vor dem Unsichtbaren knien:
O, die werden auferstehen;
Glaube kann nicht untergehen.

Die dem Vater aller Seelen	Sieh an schweigenden Altären
Kindlich ihren Geist befehlen,	Todtentränze sich verklären!
Und, vom Erdenstaube rein,	Menichenhoheit, Erdenreiz
Der Vollendung schon sich freun:	Zeichnet dieses Aschenkrenz!
Sollten sie wie Staub verwehen?	Aber Erde wird zu Erde,
Hoffnung muß dem Grab' entgehen.	Daß der Geist verherrlicht werde.

II. Herder.

Wie die Kraft des Geistes und des Willens die Macht widerstrebender Verhältnisse überwindet und durch Hemmnisse sich Bahn bricht, unter dem Druck sich emporhebt und im Kampfe sich stärkt, davon giebt uns Herder's Jugendleben ein leuchtendes Beispiel.

Johann Gottfried Herder wurde am 25. August 1744 zu Mohrungen, einem ostpreussischen Städtchen, geboren. In beschränkten Verhältnissen aufwachsend, der Sohn eines Schullehrers, der das Weberhandwerk mit der Kindererziehung vertauscht hatte, entbehrte er des Genusses einer fröhlichen Kindheit so sehr, daß er keine heitere Erinnerung jener Jahre ins spätere Leben mit hinübernahm. Die Strenge eines schweigenden, obwohl redlichen, Vaters, die lieblose Härte der Zucht in der lateinischen Schule seiner Vaterstadt, dann die drückende Stellung in dem Hause des Diaconus Trescho, dem er zugleich als Amanuensis und als Laufburische diente — alles das traf zusammen, um in seinem Herzen recht peinliche Eindrücke zurückzulassen. Und doch erstickte es nicht den Lerntrieb, das Streben nach einem höheren Ziel, als in Mohrungen erreichbar war. Jede Gelegenheit benutzte er, um aus Büchern zu lernen: bei spärlichem nächtlichen Lichte hing er seinem innern Triebe nach; oft vermochte nicht der Mittags- und Abendtiisch ihn von seiner Lectüre abzuführen; Bücher begleiteten ihn auf einsamen Spaziergängen. Endlich schlug die Stunde der Befreiung. Ein russischer Regimentswundarzt, der im Beginn des Jahres 1762 eine Zeitlang zu Mohrungen im Winterquartier stand, versprach sich des Jünglings anzunehmen und ihn die Chirurgie zu lehren. Er nahm ihn mit sich nach Königsberg.

Herder hatte jedoch zur Chirurgie keine Anlage noch Neigung. Bei der ersten Operation, der er beivohnte, fiel er in Ohnmacht. In Königsberg trennte er sich dankbar von seinem Wohlthäter. Ihm war es zunächst nur darum zu thun gewesen, in Freiheit zu kommen. Sein Entschluß stand fest, von jetzt an nur durch den Zug seines Innern seinen Lebensweg sich vorzeichnen zu lassen; er blieb auf der Universität, um Theologie zu studiren. Er hoffte, daß dem ernstern, energischen Streben Mittel und Unterstützung nicht fehlen würden. Mit heftigstem Eifer befriedigte er nun seinen langgenährten Durst nach Wissen, und dieses Glück ließ ihn Entbehrungen leicht ertragen.

Obgleich er die Theologie zu seinem Hauptfach erwählt hatte, so ergriff er doch zu gleicher Zeit die Zweige der Wissenschaft, welche mit der Ausbildung unserer höchsten Seelenkräfte in Verbindung stehen. Alles, was das Reich des Wissens ihm darbot, bezog er auf Humanitätsbildung als höchstes Ziel des Geistes. Geschichte und Philosophie, Literatur und Kunst zogen ihn in gleichem Maße, wie das theologische Fachstudium, zu sich hin, und schon den Universitätsfreunden erschien er wie eine lebendige Bibliothek. Noch nicht zwanzig Jahre alt, fand er bereits Gelegenheit, seinen Trieb zum Dociren zu befriedigen. Er ward als Lehrer in mehreren Fächern bis zu den oberen Classen hinauf an der lateinischen Schule zu Königsberg beschäftigt und erregte Bewunderung durch seine würdevolle Haltung und vortreffliche Lehrgabe. Hier erwarb er sich schon den Ruhm einer schwungvollen Beredsamkeit und eines feurigen Dichtertalents. Seine Gedichte aus jener Zeit, in Klopstockischem Edenpathos gehalten, zeugen von einer über seine Jahre gereiften ernstern Lebensansicht, die an der höchsten idealen Bestimmung der Menschheit festhält.

Am Schlusse des Jahres 1764 erhielt Herder einen Ruf zu einer Lehrstelle an der Domschule zu Riga, womit das Amt eines Gehülfspredigers verbunden war. Im nächstfolgenden Jahre ward er, als er eine Berufung nach Petersburg erhielt, zum Pastor zweier vorstädtischen Gemeinden ordinirt mit Beibehaltung einiger Lehrstunden an der Domschule. Es waren Jahre der unermüdet-

sten Thätigkeit, des rastlosen Strebens: Liebe und Verehrung kam ihm von allen Seiten entgegen. Wohl mochte Herder Recht haben, sie die goldene Zeit seines Lebens zu nennen. Schon bildeten sich die Keime zu alle dem, was sein Geist nachmals auf seiner glanzvollen Laufbahn Großes hervorgebracht hat. Der Zielpunct, zu dem seine wissenschaftliche Forschung hinstrebte, war die Menschheit in ihren reinsten Aeußerungen, in ihren ungetrübtesten, unverdorbensten Naturverhältnissen sowie in ihrer höchsten geistigen Thätigkeit und Cultur zu erfassen. Am liebsten beobachtet er das menschliche Geschlecht in den Zeiten, wo der freien Bewegung der Subjectivität noch keine starren Formen entgentreten, wo der Mensch im dunkeln Drange des Geistes die Wege der Cultur sucht und mit kindlicher Ahnung sein Dasein an die höhere Welt knüpft, welche aus den Wundern der ihn umgebenden Natur zu ihm spricht und in den Tiefen des Herzens sich verkündigt. Diesem Menschlichen forschte er nach in den Büchern der Geschichte wie in den Berichten der von fernen Naturvölkern erzählenden Reisenden. Die Sprache der Menschheit vernahm er in den verschiedenen Religionen, die er, wie Lessing, als die göttliche Erziehung des Menschengeschlechts ansah; ihre Herzenslaute flangen ihm entgegen aus der Poesie der Völker, die ihm nicht als eine letzte Frucht der geistigen Cultur, sondern als Ursprache der Menschheit erschien, deren Töne über die ganze Erde hin in tausend Zungen und doch in Einer Sprache erklingen. Zwei Werke waren es daher, die er sich schon damals mit jugendlicher Begeisterung als die Aufgaben seines Lebens hinstellte — die Geschichte der menschlichen Cultur und eine allgemeine Geschichte der Poesie. Alles, was während eines fruchtbaren schriftstellerischen Lebens seiner Feder entfloßen ist, kann man als Entwürfe und Bruchstücke dieser beiden Werke betrachten, deren größerer Theil nach dem Maß menschlicher Kräfte umgeschrieben bleiben mußte: allein es erfüllt sich hierin der Ausspruch eines großen griechischen Denkers, daß nothwendig das Ganze eher sein muß, als der Theil. Dieses Ganze trug er in seinem Geiste, der mit dem Lichte der Idee die entlegensten Räume erhellte. Herder verdanken wir die Unter-

weisung in der Kunst, Geschichte im universellen Sinne zu schreiben, worin es uns keine andere Nation gleichgethan hat. Durch ihn ist uns das innige Verständniß erschlossen für Sprache, Sitte und Poesie der Völker unter den verschiedensten Himmelsstrichen: auf ihn müssen wir zurückgehen, wenn wir uns rühmen, im Mittelpuncte der Weltliteratur zu stehen, wenn wir uns freuen, die Früchte der Dichtung von allen Ländern und Zonen nicht bloß unter unsern Himmel verpflanzen, sondern auch als Mitlebende genießen zu können, so daß wir seitdem die Blumen der Poesie in allen Dichtergärten des Orients und Occidents aufgesucht und einen zweiten Kranz der Dichtung zu dem eigenen hinzugefügt haben.

Die kritischen und literarhistorischen Abhandlungen, welche Herder in den Jahren 1766 und 1767 unter dem Titel *Fragmente über die neuere deutsche Literatur* in drei Abtheilungen herausgab, führten ihn zuerst in die deutsche Schriftstellerwelt ein. Die erste behandelt die Philosophie der Sprache, bespricht die Sprachgesetze, die Stilformen und den Versbau und beurtheilt danach die neuesten deutschen Schriftsteller: er will die Sprache von den Fesseln pedantischer Regeln befreien und verlangt phantasievollen Schwung des Ausdrucks selbst für die Prosa, deren schleppenden Periodenbau er verwirft. Alles heißt er willkommen, was der Sprache Feuer und Leben giebt, kühne Wendungen und Sprünge wie Ausdrücke der gemeinen Volkssprache, und von diesem zwischen Poesie und Prosa unruhig hin und her springenden Stil giebt gleich die eigene Darstellung ein geniales Beispiel. Die beiden folgenden Abtheilungen behandeln die orientalische, griechische und römische Poesie in fortgehender Parallele mit den deutschen Dichtern der neuesten Zeit und hebt mit einer begeisterungsvollen Beredsamkeit die Poesie der Griechen als höchstes Muster der Nachahmung hervor, Homer als das der Nachwelt für alle Zeiten entgegenstrahlende Vorbild. Ursprünglich wollte er diese *Fragmente* nur als Beilagen zu Lessing's *Literaturbriefen* betrachtet wissen, an deren Aussprüche sie anknüpften, sowie die bald darauf erscheinenden *kritischen Wälder oder Betrachtungen, die Wissenschaft und Kunst des Schönen betreffend* (1769), die

Untersuchungen des Lessing'schen Laokoon fortsetzten. Herder begann also damit, Lessing's Aufgaben zu den seinigen zu machen, und insofern schließt er sich unmittelbar an ihn als sein Schüler und Nachfolger an. Gleichwohl war ihr geistiges Wesen von vornherein zu verschiedenartig, als daß nicht in Methode und Form Herder's Weg ein ganz anderer sein mußte. In den Resultaten treffen sie mehrentheils zusammen; allein wenn Lessing dahin durch strenge Entwicklung der Begriffe gelangt, so ist es bei Herder mehr ein genialer Tact, der ihn das Richtige herausfühlen und herausgreifen läßt, auf welches er sich dann mit der Wärme des Enthusiasmus wirft, so daß der Blumen Schmuck, den seine lebhaft Phantasie darüber breitet, den Gang der Untersuchung fast verhüllt. Lessing geht in seiner Kritik von dem Einzelnen aus und steigt so zu dem Ganzen empor; Herder erfäßt das Ganze mit seiner Empfindung, er erregt unser Gemüth, unsere Einbildungskraft und versetzt uns in die Dichtung, in die Zeit und Eigenart des Volks, unter dem sie entstand, so daß wir ihr innerstes Leben mitempfinden: aber wenn er von dem Allgemeinen zum Besonderen übergeht, so verläßt ihn die Sicherheit, und es wird ihm selten möglich, unsern Verstand so zu überzeugen, wie er unser Gefühl gefangen genommen hat. Sehr bezeichnend ist es daher für Herder's Kritik, daß sie am liebsten bei der Lyrik und Volkspoesie verweilte, wo es mehr darauf ankommt, den Geist des Ganzen und die Empfindung richtig aufzufassen, daß er aber auf die innere Construction eines Drama's nicht einging und selbst Shakespeare's Dramen nur im Allgemeinen von Seiten der Original-Genialität als die wahre Naturpoesie pries. So wird es erklärlich, daß die enthusiastische Abhandlung über Shakespeare, welche in dem jüngeren Dichtergeblecht so mächtig zündete, begleitet ward von der nicht minder überchwänglichen Lobpreisung des Macpherson'schen Ossian, dessen nebelhafte Heldenbilder sich neben den lebensfrischen Gestalten Shakespeare's nicht besser ausnahmen, als Falstaff's Leute in Steifleinen neben den Percy's und Heinrich's. Diese Abhandlungen erschienen, als Herder schon mitten unter die deutsche Dichterchaar getreten war und durch persönlichen Ein-

fluß auf mehrere bedeutende Talente die Wirkung seiner Theorien verstärkte.

Herder hatte im Frühling 1769 sein Amt in Riga aufgegeben, weil bei aller Vielgeschäftigkeit, die es ihm auferlegte, doch die geistige Sphäre desselben ihm zu eng wurde. „Geliebt von Stadt und Gemeine“, — so schildert er selbst jenen entscheidenden Moment seines Jugendlebens — „angebetet von meinen Freunden und einer Anzahl von Jünglingen, die mich für ihren Christus hielten — ging ich demungeachtet vom Gipfel dieses Beifalls unter Thränen und Aufwallungen Aller, die mich kannten, ging ich weg, da mir mein Genius unwiderstehlich zurief: Ruhe deine Jahre und blicke in die Welt!“ Sechs Wochen lang befand er sich auf der See; Frankreich war das erste Ziel seiner Reise; seinen wissenschaftlichen Schätzen, seiner Literatur und Kunst sollte zunächst ein gründliches Studium gewidmet sein. Schon das Meer selbst, der Himmel mit dem Farbenshimmer der auf- und untergehenden Sonne oder dem in den Wellen sich spiegelnden Mondlicht und dem Funkeln der Gestirne regte seine dichterische Phantasie mächtig an; sie schweifte in fernen Zonen, begleitete die Züge wandernder Völker der Vorzeit oder schmückte die Träume seiner künftigen Bestimmung und seiner ins Unendliche greifenden Entwürfe. Und wie geisterhaft klangen ihm jetzt die Gesänge Ossians, da er sie auf der offenen Meerfluth las und ihm von fern die Küsten schimmerten, wo die Heldenthaten geschahen, welche Warden und Skalden verherrlichten. Von Frankreich aus hoffte er nach England und Schottland sich zu wenden. „Da will ich“ — so äußerte er sich in seinem Reisetagebuche — „die Gesänge eines lebenden Volks lebendig hören, sie in all der Wirkung sehen, die sie machen, die Dörfer sehen, die allenthalben in den Gedichten leben, die Reste dieser alten Welt in ihren Sitten studiren, eine Zeitlang ein alter Caledonier werden — und dann nach England zurück, um die Monumente ihrer Literatur und ihre zusammengeschleppten Kunstwerke und das Detail ihres Charakters mehr zu kennen.“

Diese Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Er nahm 1770 einen lockenden Antrag des Fürstbischofs von Cutin an, dessen Sohn als

Informator und Reiseprediger einige Jahre zu begleiten. Indes nach wenig Monaten, nachdem er den Prinzen über Darmstadt und Carlsruhe nach Straßburg begleitet hatte, löste er das Verhältniß wieder auf und lebte den Winter über in Straßburg, um ein Augenübel, an dem er schon seit seiner Kindheit litt, durch eine Operation gründlich heilen zu lassen. In der Zeit dieser schmerzhaften, langwierigen und nicht einmal gelungenen Cur war der junge Goethe sein treuester Gesellschafter, und es knüpfte sich ein Freundschaftsband, das für beide zu verschiedenen Zeiten ihres Lebens folgenreich werden sollte. Goethe hing lernbegierig an dem Munde des ältern Freundes und hat es dankbar bekannt, wie viel er den Stunden, die er in dessen Gesellschaft zubachte, schuldig geworden sei. Goethe war es, der das, was Herder in der Theorie wollte, aber als productiver Dichter nicht zu gestalten vermochte, zur poetischen Praxis machte. An den bald darauf erscheinenden Frankfurter gelehrten Anzeigen arbeiteten beide gemeinschaftlich, und Herder trat in innige Verbindung mit den frischen Geistesregungen, welche die rheinischen Gegenden damals zu erfüllen begannen.

Durch die Berufung nach Bückeburg als Hofprediger und Consistorialrath (1771) ward Herder wieder auf das Gebiet der Theologie geführt. Das Glück, das ihm in seiner Verbindung mit der geistvollen Caroline Flachsland, die er bei seiner ersten Durchreise durch Darmstadt kennen gelernt hatte, zu Theil wurde, war auch von einer neuen geistigen Erhebung begleitet. Er wählte sich jetzt ein Gebiet, wo Theologie und Poesie sich begegneten. Mit seinem Werke: *Älteste Urkunde des Menschengeschlechts* lehrte er, was dazumal den meisten Theologen fremd geblieben war, in den Schriften des alten Testaments Poesie finden und würdigen. Was hier mehr in poetischer Ahnung als mit wissenschaftlicher Forschung ausgesprochen ist, führte er später mit gründlicherem Studium in dem reiferen Werke: *Vom Geiste der hebräischen Poesie* (1782. 83) weiter aus. Hervorzuheben sind in einer Geschichte der deutschen Poesie die in dieser Schrift zahlreich verstreuten poetischen Beigaben, besonders die Uebersetzungen auserlesener Bruchstücke hebräischer Dichtungen, welche

in der Nachbildung morgenländischer Poesie späteren Uebersetzern zum Muster dienten. Der Geist der morgenländischen Poesie wurde erst durch diese Werke den Deutschen aufgeschlossen.

Die Universität Göttingen suchte Herder zu erwerben; doch wurden durch mancherlei kleinliche Intrigen die Unterhandlungen hingezögert. Da erfolgte durch Goethe's Vermittelung im Jahre 1776 Herder's Berufung nach Weimar zu der Stelle eines Hof- und Stadtpredigers, Consistorialraths und Generalsuperintendenten. Was er in diesem vielbeschäftigten Amte für das Herzogthum Weimar, was er als gelehrter Forscher auf den Gebieten der Geschichte, Philosophie und Theologie durch rastlose Thätigkeit und geistvolles Streben geleistet hat, ist in einer Geschichte der deutschen Dichtung nicht im Einzelnen zu erwähnen; nur das Hauptwerk seines Lebens, an welchem auch die Poesie ihren Antheil hat, ist hier kurz zu berühren, seine Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. Es ist der große Hymnus der Menschheit, die Schilderung des Urs der Schöpfung, dessen Krone sie ist, wie ihrer Entwicklung zur Cultur, deren Höhepunct als Humanität er uns in der classischen Bildung der Griechen in farbenreicher Darstellung vor Augen legt. Von diesen verfolgt er den weiteren Gang der menschlichen Bildungsgeschichte durch das Zeitalter römischer Weltherrschaft bis zu den Culturzuständen des Mittelalters, bei denen das Werk mit dem vierten Bande abgebrochen wurde.

Herder's gesamntes geistiges Leben wird von der Poesie getragen. Sie durchdringt alle seine Schriften, sie hob unter den Mühen des Tages, den oft schwer auf ihm lastenden Sorgen des Daseins seinen Blick über das Irdische empor und bewährte an ihm ihre heilende und stärkende Kraft noch an der Schwelle des Grabes. Allein die freie schöpferische Kraft, die anmuthige Leichtigkeit des poetischen Ausdrucks war ihm nicht eigen. Er steht auch als Dichter unter der Macht seines umfangreichen Wissens, der vorherrschend sittlich-didaktischen Richtung seines ganzen Wesens. Jedoch wo diese an ihrer Stelle sind, in dem Grenzgebiet, da Poesie und Prosa sich die Hand reichen, ist Herder vortrefflich. Daß auch das Lied nicht ganz davon ausgeschlossen war, zeigt das folgende.

Das Flüchtigste.

Tadle nicht der Nachtigallen
 Bald verhallend süßes Lied;
 Sieh, wie unter allen, allen
 Lebensfreunden, die entfallen,
 Stets zuerst die schönste flieht.

Und die Frische dieser Wangen,
 Deines Herzens rege Blut,
 Und die ahnenden Verlangen,
 Die am Wink der Hoffnung hangen —
 Ach, ein fliehend, fliehend Gut!

Sieh, wie dort im Tanz der Horen
 Lenz und Morgen schnell entweicht;
 Wie die Rose, mit Auroren
 Jetzt im Silberthau geboren,
 Jetzt Auroren gleich erbleicht.

Selbst die Blüthe deines Strebens,
 Aller Musen schönste Günst,
 Jede höchste Kunst des Lebens,
 Freund, du fesselst sie vergebens;
 Sie entschlüpft, die Zauberkunst.

Höre wie im Chor der Triebe
 Bald der zarte Ton verklingt.
 Sanftes Mitleid, Wahn der Liebe,
 Ach, daß er uns ewig blieb!
 Aber ach, sein Zauber sinkt.

Aus dem Meer der Götterfreuden
 Ward ein Tropfe uns geschenkt,
 Ward gemischt mit manchem Leiden,
 Leerer Ahnung, falschen Freuden,
 Ward im Nebelmeer ertränkt.

Aber auch im Nebelmeere
 Ist der Tropfe Seligkeit!
 Einen Augenblick ihn trinken,
 Kein ihn trinken und versinken
 Ist Genuß der Ewigkeit.

Die Form der Ode liebte Herder sehr. Seine ersten Gedichte, die ihn als Dichter bekannt machten, waren Hymnen und Oden in dithyrambischem Schwunge. Eine seiner vortrefflichsten Oden aus einer spätern Lebensperiode mag ihn auch von dieser Seite charakterisiren.

Deutschland, schlummerst du noch? Siehe, was rings um dich,
 Was dir selber geschah. Fühl' es, ermuntere dich,
 Eh' die Schärfe des Siegers
 Dir mit Hohn die Scheitel blößt!

Deine Nachbarin sieh, Polen, wie mächtig einst,
 Und wie stolz! o sie tniel, ehren- und schmuckberaubt,
 Mit zerrissenem Busen
 Vor drei Mächtigen und verstummt.

Ach, es halfen ihr nicht ihre Magnaten, nicht
 Ihre Edeln, es half keiner der Namen ihr,
 Die aus tapferer Vorzeit
 Ewig glänzen am Sterngezelt.

Und nun, wende den Blick! Schau die zerfallenen
Trümmer, welche man sonst Burgen der Freiheit hieß,
Unzerstörbare Nester;
Ein Wurf stürzte die sichern hin.

Weiter schaue. Du siehst, ferne in Osten steht
Dir ein Riese: du selbst lehrtest ihn, sein Schwert,
Seine Keule zu schwingen;
Zorndorf probte sie auch an dir.

Schau gen Westen; es droht, fertig in jedem Kampf,
Nielgewandt und entglüht, trokend auf Glück und Macht,
Dir ein anderer Kämpfer,
Der dir schon eine Locke nahm.

Und du säumetest noch, dich zu ermannen, dich
Klug zu einen? Du säumst, kleinlich im Eigennutz,
Statt des polnischen Reichstags,
Dich zu ordnen, ein mächtig Volk?

Soll dein Name verwehn? Willst du, zertheilet, auch
Knien vor Fremden? Und ist keiner der Väter dir,
Dir dein eigenes Herz nicht,
Deine Sprache nicht Alles werth?

Sprich, mit welcher? o sprich, welcher begehrtest du
Sie zu tauschen? Dein Herz, soll es des Galliers,
Des Kosaken, Kalmücken
Pulsschlag fröhnen? Ermuntre dich!

Wer sich selber nicht schützt, ist er der Freiheit werth?
Der gemaleten, die nur ihm gegönnet ward;
Ach, die Pfeile des Bündels!
Einzeln bricht sie der Knabe leicht.

Höfe schützen dich nicht; ihre Magnaten fliehn,
Wenn kaum nahet der Feind; Inful und Mitra nicht.
Wirf die lähmende Deutscherheit
Weg, und sei ein Germanien!

* * *

Träum' ich, oder ich seh' welch einen Genius
Niedererschweben! Er knüpft, einig verknüpft er
Zwei germanische Freundes=
Hände, Preußen und Oesterreich.

Wegen seiner Neigung zu dem Lehrhaften wählte er mit besonderer Vorliebe die Parabel, wozu auch die Beschäftigung mit der morgenländischen Poesie manche Anregung und manchen Beitrag lieferte. Sie sind größtentheils in einer eleganten Prosa verfaßt, ebenso die damit verwandten Paramythien, Umdichtungen griechischer Mythen nach einer ihnen ursprünglich fremden modernen Ansicht. In einem ähnlichen Sinne faßt er die Legende auf, worin er Beispiele einer hohen sittlich-religiösen Gesinnung poetisch verherrlichte. Der schönsten unter ihnen geben wir hier eine Stelle.

Der gerettete Jüngling.

Eine schöne Menschenseele finden
Ist Gewinn; ein schönerer Gewinn ist
Sie erhalten, und der schönst' und schwerste,
Sie, die schon verloren war, zu retten.

Sauct Johannes, aus dem öden Patmos
Wiederkehrend, war, was er gewesen,
Seiner Heerden Hirt. Er ordnet' ihnen
Wächter, auf ihr Innerstes aufmerksam.

In der Menge sah er einen schönen
Jüngling; fröhliche Gesundheit glänzte
Vom Gesicht ihm, und aus seinen Augen
Sprach die liebevollste Feuerseele.

„Diesen Jüngling,“ sprach er zu dem Bischof,
„Nimm in deine Hut. Mit deiner Treue
Stehst du mir für ihn! — Hierüber zeuge
Mir und dir vor Christo die Gemeinde.“

Und der Bischof nahm den Jüngling zu sich;
Unterricht ihn, sah die schönsten Früchte
In ihm blühen, und weil er ihm vertraute,
Rief er nach von seiner strengen Aufsicht.

Und die Freiheit war ein Netz des Jünglings.
Angelockt von süßen Schmeicheleien,
Ward er müßig, kostete die Wollust,
Dann den Reiz des fröhlichen Betruges.

Dann der Herrschaft Reiz; er sammelt' um sich
Seine Spielgesellen, und mit ihnen
Zog er in den Wald, ein Haupt der Räuber.

Als Johannes in die Gegend wieder
Kam, die erste Frag' an ihren Bischof
War: „Wo ist mein Sohn?“ „Er ist gestorben!“
Sprach der Greis und schlug die Augen nieder.
„Wann und wie?“ „Er ist Gott abgestorben,
Ist (mit Thränen sag' ich es) ein Räuber.“
„Dieses Jünglings Seele,“ sprach Johannes,
„Fordr' ich einst von dir. Jedoch wo ist er?“
„Auf dem Berge dort!“ „Ich muß ihn sehen!“
Und Johannes, kaum dem Walde nahest,
Ward ergriffen; eben dieses wollt' er.
„Führet,“ sprach er, „mich zu eurem Führer!“

Vor ihn trat er. Und der schöne Jüngling
Wandte sich; er konnte diesen Anblick
Nicht ertragen. „Fliehe nicht, o Jüngling,
Nicht, o Sohn, den waffenlosen Vater,
Einen Greis! Ich habe dich gelobet
Meinem Herrn und muß für dich antworten.
Gerne geb' ich, willst du es, mein Leben
Für dich hin; nur dich fortan verlassen
Kann ich nicht! ich habe dir vertrauet,
Dich mit meiner Seele Gott verpfändet.“

Weinend schlang der Jüngling seine Arme
Um den Greis, bedeckete sein Antlitz
Stumm und starr; dann stürzte statt der Antwort
Aus den Augen ihm ein Strom von Thränen.

Auf die Kniee sank Johannes nieder
Küßte seine Hand und seine Wange,
Nahm ihn neu geschenkt vom Gebirge,
Läuterte sein Herz mit süßer Flamme.
Jahre lebten sie jetzt unzertrennet
Mit einander; in den schönen Jüngling
Goß sich ganz Johannes schöne Seele.

Sagt, was war es, was das Herz des Jünglings
Also tief erkannt' und innig festhielt,
Und es wiederfand und unbezwingbar
Rettete? Ein Sanct=Johannes=Glaube,
Zutraun, Festigkeit und Lieb' und Wahrheit.

Unübertroffen ist Herder in dem Talent, sich in die Dichtung der verschiedenen Völker und Zeiten zu versetzen, die Poesie in ihren verschiedenartigsten Weisen zu erkennen und sie auf den heimischen Boden zu verpflanzen. Mit gleichem Feingefühl hat er die bilderreiche Poesie des Orients wie die vollendeten classischen Formen der griechisch römischen Poesie nachgebildet. Die Töne der Volksdichtung belauschte er in jeglicher Form, im einfach-herzlichen Liede, in der schaurigen Ballade des Nordens wie in der südlichen Gluth der Romanze. Die Sammlung von „Volksliedern“ (später „Stimmen der Völker in Liedern“) hatte zum Theil die Wirkung von Originaldichtungen und führte das Lied und die Ballade zuerst in echter Gestalt in unsere Literatur ein. Der mächtige Zug zur Volksdichtung erfaßte ihn nochmals an der Grenze seines Lebens, wo er mit den Romanzen vom Cid seine dichterische Laufbahn würdig abschloß. Die vollendete Handschrift legte er in die Hände seiner Frau wie ein letztes Vermächtniß, als er in dem letzten Sommer seines Lebens, sein nahes Ende vorahnend, in dem Bade zu Eger Heilung für seine langwierigen körperlichen Leiden suchte. Er starb zu Weimar am 18. December 1803.

In dem Cid beabsichtigte Herder mehr als eine bloße Uebersetzung altspanischer Romanzen zu liefern. Nach dem Vorgange einer geschmackvollen französischen Bearbeitung ordnete er sie zu einem epischen Ganzen, ließ weg, was aus dem innern Zusammenhange heraustritt oder unserm Geschmack widerstrebt, und faßte das Einzelne mit einem so innigen Dichtergemüth auf, daß diese Perle romantischer Heldendichtung ein Bild des spanischen Mitterthums im Refler der Gesittung unserer Zeit wird. Wir verweilen daher bei Betrachtung dieser Dichtung etwas länger.

Don Rodrigo Diaz de Bivar glänzte durch seine Heldenthaten unter den castilianischen Königen, Ferdinand I. († 1065), Sancho II. († 1072) und Alfons VI. († 1109) und ward in den Liedern des Volks als das Muster jeglicher ritterlichen Tugend gepriesen. Die Christen nannten ihn Campeador (Kämpfer), die Mauren Cid (Herr). Die erste Abtheilung der Romanzen

schildert uns den heldenmüthigen Jüngling, der, kaum dem Knabenalter entwachsen, die dem Vater widerfahrene Beleidigung an seinem Feinde Don Gormaz rächt.

Trauernd tief saß Don Diego,
Wohl war keiner je so traurig;
Gramvoll dacht' er Tag' und Nächte
Nur an seines Hauses Schmach;

Bindet ihrer aller Hände
Ernst und fest mit starken Banden:
Alle, Thränen in den Augen,
Stehen um Barmherzigkeit.

An die Schmach des edlen alten
Tapfern Hauses der von Painez,
Das die Inigos an Ruhme,
Die Albarcos übertraf.

Fast schon ist er ohne Hoffnung,
Als der jüngste seiner Söhne,
Don Rodrigo, seinem Muthes
Freund' und Hoffnung wiedergab.

Tief gekränkt, schwach vor Alter,
Fühlt' er nahe sich dem Grabe,
Da indeß sein Feind Don Gormaz
Ohne Gegner triumphirt.

Mit entflammten Tigeraugen
Tritt er von dem Vater rückwärts:
„Vater,“ spricht er, „Ihr vergesst,
Wer Ihr seid und wer ich bin.

Sonder Schlaf und sonder Speise,
Schläget er die Augen nieder,
Tritt nicht über seine Schwelle,
Spricht mit seinen Freunden nicht;

Hätt' ich nicht aus Euern Händen
Meine Waffenwehr empfangen,
Ahndet' ich mit einem Dolche
Die mir jetzt gebotne Schmach.“

Höret nicht der Freunde Zuspruch,
Wenn sie kommen ihn zu trösten;
Denn der Athem des Entehrten,
Glaubt' er, schände seinen Freund.

Strömend flossen Freudenthränen
Auf die väterlichen Wangen:
„Du,“ sprach er, den Sohn umarmend,
„Du, Rodrigo, bist mein Sohn.

Endlich schüttelt er die Bürde
Los des grausam stummen Grames,
Lasset kommen seine Söhne,
Aber spricht zu ihnen nicht;

Ruhe giebt dein Zorn mir wieder;
Meine Schmerzen heilt dein Unmuth.
Gegen mich nicht, deinen Vater,
Gegen unsres Hauses Feind

Hebe sich dein Arm!“ „Wo ist er?“
Rief Rodrigo; „wer entehret
Unser Haus?“ Er ließ dem Vater
Raum es zu erzählen Zeit.

Rodrigo sucht den stolzen Don Gormaz auf und erlegt ihn
im Zweikampf.

Thränen rannen, stille Thränen
Rannen auf des Greises Wangen,
Der, an seiner Tafel sitzend,
Alles um sich her vergaß,

Denkend an die Schmach des Hauses,
Denkend an des Sohnes Jugend,
Denkend an des Sohns Gefahren
Und an seines Feindes Macht.

Den Entehrten flieht die Freude,
 Flieht die Zuversicht und Hoff-
 nung:
 Alle kehren mit der Ehre
 Froh und jugendlich zurück.

Spricht er, weisend auf die Tafel.
 Reicher flossen nun Diego
 Seine Thränen: „Du, Rodrigo,
 Sprachst du, sprichst du mir dies
 Wort?“

Noch versenkt in tiefer Sorge,
 Sieht er nicht Rodrigo kommen,
 Der, den Degen unterm Arme
 Und die Händ' auf seiner Brust,

„Ja, mein Vater! Und erhebet
 Euer edles werthes Antlitz.“
 „Ist gerettet unsre Ehre?“
 „Edler Vater, er ist todt.“

Lang' ansieht den guten Vater,
 Mitleid tief im Herzen fühlend,
 Bis er zutritt, ihm die Rechte
 Schüttelnd: „Iß, o guter Greis!“

„Setze dich, mein Sohn Rodrigo!
 Gerne will ich mit dir speisen;
 Wer den Mann erlegen konnte,
 Ist der Erste seines Stammes.“

Weinend kniete Rodrigo,
 Küßend seines Vaters Hände;
 Weinend küßte Don Diego
 Seines Sohnes Angesicht.

Don Gormaz' Tochter Ximene ist durch des Vaters Tod in tiefe Trauer versetzt. Sie fleht den König Fernando um Gerechtigkeit und Bestrafung des Rodrigo.

Auf dem Throne saß Fernando,
 Seiner Unterthanen Klagen
 Anzuhören und zu richten,
 Strafend den und jenen lohnend:
 Denn kein Volk thut seine Pflichten
 Ohne Straf' und ohne Lohn;

„Sechs Monate sind es heute,
 Sechs Monate, großer König,
 Seit von eines jungen Kriegers
 Hand mein edler Vater fiel.

Als mit langer Trauerschleppe,
 Von dreihundert edlen Knappen
 Still begleitet, ehrerbietig
 Vor den Thron Ximene trat.

Viermal kniet' ich Euch zu Fü-
 ßen:
 Viermal gabt Ihr, großer König,
 Euer Wort mir, mir zusagend
 Rächende Gerechtigkeit.

Auf des Thrones tiefste Stufe
 Kniete sie demüthig nieder;
 Tochter sie des Grafen Gormaz,
 Hob sie so zu klagen an:

Noch ist sie mir nicht gewor-
 den:
 Jung und frech und übermüthig
 Spottet Eurer Reichsgesetze
 Don Rodrigo von Bivar.

Und Ihr schüßt ihn, edler Kö-
nig,
Ihr: denn wer von Euern Män-
nern
Seiner sich bemächtigt hätte,
Uebel wär' es ihm gelohnt.

Denkt daran, o großer König!
Und verzeihet einer Waise,
Der die Klag' auf ihren Lippen
Schmerzlich Euch ein Vorwurf wird.“

„Was Ihr spracht, sei Euch ver-
ziehen.“

Gute Kön'ge sind auf Erden
Gottes Bild; die ungerechten
Sind undankbar ihren treuen
Dienern, nähren Factionen,
Haß, Verfolgung, ew'ge Feindschaft,
Eufzer und Verzweiflung.

Sprach der König, „doch, Ximene,
G'nug geredet, und nicht weiter!
Euch erhalt' ich den Rodrigo;
Wie um seinen Tod Ihr jezo,
Werdet bald Ihr um sein Leben:
Und um seine Wohlfahrt flehn.“

Nicht lange, so hat der ritterliche Jüngling das Herz der
schönen Ximene gewonnen, und sie vermählten sich am Altare.

— Vorm Altare,

Oh' der Braut die Hand er reichte,
Sah er mit dem Blick der Liebe
Und sprach zu ihr, tiefbeschant:

„Fräulein, einen Mann von Ehre
Leider hab' ich Euch getödtet;
Denn es wollt' es Ehr' und Pflicht.
Diesen Mann geb' ich Euch wieder,
Und was Ihr mit ihm verloret,
Vater, Freund, Verwandte, Diener,
Alles geb' ich Euch; mit Allem
Mich Euch, Euren Eh'gemahl.“

Aus zog er den kühnen Degen
Vorm Altare, kehrt' zum Himmel
Seine Spitze: „Mich zu strafen,
Sprach er, „diene dieser da,
Wenn mein Lebenlang den Eid schwur
Ich verlege, Euch zu lieben
Und Euch Alles zu ersetzen,
Wie ich Euch vor Gott gelobt.
Und nun auf, mein guter Onkel,
Lyn Calvo, segnet uns!“

Ferdinand theilte das Reich unter seine Söhne Sancho,
Garzia und Alfons; ihrer Schwester Urraca verlieh er Zamora

und der jüngeren, Elvira, das Gebiet von Toro. Wenige Jahre nach des Vaters Tode bemächtigte sich Sancho gewaltsam des Erbes seiner Brüder, Garzia ward gefangen, Alfons floh zum Emir von Toledo, der ihn gastlich aufnahm und als Freund behandelte; Elvira wurde aus Toro in ein Kloster geschleppt. Allein Zamora leistete Widerstand, und Sancho zog mit seiner ganzen Kriegsmacht gegen die Stadt, vor der er durch die Hand eines verwegenen Mörders, Bellido Dolfos, ein frühes Ende finden sollte.

Die Herausforderung.

Sterbend, noch die letzten Blicke
Hingefehret gen Zamora.
Biegt der König bleich und todt.
Um den blut'gen Körper stehen
Ringsum seine besten Ritter;
Alle schweigen tief verstummt.

Traurig, doch mit edler Stimme,
Bricht der Eid das todte Schweigen
Und geleitete die Seele
Seines Herrn mitleidig so:

„Unglück-unglücksel'ge Stunde,
Als Ihr wider meinen Willen
Hierher vor Zamora zogt.
König, wer Euch das gerathen,
Scheute weder Gott noch Menschen,
Hieß Euch das Gelübde brechen
Eurer heil'gen Ritterpflicht.“

„Jetzt erscheint ihr vor dem Richter,

Der Euch Die, die Ihr bekriegtet,
Ernst als Eure Schwester zeigt,
Die ihr Leben, die ihr Erbtheil,
Das Ihr ihr abdringen wolltet,
Gegen Euch vertheidigte.“

„Ihr, das Schrecken aller Eurer
Brüder, Schwestern, Unterthanen,

Was seid jetzt Ihr? Eine Handvoll
Staubes, die indeß wir ehren,
Ehren woll'n mit aller Macht.“

„Krieger, eh' der Tag sich endet,
Muß ein Ritter vor Zamora,
Auszufordern Alle wegen
Schändlicher Verrätherei.“

Sprach es; doch niemand erhob
sich;

Alle, scheint es, Alle fürchten
Arias Gonsalo und seiner
Vier berühmten Söhne Muth.
Alle heften ihre Blicke
Auf den Eid, der weiter spricht.

„Krieger,“ sprach er, „meinen Eid=
schwur
Wisset Ihr, mich nie zu rüsten
Gegen dies Zamora. Doch
Einen Mann will ich Euch nennen,
Als wählt' ich ihn für mich selbst.“

Don Diego von Ordonno,
Der dem königlichen Leichnam,
Wie abwesend in Gedanken,
Traurig stumm zu Füßen saß,
Er, der Ritterschaft von Lara
Blüh'nder Ruhm, erhob die Stimme,
Mit unmuth'gem Laute so:

„Hat, sprach er, der Eid geschwo-
ren
Was er wohl nicht schwören sollte:
So entbrech' er sich, uns Einen
Herzunehmen, den er wählt.
Viele Ritter hat Castilien,
Wie, den er uns nennen würde!
Und, (doch ohn' ihn zu verachten,)
Ritter, selbst wie er, der Eid.
Wer die Forderung gen Zamora
Bringt und sie besteht, bin ich.“

Damit griff er zu den Waffen,
Und hinaus! hin vor die Mauer.
Da, mit aufgehobnen Händen
Und mit fürchterlicher Stimme,
(Seine Augen flammten Feuer
Zorns und Ehre,) sprach er so:

„Ihr, meineidige Verräther,
Niederträcht'ge Zamoraner,
Memmen! denn das seid Ihr alle,
Seit Ihr einer feigen Memme,
Einem niedrigen Verräther,
Menchelmörder meines Königs,
Dem Bellido Zuflucht gabt;
Denn Verräther ist der selber,
Welcher die Verräther schützt.“

„Ins Gesicht nenn' ich Euch solche,
Eure Vorfahrn, Euren Abstamm,
Und das Brod, das Ihr genie-
ßet,
Und das Wasser, das Ihr trinkt.“

„Daß Ihr's seid, will ich bewei-
sen:
Komme Einer gegen Einen,
Einer nach dem Andern fünf;
Diego Ordonno ist mein Name,
Unbescholtnen Bluts, aus Lara;
Und ich werf' Euch Zamoranern

Nicht, weil Ihr ihn nicht verdie-
net,
Meinen Handschuh hin: ein Pferd-
haar
Werf' ich Euch hin statt des Hand-
schuhs,
Gieß' aus dieser Tintenflasche
Schwarze Tint' Euch ins Gesicht.

Arias Gonfalo, der Edle,
Gab herunter von der Mauer
Ihm zur Antwort, kalt und fest:
„Ist es, was du redest, Wahr-
heit,
Lara, o so wär' ich lieber
Nie geboren; doch ich nehme
Deine Forderung an und hoffe,
Dir mit Gott es zu beweisen,
Daß Du, ein Verläumder, lügst.“

Damit stieg er von der Mauer,
Und versammelnd alle edlen
Zamoraner, sprach er so:
„Tapfre Krieger, Zamoraner,
Die das ganze Weltall ehret,
Findet unter Euch sich Einer
In den Schandverrath verflochten,
Nenn' er sich und tret' hervor!
Lieber will in meinem Alter
Ich auf fremder Erde sterben,
Tief versteckt in Dunkelheit,
Als um niederträcht'gen Mordes
Willen auf geschlossenem Felde
Ueberwinder sein im Kampf.“

„Fen'r vom Himmel falle nieder
Und verzehr' uns!“ riefen alle
Zamoraner, „wenn ein Einz'ger
Von uns auf die mindste Weise
Theil hat an der Frevelthat.
Fechten könnt Ihr mit gutem
Redlichen Gewissen, Graf.“

Die vier tapfern Söhne des Arias Gonfalo rüsteten sich zum
Zweikampf gegen Don Diego von Ordonno.

Nah' der Mauer von Zamora
 War zum grausen Todeskampfe
 Zubereitet schon der Platz.
 Schon durchritt ihn Don Diego,
 Mit der Stärke des Alciden,
 Seine jungen Feind' erwartend.

Schweigt, unglückliche Tromme-
 ten!
 Eines Vaters Eingeweide
 Wenden sich bei euerm Hall.

Wer den väterlichen Segen
 Erst empfing, es war Don Pedro,
 Er der Brüder ältester.
 Als er vor Diego's Antlitz
 Kam, begrüßt' er ihn bescheiden
 Als den ältern Kriegermann:

„Möge Gott, Euch vor Verräthern
 Schützend, Eure Waffen segnen,
 Don Diego! Ich erschein' hier,
 Von dem Schimpfe des Verrathes
 Mein Zamora zu befreien.“

„Schweig!“ erwidert Don Diego.
 „Denn Verräther seid ihr alle.“
 Und so trennen beide sich,
 Raum zu nehmen; beide rennen
 Mächtig los; es sprühen Funken;
 Ach, das Haupt des jungen Kriegers
 Trifft Diego; er zerspaltet
 Seinen Helm, durchbohrt sein Hirn:
 Pedro Arias stürzt vom Rosse
 In den Staub hin. Don Diego
 Hebt den Degen und die Stimme
 Fürchterlich hin gen Zamora;
 „Sendet einen Andern!“ rief er,
 „Dieser liegt.“ Es kam der Andre,
 Kam der Dritte, der auch fiel.

Schweigt, unglückliche Tromme-
 ten!
 Eines Vaters Eingeweide
 Wenden sich bei euerm Hall.

Thränen flossen, stille Thränen
 Auf des guten Greises Wangen,
 Als er seinen jüngsten Sohn,
 Seines Lebens letzte Hoffnung,
 Waffnete zum Todeskampf.

„Auf!“ sprach er, „mein Sohn
 Fernando!
 Mehr, als Du an meiner Seite
 Noch im letzten Kampf geleistet,
 Mehr verlang' ich nicht von Dir.
 Eh' Du in die Schranken eintrittst,
 So umarm' erst deine Brüder,
 Und dann blick' auf mich zurück!“

„Weint Ihr, Vater?“ „Sohn, ich
 weine.
 So weint über mich mein Vater
 Einst, beleidiget vom König
 Zu Toledo: seine Thränen
 Gaben mir des Löwen Stärke,
 Und ich bracht' ihm, welche Freude!
 Seines stolzen Feindes Haupt.“

Mittag war es, als der letzte
 Sohn des Grafen Arias,
 Don Fernando, auf den Platz trat;
 Dem Besieger seiner Brüder,
 Seinem stolzen Blick begegnet
 Er mit Ruh' und Festigkeit.

Dieser, spielend mit dem jungen
 Krieger, nahm den ersten Streich auf
 Auf die Brust; er war nicht tödtlich.
 Aber bald lag mit den Trümmern
 Ihrer Rüstungen der Kampfplatz
 Ueberdeckt. Gebrochen lagen
 Schon die Schranken, beide Rosse
 Reichen, durch und durch im Schweiß.

Als man ihnen Morgensterne,
 Kolben brachte, deren Eisen
 Blitzt' in ihrer beider Hand.
 Und der erste Schlag des Eisens
 In der stärkern Hand Ordonno's
 Traf — des edlen Jünglings Haupt.

Todtverwundet, (seinem Rosse,
Griff er um den Hals und hält sich
An der Mähn' ihm;) Hölleneifer
Giebt zum letzten Streich ihm Kraft.
Diesen Streich, er thut ihn tapfer;
Aber weil das Blut des Hauptes
Sein Gesicht bedeckt, so trifft er
Ach! die Zügel nur des Rosses,
Sie durchhau'nd. Es bäumt das

Rosß sich,
Wirft den Reiter aus den Schran-
ten.

Sieg! schrien alle Zamoraner;
Das Gericht des Kampfes schwieg.

Arias Gonsalo, zum Kampfplatz
Eilend, fand den Kampfplatz leer;
Sah den jüngsten Sohn verblühen,
Ihn verblühen, wie eine Rose,
Oh' sie sich entfaltete.

Schweigt, unglückliche Trommeten!
Eines Vaters Eingeweide
Wenden sich bei euerm Hall.

Donna Uraca gab ihrem Bruder Alfons, der noch in Toledo
verweilte, schnell von Sancho's Tode Nachricht.

Alfonso, Castiliens Herrscher.

„Fliegt, getreue Boten, flieget
Zu Alfonso meinem Bruder!“
Sprach Uraca. „Er vergisset
Seines Glückes in Toledo,
Da sein Glück ihn nicht vergißt.“

Sagt ihm, daß der Feind nicht
mehr ist,
Daß sein Bruder, Don Garzia,
Aus dem Kerker in das Grabmal
Seiner Ahnen wanderte.
Sagt ihm, daß die Castilianer,
Die Asturier, die Leoner
Ihn erwarten, ihren König,
Wie die Schwester ihren Bruder;
Sagt es ihm und flieget schnell.“

„Was zu thun?“ sprach Don
Alfonso;
„Ali-Maimon, dieser gute
Saracene, that mir Guts.
Was dem Flüchtling man erzeiget,
Thut man das auch einem König?
Ob mein neuer Stand dem Mauren
Wohlgefallte, weiß der Himmel.
Eines, weiß ich, ist mir nöthig,
Mit Vorsicht geheime Flucht.“

„In der Rundung dieser Mauern
Ist ein Ort,“ sprach der Gesandte,
„Niedersteigen wir zur Nacht.
Auf rückwärts beschlagenen Pferden
Eilen sicher wir davon.“

Angekommen in Zamora,
Zog Alfonso dann nach Burgos,
Und die Reichsversammlung sprach
„Erbe seid Ihr aller Thronen
Unsers großen Don Fernando;
Niemand streitet sie Euch jetzt,
Aber, ohn' Euch zu mißfallen,
Fordern wir von Euch den Eidschwur,
An dem Morde des Don Sancho
Theilgenommen nie zu haben,
Mittel- und unmittelbar;
Solchen Eidschwur uns zu leisten
Förmlich, wie es uns gefällt,
Und bekräft'gen ihn zu lassen
Von zwölf Eurer Edelsten.“

„Dieser Wunsch sei Euch gewäh-
ret,“
Sprach Alfonso; „morgen schwör' ich
In der Kirche der Gadea
Vor dem heiligen Altar.

Die Beleidigung verschmerzen
Ist das Merkmal höh'rer Seelen,
Ob sie sie gleich tief gefühlt.
Gält' es Rache, mir entflöhen
Meine Feinde nicht; ich folgte
Ihnen nach zum Firmament.

Hier, o Krieger, in des Friedens
Und der Liebe heil'ger Wohnung,
Hier blas' ich jetzt in die Lüfte
Das Gedächtniß meiner Schmach; .
Jegliches Gefühl der Rache
Geb' ich athmend hin den Winden.
Einzig trag' ich meine Waffen,

Die ich für mich selbst anlegte,
Einzig trag' ich für Castilien
Sie und für die Christenheit.
Hab' ich Stärke g'mug, so pflanz' ich
Meine Fahne gen Toledo,
Und, was dort ich dann erwerbe,
Heiße Neu = Castilien.

Unterdeß für jetzt, ihr Freunde,
Da uns eine Herberg' fehlt,
Ist uns baldigst die Erobrung
Eines kleinen Schlosses noth.
Wer auf mehr als Ehre wartet,
Der verlasse mein Panier."

Hiemit hob er auf die Fahne:
„Edle Fahne, schwinde, schwinde
Dich entfaltend durch die Lüfte!
Clarinetten und Trommeten,
Tönt! ihr Trommeln und ihr Pauken!
Euer Saamtgehall erschrecke
Nur die Schwachen und die Bösen
Und der falschen Heuchler Zunft."

Bald erfüllte der Eid mit dem Ruhm seiner Thaten ganz
Spanien. Valencia wird den Mauren abgenommen, und der
König, den seine Uebereilung längst gereut hat, erlaubt Ximenes,
nach Valencia zu ihrem Gemahl zu ziehen. Ein idyllisches Familien-
bild zeigt sich uns, als persische Gesandte dem Helden Geschenke
ihres Fürsten überreichen.

Eingeschlummert, matt vor Alter,
Saß auf seinem hölzern Stuhle
Eid, der Feldherr, neben ihm
Saß Ximene mit den Töchtern,
Stickend eine feine Leinwand.
Ihnen winkte mit dem Finger
Sie, des Vaters süßen Schlummer
Nicht zu stören; Alles schwieg:

Von der Größe seines Werthes
Drang durch Mauren und Araber
Hin ins ferne Persien.

Von des Helden Ruhm ergriffen,
Sandt' der Sultan ihm Geschenke,
Seidenstoffe, Specereien.

Als zwei persische Gesandte,
Den ruhmvollen Eid zu grüßen,
Kommen mit Geräusch und Pracht;
Denn der Ruf von seinen Thaten,

Angelangen mit Kameelen,
Traten vor ihn die Gesandten:
„Ruy Diaz," sprach der Eine
Mit hinabgesenktem Blick;
„Ruy Diaz! tapfrer Feldherr!

Unser mächtiggroßer Sultan
 Bent Dir seine Freundschaft an.
 Bei dem Leben Mahoms schwur er:
 Hätt' er Dich in seinem Lande,
 Wohl die Hälfte seines Reiches
 Gab' er gerne Dir als Freund.
 Seine Achtung Dir zu zeigen,
 Sendet er Dir die Geschenke."
 Ihm antwortete der Eid:

„Sagt dem Sultan, Eurem Herren,
 Daß die Ehre seiner Botschaft
 Ich empfangen unverdient.
 Was ich that, es war mir wenig;
 Was ich bin, ward oft verleumd et.
 Hätt' er sich bei uns erkundet,

Wer ich sei: er hätte schwerlich
 Mir die Ehre nicht erzeigt.
 Indeß, wär' er Christ, ich machte
 Ihn zum Richter meines Werths."

Also sprach der Eid und zeigte
 Ihnen darauf seine Schätze:
 Die Gemahlin und die Töchter,
 Zwar nicht überdeckt mit Perlen,
 Ohne Schmuck und Edelsteine,
 Doch des Herzens Güte und Unschuld
 Sprach aus jeglichem Gesicht.
 Ueber seiner Töchter Schönheit
 Waren beide hoch erstaunet
 Und noch mehr, noch mehr erstaunet
 Ueber seine schlichten Sitten,
 Ueber sein einfaches Haus.

Auch in Spanien besiegte
 Bald sein Ruhm die ärgsten Reider;
 Seine schönen edlen Töchter,
 Donna Sol und Donna Elvira,
 Fand der Lohn; an zwei Infanten
 Aragoniens und Navarra's
 Wurden glücklich sie vermählt.

Wir schließen mit der herrlichen Romanze, die uns den Helden in der Todesstunde schildert.

Fahnen, gute alte Fahnen,
 Die den Eid so oft begleitet
 In und siegreich aus der Schlacht,
 Raufchet ihr nicht in den Lüften
 Traurig, daß euch Stimm' und
 Sprache,
 Daß euch eine Thräne fehlt?
 Denn es brechen seine Blicke;
 Er sieht euch zum letzten Mal.

Lebet wohl, ihr schönen Berge,
 Ternel und Albarazin,
 Wo'ge Zeugen seines Ruhmes,
 Seines Glückes, seines Muths;
 Lebet wohl, ihr schönen Höhen,
 Und du Ausficht auf das Meer hin!

Ach, der Tod, er raubt uns Alles;
 Wie ein Habicht raubt er uns.
 Seht, es brechen seine Augen;
 Er blickt hin zum letzten Mal.

Was hat er gesagt, der gute
 Eid? Er liegt auf seinem Lager.
 Wo ist seine Eisenstimme?
 Raun noch kann man ihn verstehen,
 Daß er seinen Freund Babiça,
 Ihn noch einmal sehen will.

Babiça kommt, der treue
 Mitgefährt' des wackern Helden
 In so mancher mancher Schlacht.
 Als er die ihm wohlbekannten

Guten alten Fahnen siehet,
Die sonst in den Lüften wehten,
Hingebeugt aufs Sterbelager,
Unter ihnen seinen Freund:

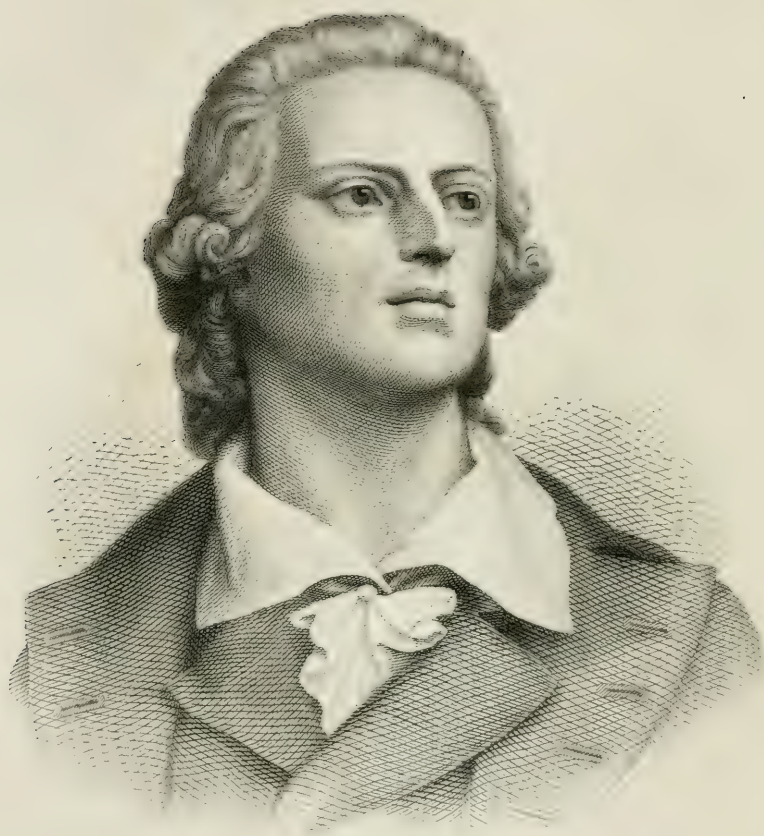
Gerne hätt' sich Alvar Fannez
Mit dem Tode jetzt geschlagen;
Ohne Sprache sitzt Ximene;
Cid, er drückt ihr noch die Hand.

Fühlt er seinen Lauf des Ruhmes
Nuch geendet, steht mit großen
Augen stumm da, wie ein Mann;
Sein Herr kann zu ihm nichts sprechen,
Er auch nichts zu seinem Herrn.
Traurig sieht ihn an Babiega,
Cid ihn an zum letzten Mal.

Und nun rauschen die Paniere
Stärker: durch das offene Fenster
Weht ein Wind her von den Hö-
hen;
Plötzlich schweigen Wind und Fah-
nen
Edel; denn der Cid entschläft.

Auf, nun auf! Trommeten, Trommeln,
Pfeifen, Clarinetten, tönet,
Uebertönet Klag' und Seufzen!
Denn der Cid befahl es da.
Ihr geleitet auf die Seele
Eines Helden, der entschlief.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.



SCHILLER

Christian Oeser's

Geschichte der deutschen Poesie

in Umrissen und Schilderungen.

Mit charakteristischen Proben.

Für gebildete Leser.

Vierte Auflage,

bearbeitet

von

I. M. Schaefer.

Zweiter Theil.

Mit dem Bildniß Schiller's nach Rietschel's Denkmal.

Leipzig,

Friedrich Brandstetter

1879.

Inhaltsverzeichnis des zweiten Theils.

Zweite Abtheilung.

Die neuere deutsche Poesie.

Vierter Abschnitt.

Das Zeitalter Herder's, Goethe's, Schiller's.
ca. 1770 — ca. 1805.

(Fortsetzung.)

	Seite
III. Goethe. Erste und mittlere Periode bis zur Rückkehr aus Italien	1
IV. Schiller bis 1787	46
V. Gleichzeitige Dramatiker	56
VI. Goethe und Schiller. 1788—1805	67
VII. Romane. Jean Paul	122
VIII. Lyriker und Didaktiker an der Grenze der beiden Jahr= hunderte	130

Fünfter Abschnitt.

Die neueste Poesie seit der Wiederbelebung der Romantik.

I. Die romantische Schule	140
II. Goethe's letzte Periode	188
III. Patriotische Lyrik in der Zeit der Befreiungskriege . . .	210

	Seite
IV. Die Romantik in der Restaurationsepöche	232
V. Uhland und verwandte Lyriker	252
VI. Oestreichische Dichter (Lyrik und Epos)	300
VII. Rückert. Platen	317
VIII. Chamisso. Heine. Freiligrath	349
IX. Drama. Roman	367

Zweite Abtheilung.

Die neuere deutsche Poesie.

Vierter Abschnitt.

Das Zeitalter Herder's, Goethe's, Schiller's.

ca. 1770 — ca. 1805.

III. G o e t h e.

Erste und mittlere Periode bis zur Rückkehr aus Italien.

Johann Wolfgang Goethe wurde am 28. August 1749 zu Frankfurt am Main geboren. Schon die erste Kindheit ward von einem freundlichen Geschick begünstigt. Seine Schönheit erregte Bewunderung, und sein Geist war mit einer Fülle von Naturanlagen ausgestattet, denen frühzeitig jedes Mittel zu reicher Entfaltung dargeboten wurde. Der strenge Ernst und der unermüdlische Lehreifer des Vaters, der nach Beendigung gründlicher juristischer Studien, zufrieden mit dem Range eines kaiserlichen Rath's, ohne ein öffentliches Amt in seiner Vaterstadt lebte, bildete frühzeitig den lernbegierigen Knaben und gab ihm, unterstützt von Privatlehrern, eine vielseitige Vorbildung für das wissenschaftliche Studium; der heitere, lebensfrohe Sinn der noch jugendlichen Mutter belebte die empfängliche Phantasie und nährte den Trieb zur Poesie. So war schon Goethe's erste Bildungsperiode ganz geeignet, die Grundlagen zu bereiten, auf denen seine fernere

Ausbildung mit Sicherheit fortbauen konnte. Nicht durch drückende Verhältnisse hatte er sich hindurchzuarbeiten, nicht in der Einsamkeit ländlicher Stille gewann er die ersten Eindrücke der Welt. Ihn umgab das rege Handelsleben einer der bedeutendsten Städte Deutschlands, er sah ein politisches Gemeinwesen um sich, das bei aller inneren Zerrüttung gleichwohl die Erinnerungen deutscher Vorzeit in ihm belebte; selbst den größeren historischen Ereignissen, so weit sie einem Deutschen damals nahe treten konnten, blieb er nicht fremd. Der siebenjährige Krieg riß auch die alte Reichsstadt aus dem Gleise der Gewohnheit, indem sie mehrere Jahre hindurch von den Franzosen besetzt war: die Schlacht bei Bergen (13. April 1759) ward fast unter den Mauern Frankfurts geliefert, und kaum hatte der Friede Deutschland wieder beruhigt, so konnte der schon mit der Geschichte und den staatsrechtlichen Verhältnissen vertraute Knabe sich bei dem glänzenden Feste der Kaiserkrönung Joseph II. (1764) in den Mittelpunkt des deutschen Reichs versetzt dünken.

Poetische Versuche beschäftigten ihn schon vielfach in den Knabenjahren, angeregt durch die Lectüre der Dichter, die des Vaters reichhaltige Bibliothek darbot. In Anacreontischen Liedern nach der Weise Gleim's, wie in geistlichen Oden, in denen Elias Schlegel und Creuz seine Muster waren, bildete sich zuerst die Sprache seiner Lyrik, welche die Töne des eigenen Herzens noch nicht zu finden vermochte. Klopstock's Messias und deren Nachahmungen übten gleichfalls ihren Einfluß, so daß er ein biblisches Epos Joseph entwarf und auszuführen begann. Mehrere Bände von Gedichten wurden sorgfältig gesammelt; eines dieser frühen Erzeugnisse seines poetischen Triebes, wahrscheinlich schon 1762 verfaßt, hat sich erhalten und giebt uns einen überraschenden Beweis von einer Gewandtheit in Sprache und Versbau, die schon den künftigen Meister ankündigt: poetische Gedanken über die Höllenfahrt Jesu Christi. Es ist eine Nachahmung des „jüngsten Gerichts“ von Johann Elias Schlegel, auch in Versmaß und Strophenbau. Wir heben als Probe einige Strophen aus.

heißen der freien Reichsstadt hatte er die Aussicht, daß seinem Sohn dereinst eine Stelle im Frankfurter Rathe zu Theil werden würde. 1765 begab sich der sechzehnjährige Goethe, wissenschaftlich genugsam vorgebildet, auf die Universität Leipzig.

Wenn er gehofft hatte, zu den Füßen der Meister der Wissenschaft Belehrung und Aufklärung über alles das zu erhalten, was seinen Geist in schwankenden Ahnungen bewegte, so mußte er bald einsehen, daß so hohe Erwartungen unbefriedigt blieben. Selbst Gellert, dem er ehrfurchtsvoll nahe getreten war, vermochte nur schwächere Talente an sich fesseln. Goethe konnte von seinen Vorlesungen und seiner Anleitung zu Stilübungen nur geringen Gewinn ziehen: statt für die Poesie den strebsamen Jüngling zu begeistern, mahnte er in den letzten Jahren seines Lebens mehr davon ab. Die Bühne zog Goethe an, aber die Stücke, welche damals an der Tagesordnung waren, selbst die besseren von Weisse und Elias Schlegel, konnten keine Racheiferung wecken. Das hohle Phrasenwesen, das in der damaligen Poesie die Herrschaft hatte, ward ihm mehr und mehr zuwider, und es wankte zugleich das Vertrauen auf das eigene Dichtertalent, das bisher ähnliche Wege eingeschlagen hatte.

Der Aufenthalt auf der Universität Leipzig war eine für Goethe's innere Entwicklung nothwendige Uebergangsperiode. Zwar niedererschlagend, zerstörend und verwirrend nach einer Seite, förderte er gleichwohl des Dichters individuelle Anlagen; er bildete schon das Eigenthümlichste seines Wesens aus, in dem Leben, in der eigenen Brust die Poesie zu finden. Der erste Schritt dazu waren die Dichtungen, welche sein Liebesverhältniß zu Käthchen Schönkopf hervorrief. Als er es durch Eifersüchtelei und Laune getrübt hatte und in einsamen Frühlingstagen wieder zu dem Baum trat, in dessen Rinde er ein Jahr zuvor ihre Namen übereinander eingeknickt hatte, erweckte der Anblick der jetzt von dem hervorquellenden Saft wie mit Thränen benetzten Namenszüge in ihm eine solche Nührung, daß er diesen Moment in eine Idylle verwandelte, die er nie ohne innige Bewegung lesen konnte. Da ist der Reim der echten Goethe'schen Poesie. Dieses Gedicht ist ver-

loren gegangen; aber wir besitzen als ältestes dramatisches Product unsers Dichters das kleine idyllische Lustspiel („Schäferspiel“) die Laune des Verliebten. Zwar hat es die Form des französischen Lustspiels, das er damals fleißig studirte, wie aus Uebersetzungsversuchen hervorgeht; aber die feine Charakteristik verräth den Beobachter des Herzens, der schon zu Erfahrungen in der Liebe Gelegenheit gehabt hat. Der launische Liebhaber, der eifersüchtig seiner Geliebten jeden frohen Genuß in anderer Gesellschaft verwehren möchte, wird durch die Unmuth ihrer Freundin so lebhaft angezogen, daß er im Bewußtsein der eigenen Schwäche fortan nachsichtig zu sein lernt.

In jene Zeit fiel das Erscheinen von Lessing's *Minna von Barnhelm*, dem ersten wahrhaft deutschen Drama, mit dem eine neue Epoche unserer dramatischen Dichtkunst begann. Goethe theilte die Begeisterung, die es überall in Deutschland erregte; er wirkte selbst bei Aufführungen in Familienkreisen mit. Das Stück wurde ihm vor allen ein Muster in der Anlage. Mehrere dramatische Entwürfe entstanden, von denen nur das Lustspiel *die Mitschuldigen* ausgeführt wurde. Anlage, Charakteristik und Darstellung, durch spätere Uebearbeitung verbessert, sind in diesem Drama meisterhaft; allein schlechte Menschen, die schließlich einander vergeben, weil jeder sich eines Vergehens gegen den Andern bewußt ist, sind ein allzu widerliches Sujet, um nicht den beabsichtigten heitern Eindruck zu vernichten. Es fehlte aber auch gerade damals dem jungen Dichter an jener Lebensfreudigkeit und Herzenswärme, die seine späteren Jugenddichtungen durchströmt. Die lyrischen Gedichte, welche er 1769 drucken ließ, gewöhnlich „*Leipziger Liederbuch*“ genannt, haben nicht die Gluth jugendlicher Empfindung, sondern die Flüchtigkeit des Genusses, den Wankelmuth der Neigungen und den Widerstreit des Sinnlichen und Sittlichen zum Inhalt. Manchmal klingt die Lebensphilosophie Wieland's durch, mit dessen Dichtungen er sich in jener Zeit viel beschäftigte. Man lese, um sich davon zu überzeugen, in der Sammlung der Goethe'schen Gedichte z. B. „*Unschuld*“ — im Nebelfleide dahinziehend und vor dem Sonnenlichte entfliehend — oder „*die Freude*“ —

zerstört durch genaue Betrachtung — „Glück der Entfernung“ — eine für ein Jünglingsherz gar kühle Betrachtung —. Ein anderes setzen wir hierher, weil es am besten von der Formgewandtheit jener Lieder Zeugniß giebt; denn die älteste Fassung weicht im Wesentlichen nicht ab, wenn auch die bessernde Hand des Dichters stellenweise nachgeholfen hat.

W e c h s e l.

Auf Kieseln im Bache da lieg' ich, wie helle!
 Verbreite die Arme der kommenden Welle,
 Und buhlerisch drückt sie die sehnsüchtige Brust;
 Dann führt sie der Leichtsinns im Strome danieder;
 Es naht sich die zweite, sie streichelt mich wieder;
 So fühl' ich die Freuden der wechselnden Lust.

Und doch, und so traurig, verschleißt du vergebens
 Die köstlichen Stunden des eilenden Lebens,
 Weil dich das geliebteste Mädchen vergift!
 O ruf' sie zurücke die vorigen Zeiten!
 Es küßt sich so süße die Lippe der Zweiten,
 Als kaum sich die Lippe der Ersten geküßt.

Mochte das Letztere auch noch in seinem Jugendleben eine Wahrheit werden: damals, als er dies dichtete, hatte der selbstverschuldete Verlust von Rätchens Liebe ihm sehr schwermuthsvolle Stunden bereitet, da er vergebens sich bemühte, ihre Neigung wiederzugewinnen. Die schwersten Tage jedoch brachte der Sommer von 1768, wo ein heftiger Blutsturz sein Leben in ernstliche Gefahr brachte, die zwar durch ärztliche Hülfe beseitigt wurde, doch so, daß noch lange Zeit eine große Körperschwäche zurückblieb. Seiner völligen Genesung halber begab er sich gegen den Herbst nach dem elterlichen Hause zurück. Es war eine unerquickliche Zeit, die er dort verlebte, für die Poesie so unergiebig, daß er Alles, was er zu seiner Zerstreuung aufs Papier geworfen hatte, vor seiner zweiten Abreise aus der Vaterstadt verbrannte.

Mit dem erneuten Gefühl der Gesundheit und des jugendlichen Frohsinns begab sich Goethe im Frühling des Jahres 1770

nach Straßburg, um seine juristischen Studien zu vollenden. Vielseitig nahmen ihn zugleich andere geistige Interessen in Anspruch, und unter diesen nahm die Poesie nicht die niedrigste Stelle ein. Mehr und mehr bildete sich die Selbstständigkeit seines Charakters, seiner Ansichten über Leben und Kunst heraus, und gerade an der Grenze Frankreichs sagte er sich von dem letzten Rest französischen Wesens los. „Freundschaft, Liebe, Brüderschaft — trägt die sich nicht von selber vor?“ das ward der Wahlspruch des Freundekreises, in dem er jetzt sich bewegte, und echt deutsche Gesinnung, Verehrung der vaterländischen Vorzeit ward hier eben so Herzenssache, wie im Göttinger Hainbunde. Das majestätische Münstergebäude erweckte in ihm eine enthusiastische Liebe zu der damals noch wenig geachteten altdeutschen Kunst. Als er nach Straßburg kam, huldigte er noch den von der antiken Baukunst abstrahirten Ansichten von der einfachen Schönheit, welche die sogenannte gothische Baukunst als geschmacklos verwarfen. Welch einen Eindruck das Münster, das er bei seiner Ankunft sogleich bestieg, auf den Jüngling machte, schildert er mit genialer jugendlicher Begeisterung in dem herrlichen Aufsatz über altdeutsche Baukunst (1772). „Als ich das erſtemal,“ schreibt er, „nach dem Münster ging, hatt’ ich den Kopf voll allgemeiner Erkenntniß guten Geschmacks. Auf Hörensagen ehrt’ ich die Harmonie der Massen, die Reinheit der Formen, war ein abgesagter Feind der verworrenen Willkürlichkeiten gothischer Verzierungen. Unter die Rubrik Gothisch, gleich dem Artikel eines Wörterbuchs, häufte ich alle synonymischen Mißverständnisse, die mir von unbestimmtem, ungeordnetem, unnatürlichem, zusammen gestoppeltem, aufgeflacktem, überladnem jemals durch den Kopf gezogen waren. Nicht gescheiter als ein Volk, das die ganze fremde Welt barbarisch nennt, hieß alles Gothisch, was nicht in mein System paßte, von dem gedrechſelten, bunten Puppen- und Bilderwerk an, womit unsere bürgerlichen Edelleute ihre Häuser schmücken, bis zu den ernstesten Resten der älteren deutschen Baukunst, über die ich, auf Anlaß einiger abenteuerlichen Schnörkel, in den allgemeinen Gesang stimmte: „Ganz von Zierat erdrückt!“ und so graute mir’s im

Gehen vorm Anblick eines mißgeformten krausborstigen Ungeheuers.

Mit welcher unerwarteten Empfindung überraschte mich der Anblick, als ich davor trat! Ein ganzer, großer Eindruck füllte meine Seele, den, weil er aus tausend harmonirenden Einzelheiten bestand, ich wohl schmecken und genießen, keineswegs aber erkennen und erklären konnte. Sie sagen, daß es also mit den Freuden des Himmels sei. Wie oft bin ich zurückgekehrt, diese himmlisch-irdische Freude zu genießen, den Riesengeist unserer ältern Brüder in ihren Werken zu genießen! Wie oft bin ich zurückgekehrt, von allen Seiten, aus allen Entfernungen, in jedem Lichte des Tags zu schauen seine Würde und Herrlichkeit! Schwer ist's dem Menschengeist, wenn seines Bruders Werk so hoch erhaben ist, daß er nur beugen und anbeten muß. Wie oft hat die Abenddämmerung mein durch forschendes Schauen ermattetes Auge mit freundlicher Ruhe gelegt, wenn durch sie die unzähligen Theile zu ganzen Massen schmolzen, und nun diese, einfach und groß, vor meiner Seele standen, und meine Kraft sich wonnevoll entfaltete, zugleich zu genießen und zu erkennen. Da offenbarte sich mir in leisen Ahnungen der Genius des großen Werkmeisters. Was stauist du? kispelt er mir entgegen. Alle diese Massen waren nothwendig, und siehst du sie nicht in allen älteren Kirchen meiner Stadt? Nur ihre willkürlichen Größen hab' ich zum stimmenden Verhältniß erhoben. Wie über dem Haupteingange, der zwei kleinere zur Seite beherrscht, sich der weite Kreis des Fensters öffnet, der dem Schiffe der Kirche antwortet und sonst nur Tageloch war, wie hoch darüber der Glockenplatz die kleineren Fenster forderte! das all' war nothwendig, und ich bildete es schön. Aber ach, wenn ich durch die düsteren erhabenen Oeffnungen hier zur Seite schwebe, die leer und vergebens da zu stehen scheinen. In ihre kühne schlanke Gestalt hab' ich die geheimnißvollen Kräfte verborgen, die jene beiden Thürme hoch in die Luft heben sollten, deren, ach, nur einer traurig da steht, ohne den fünfgethürmten Hauptschmuck, den ich ihm bestimmte, daß ihm und seinem königlichen Bruder die Provinzen umher huldigten. — Und so schied

er von mir, und ich versank in theilnehmende Traurigkeit, bis die Vögel des Morgens, die in seinen tausend Oeffnungen wohnen, der Sonne entgegen jauchzten und mich aus dem Schlummer weckten. Wie frisch leuchtet er im Morgenduftglanz mir entgegen, wie froh konnt' ich ihm meine Arme entgegen strecken, schauen die großen harmonischen Massen, zu unzählig kleinen Theilen belebt: wie in Werken der ewigen Natur bis aufs geringste Zäiserchen Alles Gestalt, und Alles zweckend zum Ganzen; wie das festgegründete ungeheuerere Gebäude sich leicht in die Luft hebt; wie durchbrochen Alles und doch für die Ewigkeit. Deinem Unterricht dank' ich's, Genius, daß mir's nicht mehr schwindelt an deinen Tiefen, daß in meine Seele sich senkt ein Tropfen der Wonne der des Geistes, der auf solch eine Schöpfung herabschauen und Gott gleich sprechen kann: es ist gut!"

Befreite sich der junge Goethe also von der einseitigen Bewunderung der Kunst der Renaissancezeit, so machte er sich bald darauf von der den Deutschen damals eingewurzelten Vorliebe für die französische Poesie mit demselben Glücke los. Denn in Straßburg hatte er mit seinen Freunden Gelegenheit, die Sitten der Franzosen, ihre Denkweise und Literatur recht genau kennen zu lernen und die vornehme Unnatur und Seichtigkeit, wie die Nüchternheit und Kälte der französischen Literatur einzusehen, um sich desto inniger zum Volksmäßigen, Natürlichen, Gehaltvollen und Gemüthlichen hinzuwenden, wovon die lebendigsten Reime in deutscher Kunst und Art vorzufinden und also weiter auszubilden und zu entwickeln waren. In diesem Anlauf kamen ihm die Studien des Shakspeare, den er im Original und in Wieland's Uebersetzung vornahm, trefflich zu Hülfe. Zu gleicher Zeit machte er Herder's Bekanntschaft und wurde in allen seinen jetzigen Ansichten nur mehr bestärkt und im Poetischen zur Volks- und Naturpoesie zurückgeführt. Seine Shakspeare-Rede, die er kurz nach seiner Rückkehr ins Vaterhaus bei einer von ihm veranstalteten Shakspearefeier vortrug, ist ein Seitenstück zu seiner Lobrede auf den Baumeister des Münsters. Eine besonders charakteristische Stelle heben wir daraus hervor: „Noch zur Zeit habe

ich wenig über Shakspeare gedacht; — geahnt, empfunden, wenn's hoch kam, ist das Höchste, wohin ich es habe bringen können. Die erste Seite, die ich in ihm las, machte mich auf Zeit Lebens ihm eigen; und wie ich mit dem ersten Stücke fertig war, stand ich wie ein Blindgeborener, dem eine Wunderhand das Gesicht in einem Augenblicke schenkt. Ich erkannte, ich fühlte aufs lebhafteste meine Existenz um eine Unendlichkeit erweitert, — Alles war mir neu, unbekannt, und das ungewohnte Licht machte mir Augenschmerzen. Nach und nach lernte ich sehen und, Dank meinem erkenntlichen Genius, ich zweifelte keinen Augenblick dem regelmäßigen Theater zu entsagen. Es schien mir die Einheit des Orts so kerkermäßig ängstlich, die Einheiten der Handlung und der Zeit lästige Fesseln unserer Einbildungskraft; ich sprang in die freie Luft und fühlte erst, daß ich Hände und Füße hatte.“ So schrieb der junge Dichter, als er den Götz zu bearbeiten begann.

Mit Herder lernte er auch den trefflichen Roman des britischen Dichters Goldsmith: der Landprediger von Wakefield, kennen, wo ihm eine idyllische Natur in ihrer reinsten Lebenswahrheit aufging. Wunderbar fügte es sich, oder war es eine Täuschung der Erinnerung später Zeit — daß er eben damals ein getreues Abbild dieser Idylle in der Familie eines Landpredigers fand. Es war dies in Sessenheim (Sesenheim), einem Dorfe in der Nähe von Straßburg, wo Friederike, die liebliche Tochter des Predigers Brion, bei dem er durch einen Universitätsfreund eingeführt war, die zartesten Empfindungen seines Herzens und seiner Lyrik erweckte. Wer kennt nicht die lieblichen Schilderungen, die der Dichter selbst uns von den Bonnetagen seines jugendlichen Liebesglücks gegeben hat?

„Die Anmuth ihres Betragens schien mit der beblühten Erde, und die unverwüßliche Heiterkeit ihres Antlitzes mit dem blauen Himmel zu wetteifern.“ In diesen Worten zeichnet sich das Bild der Geliebten klar vor uns hin.

Manch anmuthiges Lied aus dieser Zeit ist von Goethe unter seine Gedichte aufgenommen, andere sind später bekannt geworden. Wir führen nur das Mailied an, um zu zeigen, wie ganz anders

die Empfindung in seiner Dichtung lebt, als in den gezwungenen, gezierten, mehr dem Verstande als dem Herzen entquollenen Liedern der bisherigen deutschen Dichter, und wie weit er sich über seine Leipziger Lieder erhebt.

Mailied.

Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!

Es dringen Blüthen
Aus jedem Zweig
Und tausend Stimmen
Aus dem Gesträuch.

Und Freud' und Wonne
Aus jeder Brust.
O Erd', o Sonne!
O Glück, o Lust!

O Lieb', o Liebe!
So golden schön,
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höhen!

Du segnest herrlich
Das frische Feld,

Im Blüthendampfe
Die volle Welt.

O Mädchen, Mädchen,
Wie lieb' ich dich!
Wie blickt dein Auge!
Wie liebst du mich!

So liebt die Lerche
Gesang und Lust,
Und Morgenblumen
Den Himmelsduft,

Wie ich dich liebe
Mit warmem Blut,
Die du mir Jugend
Und Freud' und Muth

Zu neuen Liedern
Und Tänzen giebst.
Sei ewig glücklich,
Wie du mich liebst!

In diesem stillheitern Kreise der ländlichen Pfarrervfamilie ließ er sein von der Mutter angeerbtes und belebtes Erzählungstalent wieder walten; die neue Melusine, die er hernach niederschrieb und in seinen Wanderjahren abdrucken ließ, ist aus dieser Zeit.

Oft rief die Sehnsucht den glücklichen Jüngling nach dem geliebten Sessenheim hinaus; es waren die seligsten Stunden seiner Jugend. Einen solchen flüchtigen Besuch schildert uns ein herrliches Gedicht, das in jeder Zeile die volle Wärme der innigsten Liebe und die Wonne der Gegenliebe mitempfinden läßt.

Willkommen und Abschied.

Es schlug mein Herz; geschwind
zu Pferde!
Es war gethan fast, eh' gedacht;
Der Abend wiegte schon die Erde,
Und an den Bergen hing die Nacht;
Schon stand im Nebelkleid die Eiche,
Ein aufgethürmter Riese, da,
Wo Finsterniß aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.

Der Mond von einem Wolfenhügel
Sah kläglich aus dem Dufte hervor,
Die Winde schlangen leise Flügel,
Umsausten schauerlich mein Ohr;
Die Nacht schuf tausend Ungeheuer;
Doch frisch und fröhlich war mein
Muth;
In meinen Andern, welches Feuer!
In meinem Herzen, welche Gluth!

Dich sah ich, und die milde Freude
Floß von dem süßen Blick auf mich;
Ganz war mein Herz an deiner Seite
Und jeder Athemzug für dich.
Ein rosenfarbnes Frühlingswetter
Umgab das liebliche Gesicht,
Und Zärtlichkeit für mich — ihr Götter!
Ich hofft' es, ich verdient' es nicht!

Doch, ach, schon mit der Morgen-
sonne
Berengt der Abschied mir das Herz.
In deinen Küssen, welche Wonne!
In deinem Auge, welcher Schmerz!
Ich ging, du standst und sahst zur Erden,
Und sahst mir nach mit nassem Blick:
Und doch, welch Glück geliebt zu
werden!
Und lieben, Götter, welch ein Glück!

Noch liebeglühender lautet der Anfang in der ersten Fassung:

Mir schlug das Herz: geschwind zu Pferde
Und fort, wild, wie ein Held zur Schlacht!

Und am Schlusse der zweiten Strophe:

Mein Geist war ein verzehrend Feuer,
Mein ganzes Herz zerfloß in Gluth.

Solchen Liedern fühlen wir es an, daß keine Poesie die tiefe, innige Wahrheit, die herzugewinnende Gewalt gefunden hatte, die auch dem einfachsten Liede unnachahmlich eingehaucht ist.

Schon begannen auch, von Shakspeare's Riesengeiste geweckt, größere dramatische Entwürfe Gestalt zu gewinnen; die Faustsage klingt schon hin und wieder in seiner Seele an. Neben mannigfachen poetischen Beschäftigungen, zu denen noch Ausflüge in die schönen Landschaften des Elßasses anderweitige Zerstreuungen hinzubrachten, schloß er seine juristischen Studien soweit ab, daß er gegen den Herbst 1771 als Doctor der Rechte die Rechtspraxis

in seiner Vaterstadt beginnen konnte. Er nahm das reuige Gefühl mit sich, in Friederiken Hoffnungen erregt zu haben, die er sich nicht im Stande fühlte zu erfüllen. Es war ein schmerzliches Scheiden, und noch mehr zerriß ihre Antwort sein Herz, als sein Abschiedsbrief aus Frankfurt keinen Zweifel mehr gelassen hatte, daß es eine Trennung für immer sei. Nach acht Jahren sahen sie sich noch einmal wieder, beruhigt und versöhnt. Sie starb unvermählt 1813, gerade als der Dichter in seiner Selbstbiographie ihr Bild mit unvergänglicher Anmuth schmückte, so daß der Denkstein auf ihrem Grabe mit Recht die Inschrift trägt:

Ein Strahl der Dichtersonne fiel auf sie,
So reich, daß er Unsterblichkeit ihr lieh.

Indem den juristischen Beschäftigungen in Nebenstunden genügt werden konnte, zog ihn das rege literarische Leben, in das er durch Schloßser und mehr noch durch den Darmstädter Freundeskreis hineingeführt ward, am meisten zu sich hin. Er arbeitete an dem Drama Götz von Berlichingen, ward vertrauter mit den griechischen Dichtern, von denen ihn Pindar mit seinem männlichen Geiste aufs lebhafteste fesselte, und trat als Kritiker zu den Mitarbeitern an den Frankfurter gelehrten Anzeigen, die in ihren Theorien an Lessing und Herder anknüpften. An Merck, welcher die Seele dieses Kreises war, fand er einen rathenden und leitenden Freund, der für des Dichters damalige Entwicklung von wichtigem Einfluß war.

Im Frühling des Jahres 1772 begab sich Goethe nach Weimar, um dem Wunsche des Vaters gemäß den Proceß am Reichskammergericht zu studiren. Was er hier von dem höchsten Reichsgerichte kennen lernte, das damals Kaiser Joseph II. vergebens zu verbessern suchte, gab ihm nur eine weitere unerfreuliche Bekanntschaft mit den verworrenen deutschen Rechtszuständen, welche ihm manchen Zug in der Zeichnung des Zeitbildes seines Götz an die Hand gab. Von dem geistlosen Treiben der dort versammelten jungen Rechtsgelehrten zog er sich nach und nach zurück und lebte im Umgange mit wenigen Freunden und der schönen Natur.

In diesem stillen Sehnen und Träumen ergriff ihn die Liebesneigung zu Charlotte, der zweiten Tochter des Deutschordens-Amtmanns Buss, einem Mädchen, das mit aller Anmuth einer reinen, offenen Natur geschmückt war. Als er sie kennen lernte, war sie bereits die Verlobte seines Freundes, des hannoverschen Gesandtschaftssecretärs Kestner; doch keine argwöhnische Eifersucht, nicht die offengestandene leidenschaftliche Neigung des jungen Dichters trennte ihren Umgang und ihren Freundschaftsbund. Um nicht noch tiefer in leidenschaftliche Verwicklung hineingezogen zu werden und ein schönes Verhältniß wohl gar zu trüben, riß er sich im September durch männlichen Entschluß los; aber die Fülle der Empfindung klingt in den Briefen nach, welche er dem geliebten Paare vor wie nach der Vermählung widmete. Manche sind den schönsten Goethe'schen Gedichten an die Seite zu stellen, und da diese mehr, als die Briefe bekannt sind, so setzen wir einen Theil des in der Frühe des Weihnachtsfestes 1772 geschriebenen Briefes an Kestner her, weil er den Jüngling Goethe uns besser, als es Gedichte könnten, vor die Seele bringt. Zugleich haben wir die Reime des Werther vor uns.

Goethe an Kestner.

Christtag früh. Es ist noch Nacht, lieber Kestner! Ich bin aufgestanden, um bei Lichte Morgens nieder zu schreiben, das mir angenehme Erinnerungen voriger Zeiten zurückerst. Ich habe mir Kaffee machen lassen, den Festtag zu ehren, und will Euch schreiben, bis es Tag ist. Der Thürmer hat sein Lied schon geblasen; ich wachte darüber auf: Gelobet seist du, Jesu Christ! Ich habe diese Zeit des Jahres gar lieb. Die Lieder, die man singt, und die Kälte, die eingefallen ist, macht mich vollends vergnügt. Ich habe gestern einen herrlichen Tag gehabt. Ich fürchte für den heutigen. Aber der ist auch gut begonnen, und da ist mir's fürs Enden nicht Angst. Gestern Nacht versprach ich schon meinen lieben zwei Schattengesichtern, Euch zu schreiben; sie schweben um mein Bett wie Engel Gottes. Ich hatte gleich bei meiner Ankunft Lottens Silhouette angesteckt. Wie ich in Darmstadt war, stellen sie mein Bett herein, und siehe! Lottens Bild steht zu Häupten; das freute mich sehr. Lenchen hatte jetzt die andere Seite. Ich dank' Euch, Kestner, für das liebe Bild; es stimmt weit mehr mit dem überein, was Ihr mir von ihr schreibt, als alles, was ich imaginirt hatte. So ist es nichts mit uns,

die wir rathen, phantasiren und weissagen. Der Thürmer hat sich wieder zu mir gekehrt. Der Nordwind bringt mir seine Melodie, als bliese er vor meinem Fenster.

Gestern, lieber Restner, war ich mit einigen guten Jüngens auf dem Lande. Unsere Lustbarkeit war sehr laut, und Geschrei und Gelächter von Anfang zu Ende. Das taugt sonst nichts für die kommende Stunde; doch was können die heiligen Götter nicht wenden, wenn's ihnen beliebt! Sie gaben mir einen frohen Abend, ich habe keinen Wein getrunken, mein Aug' war ganz unbefangen über die Natur. Ein schöner Abend, als wir zurückgingen, es ward Nacht. Nun muß ich dir sagen, es ist immer eine Sympathie für meine Seele, wenn die Sonne lang' hinunter ist, und die Nacht vom Morgen herauf nach Nord und Süd um sich gegriffen hat, und nur noch ein dämmernder Kreis von Abend herausleuchtet. Seht, Restner, wo das Land flach ist, ist's das herrlichste Schauspiel. Ich habe jünger und wärmer stundenlang so ihr zugeesehen hinabdämmern auf meine Wanderungen. Auf der Brücke hielt ich still. Die düstere Stadt zu beiden Seiten, der stillleuchtende Horizont, der Widerschein im Fluß machte einen köstlichen Eindruck in meine Seele, den ich mit beiden Armen umfaßte. Ich lief zu den Gerod, ließ mir Bleistift geben und Papier und zeichnete zu meiner großen Freude das ganze Bild so dämmernd warm, als es in meiner Seele stand. Sie hatten alle Freude mit mir darüber, empfanden alles, was ich gemacht hatte, und war ich's erst gewiß, ich bot ihnen an, darum zu würfeln, sie schlugen's aus und wollen, ich soll's Mercken schicken. Nun hängt's hier an meiner Wand und freut mich heute wie gestern. Wir hatten einen schönen Abend zusammen, wie Leute, denen das Glück ein großes Geschenk gemacht hat, und ich schlief ein, den Heiligen im Himmel dankend, daß sie uns Kinderfreude zum Christ bescheeren wollen. Als ich über den Markt ging und die vielen Lichter und Spielsachen sah, dachte ich an Euch und meine Bubens [Lottens Brüder], wie Ihr ihnen kommen würdet, diesen Augenblick ein himmlischer Bote mit dem blauen Evangelium, und wie aufgerollt sie das Buch erbauen würde. Hätte ich bei Euch sein können, ich hätte wollen so ein Fest Wachsstöcke illuminiren, daß es in den kleinen Köpfen ein Widerschein der Herrlichkeit des Himmels gegläntzt hätte. Die Thorschließer kommen vom Bürgermeister und rasseln mit Schlüsseln. Das erste Grau des Tages kommt mir über des Nachbars Haus, und die Glocken lauten eine christliche Gemeinde zusammen. Wohl, ich bin erbaut hier oben auf meiner Stube, die ich lange nicht so lieb hatte, als jetzt. Sie ist mit den glücklichsten Bildern ausgezieret, die mir freundlichen Gutenmorgen sagen

Am Palmsonntag 1773 fand die Trauung des geliebten Paares statt. Wir fügen noch den kurzen inhaltsschweren Brief bei, den die erste Nachricht hervorrief; er läßt die Kämpfe ahnen, die damals die jugendliche Dichterbrust bewegten.

Goethe an Kestner.

Gott segn' Euch denn; Ihr habt mich überrascht. Auf den Charfreitag wollt' ich heilig Grab machen und Lottens Silhouette begraben. So hängt sie noch und soll denn auch hängen, bis ich sterbe. Lebt wohl. Grüßt mir Euren Engel und Lenchen. Sie soll die zweite Lotte werden, und es soll ihr eben so wohl gehen. Ich wandre in Wüsten, da kein Wasser ist; meine Haare sind mir Schatten, und mein Blut mein Brunn. Und Euer Schiff doch mit bunten Flaggen und Tauchzen zuerst im Hafen frent mich. Ich gehe nicht in die Schweiz. Und unter und über Gottes Himmel bin ich Euer Freund und Lottens.

Um diese Zeit war Götz von Berlichingen in zweiter Bearbeitung zum Abschluß gediehen und wanderte, auf des Dichters eigene Kosten gedruckt, 1773 in die Welt. In der ersten Bearbeitung, welche nachmals manche Verkürzungen erfuhr, hatte das Stück die Aufschrift „dramatisirte Geschichte“, wodurch treffend der mehr epische als dramatische Gang der Handlung bezeichnet war. Der Dichter giebt uns ein Charaktergemälde des biedereren, uneigennütigen Ritters, der in verworrenen Zeit zu muthiger Selbsthülfe greift und gegen die Tücke und Schlassheit, die ihn umgeben, ankämpft, bis er endlich einsieht, daß seine Zeit vorüber ist, und er die Freiheit, für die er gestritten hat, nur droben finden kann. Ohne der Träger einer planvoll zum Ziele schreitenden Handlung zu sein, hält er die Fäden des Stückes zusammen, und alle die Bewegungen im Beginn des Reformationszeitalters, welche mehr angedeutet, als zur dramatischen Schilderung herangezogen werden, dienen nur dazu, den Charakter des Helden von verschiedenen Seiten zu beleuchten. Von dieser Seite betrachtet, rundet sich das Stück ungeachtet des bunten Wechsels der Handlung und der Scenen, ungeachtet der Fülle des Stoffs, der auf geringen Raum zusammengedrängt wird, zur Einheit und Klarheit. Vornehmlich aber zeigt sich eine bewundernswürdige Reife des jugendlichen Dichters in der Zeichnung der Charaktere, die kaum in irgend einer seiner nachmaligen Schöpfungen übertroffen wird. Die Hauptcharaktere, die männlichen wie die weiblichen, treten plastisch hervor, selbst Nebenfiguren sind mit unvergleichlicher Wahrheit mit wenig feinen Zügen gezeichnet, und welche

Mannigfaltigkeit! der treuherzige Götz neben dem schwachen, von eiteln Entwürfen hin und hergetriebenen Weislingen, die hochherzige Elisabeth, das Bild der hingebenden Hausfrau, sowie die zartfühlende Maria neben der ränkevollen Adelsheid, welche, vom Ehrgeiz verstrickt, den Schirm der weiblichen Sittsamkeit von sich geworfen hat und tiefer und tiefer in Laster versinkt! Doch wer kennt nicht das herrliche Lebensbild, das in frischen Farben noch leuchtet, während über alle die Ritterschauspiele, die es hervorgerufen hat, sich längst das Dunkel der Vergessenheit gebreitet hat! „Gott segne dich,“ schrieb Herder noch zehn Jahre nach dem ersten Erscheinen, „daß du den Götz gemacht hast, tausendfältig!“

Dreißig Jahre später unternahm der Dichter das bedenkliche Geschäft, sein Jugendwerk für die Bühne zu bearbeiten und es theils durch einzelne neu eingeschobene Scenen, theils durch Verkürzung mehr zu einem geschlossenen Ganzen zu machen. In dieser späteren Bearbeitung, in der viele wesentliche Schönheiten geopfert sind, ohne daß die neuen Zugaben einen Ersatz bieten, pflegt das Stück auf unserer Bühne zu erscheinen. Das innerste Wesen desselben charakterisirt Goethe selbst in den Worten, womit er in dem Maskenzuge eines Festspiels den Götz von Berlichingen vorführt.

— Dieses Bild führt uns heran die Zeit,
Wo Deutschland, in und mit sich selbst entzweit,
Verworren wogte, Scepter, Krummstab, Schwert,
Feindselig eins dem andern zugekehrt,
Der Bürger still sich hinter Mauern hielt,
Des Landmanns Kräfte kriegerisch aufgewühlt,
Wo auf der schönen Erde nur Gewalt,
Verschmigte Habsucht, kühne Wagniß galt.

Ein deutsches Ritterherz empfand mit Pein
In diesem Wust den Trieb gerecht zu sein.
Bei manchen Zügen, die er unternahm,
Er half und schadete, so wie es kam;
Bald gab er selbst, bald brach er das Geleit,
That recht und unrecht in Verworrenheit,
So daß zuletzt die Woge, die ihn trug,
Auf seinem Haupt verschlingend überschlug,
Er würdig-kräft'ger Mann, als Macht gering,
Im Zeitensturm unwillig unterging.

Ihm steht entgegen, selbstgewiß, in Pracht
 Des Pfaffenhofes listgesinnte Macht,
 Gewandter Männer weltlicher Gewinn
 Und leidenschaftlich wirkend Frauensinn.
 Das wankt und wogt, ein streitend Gleichgewicht,
 Die Ränke siegen, die Gewalt zerbricht

Die Leiden des jungen Werthers ist ein lyrischer Roman, der sich aus den innern Erlebnissen der erregten Jünglingsnatur gebildet hat: er trägt den Stempel seines von schweren Kämpfen bewegten Herzens. Hatte Goethe selbst auch die Kraft gehabt, sich über die Leidenschaft zu erheben und den freien Blick ins Leben wiedergewonnen, so gab ihm der Selbstmord des jungen Jerusalem, dessen Schwermuth ihm in Leipzig und in Wezlar Theilnahme eingeflößt hatte, einen erschütternden Beweis, zu welchem Ausgange es führe, wenn man „sein Herz wie ein krankes Kind halte,“ und wie viele Jünglinge jener gefühlsschwelgenden Zeit sah er hart an diesem Abgrunde! So knüpfte sich an das Selbsterlebte das unglückliche Geschick an, das ihn mit lebhaftestem Mitgefühl ergriffen hatte: dem kräftig in die Welt eingreifenden Gög folgt der in Schwermuth sich verzehrende Werther.

Wenn auch die mächtigste Wirkung dieses Romans etwas durch den Zeitpunkt seines Erscheinens (1774) bedingt war und durch die damals krankhaft gesteigerte Empfindsamkeit begünstigt wurde, so liegt in ihm doch eine Wahrheit der Poesie, die von dem Wechsel der Culturrichtungen unabhängig ist und wirksam bleibt, so lange es warmschlagende Menschenherzen giebt. Er zieht uns in die innere Entwicklung einer Gefühlswelt hinein und berührt alle Saiten des Herzens mit ergreifender Gewalt. Hier ist keine haltlose Gefühlschwärmerei: Alles hat individuelles Leben. Die Natur in ihrer Lieblichkeit und in ihren Schauern, die harmlose Kinderwelt und die Kämpfe des Jünglings mit der kalten Welt, mit der widerstrebenden Wirklichkeit gehen in einer Reihe von Lebensbildern an uns vorüber, und jeder einzelne Charakter wird mit treffenden Zügen gezeichnet. Nicht wollte Goethe damit den Selbstmord vertheidigen, wohl aber mit psychologischer Feinheit erklären,

wie die Krankheit des Gemüths endlich zu dem Ueberdruß am Leben und dem Entschlusse, es von sich zu werfen, führen kann. Da man damals an didaktische Tendenzdichtung gewöhnt war, so wurde der Sturm des Beifalls auch von manchen Angriffen auf den Verfasser begleitet, unter denen ihn am empfindlichsten der Unwille berührte, womit Kestner und Charlotte die Dichtung, die von ihrer Persönlichkeit und ihrem Verhältnisse zu Goethe so Vieles in sich aufgenommen hatte, empfangen; die Innigkeit ihrer Freundschaft ließ sich ungeachtet der beschwichtigenden Herzlichkeit des Dichters nie wieder ganz herstellen.

Mit dem wachsenden Ruhme des jungen Dichters mehrte sich zugleich der Kreis bedeutender Zeitgenossen, mit denen er in engere Verbindung trat. Lavater besuchte ihn auf einer Reise an den Rhein, auf der er ihn eine Strecke begleitete, und schloß mit ihm einen innigen Freundschaftsbund. Klopstock, mit dem er schon Briefe gewechselt hatte, wohnte 1774 im Goethe'schen Hause auf der Durchreise nach Carlruhe und hörte eine Vorlesung der bis dahin vollendeten Scenen des Faust an. Zwei Epochen unserer Poesie reichen sich die Hand: der Dichter des Messias neben dem Dichter des Faust! Mit Friedrich Heinrich Jacobi, der sich nachmals durch seine philosophischen Schriften eine Stelle unter den vorzüglichsten Philosophen Deutschlands erwarb, genoß er Stunden jugendlicher Begeisterung, die beiden unvergänglich blieben. Die weimarischen Prinzen, von denen der ältere, Karl August, im Jahre 1775 die Regierung des Herzogthums antrat, ließen ihn sich bei ihrem Aufenthalte in Frankfurt durch ihren Hofmeister von Knebel vorstellen.

Auch das häusliche Glück schien nicht mehr fern zu sein; das Band der wärmsten Herzensneigung vereinte ihn mit Elisabeth Schönmann, einer feingebildeten Frankfurterin, der Lili seiner Lieder. Die Schwierigkeiten, die sich dieser Verbindung von Seiten der Mutter und der Verwandten Lili's entgegenstellten, vermochten sie nicht zu überwinden. Vergebens, daß sich nach der Schweizerreise, die Goethe im Frühling 1775 in Begleitung der Brüder Stolberg unternahm, auf eine Zeitlang das Verhältniß

zu seiner Verlobten herstellte; im Herbst löste es sich auf. Erst jetzt wissen wir, wie viel edler und männlicher sich Goethe hierbei zeigte, als seine eigene Schilderung vermuthen läßt. Wie in Weimar war es der Sieg der sittlichen Natur, des Pflichtgefühls über die Leidenschaft. Unter solchen Umständen mußte es für Goethe rathsam erscheinen, Frankfurt auf einige Zeit zu verlassen; er folgte der wiederholten Einladung des Herzogs Karl August und traf in der Frühe des 7. Novembers in Weimar ein.

Uebersichten wir, was in den letzten beiden Jahren, deren Lebensereignisse wir kurz zusammengefaßt haben, seine geistige Productivität hervorbrachte, so treffen wir auf keine Schöpfung, die an Götz oder Werther reichte; aber sein Geist war mit nicht minder großen Problemen beschäftigt, die jedoch nicht über den Entwurf hinauskamen. Er begann den *Faust*, von dem viele der bewunderten Scenen (*Faust's* erstes Selbstgespräch, ein Theil der Unterredungen mit Mephistopheles, Auerbachs Keller und die Margareten-Scenen bis zur Gartenscene) damals niedergegeschrieben wurden, ohne daß schon der Plan und die organische Verknüpfung vollständig vorlag, und dichtete zwei Acte eines der Idee nach verwandten *Prometheus*: er machte den Plan zu einem Drama *Mahomet* sowie zum *Cäsar*, in denen er die Macht des weltbezwingenden Genius zu verherrlichen gedachte. Vom „*Mahomet*“ sind uns zwei Hymnen aufbewahrt. In der einen erhebt der begeisterte Prophet sein Herz den Gestirnen entgegen und spricht seine glühende Andacht dem Erschaffenden aus. Die zweite sollte von Ali und Fatema mitten im Gelingen des großen Werks vortragen werden: sie schildert den Sieg der geistigen That, die, als unscheinbare Quelle auf der Höhe des Felsens entsprungen, als Strom durch die Ebene stolz dahinfließt und die kleinern Bäche mit sich fortreißt. Sie steht unter Goethe's Gedichten mit der unverständlichen und nicht einmal richtigen Aufschrift „*Mahomet's Gesang*.“

Mahomets Gesang.

Seht den Felsenquell,
Freudehell,
Wie ein Sternblick;
Ueber Wolken
Nährten seine Jugend
Gute Geister
Zwischen Klippen im Gebüsch.

Jünglingfrisch
Tanzt er aus der Wolke
Auf die Marmorfelsen nieder,
Jauchzet wieder
Nach dem Himmel.

Durch die Gipfelgänge
Jagt er bunten Kiesel nach,
Und mit frühem Führertritt
Reißt er seine Bruderquellen
Mit sich fort.

Drunten werden in dem Thal
Unter seinem Fußtritt Blumen,
Und die Wiese
Lebt von seinem Hauch.

Doch ihn hält kein Schattenthal,
Keine Blumen,
Die ihm seine Knie' umschlingen,
Ihm mit Liebesaugen schmeicheln:
Nach der Ebne dringt sein Lauf
Schlangenwandelnd.

Bäche schmiegen
Sich gesellig an. Nun tritt er
In die Ebne silberprangend,
Und die Ebne prangt mit ihm,
Und die Flüsse von der Ebne
Und die Bäche von den Bergen

Jauchzen ihm und rufen: Bruder!
Bruder, nimm die Brüder mit,
Mit zu deinem alten Vater,
Zu dem ew'gen Ocean,
Der mit ausgespannten Armen
Unser wartet,
Die sich, ach, vergebens öffnen,
Seine Sehnenenden zu fassen;
Denn uns frißt in öder Wüste
Gier'ger Sand; die Sonne droben
Saugt an unserm Blut; ein Hügel
Hemmet uns zum Teiche! Bruder,
Nimm die Brüder von der Ebne,
Nimm die Brüder von den Bergen
Mit zu deinem Vater mit!

Kommt ihr alle! —
Und nun schwilt er
Herrlicher; ein ganz Geschlecht
Trägt den Fürsten hoch empor!
Und im rollenden Triumph
Giebt er Ländern Namen, Städte
Werden unter seinem Fuß.

Unaufhaltsam rauscht er weiter,
Läßt der Thürme Flammengipfel,
Marmorhäuser, eine Schöpfung
Seiner Fülle, hinter sich.

Cedernhäuser trägt der Atlas
Auf den Riesenschultern; tausend
Wehen über seinem Haupte
Tausend Flaggen durch die Lüfte,
Zeugen seiner Herrlichkeit.

Und so trägt er seine Brüder,
Seine Schätze, seine Kinder
Dem erwartenden Erzeuger
Freudebrausend an das Herz.

Ein anderer eben so wenig auf lange Zeit festgehaltener Plan
war die epische Behandlung der Volkssage vom ewigen Juden,

welcher ruhelos die Erde durchwandert und die verschiedensten Epochen der Weltgeschichte miterlebt: daher sollte die Sage dem Dichter ein Faden sein, um die hervorragenden Punkte der Kirchengeschichte zu behandeln. Da wir als Proben vorzugsweise die minder allgemein bekannten Dichtungen auswählen, so stehe hier ein Bruchstück, worin der Moment geschildert wird, da der Heiland nach 3000 Jahren auf die Erde zurückkehrt, um sich von dem Zustande seiner Glaubensanhänger genau zu unterrichten. Statt der Religion der Liebe findet er dort Zwietracht und niedere Begierde.

Wo, rief der Heiland, ist das Licht,
 Das hell von meinem Wort entbrommen!
 Weh', und ich seh' den Faden nicht,
 Den ich so rein vom Himmel 'rab gesponnen.
 Wo haben sich die Zeugen hingewandt,
 Die treu aus meinem Blut entsprungen?
 Und ach, wohin der Geist, den ich gesandt!
 Sein Wehn, ich fühl's, ist all verflungen.
 Schleicht nicht mit ew'gem Hungersinn,
 Mit halbgekrümmten Klauenhänden,
 Verfluchten eingedorrten Lenden
 Der Geiz nach tückischem Gewinn,
 Mißbraucht die sorgenlose Freude
 Des Nachbars auf der reichen Flur
 Und hemmt in dürrem Eingeweide
 Das liebe Leben der Natur?
 Verschließt der Fürst mit seinen Sklaven
 Sich nicht in jenes Marmorhaus
 Und brütet seinen irren Schafen
 Die Wölfe selbst im Busen aus?
 Ihm wird zu grillenhafter Stilleung
 Der Menschen Markt herbeigerafft;
 Er speist in ekelhafter Ueberfüllung
 Von Tausenden die Nahrungskraft.
 In meinem Namen weicht dem Bauche
 Ein Armer seiner Kinder Brod;
 Mich schmäht auf diesem faulen Schlauche
 Das goldne Zeichen meiner Noth.

Angesichts dieser großartigen Entwürfe können die in diesen Jahren nach dem Götz fertig gewordenen dramatischen Dichtungen

nur als Nebenarbeiten bezeichnet werden. Das bürgerliche Trauerspiel *Clavigo* wurde unmittelbar nach der Vollendung des *Werther* rasch hingeworfen, als das fast dramatisch geschriebene *Memoire*, worin Beaumarchais seinen Rechtshandel mit dem spanischen Journalisten *Clavigo* schildert, den Dichter mit lebhaftestem Interesse erfüllt hatte, um so mehr, als eben jenes Schwanken zwischen Gemüthsregungen und verständiger Ueberlegung, zwischen treuem Festhalten am gegebenen Worte und ehrgeizigen Lebensplänen auch ihm manchen Kampf bereitet und schon in der Rolle des Weislingen einen Ausdruck gefunden hatte. Meisterhafte Scenen sind diejenigen, wo in den Gesprächen zwischen *Clavigo* und seinem kalt überlegenden Freunde *Carlos* das unschlüssige Gefühl und der klare Verstand sich bekämpfen. In der Darstellung des leidenschaftlichen Beaumarchais bewährt der Dichter nicht die ihn sonst auszeichnende Mäßigung; die weiblichen Charaktere sind nur skizzirt. Der tragische Schluß, den der thatsächliche Hergang nicht an die Hand gab, ist mehr äußerlich angehängt, als durch den innern Gang der Handlung als nothwendig herbeigeführt. Wenn schon hier in der Sprache *Clavigo's* und *Mariens*, seiner verlassenen Verlobten, eine matte Sentimentalität uns unangenehm berührt, so finden wir diese noch weit mehr in dem in Frankfurt gedichteten, aber erst 1776 erschienenen „Schauspiel für Liebende“ *Stella*, das sich mit empfindsamen Ergüssen weiblicher Liebeschwärmerei füllt und weder durch die Doppelehe, wie in der ersten Bearbeitung, noch durch den Selbstmord des Liebhabers einen genügenden dramatischen Abschluß erhalten hat. Wenig bekannt sind die ergreifenden Zeilen, welche ein an Lili gesandtes Exemplar dieses Drama's begleiteten und ein Licht auf das innige Verhältniß zu ihr werfen.

Im holden Thal, auf schneebedeckten Höhen
 War stets Dein Bild mir nah;
 Ich sah's um mich in lichten Wolken wehen,
 Im Herzen war mir's da.
 Empfinde hier, wie mit allmächt'gem Triebe
 Ein Herz das andre zieht,
 Und daß vergebens Liebe
 Vor Liebe flieht.

Auch das nahverwandte Gedicht „an ein goldenes Herz“ dürfte gleichzeitig in Thüringens Bergen entstanden sein, nicht, wie Goethe angiebt, auf der Höhe des Gotthard.

Solchen empfindsamen Productionen gegenüber, zu denen wir auch die ersten, später ganz verworfenen, Bearbeitungen der Singspiele Erwin und Elmire und Claudine von Villabella rechnen können, genießen wir die ganze Frische des jugendlichen Humors in den kleinen satirischen Dramen, und die altdeutsche fecke Derbheit, welche an die Fastnachtsspiele des Hans Sachs erinnert, schließt eine echtere Quelle genialer Poesie in sich als die sentimentalen Concessionen an die empfindungsfulge Zeit, welche sein Humor im Vater Brey, in Götter, Helden und Wieland mit ergötzlichem Witz bespöttelt. Das Jahrmaktsfest zu Plundersweilern, Satyros, Künstlers Erdewallen sind ebenfalls kleine dramatische Lebensbilder in niederländischer Manier.

Mit der Reise nach Weimar trat eine neue für Goethe's Entwicklung entscheidende Lebensperiode ein. Dort empfing ihn ein hochmüthiger Fürst, der unvergeßliche Karl August, erfüllt von jugendlichem Drange, seine frische Lebenskraft frei zu entfalten, eine rege Thätigkeit um sich zu beleben und Großes zu schaffen, ein Hof, welcher unter dem Einflusse der geistvollen Herzogin Mutter, Anna Amalie, die beengenden Schranken der herkömmlichen Etikette zu durchbrechen und sich seit Wieland's Eintritt mit dem Reiz poetischer Genialität zu schmücken begann, ein Frauenkreis, welcher Schönheit und Anmuth mit der Empfänglichkeit für jede Art geistiger Bildung verband. Wieland vergaß alle kleinliche Empfindlichkeit, zu der er Ursache hatte, und kam ihm mit einer jugendlichen Wärme und Bewunderung entgegen. Das Verhältniß zum Herzog war bald so herzlich geworden, daß er ihn nicht mehr aus seiner Nähe lassen mochte. Aussichten auf einen ausgedehnten Wirkungskreis hatten für den strebsamen Jüngling, der sich zuletzt in den Frankfurter Verhältnissen sehr beengt gefühlt hatte, so viel Lockendes, daß er 1776, zuerst unter dem Titel eines Legationsraths, in den weimarischen Staatsdienst trat. Die erste

Folge seines Einflusses auf den Herzog war die Berufung Herder's als Generalsuperintendenten. Sein Geschäftskreis erweiterte sich 1779, wo er zum Geheimrath ernannt wurde. Insbesondere richtete er sein Augenmerk auf Verbesserung der Landwirthschaft, auf Hebung des verfallenen Bergbaus, wodurch zuerst sein Sinn für Naturstudien angeregt ward; einige Jahre hindurch hatte er die Aufsicht über Weg- und Brückenbau und leitete das Geschäft der Militäraushebung, bis er mit dem Jahre 1782, wo er in den Adelsstand erhoben wurde, interimistisch als Finanzminister das mühsamere Amt des Kammerpräsidiums übernahm.

Fast mehr noch, als diese Geschäfte, nahm der freundschaftliche Verkehr mit dem Herzog und das Verhältniß zum Hofe, dessen Unterhaltung bis zum Arrangement der Festlichkeiten und Maskenzüge in seiner Hand ruhte, seine Zeit in Anspruch. Zwar eröffnete sich ihm das Treiben der Welt auf einer größeren Bühne, er lernte das Leben in den mannigfachsten Verhältnissen kennen, beobachtete die verschiedensten Stände und Charaktere, und, weil stets sein Auge, auch mitten im Hofleben, klar und scharf blieb, so nahm seine Phantasie die Welt in tausendfachen Bildern in sich auf. Allein fürs erste konnte keines der größeren Werke um ein Bedeutendes vorrücken, und neue Entwürfe gelangten nicht weit. Faust ward erst auf einer späteren, veränderten Lebensstufe wieder aufgenommen. Egmont, schon in Frankfurt begonnen, schien manchmal dem Abschlusse nahe zu rücken, und ward immer wieder für bessere Tage zurückgelegt. Indeß entstanden viele kleinere dramatische Arbeiten, deren nächster Zweck die Verschönerung der Hofeste war; insbesondere rief das Liebhabertheater, welches die nach dem Theaterbrand von 1774 geschlossenen Bühnenvorstellungen im Hofcirkel ersetzte, manche Dichtung hervor, wobei denn oft die Kürze der zugemessenen Zeit eine Eile gebot, die dem Werke nachtheilig war. Um sich einigermaßen zu genügen, hat der Dichter Manches später umgearbeitet, und auch dies war zum Theil ein undankbares Geschäft. In jenen Jahren entstand das kleine Schauspiel die Geschwister, das den Uebergang von Geschwisterliebe zu dem Gefühl einer leiden-

schastlichen Neigung mit psychologischer Feinheit schildert. Da der Hofgeschmack der damaligen Liebe zu Singspiel und Oper huldigte, und Weimar in der schönen Corona Schröter eine vorzügliche Kammerfängerin von nicht geringem dramatischen Darstellungstalent besaß, so hat auch Goethe sich mit diesen leichten Bühnenspielen viel beschäftigt. Manches ward auf der freien Naturbühne in Ettersburg und Tiefurt zwischen dem Grün der stattlichen Baumgruppen dargestellt. Die Dichtungen *Lila*, *Triumph der Empfindsamkeit*, die *Vögel* (nach Aristophanes) waren am wirksamsten durch die Anspielungen auf die Zeit und die nächste Umgebung. Größeren Reiz haben für uns die idyllischen Singspiele *Jery* und *Bätely*, eine Frucht der Schweizerreise von 1779, wo Goethe der Begleiter des Herzogs war, und die *Fischerin*.

In dieser zu immer größerer Vollendung und Reife sich steigenden Entwicklungszeit des Dichters war die innige Neigung zu Charlotte von Stein, der Gattin des herzoglichen Stallmeisters Baron Friedrich von Stein, von größtem Einfluß auf sein Geistes- und Gemüthsleben. Er nennt es „das schönste, wahrste Verhältniß, das er außer seiner Schwester je zu einem Weibe gehabt,“ und daran können wir festhalten, so sehr man sich auch in jüngster Zeit bemüht hat, die Reinheit des Bildes zu trüben und es als eine unsittliche Verbindung ins Gemeine herabzuziehen, was bei ihren Lebzeiten selbst das klatschsuchtige Weimar nicht gewagt hatte. Charlotte von Stein ward dem Dichter „die Vertrauteste seiner geheimsten Gedanken,“ sie ist „sein zweites Selbst, an das er Alles richtet.“ Mit ihr beräth er seine Pläne und ist an die offene Mittheilung so sehr gewöhnt, daß er ihr auch in der Entfernung stets von allen Vorgängen des täglichen Lebens Nachricht giebt. In dieser reinen Höhe erhielt sich ihre Seelengemeinschaft viele Jahre hindurch ohne eine Schwankung, bis nach der italienischen Reise Verhältnisse eintraten, welche den Bund lösten.

Die gehaltvollste unter den Dichtungen jener Jahre war die erste Bearbeitung der *Iphigenie*, welche 1779 von den Mitgliedern des Liebhabertheaters (Goethe spielte den *Drestes*) im

Kreife des Hofes aufgeführt wurde. Doch auch dieses Werk genügte dem Dichter so wenig, daß er es erst durch wiederholte Umarbeitung, welche die Prosaform beseitigte, in jene vollendete Form goß, welche für alle Zeiten die Meisterhand verkündet. Von den eben so großartig entworfenen Dramen Torquato Tasso und Elpenor wurden nur die ersten Acte fertig, und auch diese mehr Entwurf, als Ausführung.

Wenn eine so vielfach getheilte Thätigkeit manchen Zwiespalt seines Innern hervorrief und er manchmal klagen mußte, den eigentlichen Zweck seines Daseins zu verfehlen, während doch auch für seinen Geist vielfache Belehrung, für sein Gemüth mannigfache Anregung aus den Verhältnissen, die er durchlebte, erwuchs, so mochte ihm jene Lebensperiode wohl als eine Lehrzeit erscheinen. Dies Gefühl brachte ihn zu dem Entwurf eines Romans, der die Bilder des Lebens, die Ansichten über Welt und Dichtung, welche er in sich gesammelt hatte, zu einem großen Lebensbilde verarbeiten sollte: es waren die Anfänge des *Wilhelm Meister*. Und wie hätte jene Zeit, in der das Innere des Dichters zwischen Jubel und Wehmuth, Hoffnung und Verzagtheit hin- und hergezogen ward, wo die vielfache Berührung mit den Menschen auch das Mitgefühl stets rege erhielt, vorübergehen können, ohne bei ihm, der das lyrische Lied recht als Gelegenheitsgedicht im edelsten Sinne des Worts betrachtete, eine Reihe der trefflichsten lyrischen Gedichte hervorzurufen! Bald ist es ein leicht-hingehauchtes tiefempfundenes Lied, die Stimme seines Herzens, wie das *Nachtlied des Wanderers* „Ueber allen Gipfeln ist Ruh'“) oder das wehmuthsvolle „An den Mond“ („Füllest wieder Busch und Thal“), in dem später, oft mit einer gewandten Aenderung, die specielle Beziehung getilgt ist; bald hebt sich das Gefühl im kühnen Schwung der Ode zu Betrachtungen über das menschliche Geschick empor. Er feiert seine Göttin, die Phantasie, die als unverwundliche Gattin dem sterblichen Menschen gesellt ist, zugleich mit ihrer Schwester, der edlen Treiberin und Trösterin Hoffnung; er erkennt das Schicksal des Menschen in dem vom Felsen stürzenden, vom Winde bewegten Wasserbach; ihm verklärt sich

„das Göttliche“ im Menschen, wo er hülfreich und gut ist und unermüdet das Nützliche und Rechte schafft. Eine seiner trefflichsten Oden entstand auf der winterlichen Harzreise, welche er in den letzten Novembertagen 1777 antrat, um den Bergbau durch eigene Anschauung näher kennen zu lernen, während der Herzog eine große Jagdpartie bei Eisenach unternommen hatte, wo die wilden Schweine seit längerer Zeit viele Verheerungen angerichtet hatten. Am 10. December erstieg er kühn den Gipfel des Brodens und schrieb, von dem erhabenen Schauspiel der Winterlandschaft, die in herrlicher Klarheit vor ihm lag, überwältigt, in sein Tagebuch die Worte: „Was ist der Mensch, daß du sein gedenkest!“ Zugleich besuchte er in Wernigerode einen jungen hypochondrischen Menschen, Plessing, der in seiner Schwermuth den Verfasser des Werther um Trost angegangen hatte. Durch diese einleitenden Worte wird das herrliche Gedicht, das wir hier folgen lassen, das nöthige Verständniß erhalten.

Harzreise im Winter.

Dem Geier gleich,
Der auf schweren Morgenwolken
Mit sanftem Fittig ruhend
Nach Beute schaut,
Schwebe mein Lied.

Denn ein Gott hat
Jedem seine Bahn
Vorgezeichnet,
Die der Glückliche
Rasch zum freundigen
Ziele reunt;
Wem aber Unglück
Das Herz zusammenzog,
Er sträubt vergebens
Sich gegen die Schranken
Des ehernen Fadens,
Den die doch bittre Scheere
Nur einmal löst.

In Dicksch's Schauer
Drängt sich das rauhe Wild,
Und mit den Sperlingen
Haben längst die Reichen
In ihre Sümpfe sich gesenkt.

Leicht ist's folgen dem Wagen,
Den Fortuna führt,
Wie der gemächliche Troß
Auf gebesserten Wegen
Hinter des Fürsten Einzug.

Aber abseits wer ist's?
Ins Gebüsch verliert sich sein Pfad,
Hinter ihm schlagen
Die Sträucher zusammen,
Das Gras steht wieder auf,
Die Nede verschlingt ihn.

Ach, wer heilet die Schmerzen
 Deß, dem Balsam zu Gift ward?
 Der sich Menschenhaß
 Aus 'der Fülle der Liebe trank?
 Erst verachtet, nun ein Verächter,
 Zehrt er heimlich auf
 Seinen eignen Werth
 In ung'nügender Selbstsucht.

Ist auf deinem Psalter,
 Vater der Liebe, ein Ton
 Seinem Ohre vernehmlich,
 So erquickt sein Herz!
 Deffne den umwölkten Blick
 Ueber die tausend Quellen
 Neben dem Durstenden
 In der Wüste.

Der du der Freuden viel schaffst,
 Jedem ein übersießend Maß,
 Segne die Brüder der Jagd
 Auf der Fährte des Wilds
 Mit jugendlichem Uebermuth
 Fröhlicher Mordsucht,
 Späte Rächer des Unbilds,
 Dem schon Jahre vergeblich
 Wehrt mit Knütteln der Bauer.

Aber den Einsamen hüll'
 In deine Goldwolken!

Umgieb mit Wintergrün,
 Bis die Rose wieder heranreift,
 Die feuchten Haare,
 O Liebe, deines Dichters!

Mit der dämmernden Fackel
 Leuchtest du ihm
 Durch die Furten der Nacht,
 Ueber grundlose Wege
 Auf öden Gefilden;
 Mit dem tausendfarbigen Morgen
 Lachst du ins Herz ihm;
 Mit dem beizenden Sturm
 Trägst du ihn hoch empor;
 Winterströme stürzen vom Felsen
 In seine Psalmen,
 Und Altar des lieblichsten Dank's
 Wird ihm des gefürchteten Gipfels
 Schneebehangner Scheitel,
 Den mit Geisterreihen
 Kränzten ahnende Völker.

Du stehst mit unerforschtem Busen
 Geheimnißvoll offenbar
 Ueber der erstaunten Welt
 Und schaust aus Wolken
 Auf ihre Reiche und Herrlichkeit,
 Die du aus den Andern deiner Brü-
 der
 Neben dir wässerst.

Hier spricht jene tiefe Innerlichkeit zu unserm Gemüth, die in Goethe's Dichtungen immer aufs neue durch den Drang des äußern Lebens ergreifend hindurchflingt. In diesem Gedichte führt er sich vor unsere Seele in dem freudigen Emporstreben beim Beginn der weimariſchen Periode, wo Liebe und Hoffnung auf seinen einsamen Pfad beglückend niederleuchten. Einen Rückblick auf die Jahre des stürmischen Dranges wirft er, wie in einem Traumgebilde, in dem Gedichte *Ilmenau*, am 3. September 1783 und mit besonderer Beziehung auf seine dichterische Entwicklung in der *Zueignung*, welche anfänglich bestimmt war, das unvollendet gebliebene episch=didaktische Gedicht die *Geheim-*

nisse einzuleiten. Im Jahre 1784 gedichtet, kurz vor der italienischen Reise, schildert sie uns in treffenden Zügen den Uebergang des Dichters in die mittlere Epoche seines Lebens und Dichtens, welche auf Italiens Boden sich aufs reinste entfaltete. Sie verdient daher hier eine Stelle.

Der Morgen kam; es scheuchten seine Tritte
Den leisen Schlaf, der mich gelind umfing,
Daß ich erwacht, aus meiner stillen Hütte
Den Berg hinauf mit frischer Seele ging;
Ich freute mich bei einem jeden Schritte
Der neuen Blume, die voll Tropfen hing;
Der junge Tag erhob sich mit Entzücken,
Und Alles war erquickt, mich zu erquicken.

Und wie ich stieg, zog von dem Fluß der Wiesen
Ein Nebel sich in Streifen sacht hervor.
Er wich und wechselte, mich zu umfließen,
Und wuchs geflügelt mir ums Haupt empor.
Des schönen Blicks sollt' ich nicht mehr genießen,
Die Gegend deckte mir ein trüber Flor;
Bald sah ich mich von Wolken wie umgossen
Und mit mir selbst in Dämmerung eingeschlossen.

Auf einmal schien die Sonne durchzudringen,
Im Nebel ließ sich eine Klarheit sehn.
Hier sank er leise, sich hinabzuschwingen,
Hier theilt' er steigend sich um Wald und Höhn.
Wie hofft' ich, ihr den ersten Gruß zu bringen,
Sie hofft' ich nach der Trübe doppelt schön.
Der lust'ge Kampf war lange nicht vollendet,
Ein Glanz umgab mich, und ich stand geblendet.

Bald machte mich, die Augen aufzuschlagen,
Ein inn'rer Trieb des Herzens wieder kühn.
Ich konnt' es nur mit schnellen Blicken wagen;
Denn Alles schien zu brennen und zu glühn.
Da schwebte, mit den Wolken hergetragen,
Ein göttlich Weib vor meinen Augen hin;
Kein schöner Bild sah ich in meinem Leben;
Sie sah mich an und blieb verweilend schweben.

Kennst du mich nicht? sprach sie mit einem Munde,
Dem aller Lieb' und Treue Ton entfloß;
Erkennst du mich, die ich in manche Wunde
Des Lebens dir den reinsten Balsam goß?

Du kennst mich wohl, an die zu ew'gem Bunde
 Dein strebend Herz sich fest und fester schloß.
 Sah ich dich nicht mit heißen Herzensthänen
 Als Knabe schon nach mir dich eifrig sehnen?

Ja! rief ich aus, indem ich selig nieder
 Zur Erde sank, lang' hab' ich dich gefühlt;
 Du gabst mir Ruh', wenn durch die jungen Glieder
 Die Leidenschaft sich rastlos durchgewühlt;
 Du hast mir, wie mit himmlischem Gesieder,
 Um heißen Tag die Stirne sanft gefühlt;
 Du schenkest mir der Erde beste Gaben,
 Und jedes Glück will ich durch dich nur haben!

Dich nenn' ich nicht. Zwar hör' ich dich von Vielen
 Gar oft genannt, und jeder heißt dich sein;
 Ein jedes Auge glaubt auf dich zu zielen,
 Fast jedem Auge wird dein Strahl zur Pein.
 Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Gespielen,
 Da ich dich kenne, bin ich fast allein;
 Ich muß mein Glück nur mit mir selbst genießen,
 Dein holdes Licht verdecken und verschließen.

Sie lächelte, sie sprach: du siehst, wie klug,
 Wie nöthig war's, euch wenig zu enthüllen!
 Raum bist du sicher vor dem größten Trug,
 Raum bist du Herr vom ersten Kinderwillen,
 So glaubst du dich schon Uebermensch genug,
 Verschäumst, die Pflicht des Mannes zu erfüllen!
 Wie viel bist du von Andern unterschieden?
 Erkenne dich, leb' mit der Welt in Frieden!

Verzeih' mir, rief ich aus, ich meint' es gut;
 Soll ich umsonst die Augen offen haben?
 Ein froher Wille lebt in meinem Blut,
 Ich kenne ganz den Werth von deinen Gaben!
 Für Andre wächst in mir das edle Gut,
 Ich kann und will das Pfund nicht mehr vergraben!
 Warum sucht' ich den Weg so sehnsuchtsvoll,
 Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll?

Und wie ich sprach, sah mich das hohe Wesen
 Mit einem Blick mitleid'ger Nachsicht an;
 Ich konnte mich in ihrem Auge lesen,
 Was ich verfehlt, und was ich recht gethan.

Sie lächelte, da war ich schon genesen,
 Zu neuen Freuden stieg mein Geist heran;
 Ich konnte nun mit innigem Vertrauen
 Mich zu ihr nahen und ihre Nähe schauen.

Da reckte sie die Hand aus in die Streifen
 Der leichten Wolken und des Dufts umher;
 Wie sie ihn faßte, ließ er sich ergreifen,
 Er ließ sich ziehen, es war kein Nebel mehr.
 Mein Auge konnt' im Thale wieder schweifen,
 Gen Himmel blickt' ich, er war hell und hehr.
 Nur sah ich sie den reinsten Schleier halten,
 Er schwoll um sie und floß in tausend Falten.

Ich kenne dich, ich kenne deine Schwächen,
 Ich weiß, was Gutes in dir lebt und glimmt —
 So sagte sie, ich hör' sie ewig sprechen, —
 Empfange hier, was ich dir lang' bestimmt;
 Dem Glücklichen kann es an nichts gebrechen,
 Der dies Geschenk mit stiller Seele nimmt:
 Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit,
 Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit.

Und wenn es dir und deinen Freunden schmiele
 Am Mittag wird, so wirf ihn in die Luft!
 Sogleich umsäuselt Abendwindes-Kühle,
 Umhaucht euch Blumen-Würzgeruch und Duft.
 Es schweigt das Wehen banger Erdgefühle,
 Zum Wolkenbette wandelt sich die Gruft,
 Befänstigt wird jede Lebenswelle,
 Der Tag wird lieblich, und die Nacht wird helle.

So kommt denn, Freunde, wenn auf euren Wegen
 Des Lebens Bürde schwer und schwerer drückt,
 Wenn eure Bahn ein frischerneuter Segen
 Mit Blumen ziert, mit goldnen Früchten schmückt;
 Wir gehn vereint dem nächsten Tag entgegen!
 So leben wir, so wandeln wir beglückt.
 Und dann auch soll, wenn Enkel um uns trauern,
 Zu ihrer Lust noch unsre Liebe dauern.

In den Jahren, wo diese Gedichte entstanden, war es Goethe recht fühlbar geworden, daß die Geschäftsthätigkeit, die er auf sich genommen hatte, die Sehnsucht seines Geistes nicht ausfülle, be-

sonders je klarer es ihm ward, daß sein Wirken doch bei dem besten Willen auf unüberwindliche Hindernisse stieß, die selbst das freundschaftliche Verhältniß zum Herzog nicht zu beseitigen vermochte. Durch einen längeren Urlaub, durch eine Reise sich Freiheit zu verschaffen und wieder ganz der Bestimmung seines Genius zu leben, war ein längst im Stillen gereifter Plan. Im September 1786 eilte er über die Alpen in das Land seiner schönsten Jugendträume mit jenem ahnungsvollen Verlangen, dem Mignon's Sehnsuchtslied „Kennst du das Land, wo die Citronen blühn“ unvergleichlich schöne Worte geliehen hat. Seine unvollendeten Dichtungen begleiteten ihn, um in den Tagen der freisten und reinsten Seelenerhebung sich zu schönerer Form zu gestalten.

Am Ufer des Gardasees begann er die letzte Ueberarbeitung seiner *Iphigenie*, und manche Stunde dichterischer Weihe war während des Aufenthalts in Venedig und Rom dieser seelenvollen Dichtung gewidmet. Der Inhalt ist Scene für Scene der nämliche geblieben, wie in der ersten Prosabearbeitung. Wer aber recht deutlich erkennen will, wie viel bei einem Kunstwerk die Form bedeutet, wie sehr die idealste Dichtung durch den Prosadialog herabgezogen wird, während die metrische Form von vornherein uns in das höhere Gebiet der Kunst versetzt: der vergleiche dies Drama in seiner classisch vollendeten Form mit dem ersten „Entwurf“, wie der Dichter selbst seine erste *Iphigenie* benannt hat; denn auch diese ist nach dem Tode des Dichters bekannt geworden. Eine kurze Stelle des Monologs der *Iphigenie*, mit dem die Dichtung anhebt, kann dies deutlich machen.

a) Prosabearbeitung.

Heraus in eure Schatten, ewig rege Wipfel des heiligen Hains, wie in das Heiligthum der Göttin, der ich diene, tret' ich mit immer neuem Schauer, und meine Seele gewöhnt sich nicht hierher! So manche Jahre wohn' ich hier unter euch verborgen, und immer bin ich, wie im ersten, fremd. Denn mein Verlangen steht hinüber nach dem schönen Lande der Griechen, und immer möcht' ich übers Meer hinüber, das Schicksal meiner Vielgeliebten theilen. Weh dem, der fern von Eltern und Geschwistern ein einsam Leben führt; ihn läßt der Gram des schönsten Glückes nicht genießen; ihn schwärmen abwärts immer die Gedanken nach seines Vaters

Wohnung, an jene Stelle, wo die goldne Sonne zum erstenmal den Himmel vor ihm aufschloß, wo die Spiele der Mitgebornen die sanften, liebsten Erdenbände knüpften.

b) Letzte metrische Bearbeitung.

Heraus in eure Schatten, rege Wipfel
 Des alten, heil'gen, dichtbelaubten Haines,
 Wie in der Göttin stilles Heiligthum,
 Tret' ich noch jetzt mit schauerndem Gefühl,
 Als wenn ich sie zum erstenmal beträte,
 Und es gewöhnt sich nicht mein Geist hierher.
 So manches Jahr bewahrt mich hier verborgen
 Ein hoher Wille, dem ich mich ergebe,
 Doch immer bin ich, wie im ersten, fremd.
 Denn, ach, mich trennt das Meer von den Geliebten,
 Und an dem Ufer steh' ich lange Tage,
 Das Land der Griechen mit der Seele suchend,
 Und gegen meine Seufzer bringt die Welle
 Nur dumpfe Töne brausend mir herüber.
 Weh dem, der fern von Eltern und Geschwistern
 Ein einsam Leben führt! Ihm zehrt der Gram
 Das nächste Glück vor seinen Lippen weg,
 Ihm schwärmen abwärts immer die Gedanken
 Nach seines Vaters Hallen, wo die Sonne
 Zuerst den Himmel vor ihm aufschloß, wo
 Sich Mitgeborne spielend fest und fester
 Mit sanften Banden an einander knüpften.

Goethe's *Iphigenie* ist eine meisterhafte Verschmelzung des Antiken mit der modernen sittlichen Weltansicht, wie sie aus der christlichen Cultur sich entwickelt hat, ein Unternehmen, woran vor ihm die tragischen Dichter Frankreichs und auch nach ihm manche deutsche Dichter gescheitert sind. Aus der gleichnamigen griechischen Tragödie des Euripides entnahm Goethe den Stoff und den Gang der Handlung nach den allgemeinen Grundzügen; allein was dort äußerlich ist, die Fortführung des Dianenbildes auf Apollo's Weisheit, die Beschwichtigung des zürnenden Thoas durch Athenens Dazwischentkunft, Orestes' Befreiung von dem Geleit der Auriern in Folge der Erfüllung des göttlichen Auftrags, alles dies wird durch die innere Handlung, durch sittliche Motive der handelnden Personen herbeigeführt.

Der Mittelpunkt der Handlung ist nicht der Versuch, den Scythen das Dianenbild zu entwinden, sondern das Wiederfinden der Schwester und die Entweichung der Furien, d. h. die Heilung der umdüsterten, von Neuequalen zerrissenen Seele des Orestes durch die zarte Weiblichkeit, die reine, gottergebene Gesinnung der Iphigenie. Ihr ganzes Wesen ist Liebe und Wahrheit, Demuth und Gottvertrauen; wie eine himmlische Lichterscheinung erfüllt sie selbst die rauhen Herzen der Scythen mit Ehrfurcht und leuchtet verklärend zwischen den Heldengestalten der Männer. Und in wie herrlichen Charakterbildern treten auch diese vor uns hin! Hellenen, und doch so rein-menschlich, als gehörten sie allen Zeiten einer edeln Menschheit an, und daher auch Genossen unserer Zeit: Orestes, der gradgesinnte heldenmüthige Jüngling, von Schwer-muth niedergebeugt und dann muth- und hoffnungsvoll sich emporrichtend; Pylades, der treue, heitere Freund, immer klug und gewandt für die Rettung seines Freundes thätig; Thoas endlich, der Scythenkönig, gewohnt zu befehlen und doch empfänglich für Iphigeniens milde Rede und selbst im Zorne bezwungen von dem Adel ihrer Seele, die zu Täuschung und listiger Ueberredung unfähig ist. Ihr gelingt, was das Schwert der Männer nicht vermocht hätte: das glückliche Ziel ist erreicht; nicht das Dianenbild wird geraubt, aber die wiedergefundene Schwester kehrt heim mit dem zu neuer Lebenslust und Thatkraft erwachten Bruder ins schöne Heimatland, und der auf dem Ahnenhause ruhende Fluch ist entfühnt.

Eine Zeitlang beschäftigte unsern Dichter der Plan einer Fortsetzung, eine Iphigenie in Delphi, deren Grundzüge er uns kurz verzeichnet hat. „Elektra, in gewisser Hoffnung, daß Orest das Bild der taurischen Diana nach Delphi bringen werde, erscheint in dem Tempel des Apoll und widmet die grausame Art, die so viel Unheil in Pelops' Hause angerichtet, als schließliches Sühnopfer den Göttern. Zu ihr tritt einer der Griechen und er zählt, wie er Orest und Pylades nach Tauris begleitet, die beiden Freunde zum Tode führen sehen und sich glücklich gerettet. Die leidenschaftliche Elektra kennt sich selbst nicht und weiß nicht, ob sie

gegen Götter oder Menschen ihre Wuth richten soll. — Indessen sind Iphigenie, Orest und Pylades gleichfalls zu Delphi angekommen. Iphigeniens heilige Ruhe contrastirt gar merkwürdig mit Elektra's irdischer Leidenschaft, als die beiden Gestalten wechselseitig unerkannt zusammentreffen. Der entflohene Grieche erblickt Iphigenien, erkennt die Priesterin, welche die Freunde geopfert, und entdeckt es Elekten. Diese ist im Begriff, mit demselbigen Beil, welches sie dem Altar wieder entreißt, Iphigenien zu ermorden, als eine glückliche Wendung dieses letzte, schreckliche Uebel von den Geschwistern abwendet.“ Dies Drama hätte auf Italiens Boden geschrieben werden müssen; aber andere Pläne drängten es wieder in den Hintergrund.

In Rom gab sich Goethe mit dem stürmischen Drang einer dürstenden Seele den Meistererschöpfungen der bildenden Kunst hin, welche dort aufgehäuft sind. Die großartigen Bauwerke alter und neuer Zeit wurden wieder und wieder betrachtet; es ward ein Studium; er fühlte, daß er umlernen müsse, daß er in eine neue Lebensperiode eintrete, „in der die Summe unentwickelter Kräfte zusammenschließe“, daß sein geistiges und sittliches Dasein eine Wiedergeburt erfahre. Diese glücklichen Lebensmomente hat er in einer der römischen Elegieen geschildert, die uns aufs beste in die damalige Stimmung des Dichters versetzt.

O wie fühl' ich in Rom mich so froh, gedenk' ich der Zeiten,
 Da mich ein granlicher Tag hinten im Norden umsing,
 Trübe der Himmel und schwer auf meine Scheitel sich senkte,
 Farb- und gestaltlos die Welt um den Ermatteten lag,
 Und ich über mein Ich, des unbefriedigten Geistes
 Düstre Wege zu spähn, still in Betrachtung versank!
 Nun umleuchtet der Glanz des helleren Aethers die Stirne;
 Phöbus rufet, der Gott, Formen und Farben hervor.
 Sternhell glänzet die Nacht, sie klingt von weichen Gesängen,
 Und mir leuchtet der Mond heller als nordischer Tag.
 Welche Seligkeit ward mir Sterblichem! Träum' ich? Empfänget
 Dein ambrosisches Haus, Jupiter Vater, den Gast?
 Ach! hier lieg' ich und strecke nach deinen Knien die Hände
 Flehend aus. O vernimm, Jupiter Kenius, mich!
 Wie ich hereingekommen, ich kann's nicht sagen; es faßte
 Hebe den Wandrer und zog mich in die Hallen heran.

Hast du ihr einen Heroen herauf zu führen geboten?

Irrte die Schöne? Vergieb! Laß mir des Irthums Gewinn!

Deine Tochter Fortuna sie auch! Die herrlichsten Gaben

Theilt als ein Mädchen sie aus, wie es die Laune gebeut.

Bist du der wirthliche Gott? O dann so verstoße den Gastfreund

Nicht von deinem Olymp wieder zur Erde hinab!

„Dichter! wohin versteigst du dich!“ — Vergieb mir; der hohe
Capitolinische Berg ist dir ein zweiter Olymp.

Dulde mich, Jupiter, hier, und Hermes führe mich später,

Cestius Mal vorbei, leise zum Orkus hinab.

Nachdem unser Dichter den Winter in Rom verlebt hatte, führten ihn Neapels reizende Umgebungen und die Insel Sicilien, die er im schönsten Schmuck des Frühlings betrachtete, in die Hülle der Naturgenüsse. Auf dem meerumflossenen Lande der griechischen Sage ging ihm das vollste Verständniß der Homerischen Dichtung auf, und aus dieser bildete sich ein neuer antit-dramatischer Entwurf *Nausikaa*, dessen Ausführung bald ins Stocken gerieth und im besten Falle nur ein idyllisch-sentimentales Familiendrama geworden wäre. Die Betrachtung der Pflanzenwelt führte ihn zu neuen Entdeckungen in Betreff der Grundgesetze der Bildung der Pflanze, die schon lange seine Forschung beschäftigten. Als er über Neapel wieder nach Rom zurückgekehrt war, nahm neben den technischen Uebungen in der bildenden Kunst, die er mit großer Anstrengung betrieb, zunächst die Vollendung des *Egmont* seine poetische Thätigkeit in Anspruch.

Wenn schon *Iphigenie* uns zwei verschiedene Entwicklungsstufen des Dichters vorführt, den Abschluß seiner jugendlichen Sturm- und Drangperiode, die noch in dem Charakter des *Dreistes* nachklingt, und die reine Seelenklarheit der italienischen Epoche, so gilt das vom *Egmont* in noch weit höherem Maße. Begonnen ward diese Tragödie nach der ersten Schweizerreise, auf welcher der Umgang mit Stolberg die politischen Freiheitsideen aufs neue mächtig erregt hatte, wobei unstreitig der beginnende Unabhängigkeitskrieg der nordamerikanischen Staaten nicht ohne Einwirkung blieb. Dies war zugleich die Zeit, wo Goethe's ganze Poesie zum Sentimentalen und Lyrischen neigte, wo er eine *Stella* und *Sing-*

ipiele dichtete. Jener erste Wurf wird schon den Gang der Hauptscenen und die Grundzüge der Charaktere entschieden haben. Später nahm er im Beginn der achtziger Jahre das Werk mit Ernst wieder vor und glaubte es 1782 beinahe abschließen zu können. In Rom unterzog er es einer gründlichen Durcharbeitung und gab der Dichtung eine höhere Idealität und eine würdigere Haltung, ohne die Spuren der früheren Form tilgen zu können. Es ist daher nicht zu verwundern, daß nicht alle Theile gleichmäßig sind: eher ist es hoch anzuschlagen, daß sie sich dennoch zu einem schönen Ganzen zusammengefügt haben.

Den Dichter des Götz erkennen wir in dem lebendigen, wahrheitsgetreuen Gemälde des niederländischen Volks, in dem Charakter des lebenslustigen, in schrankenloser Freiheit der Individualität glücklich und sorglos schwärmenden Egmont, welcher durch ritterliche Tapferkeit und offene Freundlichkeit die Liebe und das Vertrauen Aller erwirbt; er giebt uns in Clärchen das einfache Kind der Natur, das durch wahre begeisterte Liebe über die Schranken ihrer Verhältnisse hinaus auf die höchste Stufe rein-menschlichen Daseins emporgehoben wird, sodaß sie an Seelenadel und Hoherzigkeit dem Geliebten sich als würdig und gleich an die Seite stellt. Beide leben ein Phantasieleben, ein romantisches Dasein, dessen berauschte Gegenwart die Zukunft und alle anderen Verhältnisse neben ihnen vergessen läßt und eben dadurch eine Ahnung tragischer Katastrophe in sich trägt. Ebenso wenig, wie Götz, sollte Egmont ein historisches Drama im strengen Sinne des Wortes sein: die Weltereignisse sind nur die Coulißen, zwischen denen die hohe Gestalt des edlen Helden sich bewegt, auf den aller Glanz zurückfällt; daher kann die dramatische Handlung nicht in consequentem Fortschritt sich entwickeln; es sind mehr kunstvoll zusammengestellte Scenen aus dem Leben des Helden, wie sie uns in ähnlicher Weise auch die Behandlung des Götz von Verlichingen bietet: es fehlt daher auch der dramatische Effect der That; der Dichter erreicht die poetische Wirkung durch Gesinnung und Gefühl, und hier vermochte der Verfasser der Iphigenie einzugreifen, indem er die zum Grunde liegende Idee stufenweise

zu höherer Idealität entwickelte. Mit dem Eintreten der drohenden Gefahr und des Kampfes hebt er den sittlichen Charakter seines Helden zu vollendeter Männlichkeit empor und schließt den Triumph der Freiheit über die Welt durch ideale Versöhnung ab; die Freiheit entschlüpft siegreich den Händen derer, die sie zu morden gedachten, um als verklärter Genius in der geliebten Gestalt Clärchens sich mit dem Lorbeerfranze zu schmücken, und statt des Geläuts der Todtenglocke ertönt eine Siegesymphonie auf Egmonts Gange zum Tode.

Fällt auch nach der ganzen Anlage des Stücks das Licht vornehmlich auf den jugendlichen Helden, so stellt sich gleichwohl um ihn eine Gruppe trefflich gezeichneter Charaktere, die oft in wenig Scenen einen Typus menschlichen Wesens enthüllen, die männliche Regentin, der schweigsame Oranien, der als ein zweites Heldenbild voll vaterländischer Gesinnung neben Egmont tritt, der finstere Alba, „ein Thurm ohne Pforten“, nicht zu gedenken der plastischen Klarheit, mit der die Bürger und selbst ein Vasen in den Volksszenen geschildert sind.

Selbst Schiller, der in seiner Beurtheilung des Egmont auf seinem damaligen Standpunkte an der Behandlung des Hauptcharakters Manches auszusetzen hat, äußert über sie seine volle Bewunderung. „Egmonts tragische Katastrophe“, sagt er, „fließt aus seinem politischen Leben, aus seinem Verhältniß zu der Nation und zu der Regierung. Eine Darstellung des damaligen politisch-bürgerlichen Zustandes der Niederlande mußte daher seiner Schilderung zum Grunde liegen oder vielmehr selbst einen Theil der dramatischen Handlung mit ausmachen. Betrachtet man nun, wie wenig sich Staatsactionen überhaupt dramatisch behandeln lassen, und was für Kunst dazu gehöre, so viele zerstreute Züge in ein faßliches, lebendiges Bild zusammen zu tragen und das Allgemeine wieder im Individuellen anschaulich zu machen, wie z. B. Shakspeare in seinem Julius Cäsar gethan hat; betrachtet man ferner das Eigenthümliche der Niederlande, die nicht eine Nation, sondern ein Aggregat mehrerer kleinen sind, die unter sich aufs schärfste contrastiren, so daß es unendlich leichter war, uns

nach Rom als nach Brüssel zu versetzen: betrachtet man endlich, wie unzählig viele kleine Dinge zusammen wirkten, um den Geist jener Zeit und jenen politischen Zustand der Niederlande hervorzubringen: so wird man nicht aufhören können, das schöpferische Genie zu bewundern, das alle diese Schwierigkeiten besiegt und uns mit einer Kunst, die nur von derjenigen erreicht wird, womit es uns selbst in zwei andern Stücken in die Ritterzeiten Deutschlands und nach Griechenland versetzte, nun auch in diese Welt gezaubert hat. Nicht genug, daß wir diese Menschen vor uns leben und wirken sehen, wir wohnen unter ihnen, wir sind alte Bekannte von ihnen. Auf der einen Seite die fröhliche Geselligkeit, die Gastfreundlichkeit, die Redseligkeit, die Großthuererei dieses Volks, der republikanische Geist, der bei der geringsten Neuerung aufwallt und sich oft eben so schnell auf die leichtesten Gründe wieder giebt: auf der andern die Lasten, unter denen es jetzt leidet, von den neuen Bischofsmützen an bis auf die französischen Psalmen, die es nicht singen soll — nichts ist vergessen, nichts ohne die höchste Natur und Wahrheit herbeigeführt. Wir sehen hier nicht bloß den gemeinen Haufen, der sich überall gleich ist, wir erkennen darin den Niederländer und zwar den Niederländer dieses und keines andern Jahrhunderts; in diesem unterscheiden wir noch den Brüsseler, den Holländer, den Friesen, und selbst unter diesen noch den Wohlhabenden und Bettler, den Zimmermeister und den Schneider. So etwas läßt sich nicht wollen, nicht erzwingen durch Kunst. — Das kann nur der Dichter, der von seinem Gegenstand ganz durchdrungen ist. Diese Züge entziehen ihm, wie sie demjenigen, den er dadurch schildert, entziehen, ohne daß er es will oder gewahr wird; ein Beiwort, ein Komma zeichnet einen Charakter.“

Die Prosaform konnte Goethe in diesem Drama nicht aufgeben, da mit dem Verse die ganze Anlage desselben, sowie Ton und Behandlung des Einzelnen total hätte umgestaltet werden müssen. In den idealeren Partien, besonders in dem letzten Acte, geht die Prosa jedoch, wie durch eine innere Nothwendigkeit, in einen jambischen Rhythmus über. Glärchens Abschied von

der Welt und Egmonts Monolog im Gefängniß würden sich ohne bedeutende Aenderungen in das Vermaß der Iphigenie umbilden lassen.

Es ist ein Grundzug in Goethe's sittlichem und dichterischem Charakter, daß er das Ideale vorzugsweise in der Weiblichkeit erkennt und darstellt. Je mehr er sich von den Bewegungen des Völkerlebens und der Thatenwelt kühner Männer auf die ideale Welt des Innern zurückzog, desto mehr verherrlicht seine Dichtung die stille Größe der weiblichen Seele. Es liegt hierin zum Theil der Grund, weshalb Goethe weniger der Lieblingsdichter der Frauen sein kann, weil sich diese einer natürlichen Wahlverwandtschaft gemäß minder für weibliche Idealität, als für die Größe, die außer dem Bereich ihres Geschlechts liegt, begeistern können. Dazu kommt, daß auch die männlichen Charaktere in den späteren Goethe'schen Dramen mehr den Kampf des Innern mit sich selbst, als die Thatkraft, das Streben in die Welt hinaus darstellen: jenem kann das weibliche Gemüth nicht folgen, dieses faßt es mit enthusiastischer Wärme auf. Ist schon in der Iphigenie die dramatische Handlung in die innere Seelenbewegung gelegt, so gilt dies in noch höherem Grade von Torquato Tasso.

Die ersten Acte dieses Drama's wurden schon vor der italienischen Reise in Prosa bearbeitet, als das Verhältniß zu Charlotte von Stein in seiner reinsten Blüthe stand. Als er es in Italien wieder vornahm, sah er ein, daß der ältere Entwurf gar nicht zu gebrauchen, sondern die Aufgabe von vorn wieder aufzunehmen sei. Wie Iphigenie auf der Hinreise nach Rom, so begleitete ihn diese Dichtung auf der Heimkehr nach dem Norden, und nahm daher die weiche, schmerzliche Stimmung in sich auf, womit der Dichter von der geliebten Stadt, „wo des Theuren so viel ihm zurückblieb“, im April 1788 Abschied nahm. In den mit der jungen Frühlingspracht geschmückten Gärten von Florenz schrieb er jene herrliche Scene, mit der das Drama eröffnet wird, das Gespräch der beiden Lenoren; wir fühlen den italienischen Frühling in den classischen Zeilen:

Ja, es umgiebt uns eine neue Welt!
 Der Schatten dieser immer grünen Bäume
 Wird schon erfreulich. Schon erquickt uns wieder
 Das Rauschen dieser Brunnen. Schwankeud wiegen
 Im Morgenwinde sich die jungen Zweige.
 Die Blumen von den Beeten schauen uns
 Mit ihren Kinderaugen freundlich an.
 Der Gärtner deckt getrost das Winterhaus
 Schon der Citronen und Drangen ab.
 Der blaue Himmel ruhet über uns,
 Und an dem Horizonte löst der Schnee
 Der fernen Berge sich in leisen Duft.

Die Vollendung erhielt das Stück erst ein Jahr nach seiner Rückkehr, in Tagen, wo sich mit manchen schönen Erinnerungen die Sehnsucht nach dem Verlorenen mischte, in manchem Sinne der Abschluß einer inhaltsvollen Lebensperiode. Begonnen bald nach der Schweizerreise, auf der er dem Herzog als Freund wieder näher denn je getreten war, und beschlossen in dem dankbaren Gefühle der ihm gewährten Muße und Erleichterung von Geschäften, ward dies Drama zugleich der Ausdruck der treuen Anhänglichkeit, die ihn wieder in den gewohnten Kreis zurückgezogen hatte. Zur Erläuterung dieses Verhältnisses dient das kurz vor der Rückkehr an den Herzog gerichtete Schreiben unsers Dichters: „Wie sehr danke ich es Ihnen, daß Sie mir diese köstliche Muße geben und gönnen. Da doch einmal von Jugend auf mein Geist diese Richtung genommen, so hätte ich nie ruhig werden können, ohne dies Ziel zu erreichen. Mein Verhältniß zu den Geschäften ist aus meinem persönlichen zu Ihnen entstanden; lassen Sie nun ein neu Verhältniß zu Ihnen nach so manchen Jahren aus dem bisherigen hervorgehen. Ich darf wohl sagen, ich habe mich in dieser anderthalbjährigen Einsamkeit selbst wiedergefunden. Aber als was? Als Künstler! Was ich sonst noch bin, werden Sie beurtheilen und mißen. Sie haben durch Ihr fortdauerndes wirkendes Leben jene fürstliche Kenntniß, wozu die Menschen zu brauchen sind, immer mehr erweitert und geschärft, wie mir jeder Ihrer Briefe deutlich sehen läßt: dieser Beurtheilung unterwerfe ich mich gern. Fragen Sie mich über die Symphonie, die Sie zu spielen

gedenken, ich will gern und ehrlich jederzeit meine Meinung sagen. Lassen Sie mich an Ihrer Seite das ganze Maß meiner Existenz ausfüllen, so wird meine Kraft, wie eine neu geöffnete, gesammelte, gereinigte Quelle von einer Höhe, nach Ihrem Willen leicht da oder dorthin zu leiten sein. Schon sehe ich, was mir die Reise genügt, wie sie mich aufgeklärt und meine Existenz erheitert hat. Wie Sie mich bisher getragen haben, sorgen Sie ferner für mich; Sie thun mir mehr wohl, als ich selbst kann, als ich wünschen und verlangen darf. Ich habe so ein großes und schönes Stück Welt gesehen, und das Resultat ist: daß ich nur mit Ihnen und mit den Ihrigen leben mag. Ja, ich werde Ihnen noch mehr werden, als ich oft bisher war, wenn Sie mich nur das thun lassen, was niemand als ich thun kann, und das Uebrige Andern auftragen. Ihre Gefinnungen, die Sie mir in Ihren Briefen zu erkennen geben, sind so schön, für mich bis zur Beschämung ehrenvoll, daß ich nur sagen kann: Herr, hier bin ich, mache aus deinem Knecht, was du willst!"

Eben diese dankbare Hingebung ist es, was aus vielen der schönsten Stellen des Tasso spricht, wie namentlich in den Worten, mit denen Tasso sein vollendetes Heldengedicht dem Herzog Alphons von Ferrara überreicht:

Mir ist an diesem Augenblick genug.
 An euch nur dacht' ich, wenn ich sann und schrieb,
 Euch zu gefallen war mein höchster Wunsch,
 Euch zu ergötzen war mein letzter Zweck.
 Wer nicht die Welt in seinen Freunden sieht,
 Verdient nicht, daß die Welt von ihm erfahre.
 Hier ist mein Vaterland, hier ist der Kreis,
 In dem sich meine Seele gern verweilt.
 Hier horch' ich auf, hier acht' ich jeden Wink;
 Hier spricht Erfahrung, Wissenschaft, Geschmac;
 Ja, Welt und Nachwelt seh' ich vor mir stehn.
 Die Menge macht den Künstler irr' und scheu;
 Nur wer euch ähnlich ist, versteht und fühlt,
 Nur der allein soll richten und belohnen!

Obwohl Goethe für sein Drama sehr sorgfältige historische Studien gemacht hat, so war es ihm doch nicht eigentlich darum

zu thun, uns das Leben und den Charakter des historischen Torquato Tasso in dramatischen Bildern vor Augen zu stellen; seine Lebensschicksale am Hofe zu Ferrara sind nur die reale Unterlage für die vorwaltende Idee, das Verhältniß des Dichters zur Welt. Das Grillenhafte und Eigenjinnige in Tasso's Wesen ist daher in soweit gemildert, als es bloß dieser dichterischen Individualität eigen war: es bleibt nur das leicht bewegliche, von Freude zu Schmerz, von Hoffnung zur Verzweiflung in raschem Wechsel übergehende Dichtergemüth. Auch in Antonio, dem ihm gegenübergestellten Weltmann, sehen wir nicht bloß die neidischen Hoffschranzen, die Tasso das Leben am Hofe sauer machten und ihn um die Gnade des Fürsten brachten, nicht jene pedantischen, auf praktische Erfahrung und Anciennetät im Dienste pochenden Geschäftsleute, von deren Neide und Verleumdung Goethe anfangs soviel hatte ausstehen müssen; er ist der besonnene, geschäftskundige Staatsmann, den der Fürst so wenig von seiner Seite lassen mag, wie den Dichter, und darum hat Goethe ihm einen Theil seiner eigenen Existenz geliehen. In dem Bilde des Herzogs endlich ist kaum ein Zug von jenem Alphons II. von Ferrara entlehnt, welcher den Dichter jahrelang im Irrenhause gefangen hielt.

In Tasso's Seelenzustand ist der Kampf der Phantasie mit der Wirklichkeit, der dichterischen Gefühlsüberschwänglichkeit mit der von dem Verstande gebotenen Mäßigung veranschaulicht, ein Kampf, wie ihn Goethe wiederholt durchgekämpft und schon im Werther dargestellt hat. Allein es zielt die dramatische Handlung wiederum auf die Versöhnung der streitenden Mächte; eben darin liegt der Abschluß, daß der Dichter das Gesetz der Wirklichkeit anerkennt, und sein Gemüth mit der verständigen Lebensansicht des Weltmanns ausgeglichen wird, so daß beide sich die Freundeshand reichen. Vor Allem aber liegt das versöhnende Element in der idealen Weiblichkeit, welche in der Prinzessin Lenore ihre edelste Vertreterin gefunden hat. Leichter hätte sich's Goethe gemacht und stärkere Effecte herbeigeführt, wenn er, wie manche Beurtheiler gewünscht haben, der Prinzessin eine gleiche leidenschaftliche Nei-

gung, wie dem Tasso, zugetheilt hätte. Allein das weibliche Gemüth zeigt seine Stärke weniger in liebevoller Hingebung als in der Resignation. Darin zeigt Goethe ebenso sehr die Zartheit seines sittlichen Gefühls, wie die Größe seiner dichterischen Kunst, daß er mit der innigsten Zärtlichkeit die sittliche Hoheit und Reinheit in einem Charakter zu vereinigen weiß; nur der Freundin offenbart sich das tieferregte Herz in vertraulicher Klage. Setzen wir noch hinzu, daß die Meisterhand des Dichters sich in der Behandlung der Form bis ins Kleinste bewährt, daß die deutsche Sprache kein Werk besitzt, worin sie in solcher fleckenlosen Schönheit erschiene, worin die seelenvollste Innigkeit des Gemüths mit dieser Fülle des Wohllauts ausströmte, so dürfen wir wohl behaupten, daß niemals eine Dichterhand Poesie und ideale Weiblichkeit mit einem schöneren Kranze der Liebe umschlungen hat.

In Hinsicht der Formschönheit dürfen wir die kurz vorher in Rom verfaßten neuen Bearbeitungen der Singspiele Erwin und Elmire und Claudine von Villabella mit dem Torquato Tasso zusammenstellen, nur daß in ihnen die tiefere Grundidee fehlt; das erstere hat nicht einmal an lebendiger Handlung gewonnen, während Claudine durch liebliche Romantik, die uns in eine Sommernacht unter dem Himmel Siciliens versetzt, sowie durch kunstvolle Verwicklung und Lösung anzieht. Mit der Idee des Tasso ist dagegen die kleine dramatische Dichtung Künlers Apotheose verwandt, woraus wir eine treffliche Stelle auswählen, um mit den Worten des Dichters die Besprechung seiner dramatischen Meisterwerke zu beschließen:

So wirkt mit Macht der edle Mann
Jahrhunderte auf seines Gleichen;
Denn was ein guter Mensch erreichen kann,
Ist nicht im engen Raum des Lebens zu erreichen.
Drum lebt er auch nach seinem Tode fort
Und ist so wirksam, als er lebte;
Die gute That, das schöne Wort,
Es strebt unsterblich, wie es sterblich strebte.
So lebst auch du durch ungemess'ne Zeit:
Genieße der Unsterblichkeit!

IV. Schiller bis 1787.

Die Entwicklung von Schiller's Dichtergröße bleibt stets eine der merkwürdigsten und seltensten Erscheinungen in der Geschichte des menschlichen Geistes. Was uns darin am meisten anzieht, ist nicht der Kampf gegen den Druck äußerer Lebensverhältnisse, wie bei Boß und Herder, oder der Wechsel mannigfacher Anregungen des jugendlichen, früh erregten poetischen Sinnes, wie in Goethe's poesievollen Knaben- und Jugendjahren, sondern der Sieg einer energischen sittlichen Natur über die Verworrenheit der Neigungen, über den Sturm einer heftig daherbrausenden Leidenschaft, welche oft hart an dem gefährlichen Abgrunde wandelt, in den viele geniale Geistesgenossen vor und neben ihm hinabgesunken sind. Ihm jedoch wuchs im Kampfe mit den niederdrückenden, zum Gemeinen herabziehenden Mächten die sittliche Kraft; die Vährung ward eine Läuterung, und sein Geist gelangte mehr und mehr zur reinsten Klarheit. Von diesem Standpuncte aus muß die Geschichte seines kurzen Lebens betrachtet werden.

Johann Christoph Friedrich Schiller wurde am 10. November 1759 zu Marbach, einem am Neckar gelegenen württembergischen Städtchen, geboren. Unter der Pflege seiner Mutter wuchs er zwischen drei Schwestern heran, indem der Vater, als Lieutenant, dann als Hauptmann in herzoglichen Militärdiensten, während der Kriegezeit meistens von seiner Familie getrennt war. Später folgte sie ihm nach den Garnisonplätzen Lorch und Ludwigsburg. Hier begann der Besuch einer lateinischen Schule, auf der der Knabe auch ferner blieb, als der Vater 1770 vom Herzog Karl zum Aufseher der Baumpflanzungen auf dem nahegelegenen Lustschlosse Solitude ernannt wurde. Es war der Plan des Vaters, ihn demnächst auf eine der württembergischen Klosterschulen zu schicken, um ihn zum Studium der Theologie vorzubereiten zu lassen. Als jedoch der Herzog die anfänglich für technische Fertigkeiten gegründete Schule in der Solitude im Jahre 1773 zu einer Militärakademie erweiterte, zugleich mit dem Zwecke, Be-

amte für juristische Fächer auszubilden, konnte Schiller's Vater dem Wunsche des Herzogs, auch seinen Sohn dort aufzunehmen, um so weniger widerstreben, als der Fürst die Sorge für seine weitere Erziehung und sein Fortkommen allein zu übernehmen versprach. Im Januar 1773 trat der junge Schiller in die Militärakademie, zunächst mit der Aussicht, sich der Jurisprudenz zu widmen, die er zwei Jahre darauf mit der Medicin vertauschte, als auch diese mit der Verlegung der erweiterten Akademie nach Stuttgart in den Lehrplan aufgenommen wurde.

Die Karlsakademie hatte eine pedantisch-militärische Einrichtung; Trommel und Commandowort rief die Schüler in die Lehrsäle, und der Glockenschlag regelte auch die Mußestunden. In anderer Hinsicht huldigte sie jedoch der pädagogischen Zeitströmung, indem in dem Lehrplan die realistische Vielseitigkeit an die Stelle der sonst in den höheren Lehranstalten herrschenden philologischen Concentrirung auf das classische Alterthum gesetzt ward. Obgleich Schiller die Dichter des Alterthums kennen lernte und sogar im Griechischen sich einen Preis erwarb, so drang er doch in diese nicht tief ein. Die Lectüre deutscher Dichter war indeß keineswegs beschränkt. Auf der Solitude schwärmte Schiller für Klopstock und verfaßte ein religiöses Epos Moses. In Stuttgart begann das Drama der Sturm- und Drangperiode, Goethe's Götz, Zerkowig, Julius von Tarent, Klingers Schauspiele, sowie die Uebersetzung Shakspeare's sein dramatisches Talent zu entzünden; bei der Aufführung von Goethe's Clavigo wirkte er selbst in der Titelrolle mit. Jetzt entspannen sich Pläne zu großen Tragödien, woraus endlich, noch während seines Aufenthalts auf der Akademie, die Räuber hervorgingen.

Indeß hatte er es in seinem medicinischen Studium so weit gebracht, daß er nach Vollendung zweier Abhandlungen, einer lateinischen über ein Thema seiner Fachwissenschaft und einer deutsch geschriebenen, mehr philosophischen: Ueber den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen, im December 1780 aus der Akademie entlassen wurde. Er erhielt eine Anstellung als Militärarzt bei einem

in Stuttgart garnisonirenden Regimente. Die praktische Medicin gab ihm nur geringe Beschäftigung. Er suchte Ersatz im Umgange mit Freunden und gerieth dadurch in manche Verbindungen, die dem zum erstenmal in die Freiheit hinaustretenden Jüngling gefährlich wurden. Neben dem Ehrgeiz, als dramatischer Dichter vor das Publicum zu treten, war Geldverlegenheit das Hauptmotiv, sein Trauerspiel drucken zu lassen, und da kein Verleger für das Erstlingswerk des noch unbekannten Dichters zu finden war, so erschien es, indem die Freunde Geld vorstreckten, auf Kosten des Verfassers: schon im nächsten Jahre ward eine zweite Auflage nöthig. Freiherr von Dalberg, Intendant der Mannheimer Bühne, beeilte sich, das Stück mit einigen Abänderungen, zu denen der Verfasser selbst die Hand bot, zur Aufführung zu bringen. Es war ein festlicher Augenblick in seinem Jugendleben, als er am 13. Januar 1782 der ersten Vorstellung, in der Ziffland als Franz Moor glänzte, unter dem rauschenden Beifall der zahlreich versammelten Zuschauer bewohnte. „Ich glaube,“ schrieb er einige Tage darauf an Dalberg, „wenn Deutschland einst einen dramatischen Dichter in mir findet, so muß ich die Epoche von der vorigen Woche zählen.“

Schnell verbreitete sich das effectvolle und gerade bei der damaligen Geschmacksrichtung des großen Publicums mächtig ergreifende Drama über die meisten Bühnen und hatte einen solchen Erfolg des Augenblicks, wie kaum irgend ein späteres Werk Schiller's.

Allein, während ihm von außen der Beifall der Menge entgegen kam und seinen Dichtermuth hob, kostete ihm eben dieses Werk die Gunst des Herzogs, der ihm bis dahin eine väterliche Vorliebe zugewendet hatte und von ihm mehr verehrt worden war, als er späterhin hat gestehen mögen. Nach einer zweiten heimlichen Reise nach Mannheim erhielt er vom Herzog einen zweiwöchentlichen Arrest, und dem Verbote des Verkehrs mit dem Auslande folgte das am härtesten treffende, niemals mehr Komödien noch sonst so was zu schreiben. Und gerade jetzt beschäftigte den jungen Dichter schon die Ausarbeitung des Fiesko. Wohl

mußte er, wenn der Herzog von besserer Erziehung sprach, an das Schicksal Schubart's denken, den er mehrmals auf dem Hohenasperg besucht hatte. Schleunige Entfernung aus Stuttgart schien das einzige Mittel zu sein, um seine Freiheit und sein Dichtertalent zu retten. Am 17. September 1782 entwich er in Begleitung seines treuen Jugendfreundes Streicher aus Stuttgart und eilte über die württembergische Grenze nach Mannheim, wo er unter Dalberg's Schutz die sicherste Zufluchtsstätte zu finden hoffte. Solche Erwartungen wurden bald enttäuscht. Dalberg trug Bedenken, den in fürstliche Ungnade gefallenen Flüchtling zu begünstigen. Nicht einmal sein neuestes Trauerspiel *Fiesko*, das ihm zunächst die Mittel zu seiner Existenz verschaffen sollte, ward von der Bühne angenommen. Um nur nicht von dem Nothwendigsten entblößt zu sein, mußte er es gegen ein geringes Honorar an den Buchhändler Schwan überlassen. Eine bereitwillige Hülfe fand er bei Frau von Wolzogen, die er in Stuttgart kennen gelernt hatte. Als ihr Gast verlebte er auf dem Gute Bauerbach bei Meiningen ein glückliches halbes Jahr, in welchem er sein bürgerliches Trauerspiel *Luise Millerin* (später *Cabale und Liebe* betitelt) vollendete und den *Don Carlos* in den Frühlingstagen 1783 begann, welche ihm die Liebesneigung zu der jungen Charlotte von Wolzogen verschönte. In solchem Umgange fühlte er die Wohlthat, mit edlen Menschen zu verkehren, um sich mit dem ganzen Geschlechte zu versöhnen, mit dem er sich beinahe überworfen hätte.

Im Sommer des Jahres 1783 zog ihn Dalberg wieder durch Anerbietungen nach Mannheim, wo er als Theaterdichter eine Anstellung erhielt. Er brachte seinen *Fiesko* in prachtvoller Ausstattung auf die Bühne, jedoch ohne mit diesem Stücke den erwarteten Beifall zu ernten, der in weit höherem Grade seiner bürgerlichen, weit mehr auf die Zeitstimmung berechneten Tragödie *Cabale und Liebe* zu Theil ward. Indes seine geistige Thätigkeit stockte sehr bald, da er in den Strudel des Schauspielerlebens gerieth, so daß es für ihn eine günstige Fügung des Schicksals war, als der Umgang mit der sentimental schwärmenden Frau

von Kalb ihn in die ideale Richtung hineinzog. Er wandte sich im Sommer 1784 wieder mit Begeisterung seinem Don Carlos zu; das Bewußtsein seiner höheren dichterischen Bestimmung befeelte ihn aufs neue, als er an Dalberg die muthvollen Worte schrieb: „Ich kann es mir jetzt nicht verbergen, daß ich so eigensinnig, vielleicht so eitel war, um in einer entgegengesetzten Sphäre zu glänzen, meine Phantasie in die Schranken des bürgerlichen Nothurns einzäumen zu wollen, da die hohe Tragödie ein so fruchtbares Feld und für mich, möcht' ich sagen, da ist, da ich in diesem Fache größer und glänzender erscheinen und mehr Dank und Erstaunen wirken kann, als in keinem andern, da ich hier vielleicht nicht erreicht, in anderen übertroffen werden könnte.“ Sobald er den Fuß in das höhere Gebiet der Tragödie gesetzt hatte, begann er den Carlos in jambischem Versmaß zu bearbeiten und empfand gleich die Freude, daß seiner Dichtung dadurch mehr Glanz und Würde verliehen werde. Während eines Besuchs des Herzogs Karl August von Weimar in Darmstadt ward Schiller auf Empfehlung der Frau von Kalb ihm vorgestellt, las ihm den ersten Act des Don Carlos vor und erhielt den Titel eines weimarischen Rath's.

Indem Schiller sein Verhältniß zur Mannheimer Bühne aufgegeben hatte, unternahm er mit dem nächstfolgenden Jahre die Herausgabe einer Monatschrift, der Rheinischen Thalia. In der Ankündigung warf er sich dem Publicum mit beredter Ansprache in die Arme. „Nunmehr“ — heißt es darin — „sind alle meine Verbindungen aufgelöst. Das Publicum ist mir jetzt Alles, mein Souverain, mein Vertrauter. Ihm allein gehöre ich jetzt an. Vor diesem und keinem andern Tribunal werd' ich mich stellen. Dieses nur fürcht' ich und verehr' ich. Etwas Großes wandelt mich an bei der Vorstellung, keine andere Fessel zu tragen, als den Ausspruch der Welt, an keinen andern Thron zu appelliren, als an die menschliche Seele.“ Bald nachdem das erste Heft erschienen war, verließ er das ihm mehr und mehr unleidlich gewordene Mannheim und begab sich im April 1785 nach Leipzig, gelockt von dem durch brieflichen Verkehr eingeleiteten Freundschaftsverhältniß zu Christian Gottfried Körner, dem Vater

des bekannten Dichters. Angelangt auf einem Wendepuncte in dem Entwicklungsgange unsers Dichters, blicken wir zuvörderst auf die dichterischen Schöpfungen der zurückgelegten Periode.

Die lyrischen Gedichte, welche größtentheils der Stuttgarter Zeit angehören und in der Anthologie für das Jahr 1782 zusammengestellt wurden, hat Schiller selbst in gereiften Jahren als „wilde Producte eines jugendlichen Dilettantismus“ bezeichnet und fast mit Widerstreben, sehr verändert und verfürzt, in die Sammlung seiner Gedichte aufgenommen. Klopstock'sche Phrasen mischen sich mit den derben Ergüssen einer erregten Sinnlichkeit, und man findet höchst selten jene genialen Gedankenblitze, deren Glanz uns oft im Munde der Helden seiner Jugenddramen überflammt.

Die Räuber, sein erstes Drama, das seinen Beruf zum dramatischen Dichter der Welt und ihm selbst offenbarte, sind eine großartige Concentration aller Elemente der Sturm- und Drangperiode, die damit ihren Abschluß erlangte. Goethe's Götz, Leisewitz' Julius von Tarent, Shakespeare's König Lear und untergeordnete Producte von Klingler, Lenz und anderen Zeitgenossen haben zu den Einzelheiten der dramatischen Handlung beigetragen. Das Ganze ist jedoch von der Gemüthserregung und der genialen Kraft seines Dichtergeistes durchdrungen und bei allen Plattheiten im Einzelnen reich an Effecten. Indem der Freiheitsdrang der geseglichen socialen Ordnung den Krieg erklärt, hört alle richtige Auffassung des Lebens und seiner Verhältnisse auf; ein wüthes Räuberleben stellt sich neben die teuflischen Unthaten eines Franz Moor, und es giebt keine Lösung und Versöhnung für die schneidende Dissonanz, die durch das ganze Stück sich hindurchzieht.

Mit Fiesko betritt Schiller das Gebiet des historischen Drama's mit der ausdrücklich ausgesprochenen Tendenz, „die kalte, unfruchtbare Staatsaction aus dem menschlichen Herzen herauszuspinnen und eben dadurch an das menschliche Herz wieder anzuknüpfen,“ worin wir schon die Richtung, die seine späteren dramatischen Dichtungen einhalten, vorgeedeutet sehen. Die Grundzüge bildet jener Republicanismus, den der Dichter in den damals von

ihm hochverehrten Lebensbeschreibungen Plutarch's und in dem Julius Cäsar Shakespeare's aufgefaßt hatte und der Welt als einen Spiegel menschlicher Kraft entgegenhalten wollte. Verrina daher, in dem Stolz strenger republicanischer Tugend, ein Römer mitten in dem Parteitreiben Genua's, ist neben dem dünnelfhaften, eitel umherflatternden Fiesco die Hauptperson des Stücks. Die Entwicklung der Handlung ist zwar ruhiger berechnet, aber bei weitem nicht so lebendig und frisch, wie in den Räubern, und in der Charakterzeichnung zeigt sich noch kein Fortschritt. Das rhetorische Pathos vermag den Mangel an innerem Leben nicht zu verdecken; selbst die Sprache der Liebe im Munde der Frauen geräth in eine sentimentale Declamation, so daß kaum die Stimme der Natur durchklingt.

Cabale und Liebe ist eine von dem Pathos der Schiller'schen Kraftsprache mit neuen Glanzeffecten ausgestattete Emilia Galotti unter dem Einflusse ihrer in der damaligen Literatur zahlreichen Schwestern. Die Verdorbenheit der höhern Stände wird hier mit der bürgerlichen Sittenreinheit in den schroffsten Gegensatz gestellt und ein Kampf der Unschuld und Tugend gegen teuflische Bosheit, die auf die Macht sich stützt, herbeigeführt, welcher von Anfang bis zur furchtbaren Katastrophe den Zuschauer reinigt und erschüttert. Das Stück hat größere Wärme und Lebendigkeit, weil der Dichter concrete Erscheinungen aus dem Hofleben seiner Zeit vor Augen hatte, und ein tiefer Haß gegen das unsittliche Willkürregiment und die Standesunterschiede ihn erfüllte. Die Charaktere jedoch sind zum Theil bis zur Caricatur verzerrt, und die ganze Handlung ist unnatürlich in ihrer Entwicklung wie in ihrer Lösung, welche das Tragische in dem Entsetzen über das Unbegreifliche sucht.

Das war der Beginn der Laufbahn unsers großen Dichters. Geniale Kraft war vorhanden, aber sie bedurfte der Mäßigung, Läuterung und Veredelung. Diese Wendung zu höherem Streben, zu Maß und idealer Ruhe trat an der Seite seines Freundes Körner ein. Ihm folgte er gegen den Herbst 1785 von Leipzig nach Dresden und sah sich durch dessen gastliche Aufnahme und Unterstützung von drückender Sorge befreit, so daß er seinen

poetischen Arbeiten leben und mit dem Freunde in philosophischen Studien sich ergehen konnte. Gleichzeitig mit Don Carlos verfaßte er die aus ihren Unterhaltungen und dem Studium Rousseau's erwachsenen philosophischen Briefe, und einen gleichen Kampf des Zweifels mit pantheistischen Philosophemen lassen uns die wenigen lyrischen Gedichte jener Jahre, z. B. Resignation, erkennen. Im Jahre 1787 erschien Don Carlos. Der Dichter wandte sich darauf nach Weimar, wohin ihn Frau von Kalb, die sich seit einiger Zeit dort niedergelassen hatte, dringend einlud.

Als Schiller den Don Carlos unmittelbar nach der Vollendung von Cabale und Liebe zum Gegenstand einer Tragödie wählte, war es ihm zunächst um einen sentimentalen Stoff mit historischem Hintergrunde zu thun; Maria Stuart und Conradin kamen zu gleicher Zeit in Erwägung. Die erste Anlage ging auf ein Familiendrama an einem Fürstenhofe; der Conflict des Herzens mit der kalten Berechnung der Politik war der Angelpunct der Handlung, hier der alle individuelle Freiheit vernichtende Despotismus Philipps II., dort in dem Charakter des Prinzen der leidenschaftliche Jugenddrang, der die Fesseln, welche rings ihn einengen, zerreißen möchte. Als im Umgange mit Körner die Opposition gegen die bestehenden Verhältnisse einer höheren philosophischen Weltansicht Platz machte, erfaßte er die weltbürgerliche Idee, deren Vertreter Marquis Posa ward. Don Carlos sank zu einem Werkzeuge für dessen Zukunftspläne herab, ein Geschöpf seiner Fürstenpädagogik, dessen Liebesleidenschaft keine Berechtigung mehr durch sich selbst hat, sondern nur noch als Bildungsmittel zu edleren Zwecken dient. Diese verschiedenartigen Elemente hat der Dichter nicht so in einander zu verarbeiten vermocht, daß daraus ein organisches Ganzes entstände; die Fäden verwirren sich so sehr, daß mancher enthusiastische Leser des Carlos in Verlegenheit gerathen würde, wenn er über den Plan des Drama's Nachsicht geben sollte. In der Charakterdarstellung jedoch offenbart sich in Vergleich mit den früheren Stücken ein bedeutender Fortschritt. König Philipp ist ein Typus jener starren Willenskraft

despotischer Charaktere, in deren Darstellung Schiller stets am glücklichsten war, wenn er gleich der Verherrlichung des Posa zu Liebe sich in der Hauptscene, wo der König seine bisherigen politischen Grundzüge aufgibt, eine Inconsequenz erlaubte, die keineswegs genügend motivirt ist. Ebenso hat die Königin Elisabeth in ihrer Liebe wie in ihrer Resignation eine Hoheit und Würde, die von sentimentaler Ueberspanntheit wie von rhetorischem Pathos sich frei erhält, so daß der große Fortschritt in Vergleich mit den Frauencharakteren der vorangehenden Stücke jedem in die Augen springt. Für die beiden Hauptcharaktere wollte der Dichter die Herzen durch schöne Idealität gewinnen, und wer läugnet, daß es ihm bei allen denen gelungen, welche von der Scheingröße idealer Phantasiegebilde mehr bestochen werden, als von der Wahrheit einer rein menschlichen idealen Natur? Don Carlos ist völlig haltlos, und die einzige Scene mit der Prinzessin Eboli ist ein hinlänglicher Beweis, daß er für eine glückliche Zukunft seines Königreichs ein schlechter Bürge ist. Marquis Posa scheint nur zu handeln; im Grunde bringt er es nur zu einer hochfliegenden Schwärmerei, die nirgends auf festem Boden haftet, und selbst sein Opfertod für den Freund und sein Vaterland ist nicht das Resultat eines klaren politischen Plans, sondern einer edlen Schwärmerei, so daß denn auch mit dem Schluß der Tragödie alle großen Entwürfe wie flüchtige Traumgestalten rasch verweht sind.

Was indeß bei allen diesen Mängeln dem „Don Carlos“ die Unsterblichkeit sichert, das ist die Wärme der sittlichen Gesinnung, die Begeisterung für das Wohl der Menschheit und die höchsten Güter des menschlichen Geistes, für Freiheit, Aufklärung, religiöse Tuldksamkeit und uneigennütziges Wirken. In zahlreichen, mit Vorliebe ausgeführten Sentenzen spricht sich des Dichters philosophische Idealität aus, so daß sich mit der Dichtung alle die großen staatsbürgerlichen Ideen verschlingen, welche am Vorabend der französischen Revolution die edelsten Geister bewegten. Vornehmlich diente ihm dazu Posa's Unterredung mit König Philipp, die sich in der ersten Bearbeitung noch weiter ausdehnte, als

Schiller bei der letzten Redaction für gut fand. Eine der Hauptstellen, die jetzt im Don Carlos fehlt, zeichnet so klar den damaligen Schüler Rousseau's, daß man sie mit Interesse lesen wird, weshalb sie unsere Kritik beschließen mag. Sie folgt auf die Aeußerung des Marquis Posä: „Ich kann nicht Fürstendiener sein.“

König

(mit Verwunderung zurücktretend).

Wer bringt

mir diesen Menschen?

Er sieht ihn lange zweifelhaft an. Nach einigem Bedenken:

Und mit diesem Spiele

des Witzes, diesen künstlichen Sophismen
gedenken Sie die Pflichten zu betrügen,
die Sie dem Staate schuldig sind?

Marquis.

Der Staat,

dem ich sie schuldig war, ist nicht mehr. Ehmals
gab's einen Herrn, weil ihn Gesetze brauchten;
jetzt giebt's Gesetze, weil der Herr sie braucht.
Was ich dort meinesgleichen gab, bin ich
jetzt nicht gehalten, Königen zu geben. —

Dem Vaterlande? — Wo ist das? Ich weiß
von keinem Vaterlande. Spanien

geht keinen Spanier mehr an. Es ist
die Riesenhülle eines einz'gen Geistes.

In diesem Riesenkörper wollen Sie
allgegenwärtig denken, wirken, schwelgen
und kräftig ringen auf des Ruhmes Bahn.

In seinem Flor gedeihen Sie. Das Glück,
das Sie ihm reichen, ist Athletenkost,
der Glieder Nervenkraft zu härten. Menschen
sind Ihnen brauchbar, weiter nichts; so wenig
als Ohr und Auge für sich selbst vorhanden.

Nur für die Krone zählen sie. In ihr
ging ihres Wesens Eigenthum, ihr Selbst
und ihres Willens hohes Vorrecht unter.

Zu einer Pflanze fiel der Geist. Jetzt blühen
Genie und Tugend für den Thron, wie für
des Schnitters Sense Halmen sich vergolden.

Er bemerkt einige Bewegungen bei dem König und hält inne. —
Dieser verharrt in seinem Stillschweigen.

Ich finde mein Geschlecht nicht mehr — Wohin
mit meiner Liebe? Eine neue Gattung
und neue Bande der Natur — von dem
gekrönten Sterblichen erdacht — Denn ringen mußte
der Sterbliche mit Freiheit. Leidenschaft
mit Leidenschaft, Gedanken mit Gedanken
zu kaufen war die große Kunst. — Doch wer,
als die Allgegenwart allein, kann in
den Abgrund jeder Menschenbrust sich tauchen?
Der Seele neugeborne Frucht in des
Gedankens stiller Wiege überraschend?
Auch er war Mensch — er mußte, wie wir andern,
durch den Behelf des Aehnlichen und Einen
das reiche All der üppigen Natur
dem schwachen Sinne künstlich zubereiten
und im Geschlecht das Einzelne vertilgen.
Die Politik lehrt ihn ein Maß erfinden,
dem alle Geister unterwürfig sich
zu passen angewiesen sind. — Erfinden?
O nein — erfunden war es längst. —

V. Gleichzeitige Dramatiker.

Wenn man die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts (nach der Aufschrift eines Stücks von Klingler) die Sturm- und Drangperiode genannt hat, so findet diese Bezeichnung vornehmlich Anwendung auf die dramatische Poesie. Vergebens bemühte sich noch Friedrich Wilhelm Gotter, das französische Drama durch Uebersetzungen Voltaire'scher Stücke (z. B. *Merope* 1774) zu stützen; vergebens wies Lessing mit Nachdruck darauf hin, daß Befreiung von einem engherzigen Regelzwange noch nicht Regellosgkeit sei. Der allgemeine Ruf der jungen Dramatiker drang auf Gluth der Empfindung, Energie der Leidenschaft und derbe Farben des Ausdrucks. Zwei Dichter trugen der jugendlichen Dichterschaaar die Jackel voran, Heinrich Wilhelm Gerstenberg mit seinem *Agolino*, Goethe mit dem *Götz*; als dritter gesellte sich Shakspeare hinzu, der mit gewaltiger Hand in unsere dramatische Literatur eingriff, sobald man den kühnen Schritt wagte, ihn auf unsere Bühne zu bringen.

Das Trauerspiel *Ugolino* war ein Mißgriff in der Wahl des Stoffs, der mit dramatischer Handlung unverträglich ist, das nach Dante's erschütternder Erzählung ausgeführte Gemälde des Hungertodes des gestürzten Ugolino und seiner drei Söhne; gleichwohl hat der Dichter die engbegrenzte Handlung mit ergreifender poetischer Kunst ausgestattet; das Pathos des Schrecklichen, womit uns die Kerker-scenen mit ihren Seelen- und Hungerqualen vor Augen gestellt werden, ist von gewaltiger Wirkung. Dies Drama, das schon 1768 erschien, wurde das Vorbild des ungestümen dramatischen Stils, der die Producte jener Jahre beherrscht; auch auf Schiller's Jugenddramen war es von mächtigem Einfluß. Was gleichzeitig er und bald darauf Herder in ihren Lobpreisungen Shakspeare's einleiteten, die geniale Auffassung der Leidenschaft über den Plan der dramatischen Handlung zu stellen, war um so wirksamer, als mit Goethe's *Götz* das Hinwegsetzen über die Form eine neue Rechtfertigung erhielt, und wenn dieser damals die Aeußerung hinwarf, es sei im Grunde besser ein verworrenes Stück machen als ein kaltes, so stimmte diese ganz zu der Herzensmeinung seiner ihm nachstrebenden jungen Freunde. Vergebens trat Lessing's *Emilia Galotti*, so tief ihre Wirkung übrigens war, dazwischen als ein Vorbild, wie eine dramatische Handlung planmäßig durchzuführen sei. Am nächsten trat ihm der „*Julius von Tarent*“ des Johann Anton Leisewitz, des einzigen Dramatikers des Göttinger Bundes. Doch verdankte er den Beifall seiner Zeitgenossen (auch Schiller stand unter seinem Einflusse) nicht sowohl der besonnenen Behandlung, als dem leidenschaftlichen Sujet, indem er Bruderkzist und Brudermord darstellte. Als Friedrich Maximilian Klinger einen gleichen Stoff in den *Zwillingen* mit unnatürlicher Uebertreibung und in leidenschaftlicherem Pathos behandelte, ertheilten ihm die Hamburger Kunsttrichter den für das beste Trauerspiel ausgesetzten Preis, obwohl die Nachwelt Leisewitz den Preis zuerkennt.

Klinger (1752 zu Frankfurt am Main geboren) hatte sich aus dem Druck und den beschränkten Verhältnissen, in denen er seine Kindheit verlebte, mit Anstrengung emporgearbeitet. Die

Frucht war ein starker sittlicher Charakter, der in Rousseau's Schriften seinen Widerwillen gegen die sittliche Schwäche der verfeinerten Welt nährte und, in sich abgeschlossen, starr und feindlich sich ihr gegenüberstellte. Dazu kam die Geniesucht, das ungestüme Haschen nach phantastischen Effecten und excentrischer Leidenschaft, wodurch er zu einer widerlichen, geschmacklosen Kraftsprache gedrängt ward. Außer den Zwillingen sind vornehmlich Sturm und Drang und die falschen Spieler hervorzuheben. Für Schiller ist sein Einfluß nicht günstig gewesen. 1780 trat Klinger in russische Staats- und Militärdienste und stieg zu hohen Würden, ohne seine Selbstständigkeit und seine sittliche Geradheit zum Opfer zu bringen, aber auch ohne eine heitere Ansicht des Lebens zu gewinnen, wovon seine Romane, denen seine spätere literarische Thätigkeit seit 1791 gewidmet war, hinlänglich Zeugniß geben.

Reinhold Lenz (geb. 1750 in Liefland), der Freund Goethe's in der Straßburger Studienzeit, wo er mit ihm für Shakspeare schwärmte, suchte es diesem in Allem gleichzuthun, im Leben wie im Dichten, ein Streben, das ihn schließlich zum Wahnsinn geführt hat. Seine Stücke, unter denen „der Hofmeister oder die Vortheile [d. h. Gefahren] der Privaterziehung“ am meisten Aufsehen machte, bewegen sich in der Sphäre des bürgerlichen socialen Lebens und berühren die Schäden desselben mit jener festeren Terzheit, welche Naturwahrheit sein sollte, aber zu frivoler Gemeinheit wurde. Er starb zu Moskau 1792, nachdem ihm von den Ruhmesträumen seiner Jugend nichts geblieben war, als der Stolz im Elend.

Wie sich die zuletzt genannten Dichter mit und an Goethe gebildet hatten, so gilt ein Gleiches von Friedrich Müller (geb. zu Kreuznach 1750), bekannter unter dem Namen Maler Müller. Sein ausgezeichnetes dramatisches Talent bekunden schon seine Idyllen, sowohl die mythologischen der Satyr Mopsus, der Faun, Bacchidon und Milon, welche sich mit frischem Humor in der Welt der Saturn bewegen, als in den volksthümlichen: die Schafschur, das Rußkernen, liebliche

pfälzische Dorfgeschichten. Seine dramatischen Dichtungen *Faust* und *Die Räuber* sind echte Sprößlinge der Sturm- und Drangperiode, jenes nur ein Fragment und ziemlich formlos, dieses in titanischem Ungestüm verwildert, wenn auch reich an poetischen Lichtblicken. Im Jahre 1778 konnte Müller, um sich für die Malerkunst weiter auszubilden, die Reise nach Rom antreten, zu der ihm Goethe's einflußreiche Verwendung behülflich war. Hier blieb er bis an seinen 1825 erfolgten Tod.

In Rom vollendete er sein bedeutendstes dramatisches Werk *Goetz und Bertram*. In diesem hat er das Stürmische und Formlose abgestreift, die Charaktere sind mit fester Hand gezeichnet, Goetz, in seiner Liebesleidenschaft von schwärmerischer Innigkeit bis zum Verbrechen mit dämonischer Gewalt fortgerissen, Bertram, das rührende Bild der Unschuld und Treue, und im Unglück voll Ergebenheit und Demuth, Siegfried, der ritterliche Held, auch im tiefsten Schmerz edel und würdig. Durch ein ungünstiges Geschick wurde die Veröffentlichung dieses Werks bis zum Jahre 1811 hinausgeschoben, als Tieck's *Bertram* längst verbreitet war.

Die Masse derer, welche unmittelbar für die Bühne produciren, warf sich auf das Ritterstück, wozu Götz die Losung gegeben hatte, und füllte die Bühne mit Spectakelstücken, in denen der Bühnenlärm mehr als die historische Wahrheit ins Auge gefaßt wurde. Als eines der besseren hat sich Babo's *Otto von Wittelsbach* bis auf unsere Zeit auf dem Repertoire erhalten. Der Uebergang zu Räuberstücken lag dieser groben Auffassung der Romantik sehr nahe; Schiller's *Räuber* hatten ihre Vorgänger wie ihre Nachahmer, und Zschokke's *Abtallo* schreitet noch zuweilen über die Bretter. Indeß war jener ungestüme Troß keineswegs so sehr Grundzug jenes Zeitalters als die weicherzige Sentimentalität, die sich durch leichte Mittel zu Thränen rühren ließ. Diese machte sich daher in bürgerlichen Trauerspielen und Familiengemälden sehr breit und blieb, nachdem der erste Sturm sich erschöpft hatte, zuletzt fast allein noch übrig, um die Bühne zu beherrschen.

Charakteristisch ist für die letzten Jahrzehnte des achtzehnten Jahrhunderts, daß die dramatische Poesie in die engste Verbindung mit der Schauspielkunst tritt und dadurch das schaulustige Publicum näher an sich heranzieht. Die Kunst des Schauspielers erhob sich rasch aus ihrer Niedrigkeit und Verachtung zu meisterhaften Leistungen und zog die Poesie in ihren Dienst.

Vornehmlich waren es drei große Schauspieler, die der Bühne ihr ganzes Leben und ihre edelsten Kräfte widmeten und treffliche Schüler bildeten, Ekhof, Schröder und Jffland. Ekhof, der Vater deutscher Schauspielkunst, spielte anfangs unter wandernden Truppen, bis er, von dem kunstliebenden Herzog von Sachsen-Gotha gewonnen, das Theater zu Gotha unter Gotter's Mitwirkung zu einer Musterschule erhob. Was die Zeitgenossen von Ekhof's Spiel berichten, beweist die erstaunliche Wirkung seiner Kunst; selbst einen unworthelhaften Körperbau machte er durch die stille Gewalt und den Wohlklang seines Vortrags vergessen und spielte mit einer unnachahmlichen Wahrheit die verschiedenartigsten, oft ungünstigsten Rollen, Könige und Bauern, Helden und Lustigmacher, mit gleichem Erfolge. Dabei besaß er so viel sittliche Würde, daß es ihm gelang, den Schauspielerstand in der öffentlichen Achtung zu heben.

Friedrich Ludwig Schröder, um zwanzig Jahre jünger als Ekhof, begann seine Laufbahn bei einer wandernden Truppe; da seine Mutter eine Schauspielerin war, so wuchs er gleichsam auf den Brettern auf. Ein schöner Körperbau, den er durch die sorgfältigste Ausbildung im Fechten und Tanzen erhöhte, gab ihm einen Vorzug selbst vor Ekhof, und was ihm an Umfang der Stimme abging, wußte er durch charakteristische Declamation zu ersetzen. In seinen Jugendjahren spielte er bei wandernden Truppen niedrig-komische Rollen, oft aus dem Stegreife, und trat zugleich als Ballettänzer auf. Als er später bei stehenden Theatern in Hamburg und Wien spielte, zeigte er dieselbe Vielseitigkeit, die Ekhof auszeichnete.

Zugleich begann er auch durch dramatische Productionen dem Mangel an Theaterstücken abzuheffen und hatte den glücklichen

Einfall, die englischen Dramatiker, besonders Shakspeare, in freien Bearbeitungen nachzubilden. Er hütete sich dabei, als Kenner des Theaters, seinem Publicum den vollständigen Shakspeare zu bieten. Er verarbeitete seine Dramen so, daß sie dem Zeitgeschmack zusagten, wobei freilich von dem poetischen Gehalt viel geopfert ward. Zuerst wurde Hamlet zu Hamburg 1776 nach seiner Bearbeitung zur Aufführung gebracht und mit rauschendem Beifall aufgenommen. In den nächsten Jahren folgten Othello, Lear, Macbeth, Richard II., Heinrich IV. und mehrere der kleineren Stücke. Auf einer Kunstreise durch Deutschland verpflanzte Schröder die Dramen Shakspeare's nach Wien, München und Mannheim. Im Uebrigen unterstützte Schröder durch seine dramatischen Dichtungen, größtentheils Bearbeitungen englischer Stücke, die Richtung zum bürgerlichen Schauspiel; sein Better aus Lissabon, eben so voll Familiennoth wie Gemmingen's deutscher Hausvater und Großmann's Nicht mehr als sechs Schüsseln, machte viele Thränen fließen.

In diesem Sinne und auf diesem Wege ging als Theaterdichter auch Jffland fort.

August Wilhelm Jffland war zu Gotha ein Schüler Ekhof's und Gotter's. Nach Ekhof's Tode begab er sich nach Mannheim, wo bald Schiller's Genius auftauchte, dessen Räuber er durch sein treffliches Spiel als Franz Moor empfehlen half. Allein sein ganzes Wesen (er hatte sich in seiner Jugend zum Predigerstande bestimmt) sträubte sich gegen das Gigantische solcher Schaustücke, sowie gegen die Nitterschauspiele, selbst gegen Shakspeare; seine ganze Natur sympathisirte mit der Darstellung des bürgerlichen Familienlebens. In dieser Richtung, die er auch als Künstler vorzugsweise vertrat, schrieb er rührende Charakter- und Familiengemälde, welche, eben weil sie dem Geschmack seiner Zeit entsprachen, mit vieler Wahrheit von den Künstlern dargestellt und mit Beifall von dem Publicum aufgenommen wurden. Goethe hat sie mit wenig Worten treffend charakterisirt:

Ein Bürger kommt, auch der ist gern gesehen,
 Mit Frau und Kindern häuslich eingezwängt,
 Von Grillenqual, von Gläubigern gedrängt,
 Sonst wackerer Mann, wohlthätig und gerecht,
 Nach Freiheit lechzend, der Gewohnheit Knecht;
 Die Tochter liebt, sie liebt nicht den sie soll,
 Ein muntreer Sohn, gar mancher Schwänke voll,
 Und was, an Oheim, Tanten, dienstbarn Alten,
 Sich Charaktere seltsamlich entfalten:
 Das alles macht uns heiter, macht uns froh,
 Denn ungefähr geht es zu Hause so.
 Und was die Bühne künstlich vorgestellt,
 Erträgt man leichter in der Werkelwelt;
 Die Thoren läßt man durcheinander rennen,
 Weil wir sie schon genau im Bilde kennen.

Hiermit sind mit wenig Zügen die Charaktere hervorgehoben, aus denen die Jffland'schen Dramen zusammengesetzt sind: auf der einen Seite die Biederkeit und Lebenserfahrung der Alten, die Gewissenhaftigkeit und militärische Disciplin des Staatsdienstes, auf der andern die Uebereilungen und Verirrungen der heißblütigen Jugend, die mit Pflicht und Gesetz in Collision geräth, zwischen diesen vermittelnd die durch Liebe und Edelmuth rührenden Frauen. Die Entwicklung der Handlung nimmt einen ziemlich gleichmäßigen Gang. Die Uebertretungen der Pflicht führen den Conflict herbei; die Perspective zeigt uns Zerrüttung der Familienverhältnisse, Zerstörung des häuslichen Glücks, bis sich gegen das Ende die Wolken verziehen und in der Regel eine gebietende Macht aus höherer Sphäre der bürgerlichen Gesellschaft lösend und versöhnend dazwischen tritt, so daß unter Umarmungen und Thränen die aufs neue hereinblickende Sonne des Familienglücks begrüßt wird.

Dabei ist anzuerkennen, daß Jffland seine Berechnung nicht geradezu auf eine schwächliche Sentimentalität gründet, sondern auf Natur und Wahrheit, und daß eine tüchtige sittliche Gesinnung, die sich nur allzu sehr in redseliger, moralischer Erörterung gefällt, zum Grunde liegt.

Unter Jffland's Schauspielen ist das idyllische Familiengemälde die Jäger stets am meisten ausgezeichnet worden. Der

Oberförster und sein Haus, das ganze Dorf, das mit diesem zusammenzuhängen scheint, wie die Glieder mit dem Haupt, sind wahrheitsgetreue Typen einer deutschen Dorfgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Der Spieler, ebenfalls lange Zeit ein Lieblingsstück der deutschen Bühne, führt uns in die Zerrüttung der höheren Gesellschaftskreise und ist sowohl durch dramatische Anlage als Charakterzeichnung wirksam. In den Hagestolzen bricht eine liebliche Poesie durch, sobald wir aus der Atmosphäre der Stadt uns entfernen und die Liebe auf ländlicher Flur eine neue Handlung mit glücklicher Lösung herbeiführt.

Inzwischen hatte sich Jffland's Ruhm von Mannheim aus mehr und mehr verbreitet, besonders durch das Gastspiel in Weimar im Jahre 1796, wo man ihn gern auf die Dauer gefesselt hätte. Allein Jffland folgte dem Ruf nach Berlin als Director des Nationaltheaters, in welcher Stellung er bis an seinen 1814 erfolgten Tod blieb. In dieser späteren Periode setzte er auch seine literarische Thätigkeit fort; allein seine Dramen haben nicht nur den früheren verbrauchten Zuschnitt, sie sind auch gehaltloser und prosaischer.

Mehr angeborenes Talent, als Schröder und Jffland, besaß August von Kotzebue (geboren in Weimar 1761, ermordet zu Mannheim 1819), aber weniger Sittenreinheit und Charakter; er war ein Mann ohne Vaterlands-, ja man möchte sagen, ohne alle Liebe und ohne Gewissen und daher ohne alle höhere Dichterweihe. Und doch war er in Weimar in der Zeit, als Wieland, Herder, Knebel, Goethe dort lebten, aufgewachsen und ward von ihnen und ganz besonders von seinem Lehrer Musäus bei seinen ersten dichterischen Versuchen aufgemuntert und angeleitet. War es die vornehme, mehr französische als deutsche Erziehung unter der Leitung einer schwachen Mutter, oder das unzeitige und übertriebene Lob, das man dem munteren, schönen und talentvollen Knaben spendete, oder die zu frühzeitige Einführung in die geselligen Kreise der höhern Stände, daß sich sein ganzes Wesen so charakterlos gestaltete, daß er, in der eingebildeten hohen Meinung von sich selbst, nie in seinem Leben sich Mühe gab, sein Talent

auszubilden, sondern seine Schöpfungen nur leicht hinwarf, so daß man von ihm sagen kann, er habe nichts geschrieben, wie er es seinem Talente nach hätte schreiben können? Auch seine Schicksale und spätern Lebensverhältnisse waren von der Art, daß sie ihn nur in dem leichtsinnigen Treiben bestärkten. Kaum hatte er seine juristischen Studien vollendet, so wurde er, nicht viel über zwanzig Jahre alt, als Secretär bei der kaiserlichen Theaterdirection zu Petersburg angestellt, stieg sodann in Rußland von Stufe zu Stufe und war schon im Jahre 1785 Präsident des Gubernementsmagistrats von Esthland mit dem Range eines Obrist-Lieutenants und dem Adelstitel. Geschwächte Gesundheit veranlaßte ihn wiederholt auf Reisen zu gehen, bis er 1795 mit Erhöhung seines Ranges aus dem russischen Staatsdienste trat und sich auf einem freundlichen Landhause in Esthland mit seiner zweiten Gemahlin und seinen Kindern niederließ.

Um diese Zeit war schon sein Dichterruhm weit verbreitet. Er hatte sich zuerst in Erzählungen und Romanen versucht, die ihrer leichten sinnlichen Art wegen von der Lesewelt sehr günstig aufgenommen wurden. Mit dem Jahre 1784 trat er als dramatischer Dichter hervor und versuchte sich nach und nach in allen Gattungen, die zur Zeit auf der Bühne Glück machten, und wurde bald nicht nur der fruchtbarste, sondern auch beliebteste Schauspieldichter. Es ist nicht zu läugnen, daß sein Dialog an Lebendigkeit und Naïschheit, sein Witz an Gewandtheit und seine Erfindung an Neuheit die älteren Dramen meist übertraf; ja er gewann selbst über Schröder und Jßland bei der Menge den Vorrang, weil er durchaus auf Bühnenwirkung losarbeitete und dem weichlichen Geschlechte seiner Zeit jede stärkere Geistesanstrengung ersparte, indem er sich begnügte, sie oberflächlich zu rühren oder, durch welches Mittel auch immer, zu unterhalten. Daß es ihm dabei nicht darauf ankam, ob die Sittlichkeit und wie sie darunter leide, verschlug nichts, weil Gesinnung und Ueberzeugung ihm völlig abgingen. Letzteres ist zum Beispiel der Fall in seinem einst gefeierten Schauspiel Menschenhaß und Neue (1789), wo er es wagte, die leichtsinnigste Entweihung der Ehe durch die Vor-

Spiegelung einer tugendhaften Neue zu rechtfertigen. Es charakterisirt die Gemeinheit seiner sittlichen Anschauung, daß er als eine Fortsetzung das Stück „die edle Lüge“ hinzufügte, worin der fortwauernde Vorwurf, den sich die schuldbewußte Frau macht, dadurch gehoben werden soll, daß sich der sittenreine Ehemann ein ähnliches Vergehen andichtet. Und ganz naiv äußert er, es herrsche in diesem Stück gewiß die reinste Moral, die jemals von der Kanzel oder von der Bühne herab gepredigt worden sei. Es ist überflüssig, andere längst vergessene Stücke dieser Periode hier aufzuzählen; am erträglichsten sind die Possen, z. B. die deutschen Kleinstädter, der Wirrwar, die Zerstreuten; hier findet das leichtfertige Talent sich zurecht, und es bedarf keiner sittlichen Idee.

Im Jahr 1797 kam Kogebue als Hoftheaterdirector nach Wien, wo er, was schon die Schikaneder, Stephanie, Jünger u. A. begonnen, den Sinn für das Gemeine und Frivole in schönster Blüthe vorfand. Allein schon im Jahr 1799 sah er sich veranlaßt, Wien zu verlassen, und begab sich nach Weimar, das er jedoch bald darauf wieder verließ, um nach Rußland zurückzukehren, wo seine Söhne erzogen wurden. Hier ward er indessen bei Kaiser Paul verdächtigt und auf kaiserlichen Befehl nach Sibirien geschickt. Er erzählte später seine Schicksale in dem oberflächlichen und weitichweifigen Buche: „das merkwürdigste Jahr meines Lebens“, wodurch er Schlegel's meisterhafte Satire Kogebue's Reisebeschreibung hervorrief. Zu seinem Glücke hatte er Freunde bei Hofe, die den Kaiser günstig für ihn stimmten. Kogebue wurde noch in demselben Jahre nach Petersburg zurückberufen, mit einem Kron Gute beschenkt und als Hofrath und Director der deutschen Bühne angestellt. Nach Pauls Tode nahm er wieder seinen Abschied und lebte im Jahr 1801 abwechselnd in Weimar und Jena, wo er durch allerlei niedrige Künfte sich bemerklich machte, ohne jedoch, wie er beabsichtigte, Goethe und Schiller entzweien zu können. Schon im folgenden Jahr ging er daher voll bitterm Neides nach Berlin, wo er sich mit Merkel und Meißner zur Herausgabe einer Zeitschrift, der

Freimüthige, vereinigte, in welcher er beflissen war, Goethe herabzuweisen und gegen die neuen Romantiker anzukämpfen. Die Nemesis blieb nicht aus. Mit Schiller's Wallenstein hatte eine neue Epoche des Drama's begonnen. Was Kogebue am meisten bei seinen Verehrern herabsetzte, waren die Versuche, es jenen Meisterwerken gleich zu thun. Weil Schiller's Trauerspiele in Versen geschrieben waren, meinte er, das Poetische liege nur in dieser Form, die er wohl zu erreichen gedachte. Allein seine Trauerspiele in Jamben, Octavia, der Schuggeist, Ritter Bayard, Johanna von Montfaucon, Gustav Wasa u. m. a. verriethen allzuflar seine poetische Armuth. Das weinerliche Schauspiel die Hussiten vor Raumburg rief Mahlmann's ergötzliche Parodie Herodes vor Bethlehem hervor. Was man diese Dramen, so fiel es erst recht auf, daß Alles nur gereimte oder in Sylbenmaß gezwängte Prosa sei, und überall nur Gemeinplätze und abgenutzte Redensarten zu finden waren. Ueberdies wußte er sich nie in seinen historischen Schauspielen in die Zeiten zu versetzen, in welchen die Handlung vorfällt, so wenig er die Charaktere zu zeichnen verstand. Wer erkennt z. B. in den Kreuzfahrern das Bild jener Ritter, die das Grab Christi erobern wollten? ist und spricht Balduin anders als Antonius und Gustav Wasa? gewahrt man im Heinrich Heuß von Plauen einen Unterschied der Nationalgesinnung und der Bildungsstufe zwischen dem Deutschmeister und dem Heiden Jagello? Darum that Kogebue sehr wohl, sich auf kleinere Productionen zu beschränken: er sandte vom Jahr 1803 bis 1819 alle Jahre einen Almanach dramatischer Spiele in die Welt, so daß er an Fruchtbarkeit mit Lope de Vega verglichen werden konnte. Als im Jahr 1806 Berlin von den Franzosen eingenommen wurde, flüchtete er nach Rußland, wo ihn nicht Vaterlandsliebe, sondern Buhlerei um die Gunst des Kaisers Alexander veranlaßte, in seinen Zeitschriften das deutsche Volk gegen den französischen Dränger zu erbittern. Auch in das Gebiet der Geschichte gerieth er und schrieb eine Geschichte Preußens, später 1812 eine Geschichte des deutschen Reichs, ein elendes Nachwerk, in

welchem die ganze Gemeinheit seiner Gesinnung sich enthüllte. Den letzten Rest der öffentlichen Achtung verlor er, als er seit der Befreiungszeit, wo er anfangs in Königsberg, dann in Weimar und zuletzt in Mannheim lebte, als Denunciant der deutschen Literaturbestrebungen in russischem Solde thätig war. Sein Tod von der Hand eines patriotischen Schwärmers war der tragische Abschluß eines leichtsinnigen Lebens.

VI. Goethe und Schiller. 1788 — 1805.

In Weimar, wohin sich Schiller im Sommer des Jahres 1787 begeben hatte, wurde er von seiner enthusiastischen Freundin Charlotte von Kalb mit der früheren Innigkeit empfangen: sie sorgte für seine neue Einrichtung und führte ihn in die weimariſche Geſellſchaft ein. Mit krankhafter Spannung der Sehnſucht hatte ſie ihn erwartet: der Umgang mit ihm gab ihr die Heiterkeit zurück. Indeß war Schiller bereits allzu ſehr zum Selbſtgefühl und zu männlicher Selbſtſtändigkeit gereift, als daß nicht ein ſolches Verhältniß, von dem die Eifersucht des Alleinbeſitzes unzertrennlich war, auf die Dauer peinlich hätte werden müſſen. Schiller fühlte, daß ihr Bild nicht ſo tief ſeiner Seele eingedrückt war, als ihrem Herzen das ſeinige, und der Einfluß der phantaſtiſchen Frau nicht wohlthätig für ihn ſei. Schon mit dem nächſten Jahre ſtreifte er nach und nach dieſe hemmenden Reſſeln ab. Ueberhaupt zog ihn der weimariſche Frauenkreis, ſelbſt die Herzogin Amalia, welcher er vorgeſtellt ward, nur wenig an. Die literariſchen Notabilitäten der kleinen Reſidenz, ſowie der benachbarten Univerſität Jena, wohin er ſich auf einige Tage begab, lernte er der Reihe nach kennen. Ein herzlicheres Verhältniß bildete ſich nur zu Wieland, der in ihm einen Mitarbeiter am Merkur und vielleicht auch einen Eidam zu gewinnen hoffte. Eine poetiſche Anregung gab ihm Weimar nicht, wohl aber blieb die ſtillbildende Einwirkung nicht aus. Wieland's Rath, die Griechen zu ſtudiren und vom Alterthum zu lernen, blieb nicht

ohne bedeutende Folgen. Schiller las eifrig den Homer in Voss' Uebersetzung und fühlte, daß er durch die Simplicität der Alten seinen Geschmack reinigen müsse. Mit dem griechischen Drama beschäftigte er sich in den nächsten Jahren angelegentlich, wenn er auch mehr durch französische Uebersetzungen sich mit ihnen bekannt machte, da seine Kenntniß des Griechischen zum Verständniß des Originals nicht ausreichte. Seine Nachbildung von Euripides' *Aphigenie in Aulis* und einigen Scenen der *Phönizierinnen* desselben Dichters sind wichtige Studien für Schiller's künstlerische Ausbildung. Gleichfalls sind die Uebersetzungen des zweiten und vierten Buches von Virgil's *Aeneide* in Stanzensform ein Beweis seiner liebevollen Beschäftigung mit den großen Dichtern des classischen Alterthums. Der lyrische Hymnus, die *Götter Griechenlands*, war ein Erguß des frischen Enthusiasmus, mit dem ihn der heitere, poetisch verklärte Götterhimmel der Hellenen erfüllte, tief empfundene Klänge der Sehnsucht nach dem Lande der Dichtung, von dem er sich in jener Epoche mehr denn je getrennt fühlte. Die elegische Klage über die Dürre und Abgestorbenheit unserer Zeit erregte heftigen Widerspruch, und Friedrich Stolberg glaubte berufen zu sein, die Rechtfertigung der christlichen Cultur gegen die Bewunderung des Hellenenthums übernehmen zu müssen, als wäre eine lyrische Dichtung ein Glaubensbekenntniß.

Für Schiller hatte eine Studienzeit begonnen, durch die er sich gründlich hindurcharbeiten mußte, ehe er wieder mit ganzer Seele der Dichtkunst sich zuwenden konnte. Der Roman der *Geisterseher* war in seinen Augen nur eine Nebenarbeit. Die dramatische Lebendigkeit seiner Darstellungsgabe glänzt jedoch in der spannenden Schilderung des geheimnißvollen Trugsystems, dessen Fäden in der Handlung aufs künstlichste verschlungen sind, und versetzt den Leser in höchste Spannung. Eben darum gab der Dichter die Fortsetzung auf, um nicht durch die Lösung der räthselvollen Vorgänge das poetische Gewebe zerstören zu müssen.

Diese Arbeit sowie die Geschichte des Abfalls der *Niederlande*, zu der die Vorstudien zum *Don Carlos* ihm

Neigung eingeflößt hatten, beschäftigten Schiller während seines anmuthigen, Geist und Herz erfrischenden Sommeraufenthalts (1788) in Rudolstadt und dem nahen Volkstädt, den er hauptsächlich in Folge der anziehenden Bekanntschaft mit der Familie von Lengefeld gewählt hatte. Frau von Lengefeld war nach ihres Mannes Tode mit ihrer jüngsten Tochter Charlotte nach der kleinen fürstlichen Residenz gezogen, um in der Nähe ihrer ältesten, dort verheiratheten Tochter Caroline zu sein, die später die Gattin Wilhelms von Wolzogen ward und unter diesem Namen sich als geistreiche Schriftstellerin bekannt gemacht hat. Die beiden Schwestern gaben Schiller, was er bisher entbehrt hatte, die Bekanntschaft mit der zarten, einfachen weiblichen Natur, die doch auch Bildung genug in sich vereinigte, um alle höheren geistigen Interessen, die seine Seele beschäftigten, mit ihm zu theilen. Ihnen ward, was er im Laufe des Tages ausgearbeitet hatte, in gemüthlichen Abendstunden vorgelesen, und dieses sowie mannigfache Lectüre gab Stoff zu anregender Unterhaltung. „Schiller wurde“ — so berichtet Caroline von Wolzogen — „ruhiger, klarer, seine Erscheinung wie sein Wesen anmuthiger, sein Geist den phantastischen Ansichten des Lebens, die er bis dahin nicht ganz verbannen konnte, abgeneigter.“

Charlotte hatte dem Dichter zwar kein leidenschaftliches Gefühl eingeflößt; auch lag in ihrem Wesen eine Ruhe, die Schiller anfangs als Kälte erschien, obwohl sich ein tiefes, warmes Gefühl darunter verbarg; indeß entstand eine innige Zuneigung, deren Frucht ein beglückender Bund der Herzen war. In diesem Familientreise war es, wo Schiller und Goethe, der vor kurzem aus Italien zurückgekehrt war, sich zum erstenmal begrüßten. Am 7. September kam Goethe in Begleitung von Caroline Herder und Charlotte von Stein, die auch Schillern sehr hoch schätzte, zu einem Besuch in der Lengefeld'schen Familie herüber. Eine Annäherung zwischen den beiden großen Männern, wie die Freundinnen sie gehofft hatten, fand nicht statt. Schiller richtete nicht mehr auf Goethe den Blick der Bewunderung wie einst, als dieser an der Seite des Herzogs als Gast in der Karlschule erschien: er fühlte

sich ihm ebenbürtig, und ein bitteres Gefühl beherrschte seine Stimmung, wenn er das glückliche Geschick, von dem sein Nebenbuhler getragen worden war, mit dem Druck und den Hindernissen verglich, unter denen er selbst sich hatte emporringen müssen. Schon der erste Anblick hatte die hohe Meinung, die man ihm von Goethe's anziehender und imponirender äußern Erscheinung beigebracht hatte, sehr herabgestimmt. „Im Ganzen genommen“ — so sprach er sich über diese Zusammenkunft gegen Körner aus — „ist meine in der That große Idee von Goethe nach unserer persönlichen Zusammenkunft nicht vermindert worden: aber ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt. Sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt als das meinige, seine Welt ist nicht die meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Indessen schließt sich aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicherlich und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren.“

Als Schiller gegen den Herbst wieder nach Weimar zurückgekehrt war, wo er zunächst seine Geschichte des Abfalls der Niederlande von der spanischen Regierung, nämlich den ersten Band, der der einzige geblieben ist, vollendete, suchte er Goethe nicht näher zu treten, obwohl er rühmen muß, daß Goethe Interesse für ihn beweise und „die Götter Griechenlands“ günstig beurtheilt habe. Das Gefühl, das er ihm gegenüber empfand, spricht sich scharf in den Worten aus: „Dieser Mensch, dieser Goethe, ist mir einmal im Wege, und er erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat.“ Und doch liegt ihm an dem Beifall des im Grunde der Seele verehrten Mannes gar viel: um seinetwillen möchte er seinem Gedichte die Künstler, der gehaltvollsten Dichtung dieser philosophischen Geistes-epoche, die möglichste Vollendung geben. Wenn wir in der poetischen Form und Diction dieses Lehrgedichts die größere Mäßigung, Reife und Durchbildung des Dichters fast in jeder Zeile erkennen, so ist es zugleich bedeutiam für seine philosophische Entwicklung,

indem es die Grundzüge der philosophischen Ansichten enthält, die er nachmals in einer Reihe von Abhandlungen ausführte, nämlich die Vermittelung der Cultur und Freiheit durch Kunst und Poesie, und in diesem Verein zugleich mit der Natur.

Nur durch das Morgenthor des Schönen
Drangst du in der Erkenntniß Land.
An höhern Glanz sich zu gewöhnen,
Liebt sich am Reize der Verstand.
Was bei dem Saitenklang der Musen
Mit süßem Beben dich durchdrang,
Erzog die Kraft in deinem Busen,
Die sich dereinst zum Weltgeist schwang.

Was erst, nachdem Jahrtausende verflossen,
Die alternde Vernunft erfand,
Sag im Symbol des Schönen und des Großen
Voraus geoffenbart dem kindischen Verstand.
Ihr holdes Bild hieß uns die Tugend lieben,
Ein zarter Sinn hat vor dem Laster sich gesträubt,
Es' noch ein Solon das Gesetz geschrieben,
Das matte Blüthen langsam treibt.
Es' vor des Denkers Geist der kühne
Begriff des ew'gen Raumes stand,
Wer sah hinauf zur Sternenbühne,
Der ihn nicht ahnend schon empfand?

Nachdem er in mannigfachen Culturbildern den hierin ange-
deuteten Bund zwischen Wissenschaft, Kunst und Natur dargestellt
hat, faßt er zum Schlusse in einer Anrede an die Künstler seine
Ideen zusammen und zeigt uns in seinen erhabenen Worten, wie
ernst die hohe Aufgabe des Dichters und Künstlers vor seinem
Geiste stand.

Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,
Bewahret sie!
Sie sinkt mit euch! Mit euch wird sie sich heben!
Der Dichtung heilige Magie
Dient einem weisen Weltenplane;
Still lenke sie zum Oceane
Der großen Harmonie!

Von ihrer Zeit verstoßen flüchte
 Die ernste Wahrheit zum Gedichte
 Und finde Schutz in der Camönen Chor.
 In ihres Glanzes höchster Fülle,
 Furchtbarer in des Reizes Hülle,
 Erstehe sie in dem Gesange
 Und räche sich mit Siegesklänge
 An des Verfolgers feigem Ohr.

Der freisten Mutter freie Söhne,
 Schwingt euch mit festem Angesicht
 Zum Strahlensitz der höchsten Schöne!
 Um andre Kronen buhlet nicht!
 Die Schwester, die euch hier verschwunden,
 Holt ihr im Schooß der Mutter ein;
 Was schöne Seelen schön empfunden,
 Muß trefflich und vollkommen sein.
 Erhebet euch mit kühnem Flügel
 Hoch über euren Zeitenlauf!
 Fern dämmre schon in eurem Spiegel
 Das kommende Jahrhundert auf.
 Auf tausendfach verschlungnen Wegen
 Der reichen Mannigfaltigkeit
 Kommt dann umarmend euch entgegen
 Am Thron der hohen Einigkeit!
 Wie sich in sieben milden Strahlen
 Der weiße Schimmer lieblich bricht,
 Wie sieben Regenbogenstrahlen
 Zerrinnen in das weiße Licht,
 So spielt in tausendfacher Klarheit
 Bezaubernd um den trunkenen Blick,
 So fließt in einen Bund der Wahrheit,
 In einen Strom des Lichts zurück!

Schiller's Geschichtswerk, in dessen lebendigen Schilderungen der Dichter dem Historiker die Hand reichte, erweckte für ihn ein so günstiges Urtheil über seine Befähigung zum akademischen Lehrer der Geschichte, die bis dahin auf Universitäten in sehr trockener Form vorgetragen zu werden pflegte, daß er, nicht ohne Goethe's bereitwillige Beförderung der Berufung, zum außerordentlichen Professor an der Universität Jena ernannt ward, wo er am 26. Mai 1789 unter einem ungewöhnlichen Zulauf von Studiren-

den seine Vorlesungen mit der Antrittsrede: „Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte?“ eröffnete. Um sich gehörig vorbereiten zu können, da er sich auf ein ihm noch wenig bekanntes wissenschaftliches Gebiet begeben hatte, las er nur an zwei Tagen in der Woche über die Geschichte des Alterthums und im folgenden Semester über das Mittelalter. Mehrere geistvolle historische Aufsätze stehen unter seinen kleinen Schriften als Zeugnisse von dem philosophischen Geiste, womit er die Cultur-entwicklung bedeutender Epochen der Universalgeschichte auffaßte. Die Abhandlung Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter, womit er die im Jahre 1790 begonnene „Sammlung historischer Memoires“ einleitete, ist um so höher zu stellen, als eine richtige Würdigung des Mittelalters damals noch zu den Seltenheiten gehörte. Zugleich unternahm er in dieser arbeitsvollen Zeit die Geschichte des dreißigjährigen Krieges für den Damenkalender des Buchhändlers Göschen, mehr auf dessen Antrieb, als aus besonderer Neigung zu dem Stoff.

Ungeachtet vielfacher wissenschaftlicher Arbeiten war gleichwohl das Jahr 1790 eines der glücklichsten seines Lebens. Er feierte seine eheliche Verbindung mit Charlotte von Lengefeld, mit der er sich das Jahr vorher verlobt hatte, und fühlte jetzt das volle Glück liebevoller weiblicher Nähe und häuslicher Gemüthlichkeit, zu der auch der Umgang mit vielen der trefflichen Gelehrten, die damals eine Zierde der blühenden Universität waren, nicht wenig beitrug. Goethe besuchte ihn im Herbst auf der Rückreise von Dresden. Philosophie und Kunst waren der Gegenstand ihrer Unterhaltung, jedoch ohne daß diese dazu beitrug, ihre Denkweisen einander zu nähern. „Sie [Goethe's Philosophie] holt zu viel aus der Sinnenwelt, wo ich aus der Seele hole,“ äußert Schiller gegen Körner; doch ist sein Blick schon klar genug, um anerkennend hinzuzufügen: „aber sein Geist wirkt und forscht nach allen Directionen und strebt sich ein Ganzes zu erbauen, und das macht mir ihn zum großen Manne.“

Seine rüstige Thätigkeit, durch die er um diese Zeit seine Kräfte aufs höchste angespannt und sich mehr und mehr zu einer

unregelmäßigen Lebensweise hatte verleiten lassen, ward schon im Beginn des Jahres 1791 durch wiederholte heftige Krankheitsanfälle unterbrochen: er gelangte nicht wieder zu einer kräftigen Gesundheit. Die Brust hatte schwer gelitten: der Organismus war gestört, und auch nach der Genesung machten die wiederkehrenden Krämpfe ihn oft auf mehrere Wochen zur Geistesarbeit unfähig. Seine Vorlesungen waren unterbrochen, wie seine literarischen Arbeiten, und zu den Sorgen wegen seines Gesundheitszustandes gesellten sich die Sorgen wegen des Auskommens, da er nur ein unerhebliches Gehalt bezog. In dieser Lage hatte er mit freudiger Dankbarkeit das in zarterster Weise ihm gemachte Anerbieten des dänischen Grafen Schimmelmann und des Herzogs von Augustenburg anzuerkennen, nämlich auf drei Jahre ihm ein jährliches Geschenk von tausend Thaler zu übermachen, damit er Muße gewinne zur völligen Wiederherstellung seiner Gesundheit.

Nachdem Schiller im folgenden Jahre seine Geschichte des dreißigjährigen Krieges — zuletzt rasch abschließend, indem er die zweite Hälfte desselben nur in kurzem Ueberblicke behandelte — zu Ende geführt hatte, wandte er sich zum Studium der Kantischen Philosophie, welche damals in Jena ihre wärmsten Verehrer und Verkündiger hatte, fest entschlossen, nicht eher abzulassen, als bis er sich ihres Ideengehaltes vollständig bemeistert habe. Vornehmlich knüpfte er seine Ansichten über Aesthetik an Kant's Kritik der Urtheilskraft an und erweiterte dessen oft einseitige Begriffsentwicklung in einer Reihe ästhetischer Abhandlungen („über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen“, „über Anmuth und Würde“, „über das Erhabene“ u. and.). Denselben Inhalt hatten seine Vorträge, die er im Winter 1792—1793 vor einem kleinen Kreise von Studirenden hielt, womit er für immer seine akademische Lehrthätigkeit schloß.

Mit dem Jahre 1793, wo seine Gesundheit sich wieder gehärtet hatte, ergriff ihn eine lebhafte Sehnsucht, seine Heimat, seine Eltern und Jugendfreunde wiederzusehen. Er reiste im August 1793 nach Schwaben und verlebte dasselbst in Heilbronn, dann in Ludwigsburg heitere Tage. Hier wurde ihm auch das Glück der

ersten Vaterfreude zu Theil, indem ihm am 14. September sein ältester Sohn Karl geboren wurde. „Es war ein erhebender Anblick,“ schreibt einer seiner Freunde, „den hohen Mann in den einfach wahren Ausdrücken väterlicher Lust und Liebe an seinem Erstgebornen, seinem Goldsohn, wie er ihn oft nannte, zu beobachten.“ Das treffendste Bild giebt uns die Schilderung des Eindrucks, den er auf einen seiner Jugendfreunde, den Arzt von Hoven, machte: „Sein jugendliches Feuer war gemildert; er hatte weit mehr Anstand in seinem Betragen; an die Stelle der vor- maligen Nachlässigkeit war eine anständige Eleganz getreten, und seine hagere Gestalt, sein blaßes, fränkliches Aussehen vollendete das Interessante seines Anblicks. Leider war der Genuß seines Umgangs häufig, fast täglich, durch seine Krankheitsanfälle gestört; aber in den Stunden des Besserbefindens — in welcher Fülle ergoß sich da der Reichthum seines Geistes! wie liebevoll zeigte sich sein weiches, theilnehmendes Herz; wie sichtbar drückte sich in in allen seinen Reden und Handlungen sein edler Charakter aus! wie anständig war jetzt seine sonst etwas ausgelassene Jovialität! wie würdig waren selbst seine Scherze! Kurz er war ein voll- endeter Mann geworden!“ Sein Freund Danneker modellirte da- mals die vortreffliche Büste des Dichters.

Aber auch literarisch war er hier vielfach beschäftigt. Aus dem fortgesetzten Studium der Kantischen Philosophie erwuchsen die Briefe über ästhetische Erziehung. „Sie sind,“ sagt Gervinus, „eine der seltensten Schriften, die unsere Literatur be- sitzt. Dies ist nicht mehr Vorarbeit und Uebung, sondern Resultat und Abschluß. Hier tritt der Schüler über die Lehrer hinweg, er läßt die Aesthetiker der vergangenen Zeit hinter sich zurück. Er tritt aus den Beziehungen zu einzelnen Männern heraus, er steht auf der Höhe der Zeit, er sieht sich nicht mehr in der Mitte freitender Tendenzen in einzelnen Zeitgenossen, sondern in der Mitte der Tendenzen des Jahrhunderts. Wie ihn innerhalb Deutschland der erregte Kampf zwischen Dichtung und Philosophie bewegte und ihn gleichsam zu dem Versuche antrieb, wo er mehr vermöchte und wo er sich heimischer fühlte, so gährte auch das

politische Treiben in ihm und nöthigte ihn, über das Verhältniß von Staat und Literatur, von Politik und Dichtung zu denken, um sich in den verworrenen Richtungen der Zeit Eine zu suchen, der er sich mit freier Wahl anschließen möchte.“ Auf Schiller, der schon vor der Revolution in seinen jugendlichen Dichtungen Ideen aussprach, wie sie die edelsten Wortführer der Völkerfreiheit in Frankreich hatten verwirklichen wollen, machten die neuesten Ereignisse in Frankreich den gewaltigsten Eindruck, und wenn Goethe in Poesieen den erregten Sturm der Seele zu beschwichtigen suchte, so unternahm es Schiller mittelst der Philosophie den Weg zu finden, auf welchem Deutschland sich in diesem Drange zurecht finden könnte. Diese Briefe sollen demnach die hohe Würde der Kunst darstellen, indem er ihr den mächtigsten Einfluß auf den Staat einräumte, so wie er schon früher in dem Gedichte, die Künstler, nur weniger bestimmt, dargethan hatte. Schiller fühlte nämlich, wie wenig zeitgemäß es sei, von der Schönheit zu sprechen, da alle Welt nur von Freiheit hören wollte, und von der Freiheit, der eben in Frankreich die besten Männer zum Opfer fielen. Er suchte daher zu zeigen, daß ein Volk, um zur Freiheit zu gelangen, den Weg durch die ästhetische Cultur nehmen müsse. Nur bei den poetischen Griechen war Freiheit möglich: bei uns, wo das gemeine Volk verwildert, die Höhern und Gebildeten erschläft sind, könne sie nicht stattfinden. Wer wollte diesen, die ihre Freiheit nicht gebrauchen, die Freiheit nehmen, um sie dem großen Haufen zu geben, der sie mißbrauchen würde? Also nicht gewaltthame Umwälzung, wie in Frankreich, sondern allmähliche, vernunftgemäße Reform, die von Veredlung des Charakters ausgehen muß, ist in Deutschland zu wünschen. Da sich aber unter einer schlechten Staatsverfassung der sittliche Charakter nicht veredeln kann, hat man nach einem Mittel zu suchen, das vom Staate unabhängig ist, und Quellen zu eröffnen, die sich von dem allgemeinen Verderben rein erhalten haben. Dies Mittel ist die schöne Kunst. Durch sie wird die Menschheit, die den Ernst der Grundsätze nicht ertragen würde, im Spiel veredelt. Dem Einwurf, daß eben die Kunst jene Erschlaffung der höhern Stände

herbeigeführt habe, begegnet er dadurch, daß er die Erfahrung nicht als Richterin anerkennt und auch zugleich die Frage aufwirft: ob die bisher geübte Kunst die wahre sei? Letztere Frage erheischt sodann die genaue Feststellung des Begriffs, was schöne Kunst sei? Auf diesem Wege sucht er darzuthun, daß es die Aufgabe der Deutschen sei, erst durch eine allgemeine Bildung für das Schöne die Freiheit möglich zu machen. Schiller hat durch dieses Werk, das kein Gebildeter ungelesen lassen sollte, der deutschen Nation ein unschätzbares Geschenk gemacht; seinem Herzen macht es Ehre, daß er damit eine Schuld der Dankbarkeit abtragen wollte und sie seinem Wohlthäter, dem Herzoge von Augustenburg, einem der wärmsten Anhänger der neuesten Freiheitsideen, widmete.

Ehe Schiller seine Heimat verließ, machte er die Bekanntschaft des wackern Buchhändlers Cotta in Stuttgart, mit welchem er, nachdem er die Redaction der „allgemeinen Zeitung“ abgelehnt hatte, die Herausgabe einer neuen Zeitschrift, die *Noren*, verabredete, zu welcher er die vorzüglichsten Schriftsteller Deutschlands vereinigen wollte, um Alles zu übertreffen, was jemals in dieser Gattung geleistet worden. Im Mai 1794 kehrte er nach Jena zurück, wo er sogleich bemüht war, zu seinem neuen literarischen Unternehmen, auf das er seine künftige Existenz zu gründen gedachte, — die *Thalia* wurde aufgegeben — die nöthigen Vorbereitungen zu treffen. Eben diese leiteten ein neues Verhältniß zu Goethe ein, zu dessen Leben und Studien seit der Rückkehr aus Italien sich unsere Betrachtung zunächst zurückwenden muß.

Goethe hatte in Italien eine große Umwandlung erfahren. Seine Ansichten über Kunst und Welt hatten sich völlig umgestaltet. Ein ganz Anderer, kehrte er in den engen Kreis zurück, mit der Sehnsucht nach dem Verlorenen im Herzen; wie die Freunde in die Veränderung sich nicht finden konnten, eben so wenig konnte er fürs erste in der Umgebung, auf die er wiederum

angewiesen war, sich heimisch fühlen. Mehr denn je vereinsamt, schloß er die Verbindung mit Christiane Vulpius, einem Mädchen von geringer Bildung, doch lebhaften, heitern Sinnes, die er erst viele Jahre später durch die kirchliche Trauung zu seiner Gattin erhob. Das Glück, das sie in seine Zurückgezogenheit brachte, schildern uns die Römischen Elegieen, mit denen er in Geist und Form sich ganz auf den Boden der antiken Poesie stellte. Daran schließen sich die Venetianischen Epigramme, welche größtentheils während eines zweiten Aufenthalts in Venedig im Jahre 1790 entstanden. Sie verbergen die Verstimmung nicht, die den reinen Aufschwung seiner Poesie auf längere Zeit hemmte. Das Verhältniß zu Frau von Stein hatte sich gelöst.

In seine frühere Amtsthätigkeit war er nicht wieder eingetreten. Vorläufig behielt er nur die Bergbaucommission bei. Nachmals übernahm er die Oberleitung der Landesanstalten für Kunst und Wissenschaft, zunächst die Intendanz des 1791 errichteten Hoftheaters, dann die „Oberaufsicht“ über die Landesuniversität Jena, die weimarische Bibliothek und die Zeichenschulen zu Weimar und Eisenach. Diese Wirksamkeit entsprach seiner immer entschiedener hervortretenden Richtung auf die Wissenschaft und die bildende Kunst. Die Naturforschung ward ihm eine ernste Lebensaufgabe, seit er mit seinem Versuch die Metamorphose der Pflanzen zu erklären 1790 und seinen Beiträgen zur Optik (1791. 1792) unter die Fachgelehrten getreten war. Die politische Aufregung, welche im Gefolge der französischen Revolutionsideen auch Deutschland ergriffen hatte, drängte das Interesse für die Poesie eine Zeitlang zurück, und das ideale Geistesleben ward mehr von der Begeisterung für Kantische Philosophie in Anspruch genommen, als von den Schöpfungen des Dichters. Auch Goethe ward in die philosophische Zeitströmung mächtig hineingezogen: aber da er gewohnt war, seine Speculation an die wirkliche Welt anzuknüpfen und von der Betrachtung des Einzelnen zu der allgemeinen Idee emporzusteigen, verschlang sich das philosophische Denken bei ihm mit dem Studium der Natur.

Der Ausbruch des Krieges rief ihn aus der häuslichen Stille und Abgeschlossenheit. Im Jahre 1792 mußte er als Begleiter seines Fürsten, der ein Commando in der preussischen Armee übernommen hatte, die friedlichen Studien mit dem Getümmel des militärischen Lebens vertauschen, indem er den verunglückten Feldzug der verbündeten Oestreicher und Preußen nach Frankreich mitmachte. Darauf folgte im nächsten Jahre der Aufenthalt im Feldlager vor der Festung Mainz, bei deren Uebergabe er gegenwärtig war. Welch ein bewegtes Leben, wenn wir damit das ruhige literarische Leben Schiller's vergleichen! Jedoch waren es Erlebnisse, welche die Harmonie des Geistes eher gewaltsam störten, als eine poetische Frucht zur Reife bringen konnten. Daher kamen nur Nebenarbeiten zu Stande, in denen der Dichter sich bemüht, die durch die Zeitereignisse in ihm hervorgerufene Aufregung durch den Humor zu beschwichtigen, dem unter solchen Umständen der herbe Beigeschmack nicht fehlen konnte. Die Lustspiele der Großkophtha, die Aufgeregten, der Bürgergeneral stehen unter seinen Werken mehr als Zeugnisse dessen, was damals in seinem Innern vorging, denn als dramatische Dichtungen, denen ein Egmont und ein Tasso wenige Jahre vorangingen. Höhere poetische Bedeutung hat die Bearbeitung des altdeutschen Meineke Fuchs, dessen satirische Bilder ihm als ein trefflicher Spiegel des damaligen politischen verworrenen Treibens erschienen. Mit großem Geschick hat er die einfache Reimform des Originals in die Hexameter des Homerischen Epos umgestaltet, so daß das unvergängliche Gedicht dadurch aufs neue unserer Literatur angeeignet ward. Zur Vergleichung seiner Bearbeitung mit der ursprünglichen Form haben wir schon oben in einer Probe beide neben einander gestellt. Die Hexameter haben noch manche Mängel, aber sie zeichnen sich vor den zwar correcteren, aber weit steiferen Nachbildungen der antiken Form, wie sie sich Boß mehr und mehr zur Aufgabe machte, durch ihren leichten Fluß und Wohlklang sehr aus, so daß Knebel, der gewandte Uebersetzer lateinischer Dichter, Goethe's Meineke Fuchs das beste und der Sprache eigenthümlichste Product deutscher Poesie nennen konnte.

Mit dem Ende des Jahres 1793 gab der Herzog seine Stellung in der preußischen Armee auf, und das nördliche Deutschland neigte sich zu friedlicheren Ansichten. Damit ward auch Goethe der vollen ungestörten Geistessthätigkeit zurückgegeben. Sein erneutes Interesse für die Bühne ließ ihn wieder Liebe zu dem Roman Wilhelm Meisters Lehrjahre fassen, und gerade als dieses Werk ihn dem poetischen Schaffen zurückgab, gewann sein Verhältniß zu Schiller eine ganz neue Gestalt.

Schiller traf Vorbereitung zu seiner neuen Zeitschrift die Horen. Die ideale Tendenz, mit der er sie ins Leben rief, spricht die Ankündigung und noch mehr die Vorrede mit beredten Worten aus: „Je mehr das beschränkte Interesse der Gegenwart die Gemüther in Spannung setzt, einengt und unterjocht, desto dringender wird das Bedürfniß, durch ein allgemeines und höheres Interesse an dem, was rein menschlich und über allen Einfluß der Zeiten erhaben ist, sie wieder in Freiheit zu setzen und die politisch getheilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit wieder zu vereinigen. Dies ist der Gesichtspunct, aus welchem die Verfasser dieser Zeitschrift dieselbe betrachtet wissen möchten. Einer heitern und leidenschaftsfreien Unterhaltung soll sie gewidmet sein und dem Geist und Herzen des Lesers, den der Anblick der Zeitbegebenheiten bald entrüftet, bald niederschlägt, eine fröhliche Zerstreuung gewähren. Mitten in diesem politischen Tumult soll sie für Mäusen und Charitinnen einen engen vertraulichen Cirkel schließen, aus welchem Alles verbannt sein wird, was mit einem unreinen Parteigeiste gestempelt ist. Aber indem sie sich alle Beziehungen auf den jetzigen Weltlauf und auf die nächsten Erwartungen der Menschheit verbietet, wird sie über die vergangene Welt die Geschichte und über die kommende die Philosophie befragen, wird sie zu dem Ideal veredelter Menschheit, welches durch die Vernunft aufgegeben, in der Erfahrung eben so leicht aus den Augen gerückt wird, einzelne Züge sammeln und an dem stillen Bau besserer Begriffe, reinerer Grundsätze und edlerer

Sitten, von dem zuletzt alle wahre Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes abhängt, nach Vermögen geschäftig sein. Sowohl spielend als ernsthaft wird man im Fortgange dieser Schrift dieses einzige Ziel verfolgen, und so verschieden auch die Wege sein mögen, die man dazu einschlagen wird, so werden doch alle, näher oder entfernter, dahin gerichtet sein, wahre Humanität zu befördern. Man wird streben, die Schönheit zur Vermittlerin der Wahrheit zu machen und durch die Wahrheit der Schönheit ein dauerndes Fundament und eine höhere Würde zu geben." In diesen Worten vernehmen wir den Dichter der „Künstler“ und den Verfasser der „Briefe über ästhetische Erziehung“, welche die schönste Zierde des ersten Bandes der *Horen* waren.

Die Einladung zur Mitwirkung erging auch an Goethe, der sie freundlich erwiderte und in seinem Briefe die Hoffnung aussprach, es werde eine nähere Verbindung mit so wackern Männern, wie die Unternehmer seien, Manches, das bei ihm ins Stocken gerathen sei, wieder in einen lebhaften Gang bringen. Schiller und Goethe hatten bereits in ihren Standpuncten sich mehr und mehr einander genähert; eine Verbindung war jetzt leichter möglich, als früher; ja, auch Goethe mußte sie herbeiwünschen, da er sich, seit die Freundschaft mit Herder mehr und mehr erkaltet war, weniger in Folge persönlicher Berührungen, als wegen der zunehmenden Divergenzen ihrer Ansichten, in seiner geistigen Thätigkeit vereinsamt fühlte. Im Juli war Goethe zum Besuch in Jena. Nach einer Sitzung der naturforschenden Gesellschaft trafen beide beim Hinausgehen zusammen. Ein Gespräch entspann sich über die Behandlung der Naturwissenschaft, von welchem Goethe so angezogen ward, daß die weitere Entwicklung ihrer beiderseitigen Ideen auf Schiller's Zimmer fortgesetzt wurde. Wir dürfen mit Caroline von Wolzogen sagen: „Es war eine merkwürdige Stunde, über die ein günstiges Geschick den reichsten Segen ausschüttete.“ Goethe äußerte damals gegen einen seiner Freunde, er habe lange nicht solch einen geistigen Genuß gehabt, wie in jenen Tagen, und erwiderte auf Schiller's freundliches Schreiben, daß auch er von den Tagen jener Unterhaltungen an eine Epoche

rechne. Einer konnte dem Andern geben und von ihm empfangen: jeder verstand den Andern und ließ ohne hofmeisterliche Zumuthungen die Eigenthümlichkeit des Einzelnen frei walten und sich entwickeln. Die Charakteristiken, welche Schiller von Goethe's wie von seiner eigenen Individualität in zwei gehaltvollen Briefen entwirft, sind die schönsten Einleitungsworte zu einem Verhältnisse zweier großen Dichter, wie es die ganze Geschichte der Literatur nicht zum zweitenmale aufzuweisen hat.

Unterm 23. August 1794 schreibt Schiller an Goethe:

„Die neulichen Unterhaltungen mit Ihnen haben meine ganze Ideenmasse in Bewegung gebracht, denn sie betrafen einen Gegenstand, der mich seit etlichen Jahren lebhaft beschäftigt. Ueber so Manches, worüber ich mit mir selbst nicht recht einig werden konnte, hat die Anschauung Ihres Geistes (denn so muß ich den Totaleindruck Ihrer Ideen auf mich nennen) ein unerwartetes Licht in mir angestekt. Mir fehlte das Subject, der Körper, zu mehreren speculativischen Ideen, und Sie brachten mich auf die Spur davon. Ihr beobachtender Blick, der so still und rein auf den Dingen ruht, setzt Sie nie in Gefahr, auf den Abweg zu gerathen, in den sowohl die Speculation als die willkürliche und bloß sich selbst gehorchende Einbildungskraft sich so leicht verirrt. In Ihrer richtigen Intuition liegt Alles und weit vollständiger, was die Analysis mühsam sucht, und nur weil es als ein Ganzes in Ihnen liegt, ist Ihnen Ihr eigener Reichthum verborgen, denn leider wissen wir nur das, was wir scheiden. Geister Ihrer Art wissen daher selten, wie weit sie gedrungen sind, und wie wenig Ursache sie haben, von der Philosophie zu borgen, die nur von ihnen lernen kann. Diese kann bloß zergliedern, was ihr gegeben wird, aber das Wesen selbst ist nicht die Sache des Analytikers, sondern des Genie's, welches unter dem dunkeln, aber sichern Einfluß reiner Vernunft nach objectiven Gesetzen verbindet.

Vange schon habe ich, obgleich aus ziemlicher Ferne, dem Gange Ihres Geistes zugeesehen, und den Weg, den Sie sich vorgezeichnet haben, mit immer erneuter Verwunderung bemerkt. Sie suchen das Nothwendige der Natur, aber Sie suchen es auf dem schwersten Wege, vor welchem jede schwächere Kraft sich wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen: in der Allseit ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachen Organisation steigen Sie Schritt vor Schritt zu der mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltste von allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daß Sie ihn der Natur gleichsam nacherhschaffen, suchen Sie in seine verborgene Technik einzudringen. Eine große und wahrhaft

heldenmäßige Idee, die zur Genüge zeigt, wie sehr Ihr Geist das reiche Ganze seiner Vorstellungen in einer schönen Einheit zusammenhält. Sie können niemals gehofft haben, daß Ihr Leben zu einem solchen Ziele zu reichen werde, aber einen solchen Weg auch nur einzuschlagen, ist mehr werth als jeden andern zu endigen, — und Sie haben gewählt, wie Achill in der Ilias zwischen Phthia und der Unsterblichkeit. Wären Sie als ein Grieche, ja nur als ein Italiener geboren worden, und hätte schon von der Wiege an eine auserlesene Natur und eine idealisirende Kunst Sie umgeben, so wäre Ihr Weg unendlich verkürzt, vielleicht ganz überflüssig gemacht worden. Schon in die erste Anschauung der Dinge hätten Sie dann die Form des Nothwendigen aufgenommen, und mit Ihren ersten Erfahrungen hätte sich der große Stil in Ihnen entwickelt. Nun da Sie ein Deutscher geboren sind, da Ihr griechischer Geist in die nordische Schöpfung geworfen wurde, so blieb Ihnen keine andere Wahl, als entweder selbst zum nordischen Künstler zu werden oder Ihrer Imagination das, was ihr die Wirklichkeit vorenthielt, durch Nachhülfe der Denkraft zu ersetzen, und so gleichsam von innen heraus und auf einem rationalen Wege ein Griechenland zu gebären. In derjenigen Lebensperiode, wo die Seele sich aus der äußern Welt ihre innere bildet, von mangelhaften Gestalten umringt, hatten Sie schon eine wilde und nordische Natur in sich aufgenommen, als Ihr siegendes, seinem Material überlegenes Genie diesen Mangel von innen entdeckte und von außen her durch die Bekanntschaft mit der griechischen Natur davon vergewissert wurde. Jetzt mußten Sie die alte, Ihrer Einbildungskraft schon aufgedrängene schlechtere Natur nach dem besseren Muster, das Ihr bildender Geist sich erschuf, corrigiren, und das kann nun freilich nicht anders als nach leitenden Begriffen von Statuen gehen. Aber diese logische Richtung, welche der Geist der Reflexion zu nehmen genöthigt ist, verträgt sich nicht wohl mit der ästhetischen, durch welche allein er bildet. Sie haben also eine Arbeit mehr; denn so wie Sie von der Anschauung zur Abstraction übergangen, so mußten Sie nun rückwärts Begriffe wieder in Intuitionen umwandeln und Gedanken in Gefühle verwandeln, weil nur durch diese das Genie hervorbringen kann.

So ungefähr beurtheile ich den Gang Ihres Geistes, und ob ich Recht habe, werden Sie selbst am besten wissen. Was Sie aber schwerlich wissen können (weil das Genie sich immer selbst das größte Geheimniß bleibt), ist die schöne Uebereinstimmung Ihres philosophischen Instinctes mit den reinsten Resultaten der speculirenden Vernunft. Beim ersten Anblick zwar scheint es, als könnte es keine größeren Opposita geben, als den speculativen Geist, der von der Einheit, und den intuitiven, der von der Mannigfaltigkeit ausgeht. Sucht aber der erste mit keuschem und treuem Sinn die Erfahrung, und sucht der letzte mit selbstständiger freier Denkraft das Gesetz, so kann es gar nicht fehlen, daß nicht beide einander auf halbem Wege begegnen werden. Zwar hat der intuitive Geist nur mit Individuen, und der speculative nur mit Gattungen zu thun. Ist

aber der intuitive genialisch, und sucht er in dem Empirischen den Charakter der Nothwendigkeit auf, so wird er zwar immer Individuen, aber mit dem Charakter der Gattung erzeugen; und ist der speculative Geist genialisch, und verliert er, indem er sich darüber erhebt, die Erfahrung nicht, so wird er zwar immer nur Gattungen, aber mit der Möglichkeit des Lebens und mit gegründeter Beziehung auf wirkliche Objecte erzeugen.

Aber ich bemerke, daß ich anstatt eines Briefes eine Abhandlung zu schreiben im Begriff bin — vergeihen Sie es dem lebhaften Interesse, womit dieser Gegenstand mich erfüllt hat; und sollten Sie Ihr Bild in diesem Spiegel nicht erkennen, so bitte ich sehr, fliehen Sie ihn darum nicht.“

Mit der freundlichen Erwiderung dieses Schreibens verband Goethe den Wunsch, daß sein Freund auch über sich und seinen Bildungsgang sich ausführlich aussprechen möge, worauf denn ein Brief Schiller's vom 31. August die Selbstkritik mit einer bewunderungswürdigen Schärfe und Unbefangenheit zugleich ausübt.

„Bei meiner Zurückkunft aus Weizenfels, wo ich mit meinem Freunde Körner aus Dresden eine Zusammenkunft gehabt, erhielt ich Ihren vorletzten Brief, dessen Inhalt mir doppelt erfreulich war; denn ich ersehe daraus, daß ich in meiner Ansicht Ihres Wesens Ihrem eigenen Gefühl begegnete und daß Ihnen die Aufrichtigkeit, mit der ich mein Herz darin sprechen ließ, nicht mißfiel. Unsere späte, aber mir manche schöne Hoffnung erweckende Bekanntschaft ist mir abermals ein Verweis, wie viel besser man oft thut, den Zufall machen zu lassen, als ihm durch zu viele Geschäftigkeit vorzugreifen. Wie lebhaft auch immer mein Verlangen war, in ein näheres Verhältniß zu Ihnen zu treten, als zwischen dem Geist des Schriftstellers und seinem aufmerksamsten Leser möglich ist, so begreife ich doch nunmehr vollkommen, daß die so sehr verschiedenen Bahnen, auf denen Sie und ich wandelten, uns nicht wohl früher, als gerade jetzt, mit Nutzen zusammen führen konnten. Nun kann ich aber hoffen, daß wir, so viel von dem Wege noch übrig sein mag, in Gemeinschaft durchwandeln werden, und mit um so größerm Gewinn, da die letzten Gefährten auf einer langen Reise sich immer am meisten zu sagen haben.

Erwarten Sie bei mir keinen großen materialen Reichthum von Ideen; dies ist es, was ich bei Ihnen finden werde. Mein Bedürfniß und Streben ist, aus Wenigem viel zu machen, und wenn Sie meine Armuth an allem, was man erworbene Kenntniß nennt, einmal näher kennen sollten, so finden Sie vielleicht, daß es mir in manchen Stücken damit mag gelungen sein. Weil mein Gedankenkreis kleiner ist, so durchlaufe ich ihn darum schneller und öfter, und kann eben darum meine kleine Baarichait besser nutzen und eine Mannigfaltigkeit, die dem Inhalte fehlt, durch die Form erzeugen. Sie bestreben sich Ihre große Ideenwelt zu simplificiren, ich suche Varietät für meine kleinen Besitzungen. Sie

haben ein Königreich zu regieren, ich nur eine etwas zahlreiche Familie von Begriffen, die ich herzlich gern zu einer kleinen Welt erweitern möchte. Ihr Geist wirkt in einem außerordentlichen Grade intuitiv, und alle Ihre denkenden Kräfte scheinen auf die Imagination, als Ihre gemeinschaftliche Repräsentantin, gleichsam compromittirt zu haben. Im Grund ist dies das Höchste, was der Mensch aus sich machen kann, sobald es ihm gelingt, seine Anschauung zu generalisiren und seine Empfindung gesetzgebend zu machen. Darnach streben Sie, und in wie hohem Grade haben Sie es schon erreicht! Mein Verstand wirkt eigentlich mehr symbolisirend, und so schwebte ich, als eine Zwitterart, zwischen dem Begriff und der Anschauung, zwischen der Regel und der Empfindung, zwischen dem technischen Kopf und dem Genie. Dies ist es, was mir besonders in frühern Jahren, sowohl auf dem Felde der Speculation als der Dichtkunst, ein ziemlich linkisches Ansehen gegeben; denn gewöhnlich übereilte mich der Poet, wo ich philosophiren sollte, und der philosophische Geist, wo ich dichten wollte. Noch jetzt begegnet es mir häufig genug, daß die Einbildungskraft meine Abstractionen, und der kalte Verstand meine Dichtung stört. Kann ich dieser beiden Kräfte in so weit Meister werden, daß ich einer jeden durch meine Freiheit ihre Grenzen bestimmen kann, so erwartet mich noch ein schönes Loos; leider aber, nachdem ich meine moralischen Kräfte zu kennen und zu gebrauchen angefangen, droht eine Krankheit meine physischen zu untergraben. Eine große und allgemeine Geistesrevolution werde ich schwerlich Zeit haben in mir zu vollenden, aber ich werde thun, was ich kann, und wenn endlich das Gebäude zusammenfällt, so habe ich doch vielleicht das Erhaltungswerthe aus dem Brande gerettet.“

Unter so günstiger Vorbedeutung war der Bund geschlossen. Goethe sprach es klar aus, was ihre beiderseitige Aufgabe sei: sich beide in ihrem Sein und Wollen als ein Ganzes zu denken, um ihr Räderwerk vollständig zu machen.

Goethe war um diese Zeit mit dem Roman Wilhelm Meisters Lehrjahre beschäftigt, fest entschlossen, das schon 1777 begonnene und mit vielen Unterbrechungen bis zum sechsten Buche fortgesetzte Werk zu Ende zu führen. Da es somit durch eine Lebensperiode von fast zwanzig Jahren sich hindurchzieht, so trägt die Bearbeitung die Spuren der Wandlungen, unter denen der Dichter seit dem ersten Entwurfe zu seiner jetzigen Bildungsstufe herangereift war. Den Ausgangspunct nahm er von dem damals allgemein verbreiteten Dilettantismus der Liebhabertheater, dem er selbst viel Zeit und Mühe gewidmet hatte, und es gewann dadurch von vornherein das Schauspielwesen eine große Breite. Als

Goethe mehrere Jahre nach seiner Rückkehr aus Italien die lange unterbrochene Arbeit wieder vornahm, konnten die Lebenskreise, in denen sich der Held des Romans anfangs bewegt hatte, ihm nur als Vorstufen zu einer höheren und reineren menschlichen Bildung erscheinen, und das Ganze gewann erst jetzt den Charakter von Lehrjahren. Die Grundidee trat jetzt hervor als die Bildung fürs Leben, die Macht und die Berechtigung der Wirklichkeit unserer socialen Verhältnisse gegenüber den phantastischen Weltansichten und der Hingebung an die flüchtigen Neigungen des Herzens. Das träumerische Hindämmern, welches ein glückliches Dasein außerhalb der gegebenen Normen des Lebens sucht, schafft daher kein dauerndes Glück und keine Befriedigung, die krankhafte Sehnsucht zerstört sich selbst: nur nütliches Wirken in der Welt, wenn auch mit mancher Entsagung verknüpft, löset den Zwiespalt der Verhältnisse und versöhnt das Herz mit dem Verstande. Indem der Dichter die Grundidee und die poetische Absicht künstlerisch verhüllt, zieht ein wechselndes Bild des Lebens, das die Farbe der gesellschaftlichen Zustände des achtzehnten Jahrhunderts trägt, an uns vorüber: er führt uns in die niederen wie in die höheren Sphären der Gesellschaft, zu dem Sitz der leichten flüchtigen Freude wie zu den „Bekanntnissen einer schönen Seele“, welche den irdischen Glanz mit den Tröstungen des Ewigen vertauscht hat, zu der bunten Bühne des erwerbsamen Menschenlebens wie zu den Phantasiegebilden der dramatischen Kunst. Ueberall verschlingen sich Wirklichkeit und Phantasie, Leben und Kunst, und daher bringt der Roman, ungeachtet seiner Tendenz zu verständiger, besonnener Auffassung des Lebens, eine Fülle der Poesie, die am reichsten über die Mitte der ganzen Dichtung ausgegossen ist, wo Mignon und der Harfenspieler wie geheimnißvolle Gestalten einer fremden Welt in den Mittelpunkt der Handlung treten und mit ihren schwermüth- und sehnsuchtsvollen Liedern den tragischen Grundaccord der in sich verschlossenen Gemüthswelt anschlagen. Wir erinnern nur an das in jedem Herzen lange nachklingende Lied des von schwerem Seelenleiden gebeugten Harfenspielers:

Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
 Wer nie die kummervollen Nächte
 Auf seinem Bette weinend saß,
 Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!

Ihr führt ins Leben uns hinein,
 Ihr laßt den Armen schuldig werden,
 Dann überlaßt ihr ihn der Pein;
 Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

Wenn wir auf die Mannigfaltigkeit der Situationen und der Charaktere hier nicht weiter eingehen können, so möge nur noch kurz auf die Kunst des Dichters hingedeutet sein, mit der er seine Ansichten über Leben und Poesie mit der Erzählung verwebt hat, so daß sein Roman auch nach dieser Seite hin für die Fortbildung der Aesthetik mehr gewirkt hat, als philosophische Abhandlungen.

Die Einwirkung ist ganz besonders in Bezug auf Schiller sehr hoch anzuschlagen. Diese Dichtung machte ihn erst wahrhaft zu Goethe's Geistesgenossen und führte ihn aus der philosophischen Begriffswelt unter die lebenvollen Gestalten der schaffenden Phantasie. Daher im Beginn des Jahres 1795, das ihn wieder zum Dichter machte, das Bekenntniß: „Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie peinlich mir das Gefühl ist, von einem Werke dieser Art in das philosophische Wesen hineinzusehen. Dort ist Alles so heiter, so lebendig, so harmonisch aufgelöst und so menschlich wahr, dort Alles so streng, so rigid und abstract und so höchst unnatürlich. So viel ist gewiß, der Dichter ist der einzige wahre Mensch, und der beste Philosoph ist nur eine Caricatur gegen ihn.“ Damit hatte Schiller mit seiner Vergangenheit gebrochen und trat geistig verjüngt ein neues Dichterleben an. Aber auch bei Goethe ward es zur vollen Wahrheit, wenn er von jener Lebensperiode sagt: „Für mich war es ein neuer Frühling, in welchem Alles froh neben einander keimte und aus aufgeschlossenen Samen und Zweigen hervorging.“

Während beide Dichter ihre geistige Kraft neu belebt fühlten und sich im Streben nach dem höchsten Ziele die Hand reichten, kam ihnen aus der Mitte der Nation wenig Aufmunterung ent-

gegen. Sentimentale Moderomane wurden von der Lesewelt ver-
schlungen. Wilhelm Meister dagegen hatte sich mit der Anerken-
nung von Seiten weniger Ausgewählten zu trösten; der miß-
vollenden und schiefen Beurtheilungen gab es eine Menge. Schiller
machte mit seinen Briefen über ästhetische Erziehung dieselbe Er-
fahrung, und seine neue unter großen Erwartungen begonnene
Zeitschrift begegnete so vielen kleinlichen Kritikern, in denen sich
die Annahme der Mittelmäßigkeit breit machte, daß er in seinen
Briefen seine Indignation nicht zurückhielt. Goethe gerieth zuerst
auf den Gedanken, über den ganzen Literatenhaufen Gericht zu
halten und ihn in kurzen, schlagenden Epigrammen abzufertigen.
Schiller gab seit 1795 einen Musenalmanach heraus. Mit dem
Jahrgange 1797 sollte das leuchtende Feuerwerk sengend und
verheerend in die dichten Reihen hineinprasseln. Während der
ersten Hälfte des Jahres 1796 wuchsen die Epigramme rasch
heran, auch den Haß, meinte Goethe, müsse man productiv machen.
Immer mehr erweiterte sich der von Schiller mit lebhaftem Eifer
aufgenommene Plan über die ursprüngliche Absicht hinaus. Jeder
geistreiche Einfall ward zu einem Epigramm: neben den scharfen
gegen die Zeitliteratur gerichteten Pfeilen sammelten sich ernste
Ausprüche der Lebensweisheit, gehaltvolle Maximen der Wissen-
schaft und Kunst. Im weitem Verlaufe des „Epigrammenjahrs“
entschloß man sich zu einer Sonderung, stellte die „unschuldigen
und gefälligen“ an verschiedene Stellen des Almanachs und brachte
die Kenien (d. i. Gastgeschenke) als letzte Gabe am Schlusse
desselben.

Eine ungeheurere Senjation war zu erwarten; die ganze der-
malige Literatur war in ihren hauptsächlichsten Richtungen vor
Gericht gezogen, die Wortführer in der deutschen Dichter- und
Schriftstellermwelt fühlten sich an den empfindlichsten Stellen ge-
troffen, am schlagendsten von den Epigrammen Schiller's, der im
Haße und offenen Troße gegen die Gemeinheit die volle Energie
seines jugendlichen Muthes walten ließ. Dünkelhafte Kritik, eng-
herzige Krömmerei, hohle Geschwägigkeit demokratischer Politiker,
angelernte Formelweisheit kantischer Philosophen, schwächliche, um

die Gunst des Hauses buhlende Poesie, nichts entging den scharfen Geschossen, deren oft eines mehr wirkte, als lange kritische Zergliederungen vermocht hätten. Wir theilen einige hier mit, die auf die damaligen Literaturzustände ein helleres Licht zu werfen geeignet sind.

Der Zeitpunkt.

Eine große Epoche hat das Jahrhundert geboren,
Aber der große Moment findet ein kleines Geschlecht.

An Schwächer und Schmirrer.

Treibt das Handwerk nur fort, wir können's euch freilich nicht legen:
Aber ruhig, das glaubt, treibt ihr es künftig nicht mehr.

Guerre ouverte.

Langt necht ihr uns schon, doch immer heimlich und tückisch:
Krieg verlangtet ihr ja, führt ihn nun offen den Krieg.

Kant und seine Ausleger.

Wie doch ein einziger Reicher so viele Bettler in Nahrung
Setzt! Wenn die Könige haun, haben die Kärner zu thun.

Wissenschaft.

Einem ist sie die hohe, die himmlische Göttin, dem Andern
Eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt.

Deutscher Nationalcharakter.

Zur Nation euch zu bilden, ihr hoffet es, Deutsche, vergebens;
Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus.

S p r e c h.

Sprache gab mir einst Ramler und Stoff mein Cäsar; da nahm ich
Meinen Mund etwas voll, aber ich schweige seitdem.

Der Purist. [Campe.]

Sinnreich bist du, die Sprache von fremden Wörtern zu säubern:
Aber so sage doch, Freund, wie man Pedant uns verdeutschet.

V o r s a t z.

Den Philister verdrieße, den Schwärmer necke, den Heuchler
Quäle der frühliche Vers, der nur das Gute verehrt!

Der Patriot.

Daß Verfassung sich überall bilde — wie sehr ist's zu wünschen!
Aber, ihr Schwärzer, verhehlt uns zu Verfassungen nicht.

Neueste Kritikproben. [Gegen Fr. Schlegel.]

Nicht viel fehlt dir, ein Meister nach meinen Begriffen zu heißen,
Nehm' ich das Einzige aus, daß du verrückt phantasierst.

Eine zweite.

Lieblieh und zart sind deine Gefühle, gebildet dein Ausdruck,
Eins nur tadl' ich, du bist frostig von Herzen und matt.

Die neuesten Geschmacksrichter.

Dichter, ihr armen, was müßt ihr nicht alles hören, damit nur
Sein Exercitium schnell lese gedruckt der Student!

Die Sonntagskinder.

Jahre lang bildet der Meister und kann sich nimmer genug thun;
Dem genialen Geschlecht wird es im Traume beiseiert.

M a r t i a l.

Xenien nennet ihr euch? Ihr gebt euch für Küchenpräsente?
Ißt man denn, mit Vergunst, spanischen Pfeffer bei euch?

X e n i e n.

Nicht doch! Aber es schwächten die vielen wäss'rigen Speisen
So den Magen, daß jetzt Pfeffer und Wermuth nur hilft.

Eine Reihe der trefflichsten Xenien wolle der Leser in der Sammlung von Schiller's Gedichten, wo sie unter den Aufschriften Jeremiade und Shakspeare's Schatten zusammengestellt sind, selbst nachlesen. Jene verspottet die in Literaturzeitungen sich breitmachenden Geschmacksrichter der alten Schule, welche Gottsched's Perücke geerbt hatten und in der werdenden Literatur nur Rückgang und Verfall sahen, namentlich den ganzen Anhang Friedrich Nicolai's, der überhaupt in den Xenien arg mitgenommen ward. Selbst Herder, der einst so muthige Chorführer der

jungen Literatur, neigte sich in den letzten verdüsterten Jahren seines Lebens auf die Seite derer, welchen Schiller die Worte in den Mund legt:

Alles in Deutschland hat sich in Prosa und Versen verschlimmert,
Ach, und hinter uns liegt weit schon die goldene Zeit.

Die nachmals unter der Aufschrift *Shakspeare's Schatten* vereinigten Xenien treffen schlagend das Pfandleihbüchse'sche Familiengemälde und weinerliche bürgerliche Drama, wobei Schiller seine eigenen dramatischen Jugendarbeiten nicht schont.

„Was? Es dürfte kein Cäsar auf euren Bühnen sich zeigen,
Kein Achill, kein Orest, keine Andromache mehr?“
Nichts! Man siehet bei uns nur Pfarrer, Commerzienräthe,
Fähnleiche, Secretärs oder Husarenmajors.
„Aber ich bitte dich, Freund, was kann denn dieser Misere
Großes begegnen, was kann Großes denn durch sie geschehn?“
Was? Sie machen Cabale, sie leihen auf Pfänder, sie stecken
Silberne Löffel ein, wagen den Pranger und mehr.
„Woher nehmt ihr denn aber das große gigantische Schicksal,
Welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt?“
Das sind Grillen! Uns selbst und unsre guten Bekannten,
Unsere Jammer und Noth suchen und finden wir hier.

Mit diesen Xenien kündigt sich der Dichter des Wallenstein an; die bürgerliche Tragödie liegt hinter ihm.

Von bedeutendem Gehalt sind die milden Epigramme, welche als „*tabulae votivae*“ — „*Votivtafeln*“ dem Almanach eingereicht wurden. Die Ueberschrift wird uns im Eingange durch das Epigramm erklärt:

Was der Gott mich gelehrt, was mir durch's Leben geholfen,
Häng' ich, dankbar und fromm, hier in dem Heiligthum auf.

Es sind treffende Sprüche, welche vornehmlich das Wesen des Genius charakterisiren, der aus dem Herzen und dem Leben, den reinen Urquellen, die Wahrheit schöpft und im harmonischen Vereine von Vernunft und Phantasie die Gebilde des Schönen schafft, sowie ferner das Verhältniß des echten Dichters zu der

Kritik und dem Publicum beleuchten. Die meisten haben die beiden Dichter in ihre Werke aufgenommen, doch auch manches vor-
treffliche Epigramm ohne Grund übergangen: wir setzen noch einige
hierher, die ohne Zweifel Schiller zum Verfasser haben.

Schönheit.

Schönheit ist ewig nur Eine, doch mannigfach wechselt das Schöne;
Daß es wechselt, das macht eben das Eine nur schön.

Bedingung.

Ewig strebst du umsonst, dich dem Göttlichen ähnlich zu machen,
Hast du das Göttliche nicht erst zu dem Deinen gemacht.

S u c h t.

Wahrheit ist niemals schädlich: sie strafft — und die Strafe der Mutter
Bildet das schwankende Kind, wehret der schmeichelnden Magd.

Dichtungskraft.

Daß dein Leben Gestalt, dein Gedanke Leben gewinne,
Laß die belebende Kraft stets auch die bildende sein.

An die Muse.

Was ich ohne dich wäre, ich weiß es nicht; aber mir grauet,
Seh' ich, was ohne dich Hundert und Tausende sind.

Das Mittel.

Willst du in Deutschland wirken als Autor, so tritt sie nur tüchtig,
Denn zum Beschauen des Werts finden sich wenige nur.

Das gewöhnliche Schicksal.

Hast du an liebender Brust das Kind der Empfindung gepflegt,
Einen Wechselbalg nur giebt dir der Leser zurück.

Der Weg zum Ruhme.

Glücklich nenn' ich den Autor, der in der Höhe den Beifall
Findet, der Deutsche muß nieder sich bücken dazu.

Bedeutung.

„Was bedeutet dein Werk?“ so fragt ihr den Bildner des Schönen;
Frager, ihr habt nur die Magd, niemals die Göttin gesehen.

Ob schon eine Fluth von Gegenschriften voll der bittersten Angriffe auf die beiden Dichter hereinbrach, so blieben sie doch fest entschlossen, nicht in unfruchtbare Fortsetzung des Scharmühels sich einzulassen, sondern nur durch Meisterwerke zu antworten. Goethe erwarb mit Hermann und Dorothea aufs neue die Herzen der Nation, Schiller errang sich mit dem Wallenstein den Lorbeer des dramatischen Meisters.

Schon in der Bearbeitung des Reineke Fuchs und des Wilhelm Meister giebt sich deutlich kund, daß in Goethe's Poesie die epische Richtung überwiegend geworden war. In den Elegieen, welche auf die römischen Elegieen folgten, geht der leidenschaftliche Charakter mehr und mehr in den epischen über. Das reizende Gedicht Alexis und Dora ist eine Idylle in elegischer Form. In dem Augenblick, wo der junge Seefahrer vom heimatlichen Boden Abschied nimmt, fühlt er die ganze Macht seiner ihm selbst bisher noch verborgenen Liebesneigung, und der Moment der Trennung giebt ihm die Gewißheit, wiedergeliebt zu sein: Schmerz, Hoffnung und eifersüchtige Sorge kämpfen in seinem Herzen, während die Küste seinen Blicken entschwindet. In ähnlicher Form wollte der Dichter einen verwandten Stoff darstellen; allein er spann sich ihm zu einem größern epischen Plan aus, der rascher, als er sonst gewohnt war, zu vollendeter Form ausgebildet ward.

Hermann und Dorothea verschmilzt die Schilderung moderner Zustände und Lebensanschauungen mit dem einfachen epischen Ton des Homerischen Epos: wie Iphigenie, die geniale Verführung des Antiken und Modernen. Zwar ging die erste Anregung von Boffens Luise aus: allein Goethe's Dichtung erhob sich weit über die Beschränktheit und Einförmigkeit der Pfarrhaus-Idylle. Das Bürgerleben des kleinen Städtchens wird uns in vielseitigeren Charakteren vorgeführt, und in seinen idyllischen Frieden greifen die Bewegungen der Zeit, die in erschütternden Bildern in der Ferne vorüberziehen, mächtig erregend ein. Wir können uns nicht

verlagen, die lebendige Schilderung der Revolutionszeit, in der die Dichtung entsprang, als Probe des Ganzen einzufügen. Einer der Ausgewanderten, vormals der Richter im Dorfe, erzählt dem Apotheker und dem Geistlichen des Städtchens, welche sich auf den Wunsch von Hermanns Vater zu dem Zuge hinausbegeben haben, um über Dorothea Kunde einzuziehen, die Erfahrungen der letzten Jahre:

Wahrlich, unsere Zeit vergleicht sich den seltensten Zeiten,
Die die Geschichte bemerkt, die heilige wie die gemeine.
Denn wer gestern und heut' in diesen Tagen gelebt hat,
Hat schon Jahre gelebt: so drängen sich alle Geschichten.
Denn' ich ein wenig zurück, so scheint mir ein graues Alter
Auf dem Haupte zu liegen, und doch ist die Kraft noch lebendig.
O, wir andern dürfen uns wohl mit jenen vergleichen,
Denen in ernster Stund' erschien im feurigen Busche
Gott der Herr: auch uns erschien er in Wolken und Feuer.

* * *

— Nicht kurz sind unsre Leiden;
Denn wir haben das Bittere der sämmtlichen Jahre getrunken,
Schrecklicher, weil auch uns die schönste Hoffnung zerstört ward;
Denn wer läugnet es wohl, daß hoch sich das Herz ihm erhoben,
Ihm die freiere Brust mit reineren Pulsen geschlagen,
Als sich der erste Glanz der neuen Sonne erhob,
Als man hörte vom Rechte der Menschen, das allen gemein sei,
Von der begeisterten Freiheit und von der löblichen Gleichheit!
Damals hoffte jeder, sich selbst zu leben; es schien sich
Aufzulösen das Band, das viele Länder umstrickte,
Das der Müßiggang und der Eigennutz in der Hand hielt.
Schauten nicht alle Völker in jenen drängenden Tagen
Nach der Hauptstadt der Welt, die es schon so lange gewesen
Und jetzt mehr als je den herrlichen Namen verdiente?
Waren nicht jener Männer, der ersten Verkünder der Botschaft,
Namen den höchsten gleich, die unter die Sterne gesetzt sind?
Wuchs nicht jeglichem Menschen der Muth und der Geist und die Sprache?

Und wir waren zuerst, als Nachbarn, lebhaft entzündet.
Trauf begann der Krieg, und die Züge bewaffneter Franken
Rückten näher; allein sie schienen nur Freundschaft zu bringen,
Und die brachten sie auch; denn ihnen erhöht war die Seele
Allen; sie pflanzten mit Lust die munteren Bäume der Freiheit,
Jedem das Seine versprechend und Jedem die eigne Regierung.

Hoch erfreute sich da die Jugend, sich freute das Alter,
 Und der muntere Tanz begann um die neue Standarte.
 So gewannen sie bald, die überwiegenden Franken,
 Erst der Männer Geist mit feurigem, munterm Beginnen,
 Dann die Herzen der Weiber mit unwiderstehlicher Anmuth.
 Leicht selbst schien uns der Druck des vielbedürftenden Krieges;
 Denn die Hoffnung umschwebte vor unsern Augen die Ferne,
 Lockte die Blicke hinaus in neueröffnete Bahnen.

O, wie froh ist die Zeit, wenn mit der Braut sich der Bräut'gam
 Schwinget im Tanze, den Tag der gewünschten Verbindung erwartend!
 Aber herrlicher war die Zeit, in der uns das Höchste,
 Was der Mensch sich denkt, als nah' und erreichbar sich zeigte.
 Da war Jedem die Zunge gelöst; es sprachen die Greise,
 Männer und Jünglinge laut voll hohen Sinns und Gefühles.

Aber der Himmel trübte sich bald. Um den Vortheil der Herrschaft
 Stritt ein verderbtes Geschlecht, unwürdig, das Gute zu schaffen.
 Sie ermordeten sich und unterdrückten die neuen
 Nachbarn und Brüder und sandten die eigennützigte Menge.
 Und es praßten bei uns die Obern und raubten im Großen,
 Und es raubten und praßten bis zu dem Kleinsten die Kleinen;
 Jeder schien nur besorgt, es bleibe was übrig für morgen.
 Allzu groß war die Noth, und täglich wuchs die Bedrückung;
 Niemand vernahm das Geschrei, sie waren die Herren des Tages.
 Da fiel Kummer und Wuth auch selbst ein gelassnes Gemüth an;
 Jeder sann nur und schwur, die Beleidigung alle zu rächen
 Und den bitteren Verlust der doppelt betrogenen Hoffnung.
 Und es wendete sich das Glück auf die Seite der Deutschen,
 Und der Franke floh mit eiligen Märschen zurücke.
 Ach, da fühlten wir erst das traurige Schicksal des Krieges!
 Denn der Sieger ist groß und gut; zum wenigsten scheint er's,
 Und er schonet den Mann, den besiegt, als wär' er der seine,
 Wenn er ihm täglich nützt und mit den Gütern ihm dienet.
 Aber der Flüchtige kennt kein Gesetz; denn er wehrt nur den Tod ab,
 Und verzehret nur schnell und ohne Rücksicht die Güter.
 Dann ist sein Gemüth auch erhitzt, und es kehrt die Verzweiflung
 Aus dem Herzen hervor das frevelhafte Beginnen.
 Nichts ist heilig ihm mehr; er raubt es. Die wilde Begierde
 Dringt mit Gewalt auf das Weib und macht die Lust zum Entsetzen.
 Ueberall sieht er den Tod und genießt die letzten Minuten
 Grausam, freut sich des Bluts und freut sich des heulenden Jammers.
 Grimmig erhob sich darauf in unsern Männern die Wuth nun,
 Das Verlorne zu rächen und zu vertheid'gen die Reste.

Alles ergriff die Waffen, gelockt von der Eile des Flüchtlings
 Und vom blassen Gesicht und schon unsicheren Blicke.
 Mäthlos nun erklang das Getöse der stürmenden Glocke,
 Und die künft'ge Gefahr hielt nicht die grimmige Wuth auf.
 Schnell verwandelte sich des Feldbaus friedliche Rüstung
 Nun in Wehre; da troff von Blute Gabel und Sense.
 Ohne Begnadigung fiel der Feind und ohne Verschönerung;
 Ueberall raste die Wuth und die feige, tödtliche Schwäche.
 Möcht' ich den Menschen doch nie in dieser schändlichen Verirrung
 Wiedersehn! Das wüthende Thier ist ein besserer Anblick.
 Sprecht' er doch nie von Freiheit, als könn' er sich selber regieren!
 Loßgebunden erscheint, sobald die Schranken hinweg sind,
 Alles Böse, das tief das Gesetz in die Winkel zurücktrieb.

Hat somit die Mitte des Gedichts den Leser unter die Erregung der Zeit und den Tumult des Krieges versetzt, so führen ihn die letzten Gesänge wieder zu der Idylle der Jugendliebe und des häuslichen Glückes. Die Freunde haben die befriedigendsten Zeugnisse über Dorothea erhalten. Hermann ist daher entschlossen, während sie nach Hause zurückfahren, mit dem Mädchen zu sprechen. Er wagt schüchtern seine Wünsche nicht weiter laut werden zu lassen, als daß er ihr den Antrag macht, ihm ins Haus des Vaters zu folgen. Sie glaubt als Magd einzutreten, und ein letzter Knoten schlingt sich noch, da der Vater sie als die erwählte Geliebte seines Sohnes begrüßt. Hermanns Erklärung löst bald die Mißverständnisse, und das junge Paar wird durch den Pfarrer feierlich verlobt. Das freudige Bewußtsein, daß die Sicherheit des Hauses dem Leben Beständigkeit gebe und für die Zukunft eine Dauer begründe, spricht Hermann in den schönen Schlußworten aus:

Desto fester sei bei der allgemeinen Erschütt' rung,
 Dorothea, der Bund! Wir wollen halten und dauern,
 Fest uns halten und fest der schönen Güter Besizthum.
 Denn der Mensch, der zur schwankenden Zeit auch schwankend gesinnt ist,
 Der vermehret das Uebel und breitet es weiter und weiter;
 Aber wer fest auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt sich.
 Nicht dem Deutschen geziemt es, die fürchterliche Bewegung
 Hertzuleiten und auch zu wanken hierhin und dorthin.
 Dies ist unser. So laß uns sagen und so es behaupten!
 Denn es werden noch stets die entschlossenen Völker gepriesen,

Die für Gott und Gesetz, für Eltern, Weiber und Kinder
 Stritten und gegen den Feind zusammen stehend erlagen.
 Du bist mein, und nun ist das Meine meiner als jemals.
 Nicht mit Kummer will ich's bewahren und sorgend genießen,
 Sondern mit Muth und Kraft. Und drohen diesmal die Feinde
 Oder künftig, so rüste mich selbst und reiche die Waffen.
 Weiß ich durch dich nur versorgt das Haus und die liebenden Eltern,
 O, so stellt sich die Brust dem Feinde sicher entgegen.
 Und gedächte jeder, wie ich, so stünde die Macht auf
 Gegen die Macht, und wir erfreuten uns alle des Friedens.

Der Erfolg dieser epischen Dichtung drängte Goethe zu mehreren epischen Entwürfen, neben denen ein tiefeindringendes Studium der Homerischen Gedichte fortgesetzt wurde. Anziehend ist sein Plan eines Epos Wilhelm Tell, den er während seiner dritten Schweizerreise im Herbst 1797 durchdachte. Er bemerkt darüber selbst: „Von meinen Absichten melde nur mit Wenigem, daß ich in dem Tell eine Art von Demos darzustellen vorhatte und ihn deshalb als einen kolossal kräftigen Lastträger bildete, die rohen Thierfelle und sonstigen Waaren durchs Gebirg herüber und hinüber zu tragen sein Lebenlang beschäftigt, und, ohne sich weiter um Herrschaft noch Knechtschaft zu bekümmern, sein Gewerbe treibend und die unmittelbarsten persönlichen Uebel abzuwehren fähig und entschlossen. In diesem Sinne war er den reichern und höhern Landsleuten bekannt und übrigens auch unter den fremden Bedrängern. Diese seine Stellung erleichterte mir eine allgemeine in Handlung gesetzte Exposition, wodurch der eigentliche Zustand des Augenblicks anschaulich ward. Mein Landvogt war einer von den behaglichen Tyrannen, welche herz- und rücksichtslos auf ihre Zwecke hindringen, übrigens aber sich gern bequem finden, deshalb auch leben und leben lassen, dabei auch humoristisch gelegentlich dies oder jenes verüben, was entweder gleichgültig wirken oder auch wohl Nutzen und Schaden zur Folge haben kann. Man sieht aus beiden Schilderungen, daß die Anlage meines Gedichts von beiden Seiten etwas Läßliches hatte und einen gemessenen Gang erlaubte, welcher dem epischen Gedichte so wohl ansteht. Die älteren Schweizer und deren treue Repräsentanten, an Besitzung, Ehre, Leib und Ansehn verlegt, sollten das sittlich Leidenschaftliche

zur inneren Gährung, Bewegung und endlichem Ausbruch treiben, indeß jene beiden Figuren persönlich gegen einander zu stehen und unmittelbar auf einander zu wirken hatten.

Die Ausführung des Plans wurde durch die Achilleis zurückgedrängt, welche, an die Iliade anknüpfend, den Tod des Achilles zum Inhalte haben sollte. Bis ins Kleinste hatte dieses Epos in dem Geiste des Dichters Gestalt gewonnen, allein die Ausarbeitung gedieh nicht über den ersten Gesang hinaus, indem er fühlen mochte, daß der durch und durch antike Stoff, von dem die Maschinerie des griechischen Olympos sich nicht trennen ließ, in der Behandlung des modernen Dichters nicht inneres Leben gewinnen könne. Jener erste Gesang beweist dies zur Genüge.

Tagegen hat wohl in keinem Gedichte die mythische Anschauung der Griechen sich so mit dem innigsten Gefühl verschmolzen, wie in der gleichzeitig vollendeten Elegie *Euphrosyne*, welche Goethe dem Andenken der frühverstorbenen talentvollen Schauspielerin Christiane Becker, geb. Neumann, widmete. Da er auf seiner Alpenreise (1797) die Todesnachricht erhielt, so schwebt mitten zwischen düsteren Gebirgsmassen der scheidende Geist zu ihm heran, um ihm noch die Worte dankbarer Erinnerung und Anhänglichkeit auszusprechen, vereint mit der Bitte, ihn nicht ungerühmt zu den Schatten hinabgehen zu lassen, da nur die Muse dem Tode einiges Leben gewähren könne. Jeder Leser dieser Elegie wird in die Worte Knebel's einstimmen: „Sie ist eines der naturseligsten zartesten Werke, die je von eines Dichters Seele durch die Feder geüßten, einzig, eigen und schön, die Verse frei wie die Natur.“

Mit Schiller begegnete er sich eine Zeitlang in der Neigung zur Balladendichtung, so daß sie das Jahr 1797 als das „Balladenjahr“ bezeichnen konnten. Der Zauberlehrling, die Braut von Korinth, der Gott und die Bajadere bekundeten auch in dieser Gattung aufs neue seine Meisterschaft. In dieser dichterischen Stimmung ward ihm die Faustsage wieder lieb, und er führte nach langer Unterbrechung seine fragmentarische Dichtung weiter. Mehr als zwanzig Jahre waren seit den im jugendlichen Prometheusfeuer rauch und kühn hingeworfenen Haupt-

szenen des ersten Theils verflossen. Im ersten Rückblick auf jene Jahre entstanden die elegischen, Zueignung überschriebenen, Stanzas, die uns tief in die bewegte Seele des Dichters schauen lassen.

Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten!
Die früh sich einst dem trüben Blick gezeigt.
Versuch' ich wohl euch diesmal festzuhalten?
Fühl' ich mein Herz noch jenem Wahn geneigt?
Ihr drängt euch zu! nun gut, so mögt ihr walten,
Wie ihr aus Dunst und Nebel um mich steigt;
Mein Busen fühlt sich jugendlich erschüttert
Vom Zauberhauch, der euren Zug umwittert.

Ihr bringt mit euch die Bilder froher Tage,
Und manche liebe Schatten steigen auf;
Gleich einer alten halbverklungenen Sage,
Kommt erste Lieb' und Freundschaft mit herauf;
Der Schmerz wird neu, es wiederholt die Klage
Des Lebens labyrinthisch irren Lauf,
Und nennt die Guten, die, um schöne Stunden
Vom Glück getäuscht, vor mir hinweggeschwunden.

Sie hören nicht die folgenden Gesänge,
Die Seelen, denen ich die ersten sang;
Zerstoben ist das freundliche Gedränge,
Verklungen, ach! der erste Widerklang.
Mein Lied ertönt der unbekannten Menge,
Ihr Beifall selbst macht meinem Herzen bang,
Und was sich sonst an meinem Lied erfreuet,
Wenn es noch lebt, irrt in der Welt zerstreuet.

Und mich ergreift ein längst entwöhntes Sehnen
Nach jenem stillen ersten Geisterreich;
Es schwebet nun in unbestimmten Tönen
Mein kispelnd Lied, der Aeolsharfe gleich.
Ein Schauer faßt mich, Thräne folgt den Thränen,
Das strenge Herz, es fühlt sich mild und weich;
Was ich besitze, seh' ich wie im Weiten,
Und was verschwand, wird mir zu Wirklichkeiten.

Mehrere Lücken in dem ersten Theil des Faust wurden ausgefüllt, worüber wir das Einzelne einem spätern Abschnitte vorbehalten, und schon der Knotenpunct in der Handlung des zweiten

Theils, das Erscheinen der *Helen*a, in Angriff genommen. Allein mit Bedauern sieht man den Dichter von Entwurf zu Entwurf schreiten, ohne daß die Kraft und Begeisterung aushält, um ein Ganzes zu gestalten. In solchen unproductiven Zeiten beschäftigte er sich mit den Bearbeitungen der *Voltaire'schen* Trauerspiele *Ma-homed* und *Tancred* und wandte viel Zeit und Fleiß auf die Erforschung der Farbenlehre und die Erörterung seiner Ansichten über bildende Kunst und Kunstwerke. In Bezug auf letztere gab er seit 1798 mit seinem Freunde *Heinrich Meyer* eine periodische Schrift die *Propyläen* heraus, die, gleichwie die *Horen*, wegen Mangels an Theilnahme des Publicums nach wenigen Jahren wieder einging. Ein Abschluß dieser kunstgeschichtlichen Untersuchungen war das gemeinschaftliche Werk *Winkelmann* und sein Jahrhundert, in welchem sich die *Schönheit* *Goethe'scher* Prosa in ihrem reinsten Glanze zeigt.

Das Interesse, womit *Goethe* die dramatische Thätigkeit *Schiller's* in jedem einzelnen Werke begleitete, sowie seine unausgesetzte aufopfernde Wirksamkeit für das künstlerische Gedeihen der weimari'schen Bühne brachten auch in ihm wieder den Entschluß zur Reife, eine größere dramatische Arbeit zu vollenden, in deren Pläne er sich ein Gefäß bereiten wollte, worin er Alles, was er über die französische Revolution geschrieben und gedacht hatte, niederzulegen hoffte. Er wuchs ihm daher unter den Händen zu einem solchen Umfang an, daß sich drei Stücke daraus gestalten sollten, von denen der erste nur die Einleitung und Exposition der eigentlichen Handlung enthielt. Nur dieser erste Theil der *Natürlichen Tochter* ist vollendet worden und macht daher ungeachtet der *Schönheit* einzelner Scenen und der meisterhaften Behandlung der Form keinen befriedigenden Eindruck. Handlung und Charaktere bleiben räthselhaft und erwecken keine lebendige Theilnahme, weil erst die weitere Entwicklung der Haupthandlung die rechte Klarheit und Wirkung hätte bringen können. Der Herzog hat *Eugenien*, seiner illegitimen Tochter, eine treffliche Erziehung geben lassen und hängt an dem schön erblühenden Mädchen mit um so innigerer Liebe, als der wilde Sinn seines Sohnes ihm nur diese einzige Vater-

freude übrig läßt. Der König ist bereit, ihr die Rechte legitimer Geburt zu verleihen. Allein der gewaltthätige Bruder, der dadurch sein Erbe geschmälert sieht, sucht sie durch ein königliches Verbannungsdecret zu entfernen, und ihre Hofmeisterin läßt sich aus Liebe zu dem Vertrauten desselben, dem Secretär, zum Werkzeug gebrauchen, um sie übers Meer zu bringen oder in niederem Stande zu vermählen, während man sie dem Vater für todt ausgiebt. Da Eugenie kein Mittel zur Rettung sieht, willigt sie in eine Scheinverbindung mit dem Gerichtsrath, einem edelgesinnten Manne, mit dem sie am Hafenplaze zusammengetroffen ist. Hiermit schließt der erste Theil.

Es geht aus dem Obigen klar hervor, daß Eugeniens Schicksal zwar herbe ist, indem sie dem gehofften Glanze entsagen muß, aber keine tragische Nöhrung erweckt. Erschütternder ist der Schmerz des Vaters über den Verlust der geliebten Tochter, nur daß diesem Schmerze etwas von unserer Theilnahme entzogen wird, weil er auf einer Täuschung beruht, der wir keine lange Dauer versprechen können. Denn schon jetzt ist es kaum begreiflich, weshalb nicht Eugenie Mittel findet, den Vater von der Gefahr, die ihr droht, in Kenntniß zu setzen. Nicht minder fehlt jede Erklärung für das Benehmen der Hofmeisterin, welche ihren geliebten Zögling in die Verbannung begleiten will, und doch bemüht ist, ihm jedes Mittel zur Rettung zu vereiteln und abzuschneiden. Kann daher die Handlung nicht eben anziehen, so tritt gleichwohl der hohe Sinn des Dichters in vielen Einzelheiten, trefflichen Sentenzen und lebendigen Seelen- und Lebensbildern aufs glänzendste hervor, so daß auch dieses Drama der Stelle neben einem Torquato Tasso nicht unwürdig ist. Der Tod Schiller's und das über Norddeutschland mit dem Jahr 1806 hereinschneidende Unglück vernichteten auf längere Zeit die dichterischen Entwürfe, von denen keiner außer dem Faust später wieder aufgenommen ward.

Schiller hat in dem oben angezogenen Briefe seine poetische Individualität gegenüber dem Charakter der Poesie Goethe's so klar gezeichnet, wie es kaum ein unparteiischer Beurtheiler treffender hätte thun können. Je mehr sich sein poetischer Genius aufs neue selbstständig entfaltete, desto bestimmter suchte er das gegenseitige geistige Verhältniß sich selbst aufzuhellen, Betrachtungen, welche ihn bei der umfassenden Abhandlung Ueber naive und sentimentalistische Dichtung (1795) leiteten, worin er die Grundzüge jener poetischen Richtungen zeichnete, die man nachmals als classische und romantische Kunst einander gegenüberstellte. Die Hauptgedanken spricht er in dem Epigramm an Goethe kurz aus:

Wahrheit suchen wir beide, du außen im Leben, ich innen
 In dem Herzen, und so findet sie jeder gewiß.
 Ist das Auge gesund, so begegnet es außen dem Schöpfer;
 Ist es das Herz, dann gewiß spiegelt es innen die Welt.

Die Gedichte, mit denen er, nicht ohne Mißtrauen in sein Dichtertalent, das Gebiet der Poesie wieder betrat, knüpfen an seine philosophischen Abhandlungen an, bald mit dem rhetorischen Glanze moderner Strophendichtung, wie in den Gedichten Macht des Gesanges, das Ideal und das Leben, die Ideale, bald in der didaktisch-elegischen Form der Alten. Wir erinnern an die gedankenreichen Gedichte der Genius, der Tanz, die Geschlechter, die Sänger der Vorwelt, vor allen an die Elegie der Spaziergang, worin die Schönheit der poetischen Form mit dem tiefen Gehalt culturphilosophischer Betrachtung wetterte und das Bild menschlichen Strebens im Großen und Ganzen vor uns aufgerollt wird.

Ähnlich wie Herder wählte Schiller für die philosophische Idee manchmal die Allegorie und Mythe, wie in den Gedichten das Mädchen aus der Fremde, die Theilung der Erde, das eleusische Fest, Klage der Ceres, Cassandra. Einen glänzenden Beweis, wie sehr er sich bereits einer anschaulichen objectiven Darstellung bemächtigt hatte, gab sein Gedicht Pompeji und Herculanium, worin der Geist der Antike

ohne Vermittelung der Reflexion lebendig geworden war. Nachdem diese sich in dem „Epigrammenjahr“ eines reichen Schatzes entledigt hatte, trat die Kunst poetischer Gestaltung freier in den Balladen und Romanzen hervor, welche hauptsächlich in den Jahren 1797 „das Balladenjahr“ und 1798 die Ausarbeitung des Wallenstein begleiteten. Während Goethe in seinen Balladen meistens den phantastischen Stoffen den Vorzug giebt, sucht Schiller mehr eine dramatische Handlung mit einer sittlichen Idee zu verknüpfen und hat dadurch seinen poetischen Erzählungen (denn der Mehrzahl nach gehören sie nicht ins Gebiet der eigentlichen Ballade und Romanze) die größte Faszlichkeit und Popularität verschafft, selbst denen, in welchen die Behandlung zu manchen kritischen Ausstellungen berechtigt, z. B. der Ring des Polykrates, wo ein befriedigender Schluß fehlt. Mehrmals verhillt die dramatische Lebendigkeit der Erzählung die inneren Widersprüche, die in dem Gang nach dem Eisenhammer, Bürgschaft, Taucher der genaueren Betrachtung nicht entgegen können. In dem „Eisenhammer“ ist gerade das Hauptmoment, die wie durch göttliche Fügung herbeigeführte Rettung des Schuldlosen, anfangs eine Folge des Auftrags der Gräfin, für sie die Messe zu hören, nachmals des eigenen frommen Sinnes des Dieners, der durch die Mahnung der Kirchenglocke an heiliger Stätte zu verweilen sich gedrungen fühlt. In der „Bürgschaft“ (auch „Damon und Phintias“ betitelt) erscheint das Motiv („die Schwester dem Vatten zu freien“), um deswillen das Leben des Freundes dem Spiel möglicher Zufälle und Hindernisse preisgegeben wird, allzu schwach, und wie groß diese sein konnten, hat der Dichter deutlich vor die Augen gestellt. Endlich kann in den Worten des Tyrannen keine „Bitte“ liegen, sondern sie müssen das schmerzliche Geständniß enthalten, einem solchen Freundschaftsbunde niemals angehören zu können.

So herrlich auch in dem Taucher das Wagniß des Jünglings und das Meer, das der Dichter nie gesehen hat, geschildert ist, („ich habe,“ schreibt er an Goethe, „diese Natur nirgends als etwa bei einer Mühle studiren können!“), so sucht man doch ver-

gebens nach einer psychologischen Motivirung der Handlung des Königs, der seine Tochter dem von ihr geliebten jungen Ritter in demselben Augenblicke verlobt, in welchem er ihn aus bloßer Laune in einen mehr als wahrscheinlichen Tod jagt und mit dessen Leben auch ihr Glück, möglicherweise auch ihr Leben zwecklos opfert. Der Dichter verwickelte sich in diesen Widerspruch, weil er die Romantik der Ritterlichkeit und Liebe heranzog, um das Ende eines Mannes, der seine Taucherkünste für Lohn producirt, zu poetischer Darstellung zu erheben. Schon die erste Aufforderung des Königs an seine Ritter und ihre Beschämung stimmt wenig zu dem Geiste des Ritterthums. Vortrefflicher stellt sich der Verein der Ritterlichkeit mit dem rein Menschlichen in dem Kampf mit dem Drachen dar, einer der vollendetsten Dichtungen des Meisters der glänzenden Schilderung. Was der Genius aus einem unbedeutenden Stoffe zu schaffen vermag, lehrt uns vor Allem die Behandlung in den Kranichen des Jbycus und dem Grafen von Habsburg, die aus anekdotenartigen Geschichtchen zu großartigen Seelen- und Schicksalsgemälden sich erweitert haben. Zu der Vortrefflichkeit des „Jbycus“ haben Goethe's treffende Winke viel beigetragen.

Das Lied von der Glocke, erst 1799 vollendet, faßt Schiller's dichterische Eigenthümlichkeiten wie Strahlen in Einen Brennpunct zusammen. Die das menschliche Dasein in den häuslichen und öffentlichen Kreisen seines Wirkens wie in der Tiefe der Empfindung umspannende Reflexion gestaltet sich zu einzelnen farbenreichen Lebensbildern, welche durch die dramatische Handlung des Glockengusses in der Phantasie sich zu einem organischen Ganzen verbinden. Diese Dichtung war die schönste Zierde des letzten Jahrganges von Schiller's Musenalmanach, dessen Herausgabe er mit seiner im December 1799 erfolgten Uebersiedelung nach Weimar aufgab. Er wollte jetzt ganz der dramatischen Poesie angehören: es sind verhältnißmäßig nur wenige lyrische Gedichte in den letzten fünf Jahren seines Lebens entstanden. Das Siegesfest möge schließlich noch als eine der großartigsten lyrisch-dramatischen Dichtungen hervorgehoben werden.

Troja liegt in rauchenden Trümmern. Die siegreichen Griechen feiern auf dem Boden eines zehnjährigen Kampfes, wo die Grabhügel viele ihrer Besten schon bedecken, das Fest ihres endlichen Sieges unter den Hoffnungen glücklicher Heimkehr ins Vaterland, während die gefangenen Trojaner, Männer und Weiber, dem ihrigen jammernd Lebewohl sagen, um den fremden Herren in die Knechtschaft zu folgen. Vergangenes und Gegenwärtiges giebt ein Bild der Vergänglichkeit aller irdischen Größe und mahnt in düsteren Ahnungen, die in die Festfreude sich mischen, an das Schicksal, das in der Zukunft noch verborgen ruht.

Im Drama erkannte Schiller mit Recht die eigentliche Bestimmung seines dichterischen Talents. An dramatischen Entwürfen hatte es sich während seiner theoretisirenden Periode noch fortgeübt, und schon unter der Bearbeitung seines letzten Geschichtswerks sann er über einen Plan zum Wallenstein. Allein es dauerte lange, ehe dieser Glieder und Leben erhielt. Noch im Jahr 1794 äußerte er gegen Körner: „Bei dieser Arbeit ist mir ordentlich angst und bange; denn ich glaube, mit jedem Tage mehr zu finden, daß ich eigentlich nichts weniger vorstellen kann, als einen Dichter, und daß höchstens da, wo ich philosophiren will, der poetische Geist mich überrascht. Was soll ich thun? Ich wage an diese Unternehmung sieben bis acht Monate von meinem Leben, das ich Ursache habe sehr zu Rathe zu halten, und setze mich der Gefahr aus, ein verunglücktes Product zu erzeugen. Was ich je im Dramatischen zur Welt gebracht, ist nicht sehr geschickt, mir Muth zu machen, und ein Machwerk wie Don Carlos ekelt mich nunmehr an, wie sehr gern ich es auch jener Epoche meines Geistes zu verzeihen geneigt bin. Im eigentlichen Sinne des Worts betrete ich eine mir ganz unbekannte, wenigstens unversuchte Bahn: denn im Poetischen habe ich seit drei, vier Jahren einen völlig neuen Menschen angezogen.“

Unter den gehäuften Arbeiten der nächsten Jahre rückte sein Drama wenig weiter vor, zumal da mancherlei epische und dramatische Entwürfe, darunter der seiner Individualität so sehr entsprechende die Maltejer, der unter seinen Händen eine der

herrlichsten deutschen Tragödien geworden wäre, den Wallenstein oft auf längere Zeit in den Hintergrund drängten. Mit Recht widerrieth Wilhelm von Humboldt die Versuche im Epos. „Verglichen mit der dramatischen,“ äußerte er in einem seiner Briefe, „halte ich die epische Poesie nicht so fähig, Ihre ganze Stärke zu entwickeln. An sich braucht das eigentlich Epische, nicht aber die große Epopöe, eine leichtere, lachendere, mehr malende Phantasie, als Ihnen in Vergleichung mit der Tiefe der Ihrigen eigen scheint. Gewiß würden Sie auch hierin mit großer Würde auftreten, aber Sie würden eine Ihnen selbst nachtheilige Wahl treffen.“ Schiller entschied sich nunmehr für den Wallenstein, so sehr ihm auch noch „der wahrhaft undankbare und unpoetische Stoff“ widerstrebe. Gerade deshalb, weil er ganz real war, hoffte er ihn „außer sich zu halten“ und sich von den Fehlern seiner früheren dramatischen Dichtungen zu befreien. Shakespeare und Sophokles wurden seine Lectüre, und der Geist Goethe'scher Objectivität leitete seine bedächtigen Schritte. Aber auch unmittelbar griff Goethe's Rath in die Dichtung ein. Er bekräftigte ihn in dem Voratz, die anfänglich gewählte Prosaform zu verwerfen und durch die edlere rhythmische Bearbeitung den höheren Anforderungen der Kunst zu genügen. Auf seinen Rath geschah es, daß Schiller sein Drama, das ihm unter den Händen sich weiter und weiter ausspann, in drei Theile zerlegte, die freilich so sehr in einander übergehen, daß anfangs die beiden ersten Acte von „Wallensteins Tod“ noch den „Piccolomini“ zugetheilt waren. Am wichtigsten waren unstreitig Goethe's geniale Andeutungen, wie das astrologische Motiv, das Schiller anfangs lächerlich und abgeschmackt erschien, als eine bald lockende, bald warnende Schicksalsstimme für die Entwicklung der dramatischen Handlung zu verwenden sei; „es ist eine rechte Gottesgabe,“ erwiderte Schiller dankbar, „um einen weisen und sorgfältigen Freund.“

In dem herrlichen Prolog, der die erste Aufführung von Wallensteins Lager (am 12. October 1798) einleitete, weist Schiller aufs klarste auf das Ziel hin, nach welchem er strebte.

Die neue Aera, die der Kunst Italiens
 Auf dieser Bühne heut' beginnt, macht auch
 Den Dichter kühn, die alte Bahn verlassend,
 Euch aus des Bürgerlebens engem Kreis
 Auf einen höhern Schauplatz zu versetzen,
 Nicht unwerth des erhabenen Moments
 Der Zeit, in dem wir strebend uns bewegen;
 Denn nur der große Gegenstand vermag
 Den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen;
 Im engen Kreis verengert sich der Sinn,
 Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken.

Und jetzt an des Jahrhunderts erstem Ende,
 Wo selbst die Wirklichkeit zur Dichtung wird,
 Wo wir den Kampf gewaltiger Naturen
 Um ein bedeutend Ziel vor Augen sehn,
 Und um der Menschheit große Gegenstände,
 Um Herrschaft und um Freiheit wird gerungen,
 Jetzt darf die Kunst auf ihrer Schattenbühne
 Auch höhern Flug versuchen, ja sie muß,
 Soll nicht des Lebens Bühne sie beschämen.

Wie in der griechischen Tragödie, wird auch in Wallenstein eine große ungeheure That durch die Verkettungen des Schicksals, dessen Zorn der Held selbst herausfordert, herbeigeführt; er wird nicht durch ein niedriges, schlechtes Herz, sondern durch ein Uebermaß der Kraft und das Zusammengreifen der Umstände zu einer Handlung gedrängt, welche sein ganzes Haus und alle, die an ihn gebunden sind, Schuldige und Unschuldige, in ihre Folgen verstrickt. Bei dem Geiste muß das Drama gefaßt werden, der von Wallenstein ausgeht, einem Helden, in welchem das Dämonische in mächtigem Drange aufstrebt und das Gefühl unbegrenzter Kraft zur That zu werden trachtet. Selbst über die irdische Gemeinheit erhaben, wie die Sterne über die Erde, knüpft er diese Kraft, die seine Brust ergreift, an jene himmlischen Gewalten und bannt das ihm Eigenste an das Fremde, dessen Allmacht der Glaube der Zeit geheiligt hatte. Was Aberglauben heißt, entspringt oft aus dem zartesten kindlichen oder dem glühenden mächtigen Geiste; ein Herz voll warmen Lebens vergöttert sich in der Natur rund um sich her und glaubt in wunderbarer Täuschung,

es ströme der Quell ihm von freundlichen Mächten zu, der in seinem eignen Innersten entspringt. So faßt ihn die treue liebevolle Seele des Max Piccolomini.

Der Geist ist nicht zu fassen, wie ein andrer!
Wie er sein Schicksal an die Sterne knüpft,
So gleicht er ihnen auch in wunderbarer,
Geheimer, ewig unbegriffner Bahn.

Eines solchen Geistes Element ist Schaffen und Wirken, und weit entfernt, im gegenwärtigen Kreise sich zu beschränken, fühlt er sich durch jeden erreichten Zweck noch mehr in seiner Kraft gestählt, zu einem höhern Ziele erhoben.

Nicht Hochmuth, nicht kleinliche Meuterei gegen seinen Kaiser ist die erste Triebfeder von Wallensteins Unternehmen; es ist ihm anfangs gar nicht Ernst, es bis dahin zu treiben, wohin es nachher gedieh; allein das Bewußtsein seiner Kraft verleitet ihn, Alles zu verachten, was sich seinem Willen entgegenstellt; so tritt er aus seinem eignen Ich heraus, verliert seine geistige Freiheit und geräth in die Gewalt des Schicksals. Er sieht nicht, wie sein Freund Octavio zu seinen Feinden übergeht, und wie Alles sich zu seinem Sturze vorbereitet. Als ihm endlich die Augen geöffnet werden, ist es zu spät; er hat sich immer mehr in den ausgeworfenen Regen verstrickt, bis der hinterlistige Buttler, vor dem ihm lange schon graute, durch seine Söldner seinem Feldherren den Todesreich verjett. Daher ruft der redliche Gordon aus, als die Mordthat geschehen ist:

O schad' um solchen Mann! Denn keiner möchte
Da feste stehen, mein' ich, wo er fiel.
Wir in des Looses Mittelmäßigkeit
Erfuhren nie, noch können wir ermessen,
Was sich auf solcher Höhe der Gefahr
In solches Mannes Herzen mag erzeugen!

Dadurch steigert der Dichter die tragische Wirkung des gewaltigen Schicksals, daß in Wallensteins Fall manches schuldlose Haupt, manche edle Seele, welche durch Bande des Bluts und der Liebe mit ihm vereint ist, hineingezogen wird. Alles, was

ihn berührt, soll auch mit ihm in ein unglückseliges Verhängniß fallen. Nicht bloß das Heer soll zerfliegen, welches er schaffend hervorgezaubert und in welchem er gleich einem Gotte waltete; auch was in des Hauses stillem Frieden sich an ihn schmiegte, ist dem Untergange geweiht.

Denn dieser Königlche, wenn er fällt,
Wird eine Welt im Sturze mit sich reißen,
Und wie ein Schiff, das mitten auf dem Weltmeer
In Brand geräth mit einem Mal und berstend
Aufsliegt, und alle Mannschaft, die es trug,
Auschüttet plötzlich zwischen Meer und Himmel,
Wird er uns alle, die wir an sein Glück
Befestigt sind, in seinen Fall hinabziehen.

Wallenstein ist der Geist, Mar Piccolomini und Thekla sind das Herz des Stücks, und des Geistes ungemäßigte Kraft richtet das Herz zu Grunde. Die reine lautere Menschheit, durch Liebe zum vollen Gefühle erwärmt, ist in ihnen dargestellt in ihrer schönen Eintracht, noch nicht aus ihrem unschuldigen Schlummer gerissen. Mar, in der Mannheit ungeschwächter Blüthe, kannte schon lange die Oberfläche der Welt, hatte auf ihrem Schauplatze schon oft die rege Kraft versucht und in kühnen Thaten des Herzens heißen Drang gekühlt. Wohl bildete sich um ihn manches schöne Verhältniß der Freundschaft, und die zarte Sitte, auf dem Boden des reinen Gefühls erblüht, goß sich aus auf Alles, was ihn berührte; sein Corps ist mitten im rohen Lagerleben Muster des Anstandes und der sittlichen Würde. Indem er in Wallenstein die Reife des Reims ahnete, der jetzt in ihm erwacht war, schloß er sich fest an ihn und strebte dem hohen Stamme nach. Und doch war Alles ihm noch bedeutungslos, die Welt noch leer, das stille Geheimniß seines Herzens hatte er noch nicht geschaut. Da erblickte er Thekla, fand sich selbst im Spiegel ihrer Seele, und plötzlich entzündet sich der helle Funke, der die Welt in einem bis dahin ungekannten Lichte vor ihm aufthut. Alles Andere ist jetzt ihm todt, zärtlich weilt er nun in sich selbst und seinem neuen Dasein. Mitten im Kriege, worin er aufwuchs, fand er nunmehr

das Bild der Ruhe und des Friedens: die Sterne Wallensteins werden auch ihm bedeutend, und mit dem tiefsten Gefühle des Heiligsten verknüpft sich seine Liebe.

Thekla hingegen, fern vom Geräusch der Welt im Schooße des stillen Klosters aufgezogen, wie im Schutze der jungfräulichen Unschuld, entfaltet, wie die zarte Knospe, wenn der Thau des Himmels sie berührt, bei des Geliebten Anblick die junge Blüthe und lacht in freudigem Erstaunen dem neuen heitern Licht entgegen.

Sein Geschenk allein
Ist dieses neue Leben, das ich lebe;
Er hat ein Recht an sein Geschöpf.
— Was war ich,
Oh' seine schöne Liebe mich beseelte?

Mar ward durch die Liebe stiller, inniger: jetzt empfindet er erst den innern Reichthum, und die leise Musik der Seele wird ihm vernehmbar. Thekla umarmet wonnenvoll, was ihr im Vorgefühl nur da war: sie fühlt mit vorhin ungekannter Freude, wie eine neue Welt sich ihr eröffnet, und weilt mit Entzücken in der herrlichen Schöpfung. So herzlich und warm, so voll seligen Friedens treten die beiden in die gährende Bewegung der Welt hinein, daß man ihre Worte wie die Gesänge des alten Chors vernimmt. Wenig von der Menschen Thun und Treiben verstehen sie, nichts eignen sie sich zu, als ihre Liebe, und fremd in dieser allgemeinen Verwirrung, entfliehn sie endlich der Erde.

Indem wir hiermit auf die Glanzseite von Schiller's Wallenstein blicken, erkennen wir zugleich, daß auch in dieser Dichtung die poetische Fülle auf der Seite von Schiller's idealer Persönlichkeit liegt: sie vergütet uns die Mängel der dramatischen Anlage, indem ein Reichthum erhabener Gedanken, idealer Gefühle vor uns ausgebreitet und in des Dichters Lieblingsgestalten verkörpert wird. Wir wollen nur kurz andeuten, daß Mar' und Thekla's Liebe eine Episode sind, die zu dem Ganzen nicht recht paßt, wie denn auch der Dichter selbst einräumt, daß sie dem Geiste des Stücks entgegengeiegt seien: ferner daß Wallensteins Charakter

sich nicht zu befriedigender Einheit gestaltet, indem das Schwanken zwischen seinem Willen und der Macht des äußern Schicksals, das Schiller im Sinne der griechischen Tragiker dem modernen Drama aneignen wollte, einen Zwiespalt herbeiführt, der sich durch die ganze Dichtung hindurchzieht. Dessenungeachtet können wir Goethe's anerkennendes Wort unterschreiben: Schiller's Wallenstein ist so groß, daß zum zweitenmal nichts Aehnliches vorhanden ist.

Streng genommen, hat sich Schiller am meisten in Wallenstein's Lager selbst übertroffen. Wir wollen nicht fragen, ob es nicht zweckmäßiger gewesen wäre, statt die Lager-scenen von dem Ganzen loszureißen, die Handlung damit zu unterbrechen und innerlich zu beleben. Wie dies einleitende Stück vorliegt, ist es ein anschauliches, in allen Scenen wirksames und in schönstem Ebenmaß gehaltenes Bild des Lagerlebens, worin sich des Dichters Gewandtheit in der Behandlung der Massen bewährte, die nachmals in der Mütli-scene des Wilhelm Tell aufs neue glänzend hervortrat. Alle einzelnen Gestalten, so bunt sie auch durch einander gemischt werden, sind plastisch gezeichnet, und der lebendige Dialog wird nirgends durch den Rhythmus und Reim beengt.

In Maria Stuart (1800) ging Schiller um einige Schritte hinter den Standpunct zurück, auf den er sich im Wallenstein gestellt hatte. „Neigung und Bedürfniß,“ schrieb er an Goethe, „ziehen mich zu einem leidenschaftlichen und menschlichen Stoff; denn Soldaten, Helden und Herrscher habe ich jetzt herzlich satt.“ Damit entscheidet er sich denn, seine Heldin lieber im Lichte einer rührenden Sentimentalität darzustellen, als ein Bild aus der bewegten Geschichte des kirchlich-politischen Ringens im Zeitalter der Reformationskämpfe vor unsern Blicken zu entfalten. Maria Stuart eignete sich vortrefflich zu einer Trilogie. Ihr Jugendleben in Frankreich und der schmerzliche Abschied von dem Lande ihrer glücklichsten Jahre, dann ihr Leiden, ihre Verschuldung, ihr Kampf gegen die Parteien in Schottland, endlich ihr Geschick und tragisches Ende in England, das ist ein Lebensgemälde, welches schon in der einfachen historischen Wahrheit jedes Gemüth ergreift. Schiller wählte zu seiner Darstellung nur Maria's letzte Lebens-

tage, in denen sie durch Leiden, Heue und Tod mit ihrer Vergangenheit die Welt wieder versöhnt und unser Mitleid erregt. Er wollte seiner eigenen Aeußerung zufolge bloß das fertige Resultat eines Processes geben und nur einen Zustand zur vollständigsten Darstellung bringen. Indem er den Zweck vor Augen behielt, für Maria's Geschick Mitleid zu erwecken und auf sie alle Theilnahme zu concentriren, verzichtete er darauf, die historisch gegebenen Zustände des Inselfandes klar darzulegen, dadurch die Handlung zu motiviren und den Kampf des Protestantismus und Katholicismus in Elisabeth und Maria zu veranschaulichen. Diese Motive sowie Mariens Ansprüche auf die Thronfolge in England spielen nur gelegentlich herein: das Interesse heftet sich wesentlich auf das Persönliche in dem Verhältniß der beiden Königinnen zu einander. Elisabeth handelt nicht aus politischen Beweggründen, sondern aus niedriger Eifersucht und Rachsucht, und um Maria zu verklären, wird die Gegnerin zu solcher Gemeinheit herabgedrückt, daß nicht nur von der Elisabeth, die England groß gemacht hat, wenig oder nichts übrig bleibt, sondern auch der Zuschauer kaum begreift, wie einer solchen Herrscherin das Volk entgegenjubeln und die Beuten des Landes anhänglich und ergeben sein können. Der Dichter hat dadurch die Handlung und die Charaktere in eine schiefe Stellung gebracht und seine Muse genöthigt, in der Person Maria's und Mortimer's die Verherrlicherin des Katholicismus zu werden. Das Alles schließt nicht aus, daß wir den Genius des Dichters in mancher meisterhaften Scene anerkennen. Was die Bühnenvirkung betrifft, so giebt es wohl wenige Schlußacte, welche in der Macht der Nührung dem letzten Act der Maria Stuart (die letzten Scenen abgerechnet) an die Seite zu setzen sind.

In der Jungfrau von Orleans (1801) beruht der dichterische Werth durchaus auf der mit allem Glanze lyrischer Empfindung ausgestatteten Idealität, indem die Macht des religiösen Glaubens, die Anhänglichkeit und Hingebung an das Vaterland und an das angestammte Königshaus in der Erscheinung der Jungfrau verherrlicht werden. Schiller nannte diese Dichtung eine romantische Tragödie, um von vornherein die Anforderungen, die

man an ein historisches Drama zu machen hat, abzulehnen. Der Zauber und Wunderglaube des Mittelalters, der mönchische Spiritualismus der Romantik, die Vasallentreue des Ritterthums im Bunde mit dem überirdischen Heiligenschein des gesalbten Königs, das waren die Grundlinien, nach denen der Dichter sein Drama construirte. Die Geschichte wollte er nur soweit nutzen, als sie ihm dazu dienen konnte, jene Ideen zur Erscheinung zu bringen. Wer die Geschichte der Johanna Darc genau kennt, kann nicht läugnen, daß Schiller viele darin enthaltene Motive ungenutzt gelassen hat und von der Geschichte vielfach auch da abgewichen ist, wo sie mit der Tendenz seiner Tragödie im schönsten Einklange stand. Indem er dem romantischen Effect zu Liebe die Willkür der Erfindung walten läßt, entweicht ihm der feste Boden unter den Füßen. Die Jungfrau, die mit Wunderkraft ausgerüstete Gesandtin des Himmels, dessen Werkzeug sie ist, vermag uns keine wahrhaft menschliche Theilnahme einzulösen, weder in ihrem schonungslosen Heroismus noch in dem Kampfe ihrer Seele, als sie sich um ihrer Neigung zu Lionel willen schuldbewußt fühlt und sich in schweigender Ergebenheit vom Vater verfluchen und von ihrem Volke verstoßen läßt. Alle übrigen Charaktere des Stücks haben trotz des rhetorischen Glanzes ihrer Reden etwas Hohles und Oberflächliches, und wenn nicht einzelne schöne Stellen manche Mängel gutmachten, so dürfte man wohl behaupten, daß diese Tragödie zwar durch ihre Bühneneffekte und durch die Scenerie einer reich ausgestatteten Handlung blenden und fesseln kann, aber nicht in die Tiefen des Gemüths eindringt und keinen großartigen Eindruck hinterläßt. Schiller verfuhr als ein Künstler, der die Effecte sorglich berechnet und anordnet; aber die Fülle der Begeisterung, die er erwecken wollte, hat ihm nicht, wie in andern seiner dramatischen Dichtungen, die Hand geführt.

In Bezug auf die Braut von Messina (1803) nennt Goethe unsern Dichter „den Sinnenden, der Alles durchgeprobt“. Denn allerdings war diese Tragödie ein kühner Versuch, das schwierigste Problem der modernen Dichtkunst zu lösen, die Verschmelzung des Classischen und des Romantischen, und zwar in

einer Periode, wo man sich der Gegensätze recht klar bewußt geworden war. Schiller glaubte daher auch nicht ohne ein rechtfertigendes Vorwort sein neues Drama der Oeffentlichkeit übergeben zu dürfen. Er hat damit die Sache selbst wenig aufgehellert und der unbefangenen Aufnahme seiner Dichtung eher geschadet als genützt. Ohne in seine Theorien von dem Verhältnisse des Wirklichen zum Idealen, von der poetischen Bedeutung des Chors, von „dem Recht der Poesie, die verschiedenen Religionen als ein collectives Ganze für die Einbildungskraft zu behandeln“, näher einzugehen, blicken wir auf die Tragödie selbst. Eine Handlung entwickelt sich, deren erste Akten ein verborgenes Familiengeschick geichlingen hat, ein Bruderkwitz, welcher in Folge eines Fluches, der auf dem Fürstenhause ruht, aller menschlichen Sühnungsversuche ungeachtet gerade durch das, was ihn ersticken sollte, neu angefaßt wird, bis sich Schuld auf Schuld häuft und das dem Untergange geweihte Haus zusammenstürzt: ein großartig gedachter Plan, erschütternd, wie die Labdakiden Sage der griechischen Tragödie. Zu der Ausführung desselben nahm der Dichter alles das zu Hülfe, was der romantischen Poesie Glanz verleiht, und wählte daher höchst sinnvoll den Boden Siciliens, der sowohl der Schauplatz griechischer Sagen und geschichtlicher Erinnerungen war, als das Land, wo noch das ganze Mittelalter hindurch die verschiedenartigsten Nationalitäten und Religionen sich in seltsamer Mischung neben einander fanden. Arabische Astrologie tritt an die Stelle des griechischen Orakels, Schuld und Untergang umkleiden sich mit den christlichen Vorstellungen von Sünde und Buße. Daß es Schiller nicht gelungen ist, die widersprechenden Motive zu einem Ganzen in einander zu bilden, darüber ist jetzt wohl nur Eine Stimme. Eben so wird man die Bemerkung gelten lassen, daß die unserer Weltansicht fremdartige starre Schicksalsidee vielfach mit der innern Wahrheit der dramatischen Handlung in Widerspruch geräth, den der Dichter wohl zu verhüllen, aber nicht zu lösen vermochte. Am häufigsten hat man dem Dichter mit Recht den Vorwurf gemacht, daß er Höre, nicht einen über der Parteileidenschaft stehenden Chor reden lasse. Wenn auch dadurch der Gang der drama-

tischen Handlung nicht sehr beeinträchtigt worden ist, so sind doch Schiller's rechtfertigende Worte in dieser Hinsicht nicht ganz zutreffend: „Ich habe den Chor zwar in zwei Theile getrennt und im Streit mit sich selbst dargestellt, aber dies ist nur dann der Fall, wo er als wirkliche Person und als blinde Menge mit handelt. Als Chor und als ideale Person ist er immer Eins mit sich selbst.“ Durch diese Doppelstellung verliert er seinen Antheil an der Handlung und wird charakterlos.

Müssen wir bei so vielfachen Mängeln in der Anlage auch zugeben, daß, wie Tieck sich ausdrückt, die Braut von Messina eine Verirrung ist, die viel dazu beigetragen hat, unsere Bühne aus den Fugen zu rücken, nur daß sich ein solches Urtheil in dem Munde des Dichters der formlosen Genoveva gar wunderlich ausnimmt, so gebührt trotzdem dieser eigenthümlichen Tragödie ein hoher Rang unter Schiller's Dichtungen, und zwar vor Allem wegen ihrer ausgezeichneten Formschönheit, welche die poetische Diction des Dichters in ihrer höchsten Vollendung zeigt, sodann auch wegen der lyrischen Wärme, der großartigen Auffassung des Tragischen und der idealen Erhabenheit der Gedanken, so daß dies Drama einen tieferen und reineren Eindruck hinterläßt, als die beiden vorhergehenden. Die Bühne wird es nicht so oft, wie diese, zur Aufführung bringen; dagegen wird es um so häufiger gelesen werden.

Wilhelm Tell (1804) zeigt uns den Dichter von einer ganz andern Seite. Er giebt den Wetteifer mit dem griechischen Drama auf, er verläßt die Fürstenpaläste und schildert nicht das kühne Ringen des Ehrgeizes und der Leidenschaft: er steigt vielmehr zu den Wohnungen einfacher Landleute herab, verweilt in den vom Weltgewühl fernliegenden Thälern und wählt zur Scenerie der dramatischen Handlung Gletscher und Alpenseen. Nicht die Idee einer unabwendbaren Schicksalsmacht erschüttert uns, sondern es erwärmt uns der in unverdorbenen Gemüthern lebendige Sinn für alte Sitte und angestammtes Recht, der zu muthigem Unternehmen begeisternde Drang nach Freiheit unter dem Schutz des Gesetzes, das von despotischer Willkür mit Füßen getreten wird.

Was in den Mäutern mit wildem Ungehum hervorbrach, im Don Carlos als ein abstractes Ideal staatsbürgerlicher Freiheit hingestellt ward, erscheint hier in maßvoller concreter Gestaltung als sittlicher Adel der Menschheit. Schiller konnte im Tell seine edle Natur frei walten lassen; der ideale Gehalt trägt und belebt das Ganze und macht dieses Drama nächst dem Wallenstein zu der herrlichsten Schöpfung seiner dramatischen Dichtung. Der kunstvolle und doch einfache Bau des Tell ist vornehmlich in den ersten drei Acten zu bewundern. Eine vortreffliche Exposition versetzt den Zuschauer in das idyllische Alpenleben, dessen lyrische Gemüthserhebung in romantischen Liedern erklingt, die der erhabenen Scene, welche sich vor uns eröffnet, entsprechen. Allein während bald darauf das Gewitter die Landschaft einhüllt und der Sturm daherbraust, werden uns durch Baumgartens Flucht und Rettung sowohl die Leiden der Waldstätte als Tells männliche Entschlossenheit anschaulich. Die Schilderung der tyrannischen Unterdrückung wird noch vervollständigt durch Stauffachers Gespräch mit Gertrud, den Bau des Zwinghofs und die Gewaltthatigkeiten, die Arnold von Melchtal vom Hause fortgetrieben, um bei Walther Fürst einen Zufluchtsort zu finden. Schon schürzt sich der Knoten der Handlung in dem Bunde der drei Männer, zu Schutz und Trutz zusammenzutreten auf Tod und Leben, gleich wie die drei Landschaften Schwyz, Uri und Unterwalden, und hiermit kündigt sich die Haupthandlung des Drama's an, die Befreiung der reichsfreien Waldstätte von dem widerrechtlichen Drucke Oestreichs. Indem Tell sich von dem Bunde fern hält und sich bei seinem Handeln von den Eingebungen des Augenblicks und alsdann von den Rücksichten auf sich und seine Familie leiten läßt, so gehen von vorn herein zwei Handlungen unverbunden neben einander her. Es ist ein nicht wegzuläugnender Mangel in der Composition des Tell, daß der Zuschauer bald die eine, bald die andere Handlung völlig aus dem Gesichte verliert und es an einem planmäßigen Zueinandergreifen, an energischer Durchführung der in der meisterhaft geschilderten Miltiscene des zweiten Acts mit muthvoller Erhebung gefaßten Beschlüsse im weiteren Verlauf des Drama's

durchaus fehlt. Die hochherzige Gesinnung, welche die Berathung auf dem Rüttli adelt, beseelt auch die väterlich mahnenden und strafenden Worte, mit welchen der greise Freiherr von Attinghausen seinen Nefzen Rudenz vom Hoflager der Unterdrücker seines Vaterlandes fernzuhalten sucht. Tells Handlung, so sehr sie auch in die Breite auseinander gesponnen ist, kann nicht einen gleichen idealen Gehalt gewinnen, weil er weit weniger das Gefühl vaterländischer Freiheit, als den festen Muth persönlicher Ungebundenheit und das Vatergefühl vertritt und ungeachtet aller leidenschaftlichen Erregtheit seinem Handeln doch die erhabneren Motive abgehen. Der besonnen abwägende Monolog vor dem Morde Gessler's kann dies nicht gut machen und ist am wenigsten in einem solchen Momente im Angesichte einer gewaltsamen That an seiner Stelle. In diesem Theile des Drama's ließ übrigens der Dichter am wenigsten die eigene Erfindung walten, sondern stellte sich nur die Aufgabe, die an sich schon dramatisch belebte Erzählung der Tschudi'schen Chronik Scene für Scene in die Bühnenhandlung zu übertragen. Bei Tells Rettung aus dem Schiffe des Vogts mußte er sich mit der bloßen Erzählung des Vorgefallenen begnügen lassen. Ob dies auch bei der schließlichen Befreiung der Waldstätte im fünften Acte nothwendig war, ist freilich eine andere Frage. Wir entbehren gerade hier am meisten der lebendigen Handlung; dagegen ist Alles schon gethan, was wir längst haben kommen sehen, und in dem Dialoge merkt man dem Dichter selbst einige Ermattung an, die sich dem Zuschauer ebenfalls mittheilt. Tells letztes Gespräch mit dem Kaiser-mörder Johann von Schwaben bringt überdies einen Miston in die Scene des allgemeinen Jubels der Befreiung, unter dessen Eindrücken wir über den sittlichen Werth von Tells That nicht weiter reflectiren sollen. Die durch Rudenz' und Bertha's Liebesverhältniß herbeigezogene Nebenhandlung war ein Tribut des Dichters an das verwöhnte moderne Publicum; sie steht zu dem Ganzen nur in einer lockeren Verbindung, bei der sich das Erzwangene nicht verbirgt. Wenn wir somit behaupten dürfen, daß das Ende nicht ganz dem großartigen Anfange entspricht und die letzten beiden Acte, wenn Schiller nicht, seinen baldigen Tod

Gleichsam verahmend, übereilt zum Abschluß gedrängt hätte, es wohl verdient hätten, einer Ueberarbeitung in günstigerer Stimmung vorbehalten zu werden. Gleichwohl leuchtet diese, die letzte unter seinen vollendeten dramatischen Dichtungen, über alle Zeiten bis zur fernsten Nachwelt, ein im reinsten Lichte glänzender Stern in dem reichen Dichterfranze, der seinen Namen umgiebt.

Da Schiller seit Dec. 1799 Weimar zu seinem Wohnsitz erwählt hatte, so nahm er an der Leitung des dortigen Theaters im Verein mit Goethe den lebhaftesten Antheil und richtete beim Einstudiren der Rollen sein Augenmerk vornehmlich auf das innere Verständniß, während Goethe mehr die äußere Darstellung leitete. Aus diesem persönlichen Verhältniß zu der weimarischen Bühne entstanden seine Bearbeitungen von Shakspeare's Macbeth, Gozzi's Turandot, Racine's Phädra und Picard's Lustspielen der Parasit und der Kessle als Urfel, sowie mehrere dramaturgische Redactionen vorhandener Stücke. Das kleine Festspiel die Huldigung der Künste, das nach dem Einzuge des neuvermählten jungen Fürstenpaares aufgeführt wurde, läßt uns den hohen Sinn des Dichters auch da erkennen, wo es nur die dichterische Begrüßung der jungen Fürstin galt.

Es war die letzte Dichtung, die ihm zu vollenden gegönnt war. Während der Bearbeitung der Tragödie der falsche Demetrius erneuerten sich häufiger die Krankheitsanfälle, und im Frühling 1805, dessen mildere Sonne er lange herbeigesehnt hatte, machte ein kurzes Leiden seinem Leben ein Ende. Er starb am 9. Mai, auf der Höhe des Ruhms und des dichterischen Schaffens, und das schönste Ziel seines Strebens war ihm noch zu erreichen vergönnt gewesen. Ganz Deutschland trauerte um seinen geliebten Dichter. Am tiefsten ward, außer dem Kreise der Familie, Goethe durch den Verlust getroffen. „Als ich mich ermannet hatte,“ so berichtet er selbst, „blickte ich nach einer entschiedenen großen Thätigkeit, und mein erster Gedanke war, den Demetrius zu vollenden. Von dem Vortag an bis in die letzte Zeit hatten wir den Plan öfters durchgesprochen, das Stück war mir so lebendig als ihm. Nun brannte ich vor Begierde, unsere Unterhaltung dem Tode zum Troß fort-

zusehen, seine Gedanken, Ansichten und Absichten bis ins Einzelne zu bewahren und das herkömmliche Zusammenarbeiten hier zum letztenmal auf seinem höchsten Gipfel zu zeigen. Sein Verlust schien mir ersetzt, indem ich sein Dasein fortsetzte. Genug, aller Enthusiasmus, den die Verzweiflung bei einem großen Verlust in uns aufregt, hatte mich ergriffen. Ich schien mir gesund, ich schien mir getröstet." So schön dieser Vorsatz war, so ist es doch eine andere Frage, ob er sich, andere Hindernisse abgerechnet, bei dem besten Willen hätte ausführen lassen. Indeß setzte Goethe der Freundschaft ein poetisches Denkmal in dem herrlichen Epilog zu Schiller's Glocke, welcher bei der zur Gedächtnisfeier veranstalteten dramatischen Aufführung dieser Dichtung verfaßt wurde. Wir geben ihn nach der Form, die er zehn Jahr später bei der Erneuerung der Feier erhalten hat.

Freude dieser Stadt bedente,
Friede sei ihr erst Geläute!

Und so geschah's! dem friedenreichen Klange
Bewegte sich das Land, und segenbar
Ein frisches Glück erschien; im Hochgesange
Begrüßten wir das junge Fürstenpaar;
Im Vollgewühl, im lebensregen Drange
Vermischte sich die thät'ge Völkerschaa'r,
Und festlich ward an die geschmückten Stufen
Die Huldigung der Künste vorgerufen.

Da hör' ich schreckhaft mitternächt'ges Läuten,
Das dumpf und schwer die Trauertöne schwellt.
Ist's möglich? Soll es unsern Freund bedeuten,
An den sich jeder Wunsch geklammert hält?
Den Lebenswürdig'en soll der Tod erbeuten?
Ach! wie verwirrt solch ein Verlust die Welt!
Ach! was zerstört ein solcher Riß den Seinen!
Nun weint die Welt, und sollten wir nicht weinen?

Denn er war unser! Wie bequem gesellig
Den hohen Mann der gute Tag gezeigt,
Wie bald sein Ernst, anschließend, wohlgefällig,
Zur Wechselrede heiter sich geneigt,
Bald raschgewandt, geistreich und sicherstellig,
Der Lebensplane tiefen Sinn erzeugt,

Und fruchtbar sich in Rath und That ergossen,
 Daß haben wir erfahren und genossen.

Denn er war unser! Mag das stolze Wort
 Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!
 Er mochte sich bei uns im sichern Port
 Nach wildem Sturm zum Dauernden gewöhnen
 Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
 Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
 Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
 Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

Nun schmückt er sich die schöne Gartenzinne,
 Von wannen er der Sterne Wort vernahm,
 Daß dem gleich ew'gen, gleich lebend'gen Sinne
 Geheimnißvoll und klar entgegen kam.
 Dort, sich und uns zu köstlichem Gewinne,
 Verwechselt er die Zeiten wunderbar,
 Begegnet so, im Würdigsten beschäftigt,
 Der Dämmerung, der Nacht, die uns entfräftigt.

Ihm schwellen der Geschichte Fluth auf Fluthen,
 Verspülend, was getadelt, was gelobt,
 Der Erdbeherrscher wilde Heeresgluthen,
 Die in der Welt sich grimmig ausgetobt,
 Im niedrig Schrecklichsten, im höchsten Guten
 Nach ihrem Wesen deutlich durchgeprobt. —
 Nun sank der Mond, und zu erneuter Borne
 Vom klaren Berg herüber stieg die Sonne.

Nun glühte seine Wange roth und röther
 Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
 Von jenem Muth, der, früher oder später,
 Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt.
 Von jenem Glauben, der sich stets erhöht
 Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
 Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
 Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

Doch hat er, so geübt, so vollgehaltig,
 Dies breiterne Gerüste nicht verschmäht.
 Hier schildert er das Schicksal, das gewaltig
 Von Tag zu Nacht die Erdenachse dreht;
 Und manches tiefe Werk hat, reichgestaltig,
 Den Werth der Kunst, des Künstlers Werth erhöht.

Er wendete die Blüthe höchsten Strebens,
Das Leben selbst, an dieses Bild des Lebens.

Ihr kanntet ihn, wie er mit Riesenschritte
Den Kreis des Wollens, des Vollbringens maß,
Durch Zeit und Land der Völker Sinn und Sitte,
Das dunkle Buch, mit heiterm Blicke las;
Doch wie er athemlos in uns'rer Mitte
Zu Leiden hangte, künmerlich genas,
Das haben wir in traurig schönen Jahren,
Denn er war unser, leidend miterfahren.

Ihn, wenn er vom zerrüttenden Gewühle
Des bittern Schmerzes wieder aufgeblickt,
Ihn haben wir dem lästigen Gefühle
Der Gegenwart, der stockenden, entrückt,
Mit guter Kunst und ausgesuchtem Spiele
Den neubelebten edlen Sinn erquickt,
Und noch am Abend vor den letzten Sonnen
Ein holdes Lächeln glücklich abgewonnen.

Er hatte früh das strenge Wort gelesen,
Dem Leiden war er, war dem Tod vertraut.
So schied er nun, wie er so oft genesen,
Nun schreckt uns das, wofür uns längst gegraut.
Doch schon erblicket sein verklärtes Wesen
Sich hier verklärt, wenn es hernieder schaut.
Was Mitwelt sonst an ihm beklagt, getadelt,
Es hat's der Tod, es hat's die Zeit geadelt.

Auch manche Geister, die mit ihm gerungen,
Sein groß Verdienst unwillig anerkannt,
Sie fühlen sich von seiner Kraft durchdrungen,
In seinem Kreise willig festgebannt;
Zum Höchsten hat er sich emporgeschwungen,
Mit Allem, was wir schätzen, eng verwandt.
So feiert ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben.

So bleibt er uns, der vor so manchen Jahren —
Schon zehne sind's — von uns sich weggekehrt!
Wir haben alle segnenreich erfahren,
Die Welt verdank' ihm, was er sie gelehrt;

Schon längst verbreitet sich's in ganze Schaaren,
 Das Eigenste, was ihm allein gehört.
 Er glänzt uns vor, wie ein Komet entschwindend,
 Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend.

VII. Romane. Jean Paul.

In der Romanliteratur kommen die nämlichen Tendenzen zum Vorschein, die wir in dem Gange der dramatischen Literatur hervortreten sahen. Der Gang zum Excentrischen und zum Auflehnen gegen die bürgerlichen Zustände, wodurch die Mitter- und Räuberchauspiele die Menge entzückten, fand sein volles Behagen in Mitter- und Räuberromanen, zumal in der Zeit, als nach dem Beginn der französischen Revolution die Banden, welche in den rheinischen Gegenden ihr Wesen trieben, dazu beitrugen, die Phantasie nach dieser Richtung hin zu beschäftigen, und die Thätigkeit der Guillotine an blutige Vorgänge gewöhnte. Das war die goldene Zeit des Rinaldo Rinaldini von Christian August Vulpius. Daneben behaupten sich die sentimentalen Romane, die sich in dem biographischen Roman und dem Familienroman in behaglicher Breite ergingen. Unter den Nachahmungen von Werthers Leiden ist Miller's Siegwart eine Klostergeschichte lange Zeit das Laßal empfindsamer Seelen gewesen. Die Liebenden werden getrennt und vertrauern ihr Leben hinter Klostermauern. Einstmals wird Siegwart zu einer sterbenden Nonne gerufen: es ist die geliebte Marianne, die in seinen Armen stirbt. Gram verzehrt den Rest seiner Lebenskraft; man findet ihn eines Tages todt auf dem Grabe der Geliebten. Anziehende Lebensbeschreibungen in Romanform sind Heinrich Stillings Jugend, Jünglingsjahre, Wanderschaft von Goethe's Jugendfreunde Jung, welcher, eines armen Schneiders Sohn, unter dem Druck der Verhältnisse eine schwere Jugend durchlebte und zuletzt, dem unwiderstehlichen Verlangen nach wissenschaftlicher Ausbildung folgend, das Studium der Me-

diein ergriff, durch die er zu einer angesehenen Stellung in der Welt gelangte. Eben so vermag der Anton Reiser, die Selbstschilderung des vielbewegten Lebens eines geistreichen Sonderlings, Karl Philipp Moritz, auch durch die lebendige Form der Darstellung unser Interesse zu fesseln.

Der Familienroman macht sich mit den Leiden tugendhafter Menschen eben so zu schaffen, wie Jffland's Schauspiele, und auch in diesem folgt auf die rührende Leidensgeschichte schließlich die Belohnung des Edelsinns, und, wogegen alles Mißgeschick anzustürmen schien, wird doch zuletzt noch möglich, eine glückliche Heirath der Liebenden. Koebeue hat auch dieses Feld seiner literarischen Industrie nicht entgehen lassen („die Leiden der Ortenbergischen Familie“). August Lafontaine's Romane, zum Theil Familiengeschichten betitelt, waren lange Zeit die Unterhaltung der nach Nahrung verlangenden Lesewelt. Am bedeutendsten hebt sich aus der Masse Johann Jacob Engel's scharfgezeichnetes Charaktergemälde Herr Lorenz Stark hervor, wenn gleich befangen im spießbürgerlichen Kleinleben, doch sauber in der Form und lebendig in der Erzählung, die oft in dramatischen Dialog übergeht.

Wieland hatte den Roman der prosaischen Gegenwart zu entwickeln gesucht. Seine Seelengemälde greifen das Leben zwar nicht in seinen Tiefen auf, aber in der feinen Ironie seiner Beobachtung des menschlichen Herzens liegt ein poetischer Hauch, der zu Zeiten zu echter humoristischer Auffassung des Lebens wird. Diese Eigenschaften finden sich in vorzüglichem Maße in den Romanen von Moritz August von Thümmel, besonders in seiner Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich, die seit 1791 in zehn Bänden erschien, am trefflichsten in den ersten Theilen. Eine Verwandtschaft mit Wieland's Darstellung hat auch Karl August Musäus, den Deutschen durch seine Volksmärchen unvergeßlich, welche in den Neuen Volksmärchen von Benedicte Naubert eine nicht unwürdige Fortsetzung erhielten. Die Ironie hat der Naivetät der Erzählung eben so Eintrag gethan, wie in Wieland's romantischen Dichtungen.

Bei den zuletzt genannten Schriftstellern ist der Einfluß des großen englischen Humoristen Lorenz Sterne, der wenigstens in Bode's vortrefflichen Uebersetzungen allgemein in Deutschland gelesen ward, nicht zu verkennen. An ihm haben sich auch unsere bedeutendsten Humoristen Hippel und Jean Paul gebildet.

Das vorzüglichste Werk des Theodor Gottlieb von Hippel sind die Lebensläufe nach aufsteigender Linie. Es ist eine Art von Dichtung und Wahrheit aus seinem Leben, worin in dem wunderlichsten Stil Witiges und Triviales, Bibelfstellen und feine Lebensbeobachtungen sowie ein oft ermüdender Schwall wissenschaftlichen Stoffes ohne Wahl und Kunst zusammengewürfelt sind; doch das bittersüße Lächeln unter Thränen, das in den Freuden der ersten Liebe und auf dem Grabe Minchens bis zur Vermählung mit Lottchen und den frühzeitigen Tod des geliebten Kindes mitten durch die Ideen sprünge und langen Abschweifungen seiner Lieblingsgedanken fort dauert, hat doch viel Wahrheit, und wer ein Mädchen schildern kann, wie Minchen, das zarte Naturkind mit der Engelsunschuld und der Engelsliebe und der frommen Seele, dargestellt ist, war ein Dichter. Zu bemerken ist noch, daß Hippel ein Freund und eifriger Schüler Kant's war, wie denn vorzüglich in seinen Lebensläufen der Kern Kantischer Philosophie klar und faßlich niedergelegt ist, so daß dieses Buch zur Verbreitung derselben viel beigetragen hat.

Weniger poetisch, beinahe grillenhaft ist die Darstellung in den Kreuz- und Querzügen des Ritters A—Z, und nur in einzelnen Kernsprüchen und geistvollen Gedankenblitzen schön. Humoristisch ist auch die Schrift über die Ehe gehalten, für deren Glück er schwärmt, ohne selbst es jemals gekannt zu haben. Mehr lyrisch sind einzelne Stücke aus den Handzeichnungen, wo er in einsamen Stunden die Natur belauschend bald an Bäume und Blumen, bald an Vogelsang und Wasserrauschen, an Donner und Regen seine Empfindungen anknüpft und wieder, wie in den „Lebensläufen“, grüne Herrenhutergräber in dem Garten seiner elegischen Muse anlegt und über Alles Gott, den Hausvater der Menschen, lobt und preist. Seine Selbstbiographie und die Nach-

richten seiner Freunde geben uns den Schlüssel zum Verständniß der dunkeln Beziehungen und Andeutungen, entwerfen uns jedoch zugleich das Bild eines zwar thatkräftigen und rastlosen, aber auch selbstsüchtigen und ehrgeizigen Mannes, der dem Helden der Lebensläufe nicht gleicht.

Von weit höherer Bedeutung und Einwirkung auf unsere gesammte Literatur war Johann Paul Friedrich Richter, eine Zeitlang der gefeiertste deutsche Dichter und unter dem Namen Jean Paul, mit welchem er in seine Ruhmesperiode eintrat, am bekanntesten. Er wurde zu Wunsiedel im Fichtelgebirge am 21. März 1763 geboren: der Tag war ihm, dem schwärmerischen Verehrer der lachenden Frühlingsnatur, stets in doppelter Hinsicht festlich, weil er ihm zugleich ein Bote der heitern Lenztage war. Wunsiedel, Joditz, Schwarzenbach, wo nach einander sein Vater Lehr- und Pfarrämter bekleidete, waren ihm durch die Erinnerungen an die Freuden der unschuldigen, frohen und ahnungsreichen Kindheit das ganze Leben hindurch ein geweihter Boden. Die erste wissenschaftliche Vorbildung erhielt er durch den Vater, dann auf dem Gymnasium zu Hof; doch war es weniger ein geordneter strenger Studiengang, als eine unregelmäßige Leseluft, wodurch seine Anlagen sich zuerst entwickelten. Als er schon mit dem siebzehnten Jahre die Universität Leipzig bezog, konnte ihn weder die Theologie noch sonst ein bestimmtes wissenschaftliches Fach an sich fesseln; er schweifte unstät in dem weiten Reich des Wissens umher und hat dies Verfahren sein ganzes Leben hindurch festgehalten, auch dann, als alle Lectüre in Beziehung zu seiner Schriftstellerei stand, die zuletzt Lebenszweck wurde.

In dem Augenblick, als er die Universität beziehen wollte, wurde der Vater durch einen frühzeitigen Tod abgerufen und hinterließ die Familie in der größten Dürftigkeit. Der Druck der Verhältnisse legte sich wie eine Wolke über das Gemüth des Jünglings und umhüllte ihn auch noch in der Erinnerung den heitern Himmel des Lebens. Er wurde aus Noth Schriftsteller und versuchte sich zuerst, kaum zwanzigjährig, in den Grönländischen Proceßien (1783). Doch war der Erfolg nicht so

ermuthigend, wie es kurz zuvor für Schiller „die Räuber“ gewesen waren. Er ging zur Mutter zurück, um mit ihr zu leiden und zu darben. Die Uebernahme einer Hauslehrerstelle hatte keinen günstigen Erfolg. Ein neuer schriftstellerischer Versuch *Auswahl aus des Teufels Papieren* (1788) versprach auch dieser Laufbahn kein Gelingen. Dennoch arbeitete sich das ideale Gemüthsleben, das durch Kummer und Sorge nicht hatte unterdrückt werden können, zu größerer Klarheit und Freiheit hindurch. Mit der Idylle *Leben des vergnügten Schulmeisterlein Maria Wuz in Auenthal* (1790) hatte sein Talent das richtige Feld betreten, und seit dem Erscheinen der unsichtbaren *Loge* (1793) war auch die Sorge und Noth des Lebens von ihm gewichen: er trat mit Muth in die neue Bahn, die ihn schnell zum Gipfel des Ruhmes emportrug. Er hatte die ihm gemäße Darstellungsforn gefunden. Das Publicum war erstaunt, den Satiriker in den Dichter der tiefsten und wärmsten Empfindung verwandelt zu sehen. Im Hintergrunde der Handlung steht — was im Geiste der Zeit lag und sowohl in Schiller's Geisteserfcher als in Goethe's *Wilhelm Meister* sich geltend macht — ein Geheimbund, dessen wunderbare Einwirkungen den Leser in ahnungsvoller Spannung erhalten. Da die Erziehung des Knaben unter der Erde beginnt, die ihm nachher als eine zweite höhere und himmlische Welt erscheint, so hatte der Dichter eine treffliche Veranlassung, sich als Meister in der Natur Schilderung, stets einer der glänzendsten Seiten der J. Paul'schen Dichtung, hervorzuthun.

Der Beifall, den das Werk fand, bewog ihn, statt einer Fortsetzung eine ganz neue, bedeutendere Dichtung zu unternehmen, in der die Poesie der Empfindung den weitesten Spielraum erhalten sollte, den *Hesperus*. Hier leuchtet das ideale Gefühl über die kleine Welt des Lebens als der Morgen- und Abendstern, Freundschaft, Liebe, fromme Verückung im reichsten Farbenpiel. Haltlos ist der Plan des Ganzen: allein man war hingekrißen von den reichlich verstreuten Schönheiten im Einzelnen, dem Schwunge und der Innigkeit der Gefühle, der schwärmerischen

Sehnſucht nach der Natur. Weichgeſtimmte Seelen fanden ſich in ihren ſchönſten Empfindungen wieder.

Jetzt ein von der Nation anerkannter Dichter, verließ J. Paul ſein ſtilles Hof, wo er die letzten Jahre in Zurückgezogenheit gelebt hatte, und begab ſich 1795 nach Weimar. An Goethe und Schiller vermochte er ſich nicht anzuschließen: deſto mehr gewann er die Huldigungen von Weimars Frauen, einer Charlotte von Kalb, die einſt für Schiller geſchwärmt hatte, und Caroline Herder: an den vereinfamten Herder ſchloß er ſich am innigſten an. Er verlebte einige Zeit in Leipzig, dann in Berlin, wo die höhere Geſellſchaft ſich mit einer beſpielloſen Verzücktheit des Geniuscultus um ihn drängte und ſelbſt die Königin Luife hinter der huldigenden Frauenwelt nicht zurückblieb.

Obgleich von den Zeitgenoſſen die ſentimentalen Parteeen ſeiner Romane am meiſten geſchätzt wurden, ſo war doch ſein Dichtertalent mehr heimlich in der Kleinmalerei des Lebens, ſei es als humoriſtiſche Komik, die beſonders in den Zuſtänden der Kleiſtaaterei und dem Leben der höheren Stände reichliche Nahrung fand, oder als idylliſche Darſtellung des Glücks der Beſchränktheit der Lebensverhältniſſe. Dieſe ſchildert er in Quintus Firſlein (1796) und in den Blumen-, Frucht- und Dornenſtücken oder Eheſtand, Tod und Hochzeit des Armenadvocaten Siebenkäſ (1796. 1797). Mit dem Campanerthal oder über die Unſterblichkeit der Seele (1797) griff er in die philoſophiſche Bewegung der Zeit ein, indem er ſich auf die Seite der Gefühlsphilophie Friedrich Heinrich Jacobi's ſtellte, welcher in ſeinem Allwill und insbeſondere in dem Woldemar, der 1794 in neuer Bearbeitung erſchienen war, ebenfalls den Roman zum Träger ſeiner Idealphilophie gemacht hatte.

Das Höchſte, deſſen ſeine Muſe fähig war, wollte J. Paul im Titan leiſten, einem vierbändigen Roman, den er ſchon 1796 begann und erſt 1804 beendigte. Das muthige Aufſtreben jener Lebensperiode, die Liebeswallungen, mit denen alte und junge Damen ſich an ihn drängten, die Phantaſieſpiele des eigenen

Herzens, das sich oft verstrickte, um nach kurzem Maüch sich wieder freizumachen, alle diese Eindrücke wurden hierin verarbeitet, und gleich wie im Wilhelm Meister spiegelt sich das lebhafteste geistige Streben, das gehobene Phantasielieben jener Zeit darin ab. Allein indem er ursprünglich die Verderblichkeit eben dieses Phantasieliebens schildern wollte, blieb er selbst so ganz und gar darin gefangen, daß er zu keiner klaren Charakterdarstellung gelangt und das Ganze gestaltlos aus einander fällt. Des Ueberchwänglichen wird so viel geboten, daß das Herz des Lesers, der dem Dichter folgen will, wahrhaft auf der Folter ist, und selbst das Beste ist nur eine Wiederholung dessen, was schon im Hesperus enthalten war.

Nachdem er Berlin, wo er sich verheirathete, 1801 verlassen hatte, begann eine ruhigere Periode, in welcher er, seinem Naturell folgend, sich wieder in der Idyllenwelt des deutschen Still- und Kleinlebens erging. Die Hegeljahre, die unmittelbar auf den Titan folgten, sind — um hier den im Uebrigen über Jean Paul streng urtheilenden Gervinus reden zu lassen — noch mit der alten Frische geschrieben, aber reiner von seinen Auswüchsen und „Schwanzsternen“, rein von den sonst so ungeschickt eingemischten romantischen Elementen, und überhaupt in so vieler Mäßigung gehalten, als vielleicht Jean Paul überhaupt möglich war. In die Brüder Walt und Vult hat sich Jean Paul's Doppelgesicht am schönsten getheilt: der Eine, das rührendste Abbild der träumerischen Jugendunschuld, ist mit viel naiveren Zügen ausgestattet, als seine sentimentalen Gestalten dieser Art, z. B. in der „Loge“; der Andere, der Weltkenner, der den Bruder für die Welt zutugen hilft, ist ein Humorist, ohne die verzerrten Züge seiner übrigen. Das dunkle Gedankenleben dieser Troubadourzeit im Menschen zu belauschen, die unendlich rührenden Thorheiten, die in diesen Jahren den Kopf durchflogen, aufzudecken, das kleine Glück der Seele so endlos groß zu schildern, wie es in dieser genügsamen Periode dem Menschen ist, den Jugendträumen, der Atmosphäre von Heimat, von Vaterhaus und vom Spielraum der Kindheit und Allem, was daran hängt, so zarte und

wahre Züge zu leihen, die schrankenlose Gutmüthigkeit, Liebe, Sanfttheit, Jungfräulichkeit und Heiligkeit des Herzens, den Reichtum Eines Tages dieser durch Phantasie reichen Zeit abzubilden, die stillen sanften Empfindungen des „Sonntagsheimwehs“ zu entfalten, dies Alles ist von niemandem und nirgends so geleistet worden, wie hier. Und wie er diesen gläubigen Menschen in Gegensatz zu dem enttäuschten und enttäuschenden Bruder bringt, das Reale dem Idealen entgegen wirft, dem guten Träumer „nach dem Feste der süßesten Brode das verschimmelte aus dem Brodschrank vorschneidet“, das Alles ist vortrefflich, und das Auge, das hier Jean Paul auf die menschliche Natur richtet, ist wahrlich mehr werth, als jene sublimen Blicke in die Wolken und den Aether, in die Geisterwelt und über die Sterne.

Hiermit ist aber schon Jean Paul's productivste Lebensperiode geschlossen, und wenn auch noch spätere Werke, wie des Feldpredigers Schmelzle Reise nach Fläs (1808), Kagenbergers Badereise (1809), das Leben Fibels (1811) und der Komet (1820 — 1822) Beachtung verdienen, so sind sie doch nur Reproductionen des Früheren und haben an reinerer Formbildung nicht gewonnen. Die Wellen der Weltbewegungen warfen ihm keine poetischen Perlen zu; er zog sich, seit er Baireuth 1804 zu seinem Wohnsitz gewählt hatte, behaglich in seine genügsame Beschränktheit des Lebens zurück und entzückte das Auge an den Bergen seiner Jugendheimat. Ein Jahrsgehalt, das ihm 1808 vom Fürsten Primas von Dalberg bewilligt und nach Auflösung des Rheinbundes in Folge langer Bemühungen vom Könige von Bayern übernommen wurde, erleichterte ihm die Sorgen des Lebens. Der Tod seines einzigen Sohnes im Jahre 1821 war das herbste Ereigniß seiner letzten Lebensjahre. Er suchte Beruhigung und Trost, indem er in der Bearbeitung der Selina noch einmal die Betrachtung über die Unsterblichkeit der Seele wieder aufnahm. Er starb am 14. November 1825. In Baireuth ist ihm von Ludwig I. ein Denkmal gesetzt.

VIII. Lyriker und Didaktiker an der Grenze der beiden Jahrhunderte.

Schon war man gegen das Ende des Jahrhunderts auf die Stufe gelangt, daß Schiller in den Xenien sagen konnte, die Sprache denke und dichte für den Autor. Im Allgemeinen bewegen sich die Lyriker an der Scheide des Jahrhunderts noch in dem Kreise, der von den Sängern des Hainbundes umschrieben war, und wenden sich mit diesen gern der sentimentalen Idylle zu, für welche Höltz und Voß das Vorbild gegeben hatten. Die Lyrik Goethe's und Schiller's macht ihre Nachwirkung erst mit dem neuen Jahrhundert recht bemerkbar. Indem somit nicht sowohl ein weiterer Entwicklungsgang nachzuweisen, als vielmehr das hervorzuheben ist, was in jener Zeit am meisten den Beifall des Publicums fand, so erwähnen wir nur einige der hervorragendsten Namen.

In die Klopstock-Bossische Schule lehnte sich Ludwig Theobul Rosengarten, geb. 1758 im Mecklenburgischen, lange Zeit Prediger auf der Insel Rügen, seit 1808 Professor zu Greifswalde, wo er 1818 starb. Wir erhielten von ihm Hymnen, Oden und Vardenlieder mit allem Schwulst und falschem Pathos der Nachahmer Klopstock's. Das Beste sind seine Uebersetzungen aus dem Englischen und die anmuthige ländliche Dichtung *Zucunde*, welche sich allerdings an die Seite der Bossischen *Luiſe* stellen darf. Ueberhaupt ist ihm poetisches Talent nicht abzusprechen, und am glücklichsten bewährt er es, wo uns seine Gesänge an die Küsten der romantischen Insel Rügen führen.

Friedrich von Matthiſſon war 1761 zu Hohendodeleben bei Magdeburg geboren. Mehrere Jahre war er Vorleser bei der Fürstin Luise von Dessau und begleitete sie auf ihren Reisen in der Schweiz und Italien. Vom Könige von Württemberg ward er geadelt und in Stuttgart als Oberbibliothekar angestellt. Er starb 1831 zu Wörlitz, wohin er sich in den letzten Jahren seines Lebens zurückgezogen hatte. Die schöne melodische Sprache, die Fülle von Bildern und der sanfte elegische Ton gewannen ihm

die Herzen seiner Zeitgenossen; selbst der sonst streng urtheilende Schiller ließ sich durch diese Vorzüge bestechen, ihn für einen ausgezeichneten Dichter zu erklären, und trug zu seinem Ruhme nicht wenig bei. Allein bei näherer Betrachtung ist es doch nur eine gemachte Empfindung, die aus seinen Gedichten spricht, und die Zusammenstellung seiner Bilder ist selten zu einem lebendigen Gemälde verschmolzen. Daher sind seine Schilderungen von Naturschönheiten und Landschaften nichts als eine Mosaik von poetischen Phrasen. Seine Manier mögen die folgenden Gedichte charakterisiren.

Abendlandschaft.

Goldner Schein	Malerisch
Deckt den Hain;	Im Gebüsch
Mild beleuchtet Zauberhsimmer	Winkt mit Gärtchen, Laub' und Quelle
Der umbüshten Waldburg Trümmer.	Die bemooste Klausnerzelle.

Still und hehr	Pappeln wehn
Strahlt das Meer;	Auf den Höhen;
Heimwärts gleiten, sanft wie Schwäne,	Eichen glühn, zum Schattendome
Fern am Eiland Fischerfahne.	Dicht verschränkt, am Felsenströme.

Silbersand	Nebelgrau
Blinkt am Strand;	Webt im Thau
Röth' schweben hier, dort blässer,	Elfenreigen dort, wo Rüstern
Wolkenbilder im Gewässer.	Am Druidenaltar flüstern.

Rauschend kränzt	Auf der Fluth
Goldbeglänzt	Stirbt die Gluth;
Wankend Ried des Vorlands Hügel,	Schon verblaßt der Abendschimmer
Wildumschwärmt vom Seegeflügel.	An der hohen Waldburg Trümmer.

Vollmondschein
 Deckt den Hain;
 Geisterlispel wehn im Thale
 Um versunkne Heldenmale.

Beruhigung.

Wo der Mond mit bleichem Schimmer
 Durch der Kiefern Dunkel blickt,
 Wo um wildes Felsgetrümmer
 Sich die Epheuranke strickt,

Wo des Nebels Todtenschleier
 Ueber Herbstgesträuch sich dehnt,
 Und am trüben Erlenweiher
 Dürres Rohr im Winde tönt;

Wo in schwarzen Alpenschlünden
 Dumpf der Bergstrom widerhallt,
 Wo, ein Spiel den Abendwinden,
 Welkes Laub auf Gräber wallt:
 Da, da wandelt, von der Thoren
 Eitler Schimmerbühne fern,
 Schwermuth! der, den du erkoren,
 Unter Ahnungsträumen gern.

Da erfüllt ein stilles Sehnen
 Nach des Grabes Ruh' sein Herz,
 Da ergießt in heißen Thränen
 Sich der Seele banger Schmerz;
 Und sein Blick durchschaut die trübe
 Zukunft ruhig bis ans Grab,
 Und es ruft: Gott ist die Liebe!
 Jeder Stern auf ihn herab.

Wunsch.

Noch einmal möcht' ich, eh' in die Schattenwelt
 Elysiums mein seliger Geist sich senkt,
 Die Flur begrüßen, wo der Kindheit
 Himmlische Träume mein Haupt umschwebten.

Der Strauch der Heimat, welcher des Hänzlings Nest
 Mit Kühleung deckte, säuselt doch lieblicher,
 O Freund, als alle Vorbeervälder
 Ueber der Asche der Weltbezwinger.

Der Bach der Blumenwiese, wo ich als Kind
 Violett pflückte, murmelt melodischer
 Durch Erlen, die mein Vater pflanzte,
 Als die blandusische Silberquelle.

Der Hügel, wo der jauchzende Knabenreihn
 Sich um den Stamm der blühenden Linde schwang,
 Entzückt mich höher, als der Alpen
 Blendende Gipfel im Rosenschimmer.

Drum möcht' ich einmal, eh' in die Schattenwelt
 Elfsiums mein seliger Geist sich senkt,
 Die Flur noch segnen, wo der Kindheit
 Himmlische Träume mein Haupt umschwebten.

Dann mag des Todes lächelnder Genius
 Die Fackel plötzlich löschen; ich eile froh
 Zu Xenophons und Platons Weisheit
 Und zu Anakreons Myrtenlaube.

Ein Geistesverwandter und Freund Matthijson's war Johann Gaudenz von Salis-Seewis, geb. 1762 zu Malans in Graubünden, Hauptmann in der Schweizergarde zu Versailles bis 1789, dann, in seine Heimat zurückgekehrt, eine Zeitlang außer Dienst, später in verschiedenen Aemtern in seinem Vaterlande thätig; er starb 1834 zu Malans. Er hat mehr Innigkeit der Empfindung und weniger Gefünsteltes als Matthijson. Sein: Grablied, Ermunterung, Mitleid, Lied eines Landmanns in der Fremde sind bekannt und beliebt im deutschen Volke; sie erinnern an Kleist und Höltz. Wir theilen das letztgenannte Lied hier mit.

Lied eines Landmanns in der Fremde.

Traute Heimat meiner Lieben,
 Sinn' ich still an dich zurück,
 Wird mir wohl; und dennoch trüben
 Sehnsuchts Thränen meinen Blick.

Was mich dort als Kind erfreute,
 Kömmt mir wieder leibhaft vor;
 Das bekannte Dorfgeläute
 Widerhallt in meinem Ohr.

Stiller Weiler, grün umfängen
 Von beschirmendem Gesträuch,
 Kleine Hütte, voll Verlangen
 Denk' ich immer noch an euch;

Selbst des Nachts in meinen Träumen
 Schiff' ich auf der Heimat See,
 Schüttle Aepfel von den Bäumen,
 Wäss're ihrer Wiesen Klee;

An die Fenster, die mit Neben
 Einst mein Vater selbst umzog;
 An den Birnbaum, der daneben
 Auf das niedre Dach sich bog;

Lösch' aus ihres Brunnens Röhren
 Meinen Durst am schwülen Tag,
 Pflück' im Walde Heidelbeeren,
 Wo ich einst im Schatten lag.

An die Stauden, wo ich Meisen
 Im Hollunderkasten fang;
 An des stillen Weihers Schleusen,
 Wo ich Sonntags fischen ging.

Wann erblick' ich selbst die Linde,
 Auf den Kirchenplatz gepflanzt,
 Wo, gekühlt im Abendwinde,
 Unfre frohe Jugend tanzt?

Wann des Kirchthurms Gipselspitze	Traute Heimat meiner Väter,
Halb im Obstbaumwald versteckt,	Wird bei deines Friedhofs Thür
Wo der Storch auf hohem Sitze	Nur einst, früher oder später,
Friedlich seine Jungen heftet?	Auch ein Ruheplätzchen mir!

Christoph August Tiedge, geboren 1752 zu Gardelegen bei Magdeburg, war in seiner Jugend mit Gleim befreundet, dessen Manier er sich in seinen Gedichten anschloß. Später begleitete er die Dichterin Elise von der Necke auf ihren Reisen und lebte mit ihr in Berlin und zuletzt in Dresden, wo er, um einige Jahre seine Freundin überlebend, 1841 starb. Wie Matthißen der Zögling der Frauen, hat auch er in seinen Gedichten dessen schönrednerische Sentimentalität, die in jener weichherzigen Zeit ihm ebenfalls großen Beifall erwarb. Sein Lehrgedicht *Urania*, in welchem Kantische Philosophie und fromme Empfindung sich mit blühenden Dichterphrasen schmücken, galt eine lange Zeit als Erbauungsbuch, so sehr ihm auch religiöse Tiefe und poetische Wahrheit abgehen.

Johann Gottfried Seume (geb. 1763) ist dagegen eine harte und derbe Natur, die sich unter drückenden Lebensgeschicken entwickelt hatte. Theolog wider Willen und Neigung, dann heißer Soldat im amerikanischen Unabhängigkeitskriege mit einem für Völkerfreiheit glühenden Herzen, später im russischen Militärdienst, zuletzt Privatgelehrter und Schriftsteller in Sachsen unter vielfachen Entbehrungen, trug er mit sich das Freiheitsgefühl, den Haß gegen Unterdrückung, die Bitterkeit gegen die socialen Zustände. Der strafende Ernst beherrscht seine Prosa wie seine Gedichte, deren phrasenreiche Kraftsprache an Schubart und an Schiller's Jugenddichtungen erinnert. Er starb 1810 in Teplitz.

Valerius Wilhelm Reubeck (geboren 1765 zu Arnstadt), welcher als Arzt zu Steinau, dann in Warmbrunn in Schlesien lebte, wo er 1850 gestorben ist, verdient wegen seines vortrefflichen Lehrgedichts *die Gesundbrunnen* (1796), worin er die Form der antiken Lehrpoesie mit Glück anwandte, mit Auszeichnung genannt zu werden. Statt weiterer Bemerkungen theilen wir aus dem Eingange des vierten Gesanges das Lob der Gesundheit mit,

wodurch mancher unserer Leser veranlaßt werden möchte, das fast vergessene Gedicht zur Hand zu nehmen.

Eins nur ist mir bewußt, was König und Bettler sich wünschet,
Dessen Verlust den ersten entgöttert im Purpurgewande,
Dessen Besitz den Mann im Kittel erhöht zum Halbgott.
Holde Gesundheit du, du bist dies Eine! Dich missen
Heißt aufhören zu leben und doch nicht sterben. Dich haben
Heißt auf goldener Leiter zum Sitz der Lämpier steigen.
Siehe, die weite Natur, reich ausgesteuert mit Gaben
Aus der schaffenden Hand Allvaters, spendet die Fülle
Köstlicher Güter zum weisen Genuß den Erdenbewohnern.
Ohne dich sind sie nicht da. Dem Erkrankten scheint die Natur selbst
Siedend und leer; ihr großes, gestirntes Tempelgewölbe
Eine Verwesungsgruft, der Mond die düstere Lampe,
Die dem Elenden dämmert, der über Verwesungen wandelt.
Sterbliche, denen ein Gott dies unaussprechliche Gut gönnt,
Einen gesunden Geist und einen gesunden Gefährten,
Der, mit freien Sinnen gerüstet, den Funken der Gottheit
Trägt in irdischer Hülle, verscherzt das himmlische Kleinod
Durch unweisen Lebensgenuß nie! Freunde, bewahrt es,
Wie der Streiter den Schild, und ihr werdet kühner besiegen
Jegliches Sturmes Gewalt auf der dunkeln Woge des Lebens.

Siegfried August Mahlmann, aus Leipzig gebürtig (1771), wo er auch später als Buchhändler, dann als Redacteur bis zu seinem 1826 erfolgten Tode lebte, trat der schwächlichen Sentimentalität in der Pösse Herodes vor Bethlehem glücklich entgegen. Seine lyrischen Gedichte zeichnen sich durch ein gesundes sittliches Gefühl aus und haben eine gefällige, der Schiller'schen Diction sich annähernde Form, wenn ihnen gleich Tiefe und Ursprünglichkeit fehlt. Eines der besten ist folgendes.

Schlußst.

Ich denk' an euch, ihr himmlisch schönen Tage
Der seligen Vergangenheit!
Komm, Götterkind, o Phantasie, und trage
Mein sehnend Herz zu seiner Blüthezeit!

Umwehe mich, du schöner, goldner Morgen,
Der mich herauf ins Leben trug,
Wo, unbekannt mit Thränen und mit Sorgen,
Mein frohes Herz der Welt entgegen schlug!

Unglänze mich, du Unschuld früher Jahre,
 Du mein verlornes Paradies!
 Du süße Hoffnung, die mir bis zur Bahre
 Nur Sonnenschein und Blumenwege wies!

Seid noch einmal ans treue Herz geschlossen,
 Ihr Freunde meiner Jugendzeit!
 Wo seid ihr hin, ihr traulichen Genossen,
 Ihr Lieben, die sich sonst mit mir gefreut?

Ah! viele schon hält tiefe Nacht umfangen;
 Sie schlummern in der Mutter Arm.
 Blüht wieder auf, ihr eingesunkenen Wangen!
 Ihr kalten Herzen, werdet wieder warm!

Umsonst! umsonst! mein Sehnen ruft vergebens
 Erstorbene Freuden wieder wach.
 Sie welken schnell, die Blumen unsers Lebens,
 Und wir — wir welken ihnen langsam nach.

O schönes Land, wo Blumen wieder blühen,
 Die Zeit und Grab hier abgepflückt!
 O schönes Land, in das die Herzen ziehen,
 Die sehnsuchtsvoll zu dir empor geblickt!

Uns allen ist ein schwerer Traum beschieden;
 Wir alle wachen fröhlich auf.
 Wie sehn' ich mich nach deinem Gottesfrieden,
 Du Ruheland, nach deinem Sabbath auf!

Wir übergangen die Dichterinnen jener Zeit, welche an die oben erwähnten Lyriker sich anschließen und durch ein glückliches Formtalent sich den Beifall ihres Zeitalters erwarben, Amalie von Helvig, die Verfasserin des idyllischen Epos die Schwestern von Lesbos, und Luise Brachmann, die elegische Sängerin der Liebe, um bei zwei Dichtern zu verweilen, welche, jeder eigenthümlich begabt, mehr in die Lyrik unsers Jahrhunderts hinüberleiten.

Johann Peter Hebel, zu Basel 1760 geboren (der gewöhnliche Wohnort seiner Eltern war Hausen im Badischen), nachmals in Schul- und Kirchenämtern in Karlsruhe wirksam — er starb 1826 auf einer Reise in Schwetzingen —, war, wie Matthias

Claudius, ein echter Volkschriftsteller, ein Dichter, dessen innigstes Gefühl bei der Naivetät des Landvolks seiner Heimat verweilt und, frei von krankhafter Empfinderei, die Lieblichkeit der Natur und die idyllische Einfachheit unverdorbener Sitten in der treuherzigen Volksmundart der oberrheinischen Gegenden schildert. Ein heiterer, munterer Sinn, der für jede Freude empfänglich ist und jedes kleine Glück mitfühlt, ohne der ernsten Seite des Lebens den Blick zu entziehen, belebt seine Allemannischen Gedichte (1803), durch die er sich die Liebe seiner Nation für immer gesichert hat.

Friedrich Hölderlin stammte aus dem Heimatlande Schiller's — er war 1770 zu Lauffen am Neckar geboren — und ward, als er 1795 nach Jena kam, von diesem liebevoll aufgenommen. Er hatte, wie es auch Schiller selbst erkannte, mit dessen Idealität eine innige Verwandtschaft, und seine ersten Gedichte erinnern durch die darin ausgesprochene Lebensansicht sowie durch die lyrische Sprache vielfach an seinen großen Landsmann. Allein indem Hölderlin's ideale Richtung sich von der Gegenwart abwandte, erfüllte er seine Phantasie mit einer schwärmerischen Verehrung des alten Hellenenthums, das er mit den glänzendsten Farben seiner glühenden Seele schmückte, und in eben dem Maße, wie er jenes verherrlichte, fühlte er mit krankhafter Uebertreibung die Erbärmlichkeit der Zustände seines Zeitalters und seines Volkes. Der Roman *Hyperion* oder der Eremit in Griechenland (1797—1799), eben so ein Zeugniß der idealen Ueberspannung jener Zeit, wie der gleichzeitige „Titan“ Jean Paul's, läßt uns in den gewaltigen Kampf seines Innern blicken, welcher durch die schwärmerische Liebe zu der Mutter seines Zöglings, die er als Diotima verherrlicht hat, zu verzehrender Leidenschaft gesteigert war. In dieser Stellung als Hauslehrer in einem angesehenen Bankierhause zu Frankfurt lebte er von 1796—98. Vergebens bemüht, in andern Verhältnissen Ruhe und Frieden wiederzugewinnen, versank er nur noch mehr in finstern Trübsinn, gegen den er mehrere Jahre kämpfte, bis er seit dem Jahre 1806 unheilbarer Wahnsinn geworden war, von dem ihn 1843 ein später

Tod erlöst hat. Erst als Uhland und Schwab 1826 seine lyrischen Gedichte zu einer Sammlung vereinigten, erkannte man seine hohe Bedeutung als lyrischer Dichter. Sie tragen alle das Gepräge jenes idealen Ringens. Daraus entsprang seine Liebe zu der erhabenen antiken Odenform, die seit Klopstock keiner mit solcher Gluth des Gefühls erfüllt hat, und in Elegieen ertönte seine Sehnsucht nach den sonnenhellen Inseln des Archipelagus und seine Klage um Diotima. Wir schließen zwei seiner schönsten Gedichte hier an, die das ideale Streben des unglücklichen Sängers uns recht lebhaft vergegenwärtigen.

Dichtermuth.

Sind denn dir nicht verwandt alle Lebendigen?
Nährt zum Dienste denn nicht selber die Parze dich?
Drum! so wandle nur wehrlos
Fort durch's Leben und forge nicht!

Was geschieht, es sei alles gesegnet dir,
Sei zur Freude gewandt! oder was könnte denn
Dich beleidigen, Herz! was
Da begegnen, wohin du sollst?

Denn, wie still 'am Gestad' oder in silberner
Fernhintönender Fluth oder auf schweigenden
Wassertiefen der leichte
Schwimmer wandelt, so sind auch wir,

Wir, die Dichter des Volks, gerne, wo Lebendes
Um uns athmet und wallt, freudig und jedem hold,
Jedem trauend: wie fängen
Sonst wir jedem den eignen Gott?

Wenn die Woge denn auch einen der Muthigen,
Wo er trenlich getraut, schmeichelnd hinunter zieht,
Und die Stimme des Sängers
Nun in blauender Halle schweigt:

Freudig starb er, und noch klagen die einsamen,
Seine Haine, den Fall ihres Geliebtesten;
Defters tönet der Jungfrau
Vom Gezweige sein freundlich Lied.

Wenn des Abends vorbei einer der Unfern kömmt,
 Wo der Bruder ihm sauk, denkt er Manches wohl
 An der warnenden Stelle,
 Schweigt und gehet getrösteter.

Der Gott der Jugend.

Gehn dir im Dämmerlichte,
 Wenn in der Sommernacht
 Für selige Gesichte
 Dein liebend Auge wacht,
 Noch oft der Freunde Manen
 Und, wie der Sterne Chor,
 Die Geister der Titanen
 Des Alterthums empor:

Wird da, wo sich im Schönen
 Das Göttliche verhüllt,
 Noch oft das tiefe Sehnen
 Der Liebe dir gestillt;
 Belohnt des Herzens Mühen
 Der Ruhe Vorgefühl,
 Und tönt von Melodien
 Der Seele Saitenspiel:

So such' im stillsten Thale
 Den blüthenreichsten Hain,
 Und gieß' aus goldner Schale
 Den frohen Opferwein!
 Noch lächelt unveraltet
 Des Herzens Frühling dir,
 Der Gott der Jugend waltet
 Noch über dir und mir.

Wie unter Tiburs Bäumen,
 Wenn da der Dichter saß
 Und unter Götterträumen
 Der Jahre Flucht vergaß,

Wenn ihn die Ulme kühlte,
 Und wenn sie stolz und froh
 Um Silberblätter spielte,
 Die Fluth des Anio.

Und wie um Platons Hallen,
 Wenn durch der Haine Grün,
 Begrüßt von Nachtigallen,
 Der Stern der Liebe schien,
 Wenn alle Lüfte schliefen,
 Und, sanft bewegt vom Schwan,
 Cephissus durch Oliven
 Und Myrtensträuche rann:

So schön ist's noch hienieden!
 Auch unser Herz erfuhr
 Das Leben und den Frieden
 Der freundlichen Natur;
 Noch blüht des Himmels Schöne,
 Noch mischen brüderlich
 In unsers Herzens Töne
 Des Frühlings Laute sich.

Drum such' im stillsten Thale
 Den düstereichsten Hain,
 Und gieß aus goldner Schale
 Den frohen Opferwein!
 Noch lächelt unveraltet
 Das Bild der Erde dir,
 Der Gott der Jugend waltet
 Noch über dir und mir.

Fünfter Abschnitt.

Die neueste Poesie seit der Wiederbelebung der Romantik.

I. Die romantische Schule.

Der Idealismus, wie er in den Meisterwerken Goethe's und Schiller's, in ihren Bemühungen um die Herstellung einer classischen, von dem Zeitalter und der Nation unabhängigen Bühne, in ihren Abhandlungen und Kritiken bis zu den Xenien herab siegreich hervorgetreten war, hatte der Poesie und Kunst eine Stellung außerhalb des wirklichen Lebens angewiesen, wodurch der Contrast mit der Gesunkenheit des Nationalbewußtseins, mit der Platttheit und Nüchternheit der bürgerlichen Zustände nur immer fühlbarer wurde. Die gewaltigen Anstrengungen der Philosophie, welche in kurzer Frist vom Kantischen Criticismus zu den idealen Systemen Fichte's und Schelling's überging und im kühnen Geistesfluge eine Welt des Gedankens erschuf, trugen nicht wenig dazu bei, von dem Leben der Gegenwart hinwegzuleiten und in Philosophie, Poesie und Kunst das Höchste des menschlichen Daseins zu erkennen, dem als der gebietenden Macht alles Andere sich dienstbar unterzuordnen habe. Allerdings eine einseitige Richtung! — doch erklärlich, ja verdienstlich in jener verflachten Zeit, wo es galt, die höchsten Güter des Geistes mit Liebe und Begeisterung zu pflegen, um den Boden für ein erhöhteres nationales Leben zu bereiten, das mit der Befreiung vom Joch der Fremdherrschaft mit Jugendkraft sich empor schwang und uns vor der Wiederkehr schmähtlicher Erschlaffung bewahrt hat. Weil das Verlangen, für das ideale Gefühl entsprechende Zustände in der Wirklichkeit zu finden, zu der Romantik des Mittelalters zurückleitete, wo das wirkliche Leben von Liebe und Glauben, Ritterthum und Poesie durchdrungen war und wo gerade die vaterländische Sehnsucht das fand, was die Gegenwart entbehrte, hat man die Männer, welche in Poesie und Wissenschaft diese

Richtung vertraten, die Romantiker genannt, und da die gleiche Tendenz sie wie zu einer unsichtbaren Kirche vereinigte, welche wider die entgegengesetzten Bestrebungen abwehrend zusammenstand, so mochten sie auch als romantische Schule zu bezeichnen sein. Indes blieb für die einzelnen Talente ein weiterer Spielraum, und keineswegs geben die Verirrungen und Mißgriffe einzelner Romantiker ein Recht, über das geistige Leben jener Zeit, in welchem zum großen Theil unsere neueste Bildung in Wissenschaft, Kunst und Poesie wurzelt, den Stab zu brechen. Eine klare Einsicht wird am meisten gefördert, wenn wir die literarische Thätigkeit der einzelnen hervorragenden Romantiker betrachten, wobei wir uns, so viel es möglich ist, auf die Dichtung beschränken, so sehr auch Malerei und Musik, die gesammte wissenschaftliche Thätigkeit und die politische Richtung mit den Bestrebungen der romantischen Dichterschule im Zusammenhang stehen.

August Wilhelm Schlegel, 1767 zu Hannover geboren, ein Sohn des als Kirchenliederdichter erwähnten Johann Adolf Schlegel, legte auf der Universität Göttingen den Grund zu seiner umfassenden philologischen Bildung. Den ästhetischen Studien und der Poesie zugewandt, schloß er sich an Bürger an, der seiner Poesie in einem klangvollen Sonett, welches mir hier einschalten, eine glänzende Zukunft prophezeite.

Am August Wilhelm Schlegel.

Kraft der Laute, die ich rühmlich schlug,
Kraft der Zweige, die mein Haupt umwinden,
Darf ich dir ein hohes Wort verkünden,
Das ich längst in meinem Busen trug.

Junger Har, dein königlicher Flug
Wird den Drud der Wolken überwinden,
Wird die Bahn zum Sonnentempel finden,
Oder Phöbus Wort in mir ist Lug.

Schön und laut ist deines Fittigs Tönen,
Wie das Erz, das zu Dodona klang,
Und sein Schweben leicht wie Sphärengang.

Dich zum Dienst des Sonnengotts zu krönen,
 Hielt' ich nicht den eignen Kranz zu werth;
 Doch — dir ist ein besserer beschiedt.

Nachdem sich Schlegel einige Jahre in Holland aufgehalten hatte, wo er sich mit den neueren Sprachen mehr bekannt machte, ließ er sich in Jena nieder, wo ihm der schnell begründete literarische Ruf auf Goethe's Empfehlung eine Professur verschaffte. Schon 1801 gab er sie auf, um seitdem in einem Wanderleben sich ungebundener seinen literarischen Beschäftigungen hingeben zu können. Jedoch war die jena'sche Periode zugleich die seiner schönsten Productivität. Er ward der geistvollste Zögling des von Goethe und Schiller vertretenen Classicismus; er setzte die ästhetische Theorie fort, welche Schiller in seinen Abhandlungen glänzend entwickelt hatte. In zahlreichen Charakteristiken und Kritiken würdigte er mit Unparteilichkeit die Dichtungen der classischen wie der romantischen Zeit und richtete vornehmlich in der gemeinschaftlich mit seinem Bruder gegründeten Zeitschrift *Athenäum* (seit 1798) die Waffe einer scharfen Kritik gegen die Leichtfertigkeit und Mittelmaßigkeit, welche noch mit lautem Schall den deutschen Parnass beherrschte; am meisten ward Klopstock und sein Anhang getroffen. Ein Meister der Sprache und, wie Herder, mit der Gabe ausgestattet, sich in die verschiedenartigen dichterischen Anschauungen hineinzuversetzen und den Kern des Gedichts klar zu erfassen, brachte er die Uebersetzungskunst zur höchsten Virtuosität und gab uns eine noch unübertroffene Verdeutschung des Shakespeare, wodurch der große britische Dramatiker fast wie einer unserer Classiker der deutschen Literatur angeeignet ward. Von 1797 bis 1801 erschienen vor derselben acht Theile; ein neunter Theil folgte 1810 nach; die Vollendung von seiner Hand ist unterblieben.

Während Schlegel in seinen Uebersetzungen mit großer Freiheit und Gewandtheit über die Sprache schaltet, geht seine Originaldichtung stets wie in Fesseln einher; es ist darin kein frisches Seelenleben, keine aus der Fülle des Innern gestaltende poetische Kraft, wenn auch die metrische Kunst Anerkennung verdient. Am erfindungsreichsten zeigt er sich, wenn er in der Satire seine frei-

tischen Pfeile zusammenfaßt, wie in der meisterhaften Dichtung Kogebue's Reisebeschreibung. Seine Balladen und Romane, seine kunstvollen Elegieen (Rom, die Kunst der Griechen) schließen sich an Goethe und Schiller an. Die Ballade Arion ist unter diesen am populärsten geworden, obwohl sie ihre Vorbilder bei weitem nicht erreicht — neben vortrefflichen Strophen viele matte und entbehrliche, so daß das Gedicht durch Verkürzung gewinnt. In dem Trauerspiel *Von* (1803) wetteiferte er mit Goethe's *Iphigenie* in der Verschmelzung des Antiken und Modernen: allerdings eine unverächtliche Leistung und vor Allem in der meisterhaften Behandlung des Verses anzuerkennen. Einige Scenen sowie die Schilderung der Höhle des Trophonius verdienen jedes Lob. Dem Ganzen fehlt jedoch die eigentliche Seelenwärme, und schon beim ersten Erscheinen auf der Weimarer Bühne machte es beim Publicum kein Glück.

Während Schlegel mit der Uebersetzung des Shakspeare und der Herausgabe des *Athenäums* beschäftigt war, machte sich allmählich die Einwirkung der freundschaftlichen Beziehungen bemerkbar, die ihn immer enger mit den Vorkämpfern der Romantik verbanden, während er durch Schuld seines Bruders mit Schiller in ein gespanntes Verhältniß gerieth. Ein Besuch in Berlin, im Sommer 1798, zog ihn in den Kreis, der sich um Ludwig Tieck versammelt und den mittelalterlichen Studien sowie der spanischen Literatur sich zugewandt hatte. Im folgenden Jahre siedelte Tieck nach Jena über. Ein jugendliches Geistesleben, von Poesie und Philosophie zugleich gehoben, stiftete einen Bund, der uns an die Dichtervereine in Leipzig und Göttingen erinnert. „Es war wohl eine schöne Zeit“ — heißt es in einer Schilderung von Heinrich Steffens, der jenem Vereine sich anschloß — „die ich in Jena verlebte. Ich kann ohne freudige Nüchternung, ja ohne Begeisterung nicht an sie denken. Ein neues Zeitalter wollte beginnen und regte sich in allen empfänglichen jugendlichen Gemüthern. Wo wir hinsahen, erblickten wir bedeutende Männer, die hier einen Mittelpunkt des wechselseitigen Verständnisses gefunden hatten. Goethe gehörte diesem Kreise zu und ward als ein Stifter betrachtet. Die

bedeutende Stelle, die er bekleidete, wie sie sonst wohl die Jugend nicht selten zum Widerstand reizt, erschien uns durch ihn einen hohen Glanz zu erhalten, indem sie ihn auch äußerlich erhob. Es war für die anmuthigeren Formen des Lebens, für die zarteren Verhältnisse der Geselligkeit nicht ohne Einfluß, daß ein solcher Mann der Jugend genähert wurde, wenn er auch nur in der Ferne erschien und an keine nähere Verbindung zu denken war. Er war dennoch geistig in unserer Mitte, indem sein Geist durch Männer, die wir so hoch verehrten, in seiner tieferen Bedeutung hervortrat. Und welche Männer waren hier versammelt! Der starke Richte, der mächtige Schelling, dessen gewaltiges Ringen uns anzog, Tieck, die Gebrüder Schlegel, Novalis erschien als Gast, Schleiermacher, obgleich fern, gehörte dem Kreise zu, und wenn gleich mancher Widerstreit unter so entschiedenen Naturen sich frühzeitig entwickeln mochte, wir kannten ihn nicht, ahneten ihn kaum, und erblickten nur den blühenden Frühling einer neuen geistigen Zeit, den wir mit jugendlicher Heftigkeit frohlockend begrüßten."

Im Jahre 1801 ging Schlegel nach Berlin, wo er in den nächsten Jahren Vorlesungen über Literatur und Kunst hielt. Seine Vorliebe wandte sich jetzt zu der Poesie des südlichen Europa's, der er zuerst mit Abhandlungen über Dante und vorzüglichsten Uebersetzungsproben nahe trat. Er verließ den Shakespeare und übersezte Stücke von Lope de Vega und Calderon, so daß 1803 der erste Band seines Spanischen Theaters erscheinen konnte, dem 1809 ein zweiter sich anschloß. Er gab in Verbindung mit Tieck den Mufenalmanach für 1802 heraus, der die südlichen Formen der romantischen Lyrik mit mächtigem Erfolge in die Literatur einführte, vor allen das Sonett und die Terzine. Die gleiche Tendenz veranlaßte die Blumensträuße der italienischen, spanischen und portugiesischen Poesie, welche 1803 erschienen. In dem Zueignungsgedicht, das wir als höchst charakteristisch für die neue Richtung der Literatur hier folgen lassen, stellt er sich entschieden auf den Standpunct der Romantiker.

An die südlichen Dichter.

Nehmt dies mein Blumenopfer, heil'ge Mänen!
 Wie Göttern biet' ich euch die eignen Gaben.
 Mit euch zu leben und den deutschen Ahnen,
 Ist, was mir einzig das Gemüth kann laben.
 Ist Römer, stammt ihr dennoch von Germanen;
 So laßt mit deutscher Red' euch denn begaben
 Und heim euch führen an des Wohllauts Vanden
 Zu nördlichen aus südlich schönen Vanden.

Ein's war Europa in den großen Zeiten,
 Ein Vaterland, deß Boden hehr entsprossen,
 Was Edle kann in Tod und Leben leiten.
 Ein Ritterthum schuf Kämpfer zu Genossen,
 Für Einen Glauben wollten Alle streiten,
 Die Herzen waren Einer Lieb' erschlossen;
 Da war auch Eine Poesie erklungen,
 In Einem Sinn, nur in verschiednen Zungen.

Nun ist der Vorzeit hohe Kraft zerronnen,
 Man wagt es, sie der Barbarei zu zeihen.
 Sie haben enge Weisheit sich eronnen;
 Was Ohnmacht nicht begreift, sind Träumereien.
 Doch, mit unheiligem Gemüth begonnen,
 Will nichts, was göttlich ist von Art, gedeihen.
 Ach, diese Zeit hat Glauben nicht, noch Liebe:
 Wo wäre denn die Hoffnung, die ihr bliebe?

Das echte Neue keimt nur aus dem Alten,
 Vergangenheit muß unsre Zukunft gründen.
 Mich soll die dumpfe Gegenwart nicht halten;
 Euch, ew'ge Künstler, will ich mich verbinden.
 Kann ich neu, was ihr schuf, und rein entfalten,
 So darf auch ich die Morgenröthe künden
 Und streun vor ihren Himmelsheiligthumen
 Der Erde Liebfosungen, süße Blumen.

Im Jahre 1805 begleitete Schlegel die geistreiche Frau von Staël auf Reisen und lebte bald auf ihrem Landsitze Coppet am Genfer See, bald an verschiedenen Orten Italiens und Frankreichs. In ihrem Werke über Deutschland, wodurch der deutschen Literatur in Frankreich Bahn gebrochen ward, hat er einen bedeutenden Antheil. Im Frühling 1808 hielt er in Wien Vor-

lesungen über dramatische Kunst und Literatur, welche, 1809—1811 gedruckt, seinen Ruhm als Kritiker sehr erhöhten, indem er mit eben so viel Einsicht und Unparteilichkeit als gelehrter Sachkenntniß das griechische Theater wie das englische und spanische Drama würdigte; den deutschen dramatischen Dichtern ist er nicht ganz gerecht geworden, am wenigsten Schiller. In Stockholm lernte er 1812 den Kronprinzen von Schweden kennen und begleitete ihn 1813 als geheimer Cabinetssecretär, zugleich in den Adelsstand erhoben, durch Deutschland. Nach dem Tode der Frau von Stael (1817), zu der er zurückgekehrt war, nahm er 1818 einen Ruf an die neuerrichtete Universität Bonn an, wo er insbesondere für die Einführung und Verbreitung der Sanskritstudien eine große Thätigkeit entwickelte. Er starb 1845, ein Mann von hohem, weithin wirkendem Einflusse auf die Entwicklung unserer Literatur, dessen Verdienste noch bereitwilligere Anerkennung finden würden, wenn sie nicht durch Eitelkeit entstellt würden und überhaupt seine literarische Wirksamkeit auf der Grundlage eines tüchtigen sittlichen Charakters beruhte. Die poetische Grabinschrift, die er sich in einem Sonette setzte, ist, so eitel sie klingt, nicht unwahr.

Der Völker Sitten, mancher fremden Stätte
Und ihrer Sprachen frühe schon erfahren,
Was alte Zeit, was neue Zeit gebaren,
Vereinigend in Eines Wissens Kette;

Im Stehn, im Gehn, im Wachen und im Bette,
Auf Reisen selbst wie unterm Schutz der Laren,
Stets dichtend, Aller, die es sind und waren,
Besinger, Muster, Meister im Sonette;

Der Erste, der's gewagt auf deutscher Erde
Mit Shakspeare's Geist zu ringen und mit Dante,
Zugleich der Schöpfer und das Bild der Regel.

Wie ihn der Mund der Zukunft nennen werde,
Ist unbekannt, doch dies Geschlecht erkannte
Ihn bei dem Namen August Wilhelm Schlegel.

Friedrich Schlegel, 1772 geboren, war anfangs zum Kaufmannsstande bestimmt und ergriff darauf, in Göttingen und

Leipzig studirend, mit lebhaftem Eifer die gelehrten Studien, die ihn zunächst in die Literatur des griechischen und römischen Alterthums führten. Durch Schriften über griechische Poesie, die sich durch geistvolle Behandlung auszeichneten, machte er sich zuerst der Nation bekannt. Im Athenäum begann seine Theilnahme an dem Umschwung der Literatur, welcher zur Romantik führte, die an ihm ihren kritischen Wortführer fand. Seine dichterischen Versuche, außer lyrischen Spielereien der berühmte Roman Lucinde (1799) und das Trauerspiel Markos (1802), eine wunderliche Verschmelzung antiker und romantischer Ideen mit Vorliebe für die Formen des spanischen Drama's, wurden eben so sehr von der Aesthetik wie von dem Sittlichkeitsgefühl für verwerflich erklärt. In Jena gehörte er ebenfalls eine Zeitlang dem oben näher besprochenen Dichterkreise an. Seit 1802 führte er ein literarisches Wanderleben, vorzugsweise mit mittelalterlicher Literatur und Kunst beschäftigt. Gleichwie sein Bruder und seine Freunde, förderte er die Nachahmung der spanischen Poesie und erhob Calderon neben Shakspeare auf den Dichterthron, wie früher die Griechen. Sein Sonett auf Calderon mag uns zeigen, mit welcher gläubigen Verehrung die Romantiker an diesem Dichter hingen, der nicht wenig zu den Verirrungen unserer dramatischen Poesie beigetragen hat.

Ein Zaubergarten liegt im Meeresgrunde;
 Kein Garten, nein, aus künstlichen Krystallen
 Ein Wunderschloß, wo blizend von Metallen
 Die Bäumchen sprossen aus dem lichten Grunde.

Kein Meer, wo oben, seitwärts in die Runde
 Farbige Flammenvogen uns umwallen,
 Doch kühlend, duftend alle Sinne Allen
 Entrauben, süß umspielend jede Wunde.

Nicht Zaubrer bloß von diesen Seligkeiten,
 Bezaubert selbst wohnet zum schönsten Lohne
 Im eignen Garten selig selbst der Meister;

D'rinn sollen alle Feen auch bereiten
 Des Dichterhimmels diamantne Krone
 Dir, Calderon, du Sonnenstrahl der Geister.

Hin- und herichwankend, ohne mit der Energie redlicher Ueberzeugung irgend eine Richtung zu vertreten, ward er von Romantik und Mystik (1803) zur katholischen Kirche hingeführt und trat 1808 in österreichischen Staatsdienst. Seinen mystischen Tendenzen entsprach die Schrift Ueber Sprache und Weisheit der Aender, durch welche die Kenntniß der orientalischen Poesie erweitert und auch nach dieser Seite hin mit der Forderung zugleich die Nachahmung geweckt ward. Dieser literarhistorische Universalismus Friedrich Schlegel's ergänzt die verwandten Bestrebungen seines Bruders, dessen Vorlesungen über das Drama er sich mit seinen Vorlesungen über die Geschichte der alten und neuen Literatur (1815) an die Seite stellt, nur daß er einer reinen und klaren Prosaform nicht in gleichem Grade mächtig ist. Seine Einwirkung auf die Behandlung der Literaturgeschichte ist sein bleibendstes Verdienst. Jedoch seine Vorlesungen über Geschichte und über Philosophie haben mehr geistreichen Schimmer als Tiefe der Ideen und huldigen der Geistesbeschränkung, für die er als Proselyt glaubte das Wort nehmen zu müssen. Er starb während eines Aufenthalts in Dresden 1829. Von seinen Gedichten schließen wir nur den Gesang der Ehre an, ein Zeugniß des unseligen Jahres 1806, und, wenn auch der Patriotismus etwas forcirt erscheint, doch ein Vorklang der patriotischen Romantik der Befreiungszeit.

Wenn auch alle Völker wanken,
Ruh' die Erde ganz verläßt,
Alle Rechte brechend schwanken,
Steht die Ehre dennoch fest;
Ewig, wie der Nordstern milde
Strahlet durch der Nacht Gefilde.

Denn es siegt ja doch die Ehre
Bei dem edleren Geschlecht,
Wie das blinde Glück auch mehre
Siege sonder Ehr' und Recht.
Ewig glänzt der Tugend Adel,
Falscher Ruhm ist mehr nur Tadel.

Heiß dem Mann, der darnach handelt,
Diesen Stern im Auge hält,
Stern der Ehre, der nie wandelt,
Niel in Trümmern auch die Welt!
Aus dem Tode noch wird grünen
Hohs Siegeslust dem Kühnen.

D'rum sei jener hochgepriesen,
König Er mit Recht genannt,
Der des Glückes mächt'gem Reizen
Muthig leistet Widerstand,
An der Ehre Kraft noch glaubend
Und die Zeit der Schmach entraubend.

Wohl vertraut den großen Ahnen
Er auf seinem freien Thron;
An den Ruhm der Väter mahnen
Ihn, des Nordens hohen Sohn,
Namen strahlend durch die Zeiten
Jener, so die Welt besreiten.

Sind der Streiche, die uns trafen,
Ist der Schmach noch nicht genug,
Soll durch Gott uns härter strafen
Noch die Geißel, die uns schlug,
Dennoch zu den fernsten Zeiten
Wirst du schönen Glanz verbreiten.

Mächte, neu ein Reich zu gründen
Auf der Ehre festen Grund,
Heldenherzen zu entzünden,
Wieder eins im alten Bund,
Ihm als Sieger doch gelingen,
Alle bald den Rector singen.

Lichter Stern, der uns geschieden,
Stern der Ehr' in trüber Nacht,
Der den Treuen, die ihr dienen,
Hoffnung wieder angefacht!
Stern der Ehr' aus jenem Norden,
Durch den frei die Erd' einst worden!

Während bei den Brüdern Schlegel der Schwerpunkt ihrer Bestrebungen und Verdienste vornehmlich in der Erweiterung der Literaturkenntnisse und in der universalen Würdigung der Poesie nach ihren verschiedenartigsten Erscheinungen liegt, ist Tieck der hervorragendste productive Dichter der romantischen Schule, den die Freunde sich mitunter versucht fühlten Goethe als ebenbürtig an die Seite zu stellen: daß er Schiller weit übertrage, ward in diesem Kreise nicht bezweifelt. Das Urtheil der Nation hat sich durch solch übertriebenes Parteilob nicht beirren lassen. Des Anerkennenswerthen bleibt bei einem so begabten Dichter, wie Tieck, noch immer gar viel.

Ludwig Tieck wurde am 31. Mai 1773 zu Berlin geboren. In den häuslichen Kreis seines Vaters, eines wackern Seilers, reichte schon die Theilnahme an der schönen Literatur hinein. Der Knabe entzückte sich an Goethe's Götz und Schiller's Räubern, die er beide auch später noch geneigt war über alle ihre andern dramatischen Schöpfungen zu stellen. Von der Liebe zu Theatervorstellungen war Tieck's ganze Jugendzeit erfüllt: er verschlang die dramatische Literatur, besuchte fleißig das Theater, schwärmte für Shakspeare und übte sich in Vereinen zu dramatischen Aufführungen. Mit seinem sechzehnten Jahre begannen seine Versuche im Drama, Nachahmungen von Shakspeare's Sommernachts Traum und Sturm, seinen Lieblingsstücken. Gegen das Ende seiner Schuljahre begann er seinen Roman Abdallah, dessen

Ausarbeitung ihn durch die Universitätszeit begleitete, und übte sein Erzählungstalent in der Mitarbeit an Rambach's Schauerromanen. Die Abneigung gegen den strengen Studiengang nahm er von der Schule auf die Universität mit sich. Er ging 1792 nach Halle und ein halbes Jahr darauf nach Göttingen. In den wissenschaftlichen Studien blieb er Dilettant. Die philologische Gelehrsamkeit und geistreiche Behandlung des griechischen Alterthums, wodurch Friedrich August Wolf die Jugend mit Begeisterung für antike Dichtung erfüllte, vermochte nicht ihn für hellenische Schönheit empfänglich zu machen. In Göttingen war die englische und spanische Literatur neben seinem Abdallah fast seine einzige Geistesbeschäftigung. 1795 nach Berlin zurückgekehrt, warf er sich in eine Productivität, die auch den reichsten Geist erschöpfen mußte. Dem Abdallah folgte der Roman William Lovell. Dann setzte er, gewissermaßen auf buchhändlerische Bestellung, die „Straußfedern“ fort, eine Sammlung Erzählungen von verschiedenerlei Ursprung. Entscheidend ward für die Richtung seines poetischen Talents, daß er hiermit auf den Boden der romantischen Märchenwelt gelangte, wo seine Phantasie, die nicht gewohnt war mit dem Ernst des Lebens sich zu beschäftigen, sich im heiteren Spiel ergehen oder ein schauerliches Gemälde mit jener Ironie entwerfen konnte, die er schon als Rambach's Mitarbeiter sich angeeignet hatte. Eine blühende Phantasie, ein gewandter Stil läßt Peter Leberecht's Volksmärchen als eine höchst bedeutende Leistung erscheinen. Der blonde Eckbert möchte vor allen auszuzeichnen sein, und wer seine Kunst in den Effecten des magischen Grauens bewundern will, lese die Märchen der Runenberg und der Liebeszauber.

Mit einer humoristischen Wendung schlug indeß die Märchendichtung in die Komik und Satire über. Das Märchen ward die Basis zum Spott über die Verkehrtheiten des Zeitalters, schale Neußerlichkeit, beschränktes Philistertum, Flachheit der Kritik und der „Aufklärung“. Hier brachte er die ungebundenste dramatische Behandlung zur Anwendung, die sich jedes Spiel des kecken Humors gefallen lassen muß, so daß die nüchterne Prosa mit lyrischem

Schwünge, wüthige Einfälle mit Scenen tiefer Empfindung in buntem Wechsel sich mischen. Diesen dramatisirten Satiren, wie der gestiefelte Kater, die verkehrte Welt, fehlt jedoch die Ursprünglichkeit und Frische einer humoristischen Weltanschauung; die kritische Reflexion drängt sich überall breit und störend hervor, und der Reiz, den sie für die Zeitgenossen hatten, schwindet in eben dem Maße, als die kleinlichen literarischen Zänkereien, mit denen sie angefüllt sind, uns gleichgültig werden. Eine der umfangreichsten Dichtungen der humoristisch-satirischen Gattung ist Prinz Zerbino oder die Reise nach dem guten Geschmack (1799), ein Spiegelbild der damaligen literarischen Tendenzen, in dessen ernsteren Partien die Grundzüge der neuen Romantik gegeben sind. In den eingestreuten lyrischen Gedichten duftet es von jenem Naturgemische in der Stille der Waldeinsamkeit, wie es seitdem der neubelebende Athem der romantischen Lyrik ward. Die Scene im Zerbino, die uns in den Garten der Poesie führt, in deren Wundern sich Nestor, der poesielose Philister, als dessen Urbild Friedrich Nicolai galt, nicht zurechtzufinden weiß, ist für die Romantik vor Allem charakteristisch, weshalb wir den Anfang derselben hierhersetzen.

Der Garten.

Nestor (tritt auf).

Hab' ich in meinem Leben so was gesehen! Was das hier für eine Einrichtung ist! Kein Garten, sondern eine Wildniß. Ich glaube, wenn ich mich lange hier aufhielte, könnte ich in der That unsinnig werden. Und warum nicht? Ist es wohl andern ehrbaren Leuten aus wohlfeilern Ursachen begegnet. — Blumen, so hoch wie kleine Bäume, Lilien, die höher sind als ich, mit einem Blumenstern, den man nicht umspannen kann, große Rosen an Rosen, zwischen himmelhohen Eichen, Baumgängen, die so hoch sind, daß der Blick sie kaum erreichen kann; — und alles in solchem Ueberfluß, alles so gedrängt an einander, daß der ganze Garten wie ein einziger dicht geflochtener Blumenkranz aussieht. Und alles brummt und singt und hat ordentlich Einfälle! Ich möchte manchmal lachen, wenn ich nicht um meinen Verstand so sehr besorgt sein müßte.

Der Wald. Der frische Morgenwind
 Durch unsre Zweige geht,
 Rührt jedes Blatt geschwind,
 Wenn er so wohlgemuth durch alle Nester weht.
 Rühr' dich, o Menschenkind!
 Was soll die Bangigkeit?
 Wirf ab dein kleines Leid,
 Komm, komm in unsern Schatten grün,
 Wirf alle Sorgen hin,
 Erschließ dein Herz der Freudigkeit.

Nestor. Ist das nun nicht eine ganz verfluchte Art zu rauschen?
 Ich habe doch nun, so lange ich denken kann, schon manchen Wald gesehen,
 aber dergleichen ist mir noch nicht arrivirt.

Der Wald. Wir rühren mit Zweigen
 In den Himmel hinein
 Und spüren so eigen
 Den glänzenden Schein;
 Mit Fingern, mit Zweigen, mit Nesten,
 Durchrauscht von spielenden Westen,
 Durchdrungen von Vögelein,
 Freun wir uns frisch bis in die Wurzeln hinein.
 Wir rauschen, wir flüstern, wir wogen,
 Geschirmt vom blauen Himmelsbogen,
 Von freundlichen Lüften durchgezogen.
 Frühlingsglanz!
 Frühlingsglanz!
 Sei begrüßt, sei begrüßt von Abend zu Morgen,
 Von Morgen zu Abend!
 Komm, Mensch, sei frei von Sorgen
 In unserm Schatten, der brüderlich labend.

Nestor. Sei frei von Sorgen! Eben Euer verdammtes Geschwätz,
 das beinahe an das Vernünftige grenzt, macht mir die meisten Sorgen. —
 Das Tollste ist, wenn sie nun alle zusammen musciren und zwitschern;
 wenn es nicht um die Merkwürdigkeit wäre, so wär' ich schon längst
 wieder weggelaufen.

Der Wald. Jeder sein eigen,
 Birken, Tannen, Eichen,
 Stehn wir durchsammen verwirrt,
 Doch keiner den andern irrt;
 Der streckt die Zweig' in die Weite,

Rührt schirmend das Gras mit der Hand,
 Der steht zum Himmel gewandt,
 Führt jeder ein Rauschen, sein eigen,
 Und schüttelt sich frisch in den Zweigen;
 Doch fließt der mannigfalt'ge Klang
 In Einen brüderlichen Chorgesang.
 So auch die Menschen mitsammen,
 Die verschieden von Einem nur stammen,
 Jeder rührt sich in seinen Zweigen,
 Doch alle streben zum Licht zu steigen,
 Wenn sich auch viele gegen die Erde neigen,
 Sie alle Brüder sein,
 Verschiedenheit ist nur Schein,
 Sie rauschen verworren durch einander hinein,
 Wird dem Klugen ein einziger Chorgesang sein.

Nestor. Sieh da, sieh da, predigt meiner Seel' die Toleranz trotz
 dem Besten unter uns. Nur ein bißchen confuse, Ideen und Sprache etwas
 verworren; übrigens aber möchte man doch des Teufels darüber werden.

Rosen. Bist du kommen, um zu lieben,
 So nimm unsre Blüthe wahr,
 Wir sind röthend stets geblieben,
 Prangen in dem Frühlingsjahr.
 Als ein Zeichen sind die Küsse
 Mit den Rosen überstreut,
 Daß die Liebe sich erfrischt,
 Ewig jung sich stets verneut.
 Wir sind Lippen, rothe Küsse,
 Rother Wangen sanfte Gluth,
 Wir bedeuten Liebesmuth,
 Wir bezeichnen, wie so süße
 Herz und Herz zusammenneigt,
 Liebesgunst aus Lippen steigt.

Nestor. Ich wette, daß in dieser Rose keine Spur von echter
 Moralität zu finden ist.

Rosen. Küsse sind verschönte Rosen
 Der Geliebten Blüthezeit,
 Und ihr süßes, süßes Rosen
 Ist der Wünsche schön Geleit.
 Wie die Rose Kuß bedeut't,
 So bedeut' der edle Kuß
 Selbst der Liebe herrlichsten Genuß.

Nestor. Ich hab's gleich gedacht, daß so etwas herauskommen würde.

Rosen. Liebe ist es, die die Röthe
 Allerwege angefacht,
 Liebend kommt die Morgenröthe,
 Roth steigt nieder jede Nacht.
 Rosen sind verschämte Röthe,
 Sind die Ahnung, sind der Kuß;
 In Granaten steigt die Röthe,
 Zeigt sich in der schönsten Pracht,
 Sind der Liebe volltester Genuß.

Nestor. Immer dasselbe! Immer dasselbe!

Lilien. Wende dich zu unsern weißen Sternen,
 Mondschein sind sie in der Sonne,
 Ahnung unbekannter Wonne,
 Freud' und Leid, doch in der Ferne
 Nur Erinnerung, man hegt sie gerne.

Nestor. Das ist sehr unverständlich.

Lilien. Unser Lieben, unser Dichten,
 Liebe, dichte Dämmerung nur,
 Ernst und feu'rich zeigen wir die Spur,
 Blumenandacht,
 Stille Nacht,
 Wen'ge Herzen, die sich zu uns richten.

Nestor. Das glaub' ich ungeschworen. Welche seltsame Reden!
 Drum hab ich auch immer nicht gewußt, warum mir die Lilien so ab-
 sonderlich vorgekommen sind.

Lilien. Blumenandacht,
 Heitre Nacht,
 Unschuld und Pracht;
 Wir stehn so hoch als stille Warten,
 Auf denen Sinn und Geist wohl ruht:
 Geht er vorüber Rosengluth,
 Ist ohne Wunsch und Glanz der fromme Muth,
 Dann mögen wir wohl gerne auf ihn warten.

Nestor. Ich bin wohl ein rechter Narr, daß ich mich mit diesen
 Creaturen unterhalte.

Die Gebüſche. Komm! komm!
 Das Blättergeräuſch,
 Es lockt dich,
 Unſer Glanz,
 Unſer friſches Grün;
 Wir lieben dich,
 Trag uns dein Herz entgegen!
 Was verſchmähſt du uns?
 Alles kann nicht Wald ſein,
 Alles kann nicht Blume ſein.
 Muß auch Kinder geben.

Nector. So? Eine ſchöne Entſchuldigung. Und als Wald und Blum' wäret Ihr auch was Rechts!

Der Wald. Wandl' im Grünen,
 Willſt du die Blumen verſtehn,
 Mußt du erſt den Wald durchgehn.
 Iſt dir erſchienen
 Der Sinn des Grünen,
 Dann magſt du die Blumen verſtehen.

Nector. Nun ſeht nur die Unverſchämtheit!

Der Wald. Grün iſt das erſte Geheimniß,
 In das die Natur dich weicht.
 Die erſte Farbe iſt grün,
 Grün ſchmückt ſich die ganze Welt,
 Ein lebendiger Odem,
 Ein lieblich Element,
 Womit Alles froh umſchloſſen iſt.
 Grüne bedeutet Lebensmuth,
 Den Muth der frohen Unſchuld,
 Den Muth zur Poeſie.
 Grün ſind alle Blumenknospen
 Und die Blätter um die Blumen,
 Dann entſpringt der Farbenglanz
 Aus dem mütterlichen Grün.

Die Tulipanen. Wer mag von Farben ſprechen,
 Wenn wir zugegen ſind?
 Keine andre Blum' gewinnt,
 Beginnen wir zu ſprechen.
 Was ſoll Blumenandacht,
 Was der Kuß bedeuten?

Wir prangen in der kühnsten Pracht,
 Kein andrer wag's mit uns zu streiten,
 Wir glänzen daher in vollster Macht,
 Brauchen nichts anders zu bedeuten,
 Als daß in uns der Schein von tausend brennenden Farben
 lacht.

Stehn wir in Beeten zusammen,
 Und geht der Wind durch uns Blumen hin,
 So wanken und zucken unzählige Flammen
 Und blenden, verwirren den fröhlichen Sinn.
 Kühn die Blätter sich formiren,
 Stellen eine Urne dar,
 Gold und Roth und Blau sie zieren,
 In uns aller Farben Schaar.
 Noch im Verblühen mit Farben wir prangen,
 Daß in voller Majestät
 Die Tulpe mit ausgebreiteten Flügeln steht:
 Wozu die Sehnsucht, wozu Verlangen?

Nestor. Ich merke, die Tulpe spielt den Freigeist unter den Blumen
 und macht gewissermaßen Satiren auf die Lilien.

Beilchen. In der Stille
 Von Blättern, den grünen,
 In ferner Hülle
 Wir Blumen dienen.
 Wagen's nicht uns aufrecht zu stellen,
 Fürchten die Sonnenblicke, die hellen.
 Gras unsre Geschwister;
 Ueber uns Buschgeflüster;
 - Im einsamen Thal
 Gedeihn wir zumal.

Vergißmeinnicht. Wir Blümlein
 Am Bach,
 Mit blauem Schein,
 Müssen gar kleine sein,
 Locken die Augen doch nach.
 Wir sehen
 Uns helle
 In der Welle
 An Seen.
 Unschuldige Kindelein
 Mit süßem blauen Schein:
 Möchten wir größer sein!

Feldblumen. Du gehst vorüber,
 O Lieber!
 Und siehst nicht,
 Fühlst nicht,
 Wie das grüne Gras,
 Wie erfrischend und kühl und naß,
 Und dazwischen die goldenen Sterne:
 Mußt du denn stets nach der Ferne?

Vogelgesang. Wir lustigen Bürger in grüner Stadt
 Rauschen und schwärmen,
 Singen und lärmern
 Vom Morgen zum Abend, und stets sind wir satt.
 Die Bäume mit Schatten
 Zur Wohnung bestellt,
 Zur Nahrung die Matten,
 Die freie, weite Welt, —
 Wie uns das gefällt!
 Gefällt!
 O herrliche Welt!

Das Himmelblau. Sie all umschließ' ich mit Armen kinde,
 Sie all tränk' ich an meinen Brüsten
 Mit Lüften,
 Ich sende die kühlenden Winde.
 Ich schaue tief auf sie hinunter,
 Sie alle schauen hoch zu mir daher,
 Alle macht mein klarer Anblick munter,
 Die herrliche Bläue im unergründlichen Meer.
 Wolken kommen, Wolken ziehen,
 Wolken fliehen,
 Treiben in meinem Gebiete hin und her;
 Sind dem größeren Blick des Waldes Blätter,
 Der Blumen Putz übersieht der Glanz
 Des Abend- und des Morgenroths heraufgezogen,
 Der kühn gespannte Regenbogen,
 Die goldnen Abendmeer', die tausend Flammen wogen
 Im furchtbaren Wetter,
 Der Wolken Tanz,
 Der Blicke zuckender Glanz. —

Nestor. Es geht zu weit, — ich vergesse mich selbst; — immer
 und ewig allein zu stehen und doch ein unaufhörliches Geschwätz anhören
 zu müssen, das ist zu toll.

Darauf erscheinen im Dichtergarten die großen Dichter der Vergangenheit, Dante, Ariost, Petrarca, Tasso, Cervantes, und die Göttin schließt die Gespräche derselben mit einer Verherrlichung Goethe's:

Ein blumenvoller Hain ist zubereitet
Für jenen Künstler, den die Nachwelt ehrt,
Mit dessen Namen Deutschlands Kunst erwacht,
Der Euch noch viele edle Lieder singt,
Um Euch ins Herz den Glanz der Poesie
Zu strahlen, daß Ihr künftig sie versteht;
Der große Britte hofft ihn zu umarmen,
Cervantes sehnt nach ihm sich Tag und Nacht,
Und Dante dichtet einen kühnen Gruß.
Dann wandeln diese Heil'gen vier, die Meister
Der neuen Kunst, vereint durch dies Gefilde.

Bald darauf wandte sich Tieck vom ironischen Spiel zur ernstesten Romantik. Besonders trug der innige Verkehr mit Wackenroder, dem Freunde seiner frühesten Jugend, der für altdeutsche Kunst und Literatur schwärmerisch begeistert war, dazu bei, ihn tiefer in die mystische Glaubensanschauung des Mittelalters einzuführen. Mit ihm gemeinschaftlich bearbeitete er die Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders (1797), welche er in dem Roman Franz Sternbalds Wanderungen (1798), an welchem Wackenroder nur geringen Antheil hat, fortsetzte. In demselben Jahre ward ihm sein Freund durch einen frühen Tod entrißen. Die Sehnsucht nach der Gefühlsinnigkeit und Kunstandacht vergangener Zeiten ging mit dem Schmerze um den Verlust des Freundes als ein Vermächtniß auf Tieck über und ward durch seine Vertiefung in die spanische Literatur genährt; Calderon und Cervantes widmete er seine Verehrung und vollendete die Uebersetzung des Don Quixote. Neue Freunde, unter die er 1799 in Jena trat, Novalis, der vor allen geeignet war, ihm für Wackenroder einen Ersatz zu gewähren, und die beiden Schlegel, sowie die persönlichen Berührungen mit Goethe, der seinem Talente Beifall schenkte, spannten seine poetische Productivität an, das Höchste zu versuchen. Es entstand das Trauerspiel Leben und Tod der heiligen Genovera (1800). In die-

fem dramatischen Gemälde war von aller bühnengemäßen Behandlung, von allen Rücksichten auf die Einheit der Handlung durchaus abgesehen. Es kam dem Dichter nur darauf an, die mittelalterliche Form des Christenthums in ihrem Cultus und ihrem Wunderglauben, ihrer Poesie und Kunst in einen weiten Rahmen einzuschließen. In solcher Breite sollten auch neben den dramatischen Parteen die Formen der romantischen Poesie ihre musikalischen und malerischen Effecte geltend machen. Den lyrischen Grundton schlägt das elegische Lied an, das mehrmals wiederkehrt:

Dicht von Felsen eingeschlossen,
 Wo die stillen Bächlein gehn,
 Wo die dunklen Weiden sprossen,
 Wünsch' ich bald mein Grab zu sehn.
 Dort im kühlen abgelegnen Thal
 Such' ich Ruh' für meines Herzens Qual.

Hat sie dich ja doch verstoßen,
 Und sie war so süß und schön!
 Tausend Thränen sind geflossen,
 Und sie durste dich verschmähn —
 Suche Ruh' für deines Herzens Qual,
 Hier ein Grab im einsam grünen Thal.

Hoffend, und ich ward verstoßen,
 Bitten zeugten nur Verschmähn —
 Dicht von Felsen eingeschlossen,
 Wo die stillen Bächlein gehn,
 Hier im stillen einsam grünen Thal
 Such' zum Troste dir ein Grab zumal! —

In dem Lyrischen und Märchenhaften liegt auch in diesem Drama die Stärke des Dichters. Als Ganzes betrachtet, beweist es nur, daß es ihm an dramatischer Produktionskraft und organischer Gestaltungskunst mangelte. Es fällt in einzelne Parteen auseinander, und manche sind sehr matt gerathen, gerade die, in denen sich der Dichter zu freier dramatischer Darstellung erheben sollte; die Handlung hat keinen rechten Fortschritt, keinen Abschluß.

Gleich darauf begann Tieck den erst 1804 erschienenen *Maïser Octavianus*, „ein Lustspiel in zwei Theilen“, gleichfalls ein

phantastisches Spiel ohne rechte Lebenswärme, doch blendend durch die Verschmelzung aller romantischen Motive und Formen. Die lyrisch-dramatische Einleitung kann als ein Glaubensbekenntniß der neuen Romantik gelten. Wir setzen den bedeutendsten Abschnitt hierher.

Der Dichter und die Romanze.

Dichter.

Steig von deinem Roß alsbalde,
Bist du wohl vom Jagen müde?
Ha! Daß ich dich endlich schaue,
Das macht meiner Seele Friede.
Immer war nach dir mein Sehnen,
Schöne Tochter hoher Liebe,
Edles Kind des sanften Glaubens,
Unvermuthet steigst du nieder.
Aber sage mir, du Holde,
Wenn es dir also gefiele,
Blieben denn die Eltern einsam,
Haben sie der Freunde viele?

Romanze.

Von dem Rosse will ich steigen,
Hier im zarten Grase spielen;
Bald erscheinet mein Gefolge,
Tapferkeit, Scherz, Glaub' und Liebe.
Die zwei ersten, die ich nannte,
Sind uns sehr getreue Diener;
Eine werthe Magd dem Vater
Ist die Tapferkeit beschieden.
Er allein mit tiefer Inbrunst
Konnte nicht das Schwert regieren,
Denn es ziemet seiner Rechte
Kreuz und Doldzweig nur zu führen.
Tapferkeit ergab sich ihm
Zu den allertreuesten Diensten;
Hohes Ganges geht das Mägdlein,
Streit für ihn ist ihre Zierde.
Liebe fühlte, wie die Andacht,
Beteten, heilige Gefühle
Sie in Demuth würden wandeln,
Weil ihr Herz zu oft gerühret,

Sprach: wo find' ich einen treuen
Und mir froh ergebenen Diener,
Daß ich freies, innres Leben
Und verschönt die Erde spüre?
Da kam hüpfend Scherz gelaufen,
Sprach: ich fühl' mein Herz erglühn;
Uebervunden von der Schönheit,
Will ich ewig nach dir ziehen.
Giebt es Liebe ohne Scherzen?
Kann man scherzen ohne Liebe?
Keines Wasser fließt erzeugend,
Aus dem Wasser Blumen blühen:
So steht Scherz im Lohn der Mutter,
Bei dem Vater dient die Kühle,
Ich das Kind voran, mir folgen
Tapferkeit, Glaub', Scherz und Liebe.

Glauben und Liebe treten herein.

Glauben.

Ei, du böses, wildes Kindlein,
Sage doch, wo bist du geblieben?

Romanze.

Ritt voran durch grüne Waldung,
Durch die sanften Thale hüben.

Liebe.

Fliehst du uns, geliebte Tochter?
Bist du gern von uns geschieden?

Romanze.

Nichts kann mich von dir zertrennen,
Nie bin ich von euch vertrieben,
Meine Liebe ist euch ewig;
Aber gern schein' ich zu fliehen;

Dann vermerk' ich, wie ihr beide
 Mir nach durch die Thäler ziehet.
 Jener dort mit süßem Kreuze
 Und dem schönen Christusbilde,
 Eine Taube auf dem Herzen,
 Ist der Glaube groß und lieblich.
 Hat er nicht recht Vateraugen?
 Muß man nicht Vertrauen fühlen?
 Sieh, in diesem holden Lächeln
 Kann man recht die Sehnsucht fühlen.
 Jene dort, so wie Maria,
 Die zur Erde steigt hernieder,
 Alle Herzen an sich lockend,
 Ist die Mutter mein, die Liebe.
 In der Hand hat sie zwei Blumen,
 Eine Rose, eine Lilie,
 Die mit inn'ger Liebessehnsucht
 Immer zu einander blühen.
 Rose lächelt voll Verlangen,
 Wird von Freude angetrieben,
 Lilie hat den heil'gen Willen,
 Reiner Glanz ist ihr beschieden.
 Beide Blumen schaut die Mutter
 An mit Sehnsucht in den Blicken.
 Will die rothe trunken machen,
 Schaut sie ihre Schwester drüben.
 Will die bleiche Frommes sprechen,
 Sanft erheitern, sanft betrüben,
 Schaut sie auf die rothe sehulich,
 Und ihr Auge lachet wieder.
 Recht ein Herz spricht aus den Augen,
 Senken sie sich golden nieder;
 Wer sie anschaut, kann nicht sorgen,
 Denn ihr Blick ist allzulieblich.
 Was die Frühlingssonne meint
 Und nicht Worte kann ersinnen,
 Was die zarten Blumen wollen,
 Wonach alle Farben zielen,
 Das verkünden diese Augen
 Und die goldnen Augenlider.
 Spürst du nicht, sie tragen Worte,
 Frühling, Blume, Sonn' im Blicke?
 Und so klingt dieselbe Sprache
 In dem Schwung der schönen Glieder;

Jede Falte des Gewandes
 Fließt zu Füßen hold hernieder.

* * *

Romanze.

Und du stehst so einsam sinnend,
 Gar nichts sagt zu dir mein Herz?

Dichter.

Wer empfindet, wer entzückt ist,
 Kann der glühend Worte reden?
 Wenn dein Blick mein Herz anlacht,
 Bin ich nicht mehr auf der Erden.
 Was ich wollte, was ich suchte,
 Was mir keiner konnte geben,
 Alle Fülle, Schönheit, Anmuth
 Seh' ich spielend dich umschweben.
 Wenn du lächelst, will die Seele
 Fort aus dem Gefängniß streben,
 Sich in diese Lippen fangen,
 In die rothen Fesseln legen,
 Mit dem Lächeln auferblühen,
 Sich in goldne Freiheit heben,
 Mit dem leisen Seufzer wieder
 In dem holden Kerker leben.
 Kannst du mir gewogen sein?
 Möchtest du mich nicht verschmähen?
 O dann würd' ich in der Freude
 Ueberselig untergehen.
 Du bist Liebe, du bist Glauben,
 Du bist Tapferkeit und Scherzen;
 Wenn ich deinen Blick empfinde,
 Kann ich Alles leicht verstehen.
 Jeder hat, was er gewünscht,
 Nach dem Herzen sich erwählt;
 Willst du günstig mir erscheinen,
 Hab' ich nicht des Glücks verfehlet.

Romanze.

Wenn du dienest, wenn du treu bleibst,
 Will ich dich mit Muth befeelen;
 Bleibe meiner eingedenk,
 Wenn die Andern mich verschmähen.

Einmal hab' ich dich durchleuchtet,	Folge denen, die mir dienen,
Nun mußt du mir treu bestehen,	Lieb' auch sie mit voller Seele.
Und dein Herz wird dir geläutert,	Wer da will ein Priester heißen,
Wie der Blick durch Silber gehet.	Muß des Tempels nie vergessen.

Nach einer Periode von so überreicher Productivität, die mehr forcirt als naturwüchsig war, trat eine Erschöpfung ein; Tieck verlor das Vertrauen zu seinem Talent und das Behagen an seinen Schöpfungen. Gerade in der Kraft der männlichen Jahre verwandelt sich der Dichter in einen Literaturhistoriker und Kritiker. Selbst der Himmel Italiens, wohin er lange sich gesehnt, vermochte nicht die poetische Stimmung zu wecken. Er beschäftigte sich mit der Erneuerung der altdeutschen Minnelieder, des Nibelungenliedes und des Heldenbuchs. Darauf verweilte er mit Vorliebe bei der dramatischen Poesie im Zeitalter Shakspeare's, ohne jedoch im Stande zu sein, den Entwurf eines ausführlichen Werkes über seinen Lieblingsdichter zur Ausführung zu bringen oder auch nur die Uebersetzung seines Freundes Schlegel zu beendigen. Unter dem Titel *Phantasiuſ* sammelte er 1812 bis 1817 die besten kleineren romantischen Dichtungen seiner Jugendzeit und verband sie durch ästhetische Unterhaltungen mit einander. Hier erschien auch der *Fortunat*, worin noch einmal die romantische Kunst ein phantastisches dramatisches Gemälde mit frischem Colorit schuf: es ist indeß nur die Vollendung einer in der früheren Lebensperiode entworfenen und begonnenen Dichtung.

Mit dem Jahre 1821 trat Tieck unerwartet in verwandelter Gestalt vor das Publicum. Der Dichter des *Phantasiuſ* wurde Novellist und bildete vornehmlich die sociale Novelle, welche durch Goethe schon eingeführt war, kunstvoll aus. Er versetzt uns in die Circle einer gebildeten Gesellschaft, in deren Unterhaltung der Faden der Erzählung sich fortzwingt. Seine Darstellung erreicht eine classische Höhe vornehmlich da, wo er sich auf seinem eignen Gebiete bewegt, wo er in Schilderungen aus dem Leben großer Dichter die Poesie selbst zum Gegenstand seiner poetischen Kunst macht. Daher möchte den Novellen Dichterleben, worin er Shakspeare behandelt, und Dichters Tod, worin uns das

tragische Leben des Camoens vorgeführt wird, der Preis gebühren. Die vortrefflich eingeleitete Novelle der Aufruhr in den Gevennen blieb leider unvollendet. Eine der bedeutendsten Leistungen seiner letzten Jahre, ja seine letzte Dichtung, war der Roman Vittoria Accorombona (1840), ein erschütterndes Gemälde italienischer Sittenzustände am Ausgang des sechzehnten Jahrhunderts.

Seit 1819 hatte Tieck Dresden zu seinem Wohnsitz gewählt. Er vertauschte diesen erst im Jahre 1841 mit seiner Geburtsstadt, indem er der Einladung des Königs Friedrich Wilhelm IV. folgte. Er starb zu Berlin am 28. April 1853.

Friedrich von Hardenberg, als Dichter unter dem Namen Novalis bekannt, der von einem älteren Zweige der Familie (de Novali) entlehnt war, wurde im Jahre 1772 auf einem Familiengute zu Wiederstedt unweit Mansfeld geboren. In ländlicher Stille, unter der Pflege einer sanften Mutter und dem Unterricht von Hauslehrern, wuchs er heran. Die Eltern gehörten der Brüdergemeinde an. In der frommen Stimmung, die in ihm geweckt und unterhalten wurde, schlug sein poetisches Talent die ersten Wurzeln. Die Romantik war bei ihm kein Princip der Schule, sie war die naturgemäße Blüthe seines Innern, die sich zu vollem Leben entfaltete, als er auf der Universität Jena, wo er sich seit 1790 naturwissenschaftlichen Studien widmete, mit Schiller, Fichte und Friedrich Schlegel bekannt ward und dem Zuge des Zeitalters zur Poesie und Philosophie mit jugendlicher Wärme folgte. In Leipzig und Wittenberg beendigte er seine akademischen Studienjahre.

Entscheidend für seine dichterische Entwicklung wurde die Liebe seiner Jugend, nicht bloß das kurze Glück, sondern mehr noch der Schmerz über den Verlust der Geliebten, welche 1797 in der Blüthe ihrer Jahre dahinwelkte. Was sie ihm und seiner Dichtung gewesen, sagt uns das schöne Sonett:

Du hast in mir den edlen Trieb erregt,
Tief ins Gemüth der weiten Welt zu schauen;
Mit deiner Hand ergriff mich ein Vertrauen,
Das sicher mich durch alle Stürme trägt.

Mit Ahnungen hast du das Kind gepflegt
 Und zogst mit ihm durch fabelhafte Auen,
 Hast, als das Urbild zartgesimter Frauen,
 Des Jünglings Herz zum höchsten Schwung bewegt.

Was fesselt mich an irdische Beschwerden?
 Ist nicht mein Herz und Leben ewig dein?
 Und schirmt mich deine Liebe nicht auf Erden?

Ich darf für dich der edlen Kunst mich weihn;
 Denn du, Geliebte, willst die Muse werden
 Und stiller Schutzgeist meiner Dichtung sein.

Zu demselben Jahre, da seine Sophie von Mühn starb, begab er sich nach Freiberg, um mit dem Bergbau wissenschaftlich und praktisch mehr vertraut zu werden. Einige Jahre darauf erhielt er eine Anstellung zu Weissenfels, von wo er die Verbindung mit den Jenaer Freunden, zu denen sich damals auch Tieck gesellt hatte, lebhaft unterhielt. In jener Zeit reifte der Plan zu dem Roman Heinrich von Ofterdingen, wovon ein Theil während eines einsamen Aufenthaltes am Fuße des Kniffhäusers ausgearbeitet wurde. Auch dieser blieb, wie sein ganzes dichterisches Schaffen, ein geheimnißvolles, vieldeutiges Fragment. Ein früher Tod raffte ihn schon 1801 in der Blüthe der Jahre hin.

Novalis besaß eine tiefere lyrische Innerlichkeit, als selbst Tieck. Die Poesie durchdrang sein Leben und strahlte ihm als hohe symbolische Wahrheit aus allen Erscheinungen der Welt in die Seele zurück, so daß ihm die Wirklichkeit zu einer Märchenwelt ward und er in das Uebernatürliche sich wie in ein gewohntes Dasein hineinlebte. Es ist daher eine traumähnliche Mystik, die in seinen Hymnen an die Nacht und in all' seinen lyrischen Klängen uns wunderbar ergreift und der tiefsten Seelenbewegung melodische Worte leiht. Wo er über das Lyrische hinaus klare Gestaltung seiner inneren Anschauungen versucht, wie in seinem Heinrich von Ofterdingen, kann er die Brücke zum Leben nicht wiederfinden, sondern ist von den Nebelgestalten seiner mystischen Allegorie („die blaue Blume“) wie umschlossen. Wenn schon in dem uns vorliegenden Theile des Ofterdingen, worin das Heran-

reifen des Dichters dargestellt wird, die Erzählung sich in das Märchenhafte und in geheimnißvolle Abstractionen verliert, wie viel mehr würde dies nach den Andeutungen des Entwurfs in dem zweiten Theil der Fall gewesen sein, worin des Dichters Verklärung geschildert werden sollte!

Die religiöse Mystik, welche seine Poesie durchwärmte, findet ihren Ausdruck vornehmlich in den Geistlichen Liedern, in welchen das Kirchliche ein Symbol für pantheistische Anschauungen wird. Sie können daher nur theilweise als Kirchenlieder gelten. Wir lassen einige seiner besten lyrischen Gedichte zur nähern Charakteristik der ahnungsvollen Romantik des tiefsinnigen Dichters folgen.

Bergmanns Leben.

Der ist der Herr der Erde,
Wer ihre Tiefen mißt
Und jeglicher Beschwerde
In ihrem Schooß vergißt;

Wer ihrer Felsenglieder
Geheimen Bau versteht
Und unverdrossen nieder
Zu ihrer Werkstatt geht.

Er ist mit ihr verbündet
Und inniglich vertraut.
Und wird von ihr entzündet,
Als wär' sie eine Braut.

Er sieht ihr alle Tage
Mit neuer Liebe zu
Und scheut nicht Fleiß noch Plage,
Sie läßt ihm keine Ruh.

Die mächtigen Geschichten
Der längst verflossnen Zeit,
Ist sie, ihm zu berichten,
Mit Freundlichkeit bereit.

Der Vorwelt heil'ge Rüste
Umwehn sein Angesicht,
Und in die Nacht der Klüfte
Strahlt ihm ein ew'ges Licht.

Er trifft auf allen Wegen
Ein wohlbekanntes Land,
Und gern kommt sie entgegen
Den Werken seiner Hand.

Ihm folgen die Gewässer
Hülfreich den Berg hinauf,
Und alle Felsenschlösser
Thun ihre Schätz' ihm auf.

Er führt des Goldes Ströme
Zu seines Königs Haus
Und schmückt die Diademe
Mit edlen Steinen aus.

Zwar reicht er treu dem König
Den glückbegabten Arm,
Doch fragt er nach ihm wenig
Und bleibt mit Freuden arm.

Sie mögen sich erwürgen
Am Fuß um Gut und Geld;
Er bleibt auf den Gebirgen
Der frohe Herr der Welt.

Vob des Weins.

Auf grünen Bergen wird geboren
Der Gott, der uns den Himmel bringt;
Die Sonne hat ihn sich erkoren,
Daß sie mit Flammen ihn durchdringt.

Er wird im Lenz mit Lust empfangen,
Der zarte Schooß quillt still empor,
Und wenn des Herbstes Früchte pran-
gen,
Springt auch das goldne Kind hervor.

Sie legen ihn in enge Wiegen
Ins unterirdische Geschloß;
Er träumt von Festen und von Siegen
Und baut sich manches lust'ge Schloß.

Es nahe keiner seiner Kammer,
Wenn er sich ungeduldig drängt,
Und jedes Band und jede Klammer
Mit jugendlichen Kräften sprengt.

Denn unsichtbare Wächter stellen,
So lang' er träumt, sich um ihn her;
Und wer betritt die heil'gen Schwellen,
Den trifft ihr lustumwundner Speer.

Er gab ihm, seine Treu' zu ehren,
Ein Recht auf jeden hübschen Mund,
Und daß es keine darf ihm wehren,
Macht Gott durch ihn es Allen kund.

So wie die Schwingen sich entfalten,
Läßt er die lichten Augen sehn,
Läßt ruhig seine Priester schalten
Und kommt heraus, wenn sie ihm flehn.

Aus seiner Wiege dunkeln Schooße
Erscheint er im Krystallgewand;
Verschwiegner Eintracht volle Rose
Trägt er bedeutend in der Hand.

Und überall um ihn versammeln
Sich seine Jünger hocheifreut,
Und tausend frohe Zungen stammeln
Ihm ihre Lieb' und Dankbarkeit.

Er spritzt in ungezählten Strahlen
Sein innres Leben in die Welt,
Die Liebe nippt aus seinen Schalen
Und bleibt ihm ewig zugesellt.

Er nahm als Geist der goldnen
Zeiten
Von jeher sich des Dichters an,
Der immer seine Lieblichkeiten
In trunknen Liedern aufgethan.

Geistliche Lieder.

1.

Wenn Alle untreu werden,
So bleib' ich dir doch treu,
Daß Dankbarkeit auf Erden
Nicht ausgestorben sei.
Für mich umfing dich Leiden,
Vergingst für mich in Schmerz;
Drum geb' ich dir mit Freuden
Auf ewig dieses Herz.

Oft muß ich bitter weinen,
Daß du gestorben bist,
Und Mancher von den Deinen
Dich lebenslang vergift.
Von Liebe nur durchdrungen,
Hast du so viel gethan,
Und doch bist du verklungen,
Und keiner denkt daran.

Du stehst voll treuer Liebe
Noch immer jedem bei;
Und wenn dir keiner bliebe,
So bleibst du dennoch treu;
Die treuste Liebe sieget,
Am Ende fühlt man sie,
Weint bitterlich und schmieget
Sich kindlich an dein Knie.

Ich habe dich empfunden,
O! lasse nicht von mir;
Laß innig mich verbunden
Auf ewig sein mit dir.
Einst schauen meine Brüder
Auch wieder himmelwärts,
Und sinken liebend nieder,
Und fallen dir ans Herz.

2.

Wer einsam sitzt in seiner Kammer
Und schwere, bittere Thränen weint,
Wem nur gefärbt von Noth und Jam-
mer
Die Nachbarschaft umher erscheint;

Wer in das Bild vergangner Zeiten
Wie tief in einen Abgrund sieht,
Zu welchen ihn von allen Seiten
Ein süßes Weh hinunter zieht; —

Es ist, als lägen Wunderschätze
Da unten für ihn aufgehäuft,
Nach deren Schloß in wilder Hege
Mit athemloser Brust er greift.

Die Zukunft liegt in öder Dürre
Entsetzlich lang und bang vor ihm,
Er schweift umher, allein und irre,
Und sucht sich selbst mit Ungeßüm

Ich fall' ihm weinend in die Arme:
Auch mir war einst wie dir zu Muth,
Doch ich genas von meinem Harme
Und weiß nun, wo man ewig ruht.

Dich muß, wie mich, ein Wesen
trösten,
Das innig liebte, litt und starb.
Das selbst für die, die ihm am wehsten
Gethan, mit tausend Freuden starb.

Er starb, und dennoch alle Tage
Bernimmst du seine Lieb' und ihn,
Und kannst getrost in jeder Lage
Ihn zärtlich in die Arme ziehn.

Mit ihm kommt neues Blut und Leben
In dein erstorbenes Gebein,
Und wenn du ihm dein Herz gegeben,
So ist auch seines ewig dein.

Was du verlorst, hat er gefunden;
Du triffst bei ihm, was du geliebt:
Und ewig bleibt mit dir verbunden,
Was seine Hand dir wiedergiebt.

Clemens Brentano, 1778 zu Thal-Ehrenbreitstein geboren, hat in seinem geistigen Wesen manche Aehnlichkeit mit Novalis; nur ist seine Mystik zerfahrener, excentrischer; sie quillt nicht so lebendig aus dem tiefen Born des Innern, sondern ist oft forcirt und gekünstelt. Es ist in ihm eine wunderbare Kraft und Fülle der Phantasie, aber es schlingt sich Alles wild und verworren durch einander, sobald er ein größeres Gemälde gestalten

will. Eben so zerfahren ist sein Leben; bald ist er der ungebundene Säng' er, der lustig die Welt durchzieht, bald der zerfnirschte Schwärmer und Bußprediger, dessen einziger Schild ist „auf Stirn und Brust ein katholisches Kreuz zu schlagen“. Nachdem er 1818 ins Kloster Dülmen gegangen war, wo er sechs Jahre blieb, fiel auch mehr und mehr der poetische Schimmer von ihm ab, und nur der kindliche Sinn, der manchmal wie ein heller Strahl durch die mystischen Nebel hindurchbrach, leuchtete noch in der Wunderwelt seiner Märchendichtungen, von denen die meisten indeß schon früher geschrieben waren. Er endete sein unstetes Leben 1842.

Um die Belebung der lyrischen Poesie machte er sich in Verbindung mit seinem Freunde und nachmaligen Schwager von Arnim durch die Sammlung von Volksliedern verdient, welche 1806—1808 unter dem Titel des Knaben Wunderhorn erschienen. Der Sinn für das Kindliche, durch Einfachheit und Wahrheit Ergreifende der Volkspoesie, welcher ihn hier richtig leitete, giebt sich auch in mehreren seiner Lieder und Romanzen — die Sage von der Lorelei ist seine Erfindung — kund, die zum Theil zwischen seinen dramatischen Dichtungen und Erzählungen eingestreut sind. Ein Beispiel sei das Lied der Valeria aus dem Lustspiel Ponce de Leon (1804).

Ich wollt' ein Sträußlein binden,
Da kam die dunkle Nacht,
Kein Blümlein war zu finden,
Sonst hätt' ich dir's gebracht.

Sei freundlich in dem Herzen,
Betracht' dein eigen Leid,
Und lasse mich in Schmerzen
Nicht sterben vor der Zeit."

Da flossen von den Wangen
Mir Thränen in den Klee,
Ein Blümlein aufgegangen
Ich nun im Garten seh'.

Und hätt's nicht so gesprochen,
Im Garten ganz allein,
So hätt' ich dir's gebrochen,
Nun aber darf's nicht sein.

Das wollte ich dir brechen
Wohl in dem dunklen Klee,
Doch sing es an zu sprechen:
„Ach thue mir nicht weh!

Mein Schatz ist ausgeblieben,
Ich bin so ganz allein.
Im Lieben wohnt Betrüb'n,
Und kann nicht anders sein.

Clemens Brentano's Schwester Bettina stellt uns eben so wie ihr Bruder die Romantik im Leben verkörpert dar. Ihr

Briefwechsel Goethe's mit einem Kinde, 1835 erschienen, war eine späte Blüthe derselben: insofern einigermaßen auch der Geschichte der Poesie angehörig, als er nicht nur mit dem großen Dichter sich beschäftigt, sondern auch ein phantastischer Roman in Briefen genannt werden muß, dessen Heldin die Verfasserin selbst ist, so daß dem Dichter, dessen Gemüth gerade in jenen Jahren (der Briefwechsel spielt 1807—1811) einer andern ernstern Neigung nachhing, hier die wenig ehrenvolle Rolle aufgelegt wird, sich an den Triumphwagen eines neckischen Kindes spannen zu lassen. Die Originale jener Briefe werden wohl nie ans Licht gebracht werden. Der Briefwechsel mit der Gûnderode (1840), welche, selbst Dichterin, das Opfer romantischer Schwärmerei ward und in den Fluthen des Rheins ihr Leben endete, scheint ebenfalls seine romantische Ausführlichkeit erst zur Zeit seines Erscheinens erhalten zu haben.

Ludwig Achim von Arnim, 1781 zu Berlin geboren, ein edler, männlich-milder Charakter, „eine ritterliche Erscheinung“, war den hervorragendsten Männern des romantischen Kreises befreundet, ohne sich eng an die Schule anzuschließen; er vermählte sich 1811 mit Bettina Brentano. Ein warmer Patriot, stiftete er in Berlin die christlich-germanische Gesellschaft, deren Vorsitz 1812 Fichte übernahm. Sein Wirken als Mensch und als Schriftsteller war von dem Streben beseelt, das religiös-sittliche Element im Nationalleben zu fördern und es von innen heraus zu kräftigen. Allein so gehaltvoll manche seiner Dichtungen sind und eine hohe poetische Begabung verrathen, wird gleichwohl seine Darstellungsgabe durch humoristische Seltsamkeiten und mystische Unklarheit zu sehr beeinträchtigt, als daß seine Schriften tief ins Volk hätten eindringen können; er hat immer nur einen kleinen Kreis von Lesern um sich zu versammeln vermocht. Er starb 1831 auf seinem Gute Wiepersdorf in der Mittelmark.

Am tüchtigsten zeigt sich Arnim's gestaltendes Dichtertalent in seinem unvollendet gebliebenen Roman die Kronenwächter (1817), worin er die deutsche Volksentwicklung in einem Gemälde des Zeitalters Maximilians I. schildert, sowie in den Novellen,

unter denen wir Isabelle von Aegypten, Kaiser Karls V. erste Jugendliebe auszeichnen. Seinen Sinn für nationale Lyrik, den er durch die Mitherausgabe des Wunderhorns befundete, drückten auch seine Lieder und Romanzen aus, doch vermag er nicht die Sprache in leichten melodischen Fluß zu bringen; auch das Beste wird schwerfällig.

Wenn wir bisher die Romantik in ihren poetischen Productionen betrachteten, so hat sich uns wiederholt die Bemerkung dazwischen gedrängt, daß sie mit der wissenschaftlichen Richtung des Zeitalters in enger Verbindung standen. Die philosophische Speculation beherrschte das ganze Zeitalter mit einer so tiefergreifenden Gewalt, daß keiner unter den großen Geistern, welche durch ihre poetischen Schöpfungen die Nation entzückten, sich jener Macht entziehen konnte. Wer wollte verkennen, daß Goethe's Poesie mehr und mehr unter dem Einfluß seiner naturwissenschaftlichen Ansichten stand? daß Schiller an der Hand der Philosophie die dichterische Laufbahn aufs neue betrat? Jean Paul's Romane sind oft nur das Gewand philosophischer Betrachtungen. Fichte und Schelling, die Begründer neuer philosophischer Systeme, waren mit den Dichtern der romantischen Schule aufs engste befreundet und verbündet. Fichte stellte die Welt des Geistes als unabhängig von den Bedingungen der Wirklichkeit hin, Schelling verband die geistige Anschauung wieder mit der Natur und schuf eine Naturphilosophie, welche, wie ein großartiges Naturgedicht, alle schaffenden Kräfte als eine Einheit zusammenfaßte. In diesen Punct laufen auch alle Tendenzen der Romantiker zusammen. Darin mußten sie ebenfalls mit jener philosophischen Richtung zusammentreffen, daß sie in der völkergeschichtlichen Entwicklung zu solchen Epochen sich hinwandten, wo Philosophie und Poesie, Religion und Kunst sich noch nicht als gesonderte Gebiete des Geistes von einander losgesagt hatten, sondern mit einander verschmolzen erscheinen. Daher entstand die Beschäftigung mit den Religionen und Dichtungen des Morgenlandes, daher die symbolische Deutung des Götterglaubens des Alterthums. Durch Friedrich Creuzer's Symbolik und Mythologie der

alten Völker (1810) erfuhr die Behandlung der Mythologie eine völlige Umgestaltung.

Wie sehr das Mittelalter mit seinem zauberhaften Dämmerlichte die Gemüther an sich zog, haben die oben berührten Dichtungen der Romantiker zur Genüge bewiesen. Fast noch höher sind die Früchte anzuschlagen, welche nach dieser Seite hin die Wissenschaft der Anregung der Romantik zu verdanken hat. In der Erforschung des Mittelalters haben wir unsere Nation erst wieder verstehen gelernt; erst dadurch erfaßte man den innersten Kern einer wahrhaften deutschen Nationalgeschichte. Es entstand eine wissenschaftliche Behandlung des deutschen Alterthums, der deutschen Sprachbildung, der älteren Literatur unsers Volkes, welche seit der Zeit, daß Tieck die Minnelieder erneuerte, seit Friedrich Heinrich von der Hagen für das Nibelungenlied eine lebhafte Begeisterung erweckte, seit Jacob Grimm den reichen Schacht seiner germanischen Sprach- und Sagenforschung zu öffnen begann, nicht aufgehört hat, immer neue Schätze der Vorzeit ans Licht zu heben. Wenn auch die Deutschthümelei jener Jahre in ihren Uebertreibungen vielfach lächerlich erscheint, so muß doch die Begeisterung in Ehren bleiben, welche unsere Literatur wieder zu der vaterländischen Quelle zurückführte, wie sie auch auf dem Schlachtfelde unsere Unabhängigkeit uns wiedererstritten hat.

Das Gebiet der Sagenforschung war betreten, das Epos der Vorzeit breitete seinen unermesslichen Strom vor uns aus, und zugleich waren die epischen Meisterwerke des Ariost und Tasso, gleichwie früher Homer, durch die vortrefflichen Uebersetzungen von Johann Dietrich Gries dem Verständniß näher gebracht. Man nahm daher auch wieder den Anlauf zum romantischen Epos und glaubte es mit richtigerer Auffassung der ritterlichen Zeiten zu unternehmen, als da Wieland seinen Oberon dichtete. Allein hier zeigte sich wieder der Mangel an gestaltender Kraft, der überall die besten Entwürfe der romantischen Dichter vernichtete; sie verfielen den Launen der mit unklaren Zwecken spielenden Phantasie; sie gerathen in lyrische Zerfloßenheit und in die Rebel der Mystik, so daß im besten Falle nur das Märchen gelingt.

Niemand hat mit der Behandlung der altgermanischen Helden- und Rittersage in den Jahren kurz vor und nach dem Befreiungskriege mehr die Lesewelt entzückt, als Friedrich de la Motte Fouqué, der in dramatischer und epischer Form bald ein kraftsprühendes Neckenthum, bald ein in sanften Gefühlen schwelgendes ideales Ritterthum vorführte. Seine Trilogie (1810) der Held des Nordens (Sigurd der Schlangentöchter, Sigurds Rache, Aslanga) behandelte die Nibelungensage nach der Edda und ward von dem Zeitalter, das eben erst vom Nibelungenliede sich hatte entzücken lassen, als eine Wiederherstellung des alten Heldengeistes gefeiert. Zum Theil war der dämonische Zauber, der in der alten Sage liegt, mit vieler Kunst in der Behandlung bewahrt, so sehr auch ungeachtet der dramatischen Form Alles in die Breite geht. Mehr noch verliert er den festen Boden in seinem Rittergedicht *Corona*, das mit märchenhaften Gebilden der Ritter- und Zauberwelt phantastisch spielt. Für solche Phantasiegemälde eignete sich besser die Romanprosa. Der Beifall, den sein *Zauber-ring* (1813) und das Märchen *Undine* (1811) erhielten, reichte an die glänzendsten dichterischen Erfolge. Allein es war ein Ruhm, der wie die Mode schnell vorüberging und bei einem späteren Geschlechte dem Dichter nur Spott eintrug. Schnell sind auch die lyrischen Gedichte und Romanzen, welche er mit einem leichten Reimtalent in Menge zusammenhäufte, der Vergessenheit anheimgefallen, obwohl einst viel gesungen in den Jahren patriotischer Begeisterung. Wie ein vereinzelter schöner Klang hat sich sein Kriegslied für die freiwilligen Jäger („Frisch auf zum fröhlichen Jagen“) im Volke erhalten. In den Romanzen gelingt ihm am besten die Auffassung der großartigen Züge der alten Helden- und Rittersage, wie in der nachfolgenden Erzählung.

Das Siegesfest.

Eine nordische Sage.

Es hatt' in Schiff und Barken
Seeschlacht gehalten an des Reiches Marken
Ein König, und vom Strande
Mit Schuß und Klingenschlägen,
Als ein erprobter Degen,
Zurückgesprengt die grimme Feindesbande.

Als nun zum Siegesmahle
 Sie füllten die Pokale,
 Frei von der Rüstung Buchten,
 In einer von den nahen grünen Buchten,
 Sieht man alsbald erbleichen
 Den theuern Herrn an Stirne, Wang' und Munde.
 Gar freundlich lächelnd spricht er: „eine Wunde
 Trägt meine Brust; bald zieht's mich zu den Leichen.“
 Da hebt sich solch ein Klagen,
 Wie's nur vermag zu sagen,
 Wer Helden sah gefallen,
 Hört, Zier und Nicht den Waffenbrüdern allen.
 Doch es ermannt sich
 Der kranke Held in Eile
 Und ruft: „Nicht lasset mich
 Von hinnen also ziehn mit Klaggerheule.
 Ihr seid hier Siegesgäste;
 Ich bin hinauf geladen
 Zu Wallhall's besserm Feste:
 Das ist ja weder mein noch euer Schaden.
 Und daß auch diesen Gliedern
 Der Tod nicht möge widern,
 Will ich in heller Flamm' und Fluth sie baden.
 Auf, rüstet mir ein gutes Schiff zur Stunde,
 Darinnen legt die Feinde,
 Die heut' ich selber traf mit Todeswunde; —
 (Wahrlich nicht wird geringe die Gemeinde!) —
 Hoch aufs Verdeck thürmt mir den Scheiterhaufen,
 Lebendig noch mich droben;
 Dann sollen Flammen hell auflaufen
 Uns Schiff, und laßt's ins weite Meer hintoben.
 Ihr, Schlachtgesellen, müßt erheben
 Kriegsfreund'ge Lieder.
 Wer mich zumeist geliebt im Leben,
 Der schwing' am lautsten nun des Sangs Gefieder!“ —
 Und nach des Königs Wort
 Lud man ins Schiff den Wunden;
 Hin schoß es aus dem Port,
 Von Flammen feierlich ringsher umwunden.
 Am Ufer klangen
 Die Waffen laut zusammen.
 Die Helden sangen,
 Indes aus ihren Augen Thränen drangen.
 Und fern in Flammen,
 In Meeres stürm'gen Wetter
 Zog auf der Sieger leuchtend zu den Göttern.

Ernst Schulze, 1789 zu Celle geboren, hatte sich in der Schule der Griechen, deren Sprache und Literatur er in Göttingen seine akademischen Studien widmete, eine Correctheit der Form, eine Schönheit der Sprache erworben, wie sie seit A. W. Schlegel's Jugenddichtungen keiner der Romantiker besaß. Seine Poesie empfing, gleichwie die des Novalis, ihre Weihe am Grabe der Geliebten. Zu ihrer Verherrlichung entwarf er das romantische Heldengedicht, das ihren Namen trug, Cäcilie. Es behandelt die Bekehrung des Nordens zum Christenthume unter Otto I. Viele deutsche Sänger verbanden in jenen Jahren der Begeisterung das Schwert mit der Leier. Wie Fouqué, wie Theodor Körner, zog auch Schulze 1813 in den vaterländischen Kampf. Erst nach dem Frieden gegen Ende des Jahres 1815 beendigte er sein allzu weit ausgedehntes Rittergedicht mit dem zwanzigsten Gesange. Noch beschäftigten ihn große Entwürfe für seine epische Dichtung. Allein sein Körper trug schon den Keim eines frühen Todes in sich, und eine unerwiderte Liebe zu der Schwester Cäciliens nährte den schwermüthigen Gang seines weichen Gemüths. Ihn hob nur noch die Hoffnung, in der milderen Luft Italiens seine Kräfte herzustellen und im Vaterlande Ariost's die fröhlichen Schwingen der romantischen Phantasie zu entfalten. In diesem poetischen Vorgefühl verfaßte er das kleine Epos die bezauberte Rose, worin er das Höchste leisten wollte, was er in der Kunst des Versbaues vermöchte. Er erlebte nur noch die Freude, daß ihm der von dem Buchhändler Brockhaus für die gelungenste poetische Erzählung ausgesetzte Preis zuerkannt wurde. Er starb im Elternhause 1817. Die sinnige, gefühlvolle Darstellungsweise, die von den Excentricitäten der romantischen Schule sich frei hält und nur ihre Breite theilt, hat seinen Dichtungen bis auf unsere Zeit viele Freunde erworben; den Wohlklang der Stenzen seiner „bezauberten Rose“ hat niemand übertroffen. Eine gleiche Kunst der Technik zeigt sich in seinen Elegieen, wo er die antiken Formen gewählt hat. Wir lassen eines seiner lyrischen Gedichte folgen, in dem sich eben so sehr sein Leben und Dichten spiegelt, wie es von dem Wohlklang seiner Stenzen Zeugniß giebt.

Cäcilie.

Eine Geisterstimme.

Im October 1813.

O Vaterland, du prangst mit heil'gen Siegen
 Und wandelst kühn des Ruhmes ew'gen Pfad;
 Auf steiler Bahn bist du emporgestiegen,
 Und Freiheit keimt und Fried' aus blut'ger Saat;
 Doch schüchtern hat der Säng' dir geschwiegen,
 Und zagend wick das Wort der größern That.
 Mag Schwachheit auch auf stolzen Wahn vertrauen,
 Der Adler nur darf auf zur Sonne schauen.

Doch jetzt ist mir ein starker Muth entglommen,
 Und ernst ermahnt mich eine theure Pflicht;
 Von Himmelshöhn ist mir die Kraft gekommen
 Und Gluth der Brust, dem Geiste klares Licht.
 Von Engelslippen hab' ich ihn vernommen,
 Den heil'gen Ruf, d'rum zag' ich fürder nicht.
 Wen Lieb' und Gott zur Bahn des Kampfes leiten,
 Der zweifle nicht; er wird den Sieg erstreiten.

Denn sie, die still, als noch die Schand' uns drückte,
 Ein deutsches Herz im freien Busen trug,
 Die stolz hinab auf fremden Schimmer blickte,
 Mit strengem Spott den Sklaven niederschlug,
 Die fromm und zart die rauhe Welt uns schmückte,
 Ein segnend Licht in finst'rer Zeiten Fluch,
 Die Gott schon früh zu seinem Thron erhoben,
 Um herrlicher sein schönstes Werk zu loben:

Sie nahte mir von ihren lichten Höhen
 Im Spiel des Traums, ein ernstes Heil'genbild:
 Ihr Auge war wie Frühlicht anzusehen,
 Von Morgenroth die helle Wang' umhüllt;
 Und ihrem Kranz entfloß ein göttlich Wehen,
 Wie durch den Thau der Blüthe Duft entquillt,
 Und gleich dem Klang verklärter Harfenlieder
 Kam so ihr Wort zu meinem Geist hernieder:

Was feierst du und schweigst in düstern Klagen,
 Ein Nachtgewölk im hellen Morgenroth,
 Und weinst, da Glück und Ruhm für Alle tagen,
 Mit feigem Schmerz um deines Glückes Tod?

Wer mich geliebt, der muß das Große wagen,
 Der Ruf der Kraft, er ist auch mein Gebot;
 Was ich empfand, das sollst auch du empfinden
 Und meinen Werth durch deinen Werth verkünden.

Hab' ich nicht oft mit still geweinten Thränen
 Im stummen Gram mich um mein Volk verzehrt,
 Nicht oft von Gott mit heißem Flehn und Sehnen
 Des Frevels Sturz, der Freiheit Sieg begehrt?
 Hab' ich den Kranz des Guten und des Schönen
 Nicht hoffnungsvoll in finst'rer Zeit genährt?
 War ich nicht frei im unterjochten Lande
 Und groß und gut beim schüdden Druck der Schande?

D'rinn ward ein schönes Loos mir zugewogen;
 Früh nahm der Herr zum Himmel mich empor;
 Wohl war die Welt mit Wetternacht umzogen,
 Doch Engeln weicht der Zukunft finst'rer Flor.
 Und sieh', es stieg aus Kampf und Sturm und Wogen
 In heil'ger Ruh' ein gnäd'ger Strahl hervor.
 Was jetzt der Dank der freien Völker feiert,
 Das war mir längst verkündet und entschleiert.

Denn als, verführt von seinen Lügengöttern,
 Dem Thron der Welt der schüdde Knecht genah,
 Da dachte Gott den Götzen zu zerschmettern
 Und sandte Gluth und Frost auf seinen Pfad,
 Und er gebot den Stürmen und den Wettern,
 Hinwegzuwehn des Frevels stolze Saat.
 Da sank sein Herz, und an dem Riesenwerke
 Erzitterten die Säulen seiner Stärke.

Und er entwich mit seinen flücht'gen Schaaren.
 Ihm sandte Gott das trügerische Glück
 Und leitete durch blutige Gefahren,
 Durch Flamm' und Fluth den Trozigen zurück,
 Für größ'res Leid der Zukunft ihn zu sparen,
 Für Freundes Trug und für des Feindes Glück.
 Nicht ehrlich sollte er im Kampf erliegen,
 In dessen Brust die Ehre stets geschwiegen.

Und Gott erhob die Kraft der Fürsten wieder
 Und laud ihr Herz durch Lieb' und Freund' und Leid;
 Ein Recht, ein Haß verslocht die deutschen Brüder,
 Die lange schon der Hölle List entzweit.

Der Norden stieg zum Kampf der Freiheit nieder,
 Und fröhlich zog der Ost zum raschen Streit;
 Denn wer's gewagt, das Heil'ge zu vernichten,
 Den will kein Volk, den will die Menschheit richten.

Und es gelang: Siehst du den Thron erzittern,
 Den früher schon die Last der Schmach gedrückt?
 Es wogt und zürnt gleich schwarzen Ungewittern,
 Roth ist der Strahl aus dunkler Nacht gezückt.
 Der Rächer naht, die Säulen zu zersplittern,
 Die ohne Gott der Siegestranz geschmückt;
 Der Abgrund lacht dem nahen Raub entgegen,
 Und aus der Saat des Fluchs entkeimt der Segen.

Heil dir, mein Volk, du ziehst auf blut'gen Bahnen,
 Und trauerst nicht, wenn mancher Edle sinkt.
 Wo Freiheit wohnt, da flattern deine Fahnen,
 Und Heere stehen, wohin dein Ruf erklingt.
 Nicht lange läßt der tapfre Mann sich mahnen,
 Sein Vaterland ist, wo Gefahr ihm winkt;
 Wo Ehr' und Recht dem theuren Sieg entspringen,
 Da scheint's ihm Lohn, sein Herzblut zu vergießen.

Hörst du zu Gott den Dank der Völker steigen?
 Zum Tempel wird das blaue Himmelszelt,
 Und jedes Knie will sich dem Ew'gen neigen,
 Von gläub'ger Lust ist Geist und Blick erhellt.
 Die Sonne glänzt, des Herbstes Stürme schweigen,
 Die Freiheit labt wie Frühlingshauch die Welt.
 Kein Opfer schmerzt, kein Leid und keine Bürde;
 Groß ist der Mensch und reich durch seine Würde.

Euch wird der Muth, die Treue wiedergehen,
 Im Kranz der Kraft wird Zucht und Milde blühen,
 Kein fremdes Gift wird euren Schmuck zerstören,
 Kein schnöder Lohn ins Joch der Schmach euch ziehn.
 Die Jungfrau wird den Schein nicht ferner ehren,
 Kein Jüngling mehr für feile Bilder glühen,
 Und staunend wird der Fremdling euch erkennen,
 Und Kraft und Sitte deutsche Tugend nennen.

Und lange soll der heil'ge Fried' euch krönen,
 Den ihr errangt in hart gekämpfter Schlacht,
 Und Liebe soll den langen Haß versöhnen,
 Und schmücken soll das Recht den Thron der Macht,

Und wohnen soll das Gute bei dem Schönen,
 Und heilig sein, was jetzt der Spott verlacht,
 Und ewig soll der fromme Glaube leben:
 Nicht unsre Kraft, den Sieg hat Gott gegeben!

Ein ernstes Wort will ich dir noch enthüllen,
 Doch schließ es tren in deinen Busen ein:
 Kein Schicksal giebt's; es giebt nur Muth und Willen;
 Sei stark durch dich, so ist die Palme dein.
 Es giebt ein Maß, das soll der Mensch erfüllen,
 Und groß durch Kraft, durch Hemmung größer sein,
 Es giebt ein Recht, das gilt in jedem Kreise.
 Es herrscht ein Gott, der ist allein der Weise.

Die dramatische Poesie hat fast allen Romantikern viel zu schaffen gemacht. Allein da sie von den Verhältnissen des wirklichen Lebens sich los sagten und die Grundlage in dem nationalen Gefühl verschmähten, so entstehen die wunderlichsten Gebilde einer phantastischen Welt, bei denen in der Regel nicht einmal auf die Bühne Rücksicht genommen wird. Man durchwandert die gesammte dramatische Literatur, um das Verschiedenartigste nachzuahmen und zu verschmelzen. Uebersetzungen und Nachbildungen wetteifern in der Uebertragung der dramatischen Meisterwerke früherer Zeiten; Stolberg's Aeschylus und Solger's Sophokles stehen neben Schlegel's Shakespeare, und friedlich neben diesen das spanische Drama, welches von Schlegel und Gries mit bewundernswerther Kunst in mehreren seiner bedeutendsten Schöpfungen auf unsern Boden verpflanzt wurde. Zu dieser mystischen Welt fühlten sich die Romantiker am meisten hingezogen, und selbst von Shakespeare's Dramen schätzte man vorzugsweise diejenigen, in denen der Humor des Dichters mit einem phantastischen Stoffe spielt, nicht die, welche durch die Macht des tragischen Ernstes und durch großartige Charakterdarstellung ergreifen. In dem Drama offenbart sich am meisten die schwache Seite der Romantik. Vor Allem vermißt man sittliche Motivirung der Handlung und scharfe Zeichnung der Charaktere; Alles zerfließt ins Märchenhafte. Nur einige Dichter bleiben uns noch zu näherer Besprechung übrig, die dem Drama hauptsächlich ihre

Kräfte widmeten und ihren dramatischen Werken ihre Stelle in der Geschichte der Poesie verdanken.

Heinrich von Kleist besaß unter allen Romantikern das bedeutendste dramatische Talent; er war durch und durch eine kräftige Dichternatur, die ein tiefes Seelenleiden in sich trug, ohne die rettende und befreiende Heilkraft zu besitzen, so daß er zuletzt dem finstern Dämon seines Innern, gegen den er vergebens gekämpft hatte, erlag. Zu Frankfurt an der Oder 1777 geboren, kam er frühzeitig an den Berliner Hof und bald darauf als Officier zur Armee. Der unruhliche Feldzug an den Rhein verleidete ihm seinen Stand, und er ging 1799 in seine Vaterstadt zurück, um die Rechte zu studiren. Das Staatsamt, das er sich dadurch erwarb, konnte ihn aber nicht fesseln. Kränklichkeit und die Lage der Dinge in Deutschland verstimmten ihn schon damals, so daß er, weder mit seinen Kenntnissen noch mit seinen Arbeiten zufrieden, von einem Ort zum andern zog, nach Paris und in die Schweiz zweimal reiste und immer wieder unzufriedener heimkehrte. Im Jahre 1804 nahm er auß neue Staatsdienste in Preußen, die er aber nach der unglücklichen Schlacht bei Jena abermals verließ, um bei der Wissenschaft und Poesie Trost zu suchen in dem allgemeinen Drangsale. Der französischen Regierung verdächtig gemacht, mußte er als Gefangener nach Frankreich wandern und erhielt seine Freiheit erst nach dem Tilsiter Frieden. Nun lebte er abwechselnd in Dresden und Berlin, wo er eine Zeit lang im Umgange mit edlen Freunden und im poetischen Schaffen heiterer zu werden schien, ohne jedoch seiner krankhaften Stimmung Herr werden zu können. Tief fühlte er die Schmach des Vaterlandes, und jubelnd begrüßte er 1809 den Kaiser von Oestreich und seinen tapfern Bruder Erzherzog Karl als Retter des Vaterlandes. Wir schalten das von Zorn und Begeisterung glühende Gedicht hier ein.

Germania an ihre Kinder.

1.

Die des Maines Regionen,
Die der Elbe heitre Aue,
Die der Donau Strand bewohnen,
Die das Identhal bebau,

Aus des Rheines Laubensitzen,
Von dem duff'gen Mittelmeer,
Von der Riesenberge Spitzen,
Von der Ost- und Nordsee her!

Chor.

Horchet! — Durch die Nacht, ihr
Brüder,
Welch ein Donnerruf hernieder?
Stehst du auf, Germania?
Ist der Tag der Rache da?

Der Gelehrte, der auf Flügeln
Der Gestirne Saum erreicht,
Schweißbedeckt das Volk der Schnit-
ter,
Das die Fluren niedermäht,
Und vom Fels herab der Ritter,
Der, sein Cherub, auf ihm steht!

2.

Deutsche, muth'ger Kinder Reigen,
Die, mit Schmerz und Lust geküßt,
In den Schooß mir kletternd steigen,
Die mein Mutterarm umschließt,
Meines Busens Schutz und Schirmer,
Unbesiegt's Marsenblut,
Enkel der Cohortenstürmer,
Römerüberwinderbrut!

Chor.

Zu den Waffen! Zu den Waffen!
Was die Hände blindlings raffen,
Mit dem Spieße, mit dem Stab,
Strömt ins Thal der Schlacht
hinab!

Chor.
Wer in unzählbaren Wunden
Jener Fremden Hohn empfunden,
Brüder, wer ein deutscher Mann,
Schließe diesem Kampf sich an!

5.

Alle Tristen, alle Stätten
Färbt mit ihren Knochen weiß;
Welchen Rab' und Fuchs verschmäht-
ten,
Gebet ihn den Fischen preis;
Dämmt den Rhein mit ihren Leichen,
Laßt, gestäuft von ihrem Wein,
Schäumend um die Pfalz ihn weichen
Und ihn dann die Grenze sein;

3.

Wie der Schnee aus Felsenriffen,
Wie auf ew'ger Alpen Höhen
Unter Frühling's heißen Küssen
Siedend auf die Gletscher gehn —
Katarakten stürzen nieder,
Wald und Fels folgt ihrer Bahn,
Das Gebirg hallt donnernd wider,
Fluren sind ein Ocean:

Chor.

So verlaßt, voran der Kaiser,
Eure Hütten, eure Häuser,
Schäumt, ein uferloses Meer,
Ueber diese Franken her!

Chor.
Eine Lustjagd, wie wenn Schützen
Auf die Spur dem Wolfe sitzen!
Schlagt ihn todt! Das Weltgericht
Fragt euch nach den Gründen nicht.

6.

Nicht die Flur ist's, die zertreten
Unter ihren Rossen sinkt;
Nicht der Mond, der in den Städten
Aus den öden Fenstern blinkt;
Nicht das Weib, das mit Gewimmer
Ihrem Todesfuß erliegt
Und zum Sohn beim Morgenschimmer
Auf den Schutt der Vorstadt fliegt!

4.

Der Gewerbsmann, der den Hügel'n
Mit der Frucht entgegen zueht,
Das Geschehne sei vergessen;
Neue mög' euch ewig pressen!

Chor.

Höh'rem, als der Erde Gut,	Schutz den Tempeln vor Verheerung,
Schwillt an diesem Tag das	Unsrer Fürsten heil'gem Blut
Blut!	Unterwerfung und Verehrung,
	Gift und Doldz der Afterbrut!

7.

Chor.

Rettung von dem Joch der Knechte,	Frei auf deutschem Grunde walten
Das, aus Eisenerz geprägt,	Laßt uns nach dem Brauch der Alten,
Eines Höllensohnes Rechte	Seines Segens selbst uns freun,
Ueber unsern Nacken legt;	Oder unser Grab ihn sein!

Als aber durch den Wiener Frieden diese Hoffnung wieder getäuscht war, fiel er in seinen Unmuth zurück, der noch durch den Umgang mit einer unglücklichen Freundin, welche sich einbildete, an einem unheilbaren Uebel zu leiden, gesteigert wurde. Diese nahm ihm in einer trüben Stunde den Eid ab, ihr einen Dienst zu leisten, wenn sie ihn fordern würde: er verspricht es, und sie begehrt den Tod von seiner Hand. Kleist hielt sein Wort und tödtete am 21. November 1811 in einem Hölzchen unweit Potsdam mit ihr auch sich zugleich. „Wenn es den Abgeschiedenen,“ sagt Tieck, „vergönnt ist, von den hiesigen Dingen noch zu wissen, mit welcher Behnuth und Reue muß sein Geist sich herabgesehnt haben, als seine Freunde und Brüder für König und Vaterland im edelsten Streite der neuern Tage auf der Ebene von Lützen standen, für die Sache siegend, der sein irdisches Herz fast zu ungestüm geschlagen hatte. Daß er in diesem Kriege nicht mit siegen oder in ihm fallen konnte, ist für ihn Strafe genug für sein Vergehen gewesen, wenn es nach den Begriffen der Meisten ein solches ist, auf das Leben zu früh zu verzichten.“

Die dramatischen Dichtungen Kleist's tragen das unheimliche dämonische Gefühl in sich, das den Dichter durchs Leben begleitete. In der Anlage, in der Ausführung einzelner Theile bewundern wir oft die Größe seines dichterischen Talents, ja es bricht manchmal ein Strahl der reinsten Poesie durch das düstere Gewölk; allein plötzlich reißt ihn wieder eine Laune seiner excentrischen Phantasie mit sich fort, und er stört durch widernatürliche Elemente die Wirkung des Ganzen. So tritt er uns schon in seinem ersten

Drama, die Familie Schrottenstein, entgegen, das 1803, gleichzeitig mit Schiller's Braut von Messina, erschien und mit dieser Tragödie die Schicksalsidee gemein hat. Die beiden Zweige der Familie Schrottenstein tragen das Verhängniß einer tief eingewurzelten Fehde, die durch Argwohn und Mißverständnis fortwährend genährt wird und plötzlich in leidenschaftlichem Haß auflodert. Weil wir jedoch die innern Triebfedern der Feindschaft nicht erkennen und darin nur ein unbegreifliches Geschick waltet, so vermag der Dichter das tragische Interesse nicht bis zum Schlusse festzuhalten, und die Lösung ist unnatürlich und gewaltsam. In der Penthesilea (1808) ist die bacchantische Leidenschaftlichkeit mit glühenden Farben geschildert. Penthesilea, die Amazonenkönigin, und Achilles, der Heldenjüngling, suchen sich mit Liebesverlangen, und haben sich kaum gefunden, als die Liebesgluth, indem sie sich getäuscht sieht, zu neuem Kampfe treibt und Penthesilea in der Wuth des Wahnsinns den Achill mit eigenen Händen zerreißt.

Das Mäthchen von Heilbronn (1810) nannte Kleist die Rehrseite der Penthesilea: er wollte die Hingebung des Weibes darstellen. Die Charaktere sind in diesem Stücke plastisch gezeichnet, die Handlung ist spannend und voll Leben, und viele Scenen sind mit großer Zartheit und Wärme des Gefühls durchgeführt. Der Dichter treibt aber die Grundidee auf die Spitze; indem er das Mädchen, wie von einer unwiderstehlichen Zaubermacht gedrängt, alle Grenzen des jungfräulichen Zartgefühls überschreiten läßt, und der Graf Wetter vom Strahl ihre Zudringlichkeit durch Schläge und Fußtritte vergeblich von sich abzuwehren sucht, so überkommt uns ein unheimliches, widerwärtiges Gefühl, das durch den glücklichen Ausgang, wo Mäthchens innerer Drang durch die Enthüllung ihrer hohen Geburt eine Erklärung findet, nicht völlig wieder versöhnt wird. Die Einmischung somnambuler Hellscherei, mit deren seltsamen Erscheinungen Kleist sich viel zu schaffen machte, gehört zu dem phantastischen Beiwerk, das uns überall in seinen Dramen stört. Uebrigens hat dieses Stück so viele Bühneneffecte, daß es sich am meisten in der Gunst des Publicums festgesetzt hat.

Die Hermannsschlacht, schon 1809 in der Erwartung des österreichischen Krieges verfaßt, aber erst nach dem Tode des Dichters erschienen, ist von jener Poesie des vaterländischen Zorns erfüllt, von der wir oben ein Beispiel gaben. Den Kampf der Deutschen gegen die römischen Unterdrücker beschwört Kleist nur heraus, um sein Volk zu ermahnen, ein Gleiches mit den Franzosen zu thun, gegen die gleichfalls jede Waffe des leidenschaftlichen Zorns berechtigt sei. In Hermann tobt eine bis zur Wildheit gesteigerte Energie des Hasses, er kennt kein Verschonen, er verhöhnt die unter seinen Genossen, die von weichherzigem Mitleid ihre vertilgende Kraft lähmen lassen. Der dämonischen Wildheit verfällt auch Thusnelda, als sie an dem Römer Ventidius Rache nimmt, und gerade diese Scene hat der Dichter mit besonderer Vorliebe ausgemalt. In den übrigen Personen, in der Schilderung ihrer Uneinigkeit, Eifersucht und Schwäche hat Kleist durchweg das Deutschland seiner Zeit vor Augen. Hermann und Marbod läßt er sich verbünden, um zu zeigen, was Oestreich und Preußen thun sollten, und über die Treulosigkeit der Rheinbundfürsten wird strenges Gericht gehalten.

In vollendeterer Gestalt erscheint das patriotische Tendenzdrama in dem Prinzen von Homburg, unstreitig der werthvollsten Schöpfung des Dichters. „Die lebensvolle Färbung der heimischen Zustände“ — sagt Julian Schmidt — „die warme, innige Hingebung an das Vaterland verleihen ihm einen Reiz, durch den es vielleicht einzig in unserer Literatur dasteht. Mit frischem Athemzug weht uns der Geist eines wohlgeordneten Kriegerstaats entgegen, der in seiner Weise ebenso aner kennenswerth ist, als die republikanische Freiheit, weil er sich an eine Fahne knüpft, die ein höheres Symbol umschließt, als das Wohlbefinden der gegenwärtigen Generation: in der Mitte der Fürst, der mit verständigem Ernst die Zügel des Staats in starken Händen hält, um ihn die treuen Kampfgenossen, die ihn verehren, ohne seine Knechte zu sein, ein gegenseitiges Vertrauen ohne Aufgeben der Selbstständigkeit, auffahrende Hitze, wie es Kriegern natürlich ist, und doch strenge Loyalität: es waren das alles für Preußen keine

bloßen Traumbilder.“ Der Stoff ist zu einer dramatischen Composition vortrefflich geeignet. Der Prinz läßt sich in der Schlacht bei Fehrbellin von seinem Muthе fortreißen, der Anordnung des Schlachtplans zuwiderzuhandeln: ein siegreicher Erfolg krönt sein kühnes Unternehmen. Allein er hat die militärische Ordnung verletzt: der Kurfürst fordert ihm den Degen ab und übergiebt ihn der Haft. Das Gesetz verhängt Todesstrafe über ihn. Er selbst muß die Gerechtigkeit des Urtheils anerkennen: sein Uebermuth macht der Demuth Platz. Der Fürst kann Gnade ergehen lassen, ohne die Grundlage der staatlichen Ordnung in Gefahr zu bringen. Je trefflicher Kleist uns in den Hauptscenen die Entwicklung der Handlung vorführt, um so störender sind die romantischen Seltsamkeiten, durch die er die sittliche Motivirung derselben unterbricht. Dem Feuer des jugendlichen Muthes, der die Schranken der militärischen Unterordnung vergißt, sind die Träumereien eines verworrenen Visionärs untergeschoben, der eher allenthalben sonst paßt, als an der Spitze eines Soldatencorps, und der Held, welcher unsere Achtung verdienen soll, wird zu einem Feigling erniedrigt, der im Angesicht des Todes in den unwürdigsten Worten um Gnade bittet, und sollte er auch als gemeiner Ackerknecht sein Leben fortzuschleppen. Schon dadurch verliert die Handlung das Spannende, was sie in der Darstellung des Dichters leicht erhalten konnte, daß das Benehmen des Kurfürsten von Anfang an keinen Zweifel läßt, es sei die Begnadigung gleich bei ihm eine beschlossene Sache und werde nur hinausgeschoben, um den Prinzen zur Strafe für sein Vergehen die Angst unter dem geschwungenen Richterschwerte durchkämpfen zu lassen. Dadurch verliert die Haltung des im Uebrigen trefflich gezeichneten Kurfürsten viel von ihrer Würde, statt daß der Uebergang von der Strenge des das Gesetz vertretenden Staatsoberhaupt's zu der Gnade in dem Charakter des Fürsten sich leicht im Laufe der Handlung hätte vermitteln lassen. Als eine Probe der Behandlung des dramatischen Verses fügen wir die Erzählung von Frobens Tode in der Schlacht bei Fehrbellin hier ein.

O laßt die rührendste Begebenheit,
 Die je ein Ohr vernommen, euch berichten!
 Der Landesherr, der, jeder Warnung taub,
 Den Schimmel wieder ritt, den strahlendweißen,
 Den Froben jüngst in England ihm erstand,
 War wieder, wie bis heut' noch stets geschah,
 Das Ziel der feindlichen Kanonenkugeln.
 Kaum konnte, wer zu seinem Troß gehörte,
 Auf einen Kreis von hundert Schritt ihm nah'n;
 Granaten wälzten, Kugeln und Kartätschen
 Sich wie ein breiter Todesstrom daher,
 Und alles, was da lebte, wich aus Ufer;
 Nur er, der kühne Schwimmer, wankte nicht,
 Und, stets den Freunden winkend, rudert er
 Getrost den Höhn zu, wo die Quelle sprang.
 Stallmeister Froben, der beim Troß der Suite
 Zunächst ihm folgt, ruft dieses Wort mir zu:
 „Bermüthscht sei heut' mir dieses Schimmels Glanz,
 Mit schwerem Gold in London jüngst erkauf't!
 Wollt ich doch funfzig Stück Dukaten geben,
 Könnt' ich ihn mit dem Grau der Mäuse decken.“
 Er naht voll heißer Sorge ihm und spricht:
 „Hoheit, dein Pferd ist scheu, du mußt verstaten,
 Daß ich's noch einmal in die Schule nehme!“
 Mit diesem Wort entsitzt er seinem Fuchs
 Und fällt dem Thier des Herren in den Zaum.
 Der Herr steigt ab, still lächelnd und versetzt:
 „Die Kunst, die du ihn, Alter, lehren willst,
 Wird er, so lang' es Tag ist, schwerlich lernen.
 Nimm, bitt' ich, fern ihn hinter jenen Hügeln,
 Wo seines Fehls der Feind nicht achtet, vor!“
 Dem Fuchs d'rauf sitzt er auf, den Froben reitet,
 Und kehrt zurück, wohin sein Amt ihn ruft.
 Doch Froben hat den Schimmel kaum bestiegen,
 So reißt, entsendet aus der Feldbredoute,
 Ihn schon ein Mordblei, Roß und Reiter, nieder.
 In Staub sinkt er, ein Opfer seiner Treue,
 Und keinen Laut vernahm man mehr von ihm.

Wenn uns der eigentliche Kern aller dieser Stücke beweist,
 daß die realistische Tendenz in Kleist's dramatischen Dichtungen
 vorherrscht und nur stellenweise die Phantastik der romantischen
 Schule ihn sich selbst entführt, so wird uns dies noch ganz be-
 sonders in dem Lustspiel der zerbrochene Krug anschaulich,

welches, wie es auf niederländischem Boden spielt, auch mit holländischer Kleinmalerei ausgeführt ist. Die allmähliche Enthüllung des komischen Vorfalls, wobei Adam Richter und Schuldiger in Einer Person ist, erhält die Spannung bis zur Lösung, und obgleich die Haupthandlung vor dem Stücke liegt, fehlt es doch der dramatischen Entwicklung nicht an innerm Leben.

Von Kleist's Novellen erwähnen wir nur Michael Koplhaas, eine seiner bedeutendsten Dichtungen, die seine Dichternatur zugleich in ihrer Kraft und in ihrer Schwäche zeichnet. Mit kräftigen Strichen läßt er vor uns das Lebensgemälde eines Mannes entstehen, der, weil ihm Recht verweigert wird, durch sein empörtes Rechtsgefühl sich zu Verbrechen fortreißen läßt, um sich selbst Recht zu verschaffen. Durch Luther's Dazwischentreten wird der Dämon in ihm bewältigt, was dem schwachen Arm der Obrigkeit nicht hat gelingen wollen: er erhält sein Recht und zugleich Begnadigung für seine Vergehen. Allein die bürgerliche Gesellschaft, gegen die er gefrevelt hat, hat in ihrer Mitte keinen Platz mehr für ihn, und neue Mißverhältnisse und Ränke bedrängen ihn. Hier nun beginnt der Dichter seine klare Zeichnung zu verwischen: die scharfen Umrisse verschwinden, und die Handlung geht in ein dämonisches Traumleben über, wodurch die Idee des Ganzen verwirrt und zerstört wird.

In den Augen der Zeitgenossen galt Zacharias Werner, ebenfalls ein Preuße (1768 zu Königsberg geboren), für das bedeutendere dramatische Genie, ja man konnte sich eine Zeitlang einbilden, in ihm einen Erbsatz für Schiller zu besitzen. In weit höherem Grade als Kleist gehörte er zu den Eingeweihten der romantischen Schule. Sein Leben wechselte zwischen schwärmerischen Verzücungen und gemeinem Sinnengenuße, und seine Poesie suchte Religion und Natur durch mythische Symbolik zu verschmelzen, so daß der Versuch, der Stifter eines idealen Religionsbundes zu werden, zuletzt in den Uebertritt zur katholischen Kirche (1811) mündete. Was er bei seinem ersten Dichterwerke schon beabsichtigt hatte, „die Leute zum Heiligen mit Schellen zusammenzuklingeln“, setzte er als katholischer Priester zu Wien fort, wo er im Januar 1823 starb.

Sein erstes Stück, die Söhne des Thals, aus zwei Theilen bestehend, die Templer auf Cypern (1803) und die Kreuzbrüder (1804), kündigt schon den Dichter des religiösen Geheimbundes an, der eine neue Lehre in die Welt pflanzen will. Die historische Grundlage ist der Untergang des Templerordens. Dieser hat sich sein Verderben bereitet, indem er das Heilige verachtet, und die geweihten Söhne des Thals sind es, die ihn vernichten und richten. Noch mehr verliert sich das darauf folgende Drama das Kreuz an der Ostsee in bodenlose Mystik. Fester steht auf dem unzerstörbaren historischen Grunde sein Martin Luther oder die Weihe der Kraft (1807), das mit großem Effect über die deutschen Bühnen schritt. Und allerdings mochte in jenen Tagen, wo man die Trümmer des deutschen Reichs begrub, der Anblick eines Wormser Reichstages die Gemüther ergreifen, und jede Erinnerung an die Geisteskraft, welche die Reformationsbewegung hervorrief, mitten in tiefster Ohnmacht und Erniedrigung eine Erquickung sein. Uebrigens ist der Werth des Stückes gering. Werner war nicht der Mann, die hohe sittliche Kraft eines Luther zu begreifen, geschweige denn darzustellen; er macht aus ihm den mystischen Schwärmer, der er selbst war. Daß er dies — immerhin sein bestes — Drama nachmals in seinem katholischen Glaubenseifer durch das Gedicht „die Weihe der Unkraft“ widerrief, ist nur als eine charakteristische Lächerlichkeit zu erwähnen. Von seinen späteren Stücken nennen wir nur noch den vierundzwanzigsten Februar, schon 1809 vollendet und aufgeführt, jedoch erst 1814 gedruckt, eine düstere, aber mit kräftigen Zügen ausgeführte kleine Schicksalstragödie, in der das an der Familie haftende Geschick an ein bestimmtes Datum geknüpft ist. Diese Manier, das Schicksal zu dramatischen Effecten zu benutzen, ward dadurch noch mehr in Aufnahme gebracht und fand in den Händen Müllner's, Houwald's und Grillparzer's eine weitere Fortbildung, auf die wir später zurückkommen.

Der Däne Adam Dehlenschläger (1779 unweit Kopenhagen geboren) schloß sich in Wesen und Form seiner dramatischen Dichtungen dem Kreise der Romantiker an, dem er bei seinem

längeren Aufenthalt in Deutschland durch Steffens zugeführt ward. Er bemächtigte sich der deutschen Sprache, wie sein Landsmann Baggesen vor ihm, in solchem Grade, daß er sich in die Reihe der deutschen Dichter stellen konnte. Sein *Aladdin* oder die *Wunderlampe* (1804 dänisch verfaßt; deutsch 1807) ist ein dramatisirtes Märchen im Geschmacke Tieck's. Hierauf wandte er sich zu den Stoffen der nordischen Sage, durch deren dramatische Behandlung er sich den größten Beifall bei seinen Landsleuten erwarb. Die deutschen Bearbeitungen von *Hakon Jarl*, *Arel* und *Walburg*, *Palnatoke* u. machen nur den Eindruck von Uebersetzungen und haben bei uns geringen Erfolg gehabt. Größere Wirkung erreichte er mit seinem *Correggio*, den er 1809, als er Deutschland verließ, vollendete (gedruckt 1816). Ungeachtet vielfacher Schwächen, die in dem letzten Acte am auffälligsten sind, fesselt doch dies Drama durch seine warmen, gemüthlichen Scenen, sowie durch die lebendige Charakteristik des Michel Angelo und Giulio Romano, und ist noch immer ein vielgelesenes Stück, wenn es auch auf der Bühne nur selten noch erscheint. Wie es auf Goethe's *Tasso* zurückweist, so hat es wiederum eine Zeitlang die Künstlerdramen in Aufnahme gebracht, in denen die Sentimentalität mit der Aesthetik einen Bund schloß. Von seinen Landsleuten ward Dehlenschläger hoch gefeiert; er starb zu Kopenhagen 1850.

II. Goethe's letzte Periode.

Ueberall weisen die Bestrebungen der romantischen Literatur-epoche auf Goethe zurück, überall stehen sie mit seinem Wirken und Schaffen in Verbindung. Die jüngere Dichtergeneration widmete ihm als ihrem Meister Verehrung und Begeisterung, selbst auf Kosten Schiller's, auf den die Romantiker, so viel sie auch ihm verdankten, mit einer vornehmen Geringschätzung herabzusehen liebten. Selbst durch persönlichen Verkehr waren viele derselben Goethe so nahe getreten, daß sie ihn fast wie einen der Ihrigen

betrachteten. Zwar konnte er sich mit unwahrer Gefühlscotetterie und mystischen Extravaganzen nicht befreunden, doch übte er gegen die Dichtungen der aufstrebenden Jugend eine große Nachsicht. Jon und Marfös hatte er auf die Weimarer Bühne gebracht, über Tieck's Genoveva sich beifällig geäußert und Werner's dramatische Versuche mit mehr Milde beurtheilt, als sie verdienen. Mit großem Interesse verfolgte er Schlegel's und Gries' Uebersetzung des Calderon; „der standhafte Prinz“ machte auf ihn einen tiefen Eindruck, und dies, wie andere Calderon'sche Dramen, ließ er in Weimar aufführen. Das Nibelungenlied gewann er lieb und las es in befreundeten Kreisen mit warmer Theilnahme vor. In gleichem Maße theilte er auch die philosophische Strömung, welche die Naturwissenschaft mit der Speculation vereinigte und zu frischem Leben erweckte. Goethe's Naturforschung berührte sich mit der Schelling'schen Naturphilosophie und ward erst durch diese zu größerer Anerkennung gebracht. So konnte es denn nicht ausbleiben, daß die Einwirkung der neuen Schule auch in Goethe's Geistesleben mannigfach bemerkbar wird. Die seit der italienischen Reise oft bis zur Einseitigkeit getriebene Vorliebe für griechische Poesie und Kunst weicht einer richtigeren Würdigung des durch das Christenthum entwickelten Kunstprincips: wie er dem Nibelungenliede Geschmack abgewann, so kam er auch, besonders durch Boisseree's Einfluß, dahin, der christlichen Malerei wieder ihre Berechtigung zuzugestehen und die von ihm lange Zeit gering geschätzte gothische Baukunst in Ehren zu halten. Selbst in seinen Ansichten über die christliche Cultur tritt eine mehr und mehr wachsende Anerkennung hervor. Einer der schlagendsten Beweise dieser Umwandlung ist der um 1807 entstandene Entwurf eines Drama's in Calderon'scher Form, welches den Sieg des christlichen Märtyrerkthums über die im Untergange begriffene heidnische Cultur darstellen sollte. Wie er sich hier dem spanischen Versmaße bequeme, so söhnte er sich jetzt auch mit der Form des Sonetts aus und verherrlichte in einem Sonettenfranze die innige Liebesneigung, die ihm die mit allen Reizen der Schönheit und Amuth geschmückte Minna Herzlieb einflößte, welche er in dem Hause

des Buchhändlers Frommann in Jena kennen lernte. Ihr Bild hat in der Pandora und in der Ottilie der Wahlverwandtschaften poetische Gestalt gewonnen. Der Uebergang seiner Dichtung von dem lebendigen Realismus der vorigen Periode zu der symbolischen Darstellungsweise der späteren Dichtungen ist keineswegs bloß auf Rechnung des Alters zu schreiben; es war eine naturgemäße Entwicklung, welche durch die Geistesrichtung der Zeit gefördert ward. Von der Natürlichen Tochter zur Pandora war der Sprung nicht gar weit.

In der tiefgedachten Dichtung Pandora, welche gegen das Ende des Jahres 1807 begonnen ward und nicht über den ersten Act hinausgerückt ist, wollte Goethe die Entwicklung des Schönen im Leben des Einzelnen wie in der Cultur der Menschheit symbolisch darstellen. Prometheus ist der schaffende, willenskräftige Mann, Epimetheus der an Idealen hangende, beschauliche Denker, und ähnlich die, welche sich ihnen verbunden haben. Epimetheus' Sehnsucht ist nach der Pandora gerichtet, die sich ihm entzogen hat und deren Wiederkehr er hofft; ihr Gefäß schließt die Ideale in sich. Elpore, die Hoffnung, und Epimeleia, die Sehnsucht, sind seine Töchter. Phileros, der muthige Sohn des Prometheus, entbrennt in Liebe zur Epimeleia. Aus dem Streit entsteht Friede, und die Titanenbrüder vereinigen sich: die Schönheit tritt durch die Kunst ins Leben. Der unausgeführte Theil sollte die Wiederkehr der Pandora und ihr Emporschweben mit dem verjüngten Epimetheus enthalten. Die Form ist dem Bau der antiken Tragödie nachgebildet; die Sprache schreitet in kräftigem Mothurgang daher, wechselnd mit lyrischen Monologen, die von hoher Schönheit sind, z. B. Epimetheus' Schilderung der Pandora, ein Ausdruck der Empfindungen, die das Herz des Dichters bewegten.

Der Seligkeit Fülle die hab' ich empfunden,
Die Schönheit besaß ich, sie hat mich gebunden;
Im Frühlingsgefolge trat herrlich sie an.
Sie erkannt' ich, sie ergriff ich, da war es gethan!
Wie Nebel zerstiebt trübsinniger Wahn,
Sie zog mich zur Erd' ab, zum Himmel hinan.

Du suchest nach Worten, sie würdig zu loben,
 Du willst sie erhöhen: sie wandelt schon oben.
 Vergleich' ihr das Beste: du hältst es für schlecht.
 Sie spricht: du besinnst dich; doch hat sie schon Recht.
 Du stemmst dich entgegen: sie gewinnt das Gesecht.
 Du schwankst ihr zu dienen, und bist schon ihr Knecht.

Das Gute, das Liebe, das mag sie erwidern.
 Was hilft hohes Ansehn? Sie wird es erniedern.
 Sie stellt sich aus Ziel hin, besüßelt den Lauf;
 Vertritt sie den Weg dir, gleich hält sie dich auf.
 Du willst ein Gebot thun, sie treibt dich hinauf,
 Siehst Reichtum und Weisheit und Alles in den Rauf.

Sie steigt hernieder in tausend Gebilden,
 Sie schwebet auf Wassern, sie schreitet auf Gefilden,
 Nach heiligen Maßen erglänzt sie und schallt,
 Und einzig veredelt die Form den Gehalt,
 Verleiht ihm, verleiht sich die höchste Gewalt:
 Mir erschien sie in Jugend, in Frauengestalt.

Uebrigens griff Goethe jetzt nur selten noch zur dramatischen Form. Vorzugsweise sagte ihm die Novelle als Darstellung der Verwickelungen innerhalb des gesellschaftlichen Lebens zu, und der fast jährlich wiederholte Aufenthalt in den böhmischen Bädern gewährte Stimmung und Stoff zu solchen Dichtungen, die er, als aus Einem Sinne hervorgegangen, zu einem größeren Ganzen Wilhelm Meisters Wanderjahre zusammenzustellen gedachte. Eine der in gleicher Tendenz entworfenen Erzählungen erweiterte sich zu einem Roman die Wahlverwandtschaften (1809). Er ist eben so wie Werther eine psychologische Darlegung einer krankhaften Zeitercheinung, der Auflockerung und Zerrüttung der ehelichen Verhältnisse durch das leidenschaftliche Freiheitsstreben der Subjectivität, wie es uns in dem Leben der hervorragendsten Romantiker entgegentritt. Der Conflict zwischen Pflicht und Neigung wird in seinem Entstehen wie in seinem tragischen Ausgange geschildert; die sittliche Bedeutung der Ehe wird aufrecht erhalten, und die dagegen sich auflehnen, gehen zu Grunde. Es waltet aber in der Entwicklung mehr eine dunkle Naturnothwendigkeit, ein

Spiel des Schicksals, als sittliche Willensfreiheit; ungeachtet der kunstvollen Gestaltung des Ganzen und der meisterhaften Form drückt daher die schwüle, düstere Atmosphäre, in der sich die Handlung bewegt, unser Gemüth nieder, gleichwie das Zeitalter, dem dieser Roman sein Entstehen verdankt.

Nachdem Goethe bald darauf (1810) sein bedeutendstes naturwissenschaftliches Werk Zur Farbenlehre, mit welchem er fast zwei Jahrzehnte hindurch beschäftigt gewesen war, abgeschlossen hatte, schuf er aus den Erinnerungen seiner Kindheit und Jugend den kunstvollen Roman seines Lebens, das künstlerisch gestaltete Bild seiner Geistes- und Charakterentwicklung, seiner dichterischen Ausbildung bis zu seiner Versetzung an den weimarischen Hof. Diese Verbindung der poetischen Form mit dem wirklich Erlebten bezeichnete der Titel: Aus meinem Leben, Dichtung und Wahrheit, der die Lesewelt anfänglich faszig machte, indem sie nichts als blanke Wahrheit verlangte. Es ging jedoch Goethe von der Ansicht aus, daß die Wahrheit in der Lebensschilderung nicht immer streng mit der Wirklichkeit zusammenzufallen braucht. Das innere Leben vergangener Jahre stand klar vor seiner Seele: das Detail der Ereignisse und Verhältnisse hatte sich vielfach verschoben und verwischt, und die Erinnerung ließ die weit zurückliegenden Epochen in anderem Farbenlicht erscheinen, als sie dem Knaben und Jünglinge erschienen war. Daher ist in der Schilderung der Kinderjahre Manches anticipirt, was in der Seele des Knaben noch nicht vorhanden sein konnte. Manche Erlebnisse der Jugend lassen sich aus gleichzeitigen Nachrichten in Einzelheiten berichtigen, so daß man erkennt, wie bald durch Veränderung der chronologischen Folge, bald durch Verbindung ähnlicher Vorfälle ein wirksameres Gesamtbild entsteht, dessen innere Wahrheit von gleichem Werth ist, wie der wirkliche Hergang. Es ist eben das Geheimniß des künstlerischen Verfahrens, daß das Biographische den Zauber der Dichtung auf uns ausübt. Indeß herrscht auch hierin eine auffallende Ungleichheit. Welch ein lieblicher Farbensdust ist über das Liebesverhältniß zu Friederike ausgebreitet! wie verblaßt dagegen, wenn wir die jetzt veröffentlichten Briefe jener Jahre vergleichen,

der Weglarer Jugendroman! Von der Liebe zu Lili wollen wir nicht einmal reden, denn diese Abschnitte sind erst im hohen Alter verfaßt, und obgleich Goethe sie für die heißeste und wahrste Reizung seines Lebens erklärt hat, so leidet doch die Schilderung an solcher Verworrenheit, daß wir selbst die innere Wahrheit vermissen. Eine andere Seite hat aber noch diese Autobiographie, die Darstellung der geistigen Entwicklung und Literaturbewegung jener Periode. Und hier ist Goethe's Blick so klar, sein Urtheil so umfassend, seine Charakteristik der hervorragenden Persönlichkeiten so scharf und treffend, daß sein Lebensbild zugleich das anschaulichste Gemälde der deutschen Literatur und Cultur in der Zeit von dem siebenjährigen Kriege bis in die Mitte der Sturm- und Drangperiode geworden ist.

Der spätere Lebensgang des Dichters ließ sich nicht in gleicher Weise darstellen, da das Verhältniß zu den Mitlebenden ihm allzu viele Rücksichten auferlegte. Ausführliche Schilderungen gab er späterhin noch von seinen Reisen in der Schweiz und Italien, sowie von den Feldzügen nach Frankreich und an den Rhein, jedoch größtentheils nach gleichzeitigen Aufzeichnungen und Briefen, denen einzelne Ausführungen zur Erläuterung und Vervollständigung beigegeben wurden. Ueber die spätere Lebensperiode gab er in den *Annalen* oder *Tag- und Jahreshäften* eine kurze Schilderung, aus der wir besonders seine umfassende geistige Thätigkeit kennen lernen. Die künstlerische Form ist dabei fast ganz außer Acht geblieben.

Die Erhebung Deutschlands gegen die Napoleonische Gewalt Herrschaft erfüllte Goethe mehr mit Sorge, als mit froher Hoffnung; er fürchtete neue Stürme und Erschütterungen mehr zum Unheil, als zur Rettung Deutschlands. Die mächtige Wirkung der allgemeinen Begeisterung nach dem glücklichen Gelingen fühlte auch er, und in dem Festspiel Des Epimenides Erwachen, das er für die Berliner Bühne verfaßte, schilderte er symbolisch sein eigenes Erwachen und sein Erstaunen über die ringsum verwandelte Welt, die sich ihm bald noch schöner verklärte, als er die Lieder des westöstlichen Divans dichtete.

Seit mehreren Jahren hatte das Studium der morgenländischen Poesie, für die damals ein neues Leben erwacht war, Goethe lebhaft angezogen: besonders waren ihm die Lieder des persischen Dichters Hafis in Joseph von Hammer's Uebersetzung lieb geworden. Der heitere Lebensgenuß, die gelassene Weltbetrachtung des orientalischen Sängers, der über seinem Liebesglück und der Behaglichkeit seines beschränkten Daseins die Weltereignisse und die Sorgen der Mächtigen vergißt, sagte der Stimmung des deutschen Dichters so zu, daß er sein individuelles Gefühl mit den morgenländischen Formen verschmolz. Die Tendenz seiner „west-östlichen“ Lyrik kündigt uns gleich das einleitende Gedicht „Negire“ an.

Nord und West und Süd zerplittern,	Shawl, Kaffee und Moschus handle;
Throne bersten, Reiche zittern;	Jeden Pfad will ich betreten
Flüchte du, im reinen Osten	Von der Wüste zu den Städten.
Patriarchenlust zu kosten;	
Zwischen Lieben, Trinken, Singen	Bösen Felsweg auf und nieder
Soll dich Chifers Duell verjüngen.	Trösten, Hafis, deine Lieder,

Dort im Reinen und im Rechten	Wenn der Führer mit Entzücken
Will ich menschlichen Geschlechtern	Von des Maulthiers hohem Rücken
In des Ursprungs Tiefe dringen,	Singt, die Sterne zu erwecken
Wo sie noch von Gott empfangen	Und die Räuber zu erschrecken.

Himmelslehr' in Erdesprachen	Will in Bädern und in Schenken,
Und sich nicht den Kopf zerbrechen;	Heil'ger Hafis, dein gedenken,
Wo sie Väter hoch verehrten,	Wenn den Schleier Liebchen lüftet,
Jeden fremden Dienst verwehrten;	Schüttelnd Ambralocken düftet.
Will mich freun der Jugendschranke:	Ja des Dichters Liebesflüstern
Glaube weit, eng der Gedanke,	Mache selbst die Huri's lüstern.

Wie das Wort so wichtig dort war,	Wolltet ihr ihm dies beneiden
Weil es ein gesprochen Wort war.	Oder etwa gar verleiden:

Will mich unter Hirten mischen,	Wisset nur, daß Dichtervorte
An Dafen mich erfrischen,	An des Paradieses Pforte
Wenn mit Karawanen wandle,	Zimmer leise klopfend schweben,
	Sich erbittend ew'ges Leben.

Ein Theil der Gedichte, in denen Goethe das Orientalische zu reproduciren sucht, ist nur ein gefälliges Bilderpiel; andere gehen mehr in die Tiefe didaktisch oder symbolisch ausgedrückter Lebensweisheit, so daß zwei Abschnitte als „Buch der Betrachtun-

gen“ und „Buch der Sprüche“ bezeichnet sind. Daneben enthält der Divan manche Perle echter Lyrik, besonders in dem Buche Suleika, worin das Liebesverhältniß des gealterten Dichters zu der jugendlichen Suleika lyrisch verherrlicht wird. Hier schwindet das Orientalische, und die Wärme des noch in Jugendgefühlen schlagenden Dichterherzens durchdringt seine Dichtung. Und sie ist mehr als dies: ein zartes Lebens- und Liebesverhältniß.

Als anmuthige Tänzerin und Sängerin hatte Marianne Jung sich in Frankfurt die Zuneigung des Bankiers von Willemer erworben. Er nahm sie zu ihrer weiteren Ausbildung in sein Haus und vermählte sich 1814 mit ihr. Ein Gast seines Hauses, lernte Goethe sie 1815 kennen, und es entspann sich ein Briefwechsel, der oft rhythmische Formen annahm, so daß mehrere Lieder des Divans von ihr herrühren. Kurz vor seinem Ende sandte Goethe ihre Briefe zurück und begleitete die Sendung mit den schönen tiefempfundenen Zeilen:

Vor die Augen meiner Lieben,
Zu den Fingern, die's geschrieben —
Einst mit heißestem Verlangen,
So erwartet wie empfangen —
Zu der Brust, der sie entquollen,
Diese Blätter wandern sollen,
Immer liebevoll bereit,
Zeugen allerschönster Zeit.

Mit dieser Sammlung, welche in dem siebenzigsten Jahre des Dichters ans Licht trat und zwar gerade in einer Epoche, wo sie von großer Einwirkung auf die deutsche Poesie sein konnte, ist die Lyrik Goethe's eigentlich abgeschlossen. Einige spätere Gedichte fügen sich noch dem Divan ein, darunter mehrere schöne Lieder zum Buche des Paradieses; auch die Legende der Paria läßt sich dahin rechnen. Nur einmal sollte noch, was das Buch Suleika besungen hatte, sich an ihm aufs neue erfüllen. Der Schmerz leidenschaftlicher Liebe, die zur Entsagung sich entschließen muß (Ulrike von Lewejow), hat in der Elegie aus Marienbad (1823) einen ergreifenden Ausdruck gefunden, und die elegische

Zueignung des Werther knüpft die letzte Liebe an die Erinnerung schwermüthiger Jugendstunden. Die schönste poetische Gabe seiner letzten Jahre sind die Sprüche und zahnmen Xenien, die einen Schatz von Lebensweisheit und treffenden Beobachtungen der Zeitercheinungen enthalten und den Beweis liefern, daß er bis zum letzten Hauche nicht aufhörte, an allem Menschlichen den wärmsten Antheil zu nehmen.

Der Roman Wilhelm Meisters Wanderjahre oder die Entsagenden wuchs indeß heran, mehr eine Sammlung von Lebensbildern, zum Theil in vereinzeltten Novellen, als ein organisches Ganzes, nur daß eine ideale Lebensansicht als leitender Faden sich hindurchzieht. Diese ist vornehmlich der Grundsatz, der sich in der Seele des Dichters während eines langen Lebens ausgebildet hatte, daß der Einzelne entsagen und sich beschränken müsse; dazu tritt aber als zweites Gesetz, daß ein jeder innerhalb der Grenzen, die ihm durch Naturbedingungen, Anlagen und Verhältnisse gezogen werden, sich für eine nützliche Thätigkeit auszubilden hat. Daher wendet sich dieser Roman, mehr als alle früheren Dichtungen Goethe's, dem praktischen Leben zu und sucht die socialen Fragen der neuen Zeit nach dem Interesse der geistigen Bildung zu behandeln. Er konnte daher nicht die lebensvolle Form der „Lehrjahre“ erhalten, die der abnehmenden dichterischen Kunst des Greises nicht mehr erreichbar war; dagegen erfreut man sich an vielem Tiefsurdurchdachten, was aufs neue von der umfassenden Geistesbildung und der vielseitigen Theilnahme des Dichters Zeugniß giebt. Die eingeschalteten Novellen, obwohl mit dem Roman nur lose verbunden, sind zum Theil meisterhaft abgerundete Schilderungen des gesellschaftlichen Lebens. Wir rechnen zu diesen auch die Novelle vom Kinde und Löwen, die anfangs ebenfalls die Bestimmung hatte, den „Wanderjahren“ eingereiht zu werden.

Die Vollendung des Faust beschäftigte Goethe bis kurz vor seinem Ende; wir besprechen diese Dichtung daher zuletzt. Fast sechzig Jahre liegen zwischen dem ersten Entwurf und dem Schlusse, so daß des Dichters Behauptung, er sei durchaus der ursprünglichen

Conception treu geblieben, nur ganz allgemein verstanden werden kann. Als die Faustsage in der Seele des Jünglings zuerst Gestalt gewann, fesselte ihn das Bild des strebenden Mannes, dessen Prometheusnatur zum Höchsten emporringt und den zugleich die Versuchung des irdischen Genusses in die Bahn des weltlichen Treibens hineinreißt, so daß er dem bösen Geiste dienstbar wird, während sein höherer Sinn ihn verachtet. Seine Schilderung greift daher in die Tiefe der Menschenbrust, in die Fülle der Lebenserscheinungen und veranschaulicht uns nach allen Seiten den innern und äußern Kampf des menschlichen Geistes. Die zuerst ausgeführten Parteen schilderten die „beiden Seelen“, die in dem Busen des Faust wohnen, im Eingang die über die irdischen Schranken hinausstrebende Sehnsucht des Geistes, der, von der irdischen Schranke beengt, dem Zweifel und der Schwermuth anheimfällt, so daß ihm Mephistopheles ein willkommener Gast und Gefährte wird; sodann die sinnliche Versuchung und Verführung in dem Liebesverhältniß zu Gretchen, wo eine ganze Tragödie in wenig Scenen zusammengedrängt wird, und der rasche Gang der Handlung von innigster Hingebung der Liebe bis zu Gretchens Wahnsinn im Kerker und ihrem Tode mit sich fortreißt. Indes war in beiden Hauptabtheilungen die Behandlung noch ganz fragmentarisch geblieben, als Goethe nach Weimar ging und den Faust auf lange Zeit ganz aus dem Gesichte verlor. Wenn er in Italien auch andere Dichtungen früherer Jahre zum Abschluß brachte, woher sollte ihm, der seine dichterische Thätigkeit stets von der Stimmung abhängig machte und nur bei Gelegenheitspoesieen manchmal erzwang, in jener Epoche der harmonischen Selbstbefriedigung ein innerer Antrieb kommen, die Nebelpfade des Faust zu betreten? Nur die symbolische Verjüngungsscene in der Hexenküche, die nothwendige Vermittelung der ersten und der späteren Erscheinung des Faust, ward hinzugefügt. Nach der Rückkehr traten einige kürzere Scenen noch hinzu, namentlich Fausts Selbstgespräch in Wald und Höhle, das zu des Dichters damaligen Verhältnissen eine nähere Beziehung zu haben scheint. Somit mußte Faust in der ersten Ausgabe 1790 als Fragment erscheinen, das nur

wenig Verständniß und Anerkennung fand. Allein er wurzelte zu tief in der Seele des Dichters, als daß es ihn nicht stets dahin zurückgezogen hätte. Nach der Vollendung von Hermann und Dorothea nahm er die Dichtung mit ganzem Ernst wieder auf, wie es die herrliche Zueignung, die wir schon oben mittheilten, in den wenigen tiefergreifenden Stanzas ausdrückt.

Erst jetzt bildete sich der Plan im Einzelnen aus, und die leitende Idee ward in dem Prolog im Himmel ausgesprochen, indem über Faust zwischen Mephistopheles und dem „Herrn“, ähnlich wie im Eingange des Buches Hiob, eine Wette abgeschlossen wird; der Grundgedanke liegt in den Worten des „Herrn“:

Nun gut! er sei dir überlassen!
 Zieh diesen Geist von seinem Urquell ab,
 Und führ' ihn, kannst du ihn erfassen,
 Auf deinem Wege mit herab,
 Und steh' beschämt, wenn du bekennen mußt:
 Ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange
 Ist sich des rechten Weges wohl bewußt.

Zunächst galt es nun in der Tragödie die große Lücke auszufüllen, die nach dem nächtlichen Gespräch mit Wagner, bis wo Faust entschlossen ist, an Mephistopheles' Seite sich in das Gewühl der Welt zu stürzen, unausgefüllt geblieben war. Dort erschien Faust im höchsten geistigen Streben, das zuletzt die Magie zu Hülfe gerufen hat, um die Grenzen der menschlichen Kraft zu überfliegen; hier ist er „vom Wissensdrang geheilt“ und entschlossen, „was der ganzen Menschheit zugetheilt ist, in seinem innern Selbst zu genießen“. Diesen Uebergang zu vermitteln und die Doppelnatur Fausts in Verbindung zu bringen, schuf Goethe einen der schönsten Theile der Dichtung. Faust, an den Folgen seines Strebens verzweifelnd, ist des ärmlichen Menschendaseins überdrüssig und will ihm mit einem Gisttrank schnell ein Ende machen. Da ertönt in der frühen Feierstunde des Ostermorgens Glockenflang und Chorgesang und ergreift sein Inneres mit gewaltiger Nührung.

Was sucht ihr mächtig und gelind,
 Ihr Himmelstöne, mich am Staube?
 Klingt dort umher, wo weiche Menschen sind.
 Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube;
 Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind.
 Zu jenen Sphären wag' ich nicht zu streben,
 Woher die holde Nachricht tönt:
 Und doch an diesen Klang von Jugend auf gewöhnt,
 Ruft er auch jetzt zurück mich in das Leben.
 Sonst stürzte sich der Himmelsliebe Ruß
 Auf mich herab, in ernster Sabbathstille;
 Da klang so ahnungsvoll des Glockentones Fülle,
 Und ein Gebet war brünstiger Genuß;
 Ein unbegreiflich holdes Sehnen
 Trieb mich durch Wald und Wiesen hinzugehn,
 Und unter tausend heißen Thränen
 Fühlt' ich mir eine Welt entstehn.
 Dies Lied verkündete der Jugend muntre Spiele,
 Der Frühlingsfeier freies Glück;
 Erinnerung hält mich nun mit kindlichem Gefühle
 Vom letzten ernstestn Schritt zurück.
 O tönet fort, ihr süßen Himmelslieder!
 Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder!

Als er jedoch am Ostertage mit Wagner einen Spaziergang
 ins Freie macht, kehrt die alte Schwermuth zurück, und die unter-
 sinkende Sonne begleitet er mit jener Sehnsucht, der nichts Irdisches
 Befriedigung gewähren kann. Und welchen Zauber der Sprache
 hat Goethe über die Schilderung jener Scene ausgegossen!

O glücklich, wer noch hoffen kann,
 Aus diesem Meer des Irrthums aufzutauchen!
 Was man nicht weiß, das eben brauchte man,
 Und was man weiß, kann man nicht brauchen.
 Doch laß uns dieser Stunde schönes Gut
 Durch solchen Trübsinn nicht verkümmern!
 Betrachte, wie in Abendsonnegluth
 Die grünumgebenen Hütten schimmern.
 Sie rückt und weicht, der Tag ist überlebt,
 Dort eilt sie hin und fördert neues Leben.
 O daß kein Flügel mich vom Boden hebt,
 Ihr nach und immer nach zu streben;
 Ich sah' im ewigen Abendstrahl
 Die stille Welt zu meinen Füßen,

Entzündet alle Höhen, beruhigt jedes Thal,
 Den Silberbach in goldne Ströme fließen.
 Nicht hemmte dann den göttergleichen Lauf
 Der wilde Berg mit allen seinen Schluchten.
 Schon thut das Meer sich mit erwärmten Buchten
 Vor den erstaunten Augen auf.
 Doch scheint die Göttin endlich wegzusinken;
 Allein der neue Trieb erwacht:
 Ich eile fort ihr ew'ges Licht zu trinken,
 Vor mir den Tag und hinter mir die Nacht,
 Den Himmel über mir und unter mir die Wellen.
 Ein schöner Traum! indessen sie entweicht.
 Ach! zu des Geistes Flügeln wird so leicht
 Kein körperlicher Flügel sich gesellen.
 Doch ist es jedem eingeboren,
 Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
 Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
 Ihr schmetternd Lied die Lerche singt;
 Wenn über schroffen Fichtenhöhen
 Der Adler ausgebreitet schwebt,
 Und über Flächen, über Seen,
 Der Kranich nach der Heimat strebt.

In diesem Momente schleicht sich Mephistopheles in Hunds-
 gestalt zu ihm und folgt ihm auf sein Studirzimmer, wo der
 Pudel sich in menschliche Gestalt verwandelt. Die erste Unter-
 redung sagt Faust so weit zu, daß er seinem Gaste häufigeren
 Besuch gestattet, der denn in der zweiten Unterredung zu einem
 Vertrage zwischen beiden führt, wiederum einer Wette, von der
 der Gang der ganzen Handlung bedingt ist. Faust erklärt dem
 Mephistopheles feierlichst:

Werd' ich beruhigt je mich auf ein Faubett legen,
 So sei es gleich um mich gethan!
 Kannst du mich schmeichelnd je belügen,
 Daß ich mir selbst gefallen mag,
 Kannst du mich mit Genuß betrügen:
 Das sei für mich der letzte Tag!
 Die Wette biet' ich! — —

Werd' ich zum Augenblicke sagen:
 Verweile doch! du bist so schön;
 Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
 Dann will ich gern zu Grunde gehn!

Dann mag die Todtenglocke schallen,
 Dann bist du deines Dienstes frei,
 Die Uhr mag stehn, der Zeiger fallen,
 Es sei die Zeit für mich vorbei.

Mit bewundernswürdiger Kunst, so daß man die Fugen kaum bemerkt, hat sodann der Dichter die ältere Dichtung angeschlossen, zu der auch Mephistopheles' Gespräch mit dem Schüler gehört, eine humoristische Satire auf das mechanische wissenschaftliche Treiben, das in seiner beschränkten Sphäre von der höheren Idee kaum eine Ahnung hat. Faust beginnt darauf an Mephistopheles' Seite seine Wanderung und wird von ihm zu den munteren Zechgesellschaften in Auerbach's Keller geführt. Diese Scene, sowie größtentheils diejenigen Scenen, deren Inhalt Margaretens Liebe und Mißgeschick ist, sind Theile der Jugenddichtung, in die Goethe nachmals nur einige Bindeglieder einschob. Margarete ist durch Fausts Schuld der Sünde und zuletzt dem Arm der weltlichen Gerechtigkeit verfallen. Allein indem Mephistopheles ausruft: „Sie ist gerichtet!“ ertönt die Stimme von oben: „Ist gerettet!“ Sie hat geliebt, gelitten und gebüßt; die ewige Gnade kann verzeihen.

Wir haben absichtlich das fragmentarische Entstehen des ersten Theils des Faust hervorgehoben und im Einzelnen nachgewiesen, um damit die Unzulänglichkeit einer ästhetischen Auffassung, die in dem Ganzen einen nothwendigen Organismus nachweisen will, darzuthun. Es sind Bilder des äußern und innern Menschenlebens, eine Fülle von Erscheinungen des Daseins, deren jede von der tiefsten poetischen Weltanschauung wie von der plastischen Kunst des Dichters Zeugniß giebt, alle zusammengehalten von der Idee, „das Höchste und Tiefste zu greifen“ und „der Menschheit Wohl und Weh“ im eigenen Selbst mitzuempfinden. Die genialste Schöpfung im Faust ist unstreitig Mephistopheles. Der böse Dämon, den der Mensch im eigenen Busen hegt, erscheint hier als eine besondere Existenz; bald ist es die kalte Verläugnung der höheren Zwecke des menschlichen Geistes, der Zweifel, „der Geist, der stets verneint“, bald die dämonische Leidenschaft, die unwiderstehlich zum Verderben fortzieht und im Tausel sinnlicher Lust den Abgrund

nicht gewahrt, dem sie entgeneigt. Ueber die Anmuth und Tiefe der Empfindung, welche jeder Scene, worin Gretchen erscheint, im lieblichen Liebesgetändel wie im schauerlichen Ernst des Geschicks eingehaucht ist, brauchen wir kaum viel Worte zu machen, da jeder die überwältigende Wirkung derselben an sich selbst empfunden hat. So wenig die ganze Dichtung für die Bühne berechnet war, so daß der Dichter selbst an dem Versuche verzweifelte, sie schließlich für die Aufführung einzurichten, so hat sie doch gerade in dieser Abtheilung solche Effecte der scenischen Darstellung erreicht, wie kaum irgend ein anderes Goethe'sches Drama. Mit Gretchens Tode schloß Goethe vorläufig die Faust-*Tragödie* ab, als er sie 1808 als „ersten Theil“ in die neue Sammlung seiner Werke aufnahm. Eine Fortsetzung war damit in Aussicht gestellt.

Schiller hatte schon sehr treffend angedeutet, daß es nunmehr nothwendig sei, Faust in das handelnde Leben zu führen. Daß es an der Zeit sei, ihn aus dem beschränkteren Kreise der Subjectivität in größere Verhältnisse hinüberzuführen und dem strebenden Geiste höhere Ziele anzuweisen, hatte auch Goethe erkannt. Die alte Volkssage, von der er nur die Hauptmomente als Grundlinien seiner Dichtung entlehnte, enthält die Erzählung, daß Faust, um die höchsten irdischen Genüsse zu erlangen, das schönste Weib, die Helena, von Mephistopheles fordert und erhält. Auf dieses Moment der Sage hatte Goethe längst seine Aufmerksamkeit gerichtet; schon mit dem ersten Fragment war eine Helena-Episode entstanden. Als ihn die spätere Lebensperiode zum Verehrer der griechischen Kunst ausbildete, als er im Vereine mit Schiller und Wilhelm von Humboldt dem classischen Kunstideal nachstrebte, vermochte er es nicht über sich, die schönen Gestalten des Griechenthums zu „verbarbarisiren“ und die Erscheinung der Helena als ein von der Magie hervorgezaubertes Phantom der weiblichen Schönheit zu behandeln. Sie ward ihm jetzt der Höhepunct des zweiten Theils der Dichtung, das höhere Ziel des Faust, das Ringen nach dem reinsten Urbilde des Schönen. Es war die Zeit, wo die Kunstphilosophie von dem Gegensatz des Classischen und Romantischen in Bewegung gesetzt war. Goethe lag daher der

Plan nahe, diesen in der Verbindung von Faust und Helena symbolisch darzustellen und entschied sich für die schon einigemal von ihm versuchte Form der griechischen Tragödie, selbst im Versmaß und im Gebrauch des Chors. Im Jahre 1800 ward dieser „Knoten gelöst“: Helena war aufgetreten. Allein wenn auch diese Abtheilung an und für sich zu einem Abschluß gebracht war, so fehlte doch noch viel, um sie mit dem Ganzen in Verbindung setzen zu können; es war die große Lücke zwischen Gretchens Tode und der Erscheinung der Helena auszufüllen. Mehr als zwanzig Jahre vergingen, ohne daß Goethe den Versuch erneuerte. Indessen waren seit dem Erscheinen des ersten Theils mehrere Versuche gemacht, den Faust fortzusetzen, durch die der Dichter wiederholt an die Schuld gemahnt ward, welche er der Nation noch abzutragen hatte. Mit dem Jahre 1826 wagte er sich an das kühne Unternehmen. Helena ward dadurch abgeschlossen, daß er in Euphorion, dem Sohne des Faust und der Helena, die moderne Poesie als das Product des Classicismus und der Romantik personificirte und an das Geschick des kurz zuvor auf Hellas' classischem Boden verstorbenen Lord Byron anknüpfte. Den Greis jedoch, der seine dichterischen Schöpfungen als „testamentarisch“, als letzte Vermächtnisse, betrachtete, lag der Abschluß des Ganzen, Fausts letztes Streben, das ihn der Gewalt des Mephistopheles nicht unterwürfig werden läßt, sein Ende und seine Versöhnung mit dem Himmel am meisten am Herzen. Dieser Act ward zunächst vollendet. Alles Uebrige ist Eindichtung. In den ersten beiden Acten „geht es zur Helena hinauf“; der vierte Act ward kurz vor dem letzten Geburtstage, den Goethe in Jlimenau, der Stätte mancher Jugenderinnerung und der Wiege mancher Dichtung, in glücklicher Stimmung feierte, zum Abschluß gebracht, und das Ganze sollte erst nach seinem Tode der Oeffentlichkeit übergeben werden.

Der zweite Theil des Faust verhält sich zu dem ersten Theile, wie Wilhelm Meisters Wanderjahre zu den Lehrjahren. Hier hat Alles die lebensvollste Gestalt und Anschaulichkeit, umflossen von dem schön sich anschmiegenden Gewande einer unübertrefflichen Sprache;

dort verkehren wir mit allegorischen Schattengestalten, welche mehr den Verstand als die Phantasie beschäftigen, und die Sprache verliert an natürlicher Frische und poetischem Duft, was sie an rhythmischer Kunstform gewonnen hat. Es ist die untergehende Sonne des Dichters, freilich auch sie noch glanzvoll im Scheiden. Auch im zweiten Theil des Faust steht der große Geist des Dichters vor uns, welcher in den vielfach räthselhaften Bildern, die er uns vorführt, tiefe Ansichten über Göttliches und Menschliches, über Wissenschaft und Kunst, über das Wirken des Individuums und die Verhältnisse des Staats einhüllt, und selbst was die Sprache betrifft, trifft man auf Stellen von hoher dichterischer Schönheit. In gleichem Maße, wie der erste Theil, wird der zweite niemals populär werden können; es wird daher, weil er unsern Lesern weniger bekannt sein dürfte, eine kurze Uebersicht des Ganges der Handlung angemessen sein.

Im Beginn des ersten Actes schlummert Faust, von Elfen umschwebt und eingewiegt, auf blumigem Rasen; er soll vergessen, was vergangen ist, und zu neuem Leben und muthiger Thätigkeit wieder Kraft gewinnen. Als er erwacht, sieht er die Sonne im reichsten Farbenschimmer vor seinen Augen aufgehen und fühlt alle Pulse wieder frisch lebendig schlagen. Darauf öffnet sich vor uns der Kaiserhof, an dem Faust und Mephistopheles erscheinen, dieser als Hofnarr willkommen geheißen, weil er verborgene Schätze zu heben verspricht, was er denn auch bald durch die Erfindung des Papiergeldes wahr macht. Am Hofe ist ein glänzendes Maskenfest, das der Dichter als eine große Allegorie des gesellschaftlichen Lebens behandelt, indem er die Mächte, die es bewegen und leiten, in charakteristischen Bildern vorführt; mitten durch die bunte Menge fährt mit flügel schnellen Rossen der „Anablenker“, der Genius der Poesie, der seine Schätze umherspendet und alle Herzen an sich zieht. Bei dem Schauspiel am Hofe wünscht der Kaiser, daß der große Zauberünstler Faust zum Ergötzen der Gesellschaft Paris und Helena erscheinen lasse. Faust wendet sich an Mephistopheles, der in diesen Abtheilungen des Gedichts nicht mehr als „der Geist, der stets verneint“, nicht als

der herzlose Verführer sich darstellt, sondern dem Faust dienstfertig die Mittel zu seiner ferneren Thätigkeit herbeischafft. Im Gespräch mit Faust erklärt er, daß Faust selbst die Gestalten schaffen und deshalb zu den „Müttern“ sich hinbegeben müsse, um aus ihrem Schattenreiche den glühenden Dreifuß heraufzuholen, auf dem die Hervorzauberung beliebiger Gestalten gelingen werde; Mephistopheles, der zu der Ausführung dieses Unternehmens selbst unfähig ist, giebt ihm dazu den Schlüssel. Hier haben wir die tiefgedachte Allegorie, wie das Erschaffen des Kunstgebildes dadurch ermöglicht wird, daß der Schöpfer des Schönen in die Ideenwelt sich vertieft und durch den Dreifuß d. h. die künstlerische Begeisterung und Phantasie zu wirklicher Erscheinung bringt. Es gelingt dem Faust, den magischen Dreifuß herzuschaffen und vor den Augen des Hofes Paris und Helena aus dem emporwallenden Rauch entstehen zu lassen. Als aber Paris die Helena entführen will, stürzt Faust, von ihrer Schönheit im Innersten ergriffen, auf die Bühne, und die Erscheinung, die er haschen will, verschwindet, läßt aber in ihm den Vorsatz zurück, die Helena zu erwerben.

Der zweite Act führt uns wieder in Fausts altes Studirzimmer, das er seit seinem ersten Verschwinden mit Mephistopheles nicht wieder besucht hat. Während Faust, von der Erscheinung der Helena noch betäubt, im Schlummer liegt, unterhält sich Mephistopheles mit dem gelehrten Herrn in Fausts Wohnung, welche jetzt der Doctor Wagner mit seinem Ruhm erfüllt. In dem Baccalaureus stellt sich ihm ein junger Gelehrter vor, der als angehender Student die humoristischen Weisheitslehren aus seinem Munde ehrerbietig vernommen hatte; jetzt ein Naturphilosoph, anmaßender Weisheit voll, welche die Geschichte der Wissenschaft von sich beginnen möchte, bedarf er keiner Belehrung mehr von Andern, am wenigsten von Aelteren, deren Standpunct längst überwunden ist. Mephistopheles sucht Wagner in seinem Laboratorium auf und findet ihn beschäftigt, den Menschen auf chemischem Wege zu zeugen; bald erscheint in der Glasretorte das zarte Naturwesen als Homunculus, dem indeß noch das Geistige

zur vollen menschlichen Existenz mangelt. Er begleitet den Mephistopheles auf seiner ferneren Fahrt in der Hoffnung, einen glücklichen Moment zu finden, um in die selbstständige Wirklichkeit überzugehen.

Faust macht sich darauf in Begleitung des Mephistopheles, dem der Homunculus sich angeschlossen hat, auf den Weg nach Griechenland. Die classische Walpurgisnacht, das Seitenstück zu der germanischen Walpurgisnacht im ersten Theil, versammelt die zauberhaften Schattengebilde der abgestorbenen hellenischen Welt auf der pharsalischen Ebene in Thessalien, der Heimat des antiken Zauberwesens: unter ihnen hofft Faust von dem Aufenthalte der Helena Kunde zu erlangen. Nach langem ungeduldigen Umherirren wird er von Chiron, der sie einst auf seinem Rücken getragen hat, zu der wahr sagenden Manto gebracht, welche ihn im Olymp zur Helena zu geleiten verspricht. Indessen vertreibt sich Mephistopheles unter den häßlichen Gestalten nach seinem Sinne die Zeit, und der Homunculus strebt unter den Naturgeistern der Tiefe zum Menschendasein, bis er am Throne der Calatea zerschellt und als der die Elemente verbindende Gros in Flammen aufleuchtet.

Der dritte Act, von Goethe eine classisch-romantische Phantasmagorie genannt, ist im erhabenen Rothurnschritt der griechischen Tragödie ausgeführt und trägt die Züge der vollen männlichen Dichterkraft. Helena kehrt nach dem Brande Troja's in den Palast der Heimat zurück und wird von der alten häßlichen, aber vielerfahrenen Schaffnerin Phorkyas empfangen, in die sich Mephistopheles, welcher der Schönheit gegenüber das Häßliche vertritt, umgewandelt hat. Von ihr erfährt die Fürstin zu ihrem Schrecken, daß Menelaos sie dem Tode geweiht habe. Phorkyas verschafft ihr Rettung, indem sie sammt ihrem Gefolge auf die Mitterburg des Faust entführt wird. Von ihm und seinen Vasallen wird ihr der ehrerbietigste Empfang bereitet, und der Liebesbund ist rasch geschlossen, die ritterliche Tapferkeit vermählt sich der Schönheit, und der Sohn, Euphorion, die Frucht ihrer beglückten Vereinigung, trägt die Züge beider, die Schönheit

und das maßlose Streben; es ist der Dichtergenius unsers Zeitalters, wie er in Byron zur Erscheinung kam. Phorkyas schildert dem Chor sein verwegenes Emporstreben in herrlichen antiken Trochäen:

Ängstlich ruft die Mutter: springe wiederholt und nach Belieben,
Aber hüte dich zu fliegen, freier Flug ist dir versagt.
Und so mahnt der treue Vater: in der Erde liegt die Schnellkraft,
Die dich aufwärts treibt, berühre mit der Zehe nur den Boden,
Wie der Erdensohn Antäus bist du alsobald gestärkt.
Und so hüpfst er auf die Masse dieses Felsens, von der Kante
Zu dem andern und umher, so wie ein Ball geschlagen springt.
Doch auf einmal in der Spalte rauher Schlucht ist er verschwunden,
Und nun scheint er uns verloren. Mutter jammert, Vater tröstet,
Achselzuckend steh' ich ängstlich. Da nun wieder, welch Erscheinen!
Liegen Schätze dort verborgen? Blumenstreifige Gewande
Hat er würdig angethan.
Lianen schweben von den Armen, Binden flattern um den Busen;
In der Hand die goldne Peier, völlig wie ein kleiner Phöbus
Tritt er wohlgenuth zur Kante, zu dem Ueberhang. Wir staunen.
Und die Eltern vor Entzücken werfen wechselnd sich ans Herz.
Denn wie leuchtet's ihm zu Haupten? Was erglänzt, ist schwer zu sagen,
Ist es Goldschmuck, ist es Flamme übermächtiger Geisteskraft.
Und so regt er sich geberdend, sich als Knabe schon verkündend
Künftigen Meister alles Schönen, dem die ewigen Melodien
Durch die Glieder sich bewegen; und so werdet ihr ihn hören,
Und so werdet ihr ihn sehn zu einziger Bewunderung.

Euphorion überhört die Warnungen der Eltern und stürzt in den Untergang. Mit ihm verschwindet auch Helena. Ihr Gefolge verwandelt sich, da die Schönheit verschwunden ist, in Naturgeister und vertheilt sich zwischen Berge, Wälder und Weingelände. Der ganze Act ist somit ein für sich bestehendes allegorisches Ganzes, so daß es mit den übrigen Theilen nur mit schwachen Fäden hat verknüpft werden können.

Der vierte Act hat am wenigsten frisches Leben. Er führt uns Faust in neuem Streben nach Thätigkeit vor. Ein Gegenkaiser hat sich erhoben. Faust unterstützt den rechtmäßigen Kaiser in dem Kriege und erhält, da der Sieg errungen wird, zum Danke den Saum des Meeres, den er sich erbeten hat, um dem

Wasser Land abzugewinnen und als ein selbstgeschaffenes Eigenthum anzubauen.

Im Eingange des letzten Acts sehen wir die Früchte von Fausts neuer Thätigkeit, bei der die Teufelskünste des Mephistopheles in Anspruch genommen werden. Er hat Dämme errichtet, Canäle gegraben, Palast und Garten angelegt, glückliche Bewohner auf sein Besizthum herangezogen und ist beglückt im Gefühl seines rastlosen Schaffens. Aber die Sorge schleicht zu ihm, und er erblindet von ihrem Hauche. „Allein im Innern leuchtet helles Licht!“ er läßt in seinem energijichen Handeln nicht nach und, froh des Errungenen, überblickt er sein vergangenes Leben.

Ja! diesem Sinne bin ich ganz ergeben,
Das ist der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß.
Und so verbringt, umrungen von Gefahr,
Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr.
Solch ein Gewimmel möcht' ich sehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.
Zum Augenblicke dürft' ich sagen:
Verweile doch, du bist so schön!
Es kann die Spur von meinen Erdetagen
Nicht in Neonen untergehn. ---
Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick.

Mit diesem Geständniß der Befriedigung sinkt Faust todt nieder. Mephistopheles, der die Wette gewonnen zu haben meint, ruft die Teufelschaaren herbei, um die entfliehende Seele zu erschassen. Allein der Himmel will ihre Rettung. Engel schweben hernieder und streuen Rosen „aus den Händen liebend=heiliger Büßerinnen“, welche die Leiber der Teufel brennen. Indem Mephistopheles sich mit ihnen zu schaffen macht und darüber seinen eigentlichen Zweck fast vergißt, entführen die Engel Fausts Unsterbliches und tragen die gerettete Seele unter Gesängen in die Vorhöfe des Himmels. Die Grundidee der schließlichen Ver söhnung ist in dem Engeldhor ausgedrückt:

Gerettet ist das edle Glied
 Der Geisterwelt vom Bösen:
 Wer immer strebend sich bemüht,
 Den können wir erlösen;
 Und hat an ihm die Liebe gar
 Von oben Theil genommen,
 Begegnet ihm die selige Schaar
 Mit herzlichem Willkommen.

Ein Chor frommer Büßerinnen umschwebt ihn mit Fürbitten und läutert die Seele zu reinerer Verklärung, unter ihnen Gretchen, die an den verjüngten Geliebten sich liebevoll anschmiegt:

Vom edlen Geisterchor umgeben,
 Wird sich der Neue kaum gewahr;
 Er ahnet kaum das frische Leben,
 So gleicht er schon der heiligen Schaar.
 Sieh, wie er jedem Erdenbände
 Der alten Hülle sich entrafft,
 Und aus ätherischem Gewande
 Hervortritt erste Jugendkraft!
 Vergönne mir, ihn zu belehren,
 Noch blendet ihn der neue Tag.

Von ihr geleitet, steigt Fausts Seele zu höheren Sphären empor. Was ihn emporzieht, ist die Sehnsucht nach dem Idealen und die läuternde Liebe, „das Ewig-Weibliche“.

Mit der Vollendung dieser Dichtung sah Goethe sein Tagewerk als beschlossen an. Die Tage, die ihm noch verliehen würden, wollte er als eine Zugabe zum Leben dankbar willkommen heißen. Die Worte der Inschrift an dem Bretterhäuschen auf der Höhe bei Jlménau, welche er Tags vor seiner letzten Geburtstagsfeier zum letztenmal erstieg: „Warte nur, balde ruhest du auch!“ einst geschrieben in Zeiten innerer Bewegung, deuteten ihm jetzt die nahe Ruhe des Grabes; er las sie laut vor sich hin unter hervorquellenden Thränen überwältigender Rührung. Den Winter 1831/32 durchlebte er noch gesund und geistig-thätig, so daß er das Glück hatte, die Abnahme der Geisteskräfte nicht zu fühlen. Seine letzte Krankheit war kurz, sein Scheiden sanft. Die letzten verständlichen Worte waren der Wunsch, daß man den zweiten

Fensterladen öffnen möge, damit mehr Licht hereinkomme. Das Licht des irdischen Auges erlosch in der Mittagsstunde den 22. März 1832, damit dem Geiste das höhere Licht aufgehe. Der Genius aber, der hienieden in ihm zum Höchsten emporgestrebt, lebt auch in seinem Wirken für die Menschheit fort und wandelt in unsterblichen Schöpfungen zu fernem Jahrhunderten.

Es kann die Spur von meinen Erdetagen
Nicht in Aeonen untergehn!

III. Patriotische Lyrik in der Zeit der Befreiungskriege.

Wenn man auch nichts Anderes als die Stimmen der Poesie befragte, so würde man erkennen, daß mit dem Jahr 1809 ein Umschwung in den deutschen Gemüthern erfolgt, daß ein Nationalgefühl erwacht war, dessen noch gedämpfte Stimmen wie fernes Donnerrollen den Ausbruch eines nahen Gewitters verkündigten. Was Heinrich von Kleist die Germania ihren Kindern zurufen läßt, war das allgemeine Gefühl, dessen Ausbrüche noch einige Jahre durch die Uebermacht des Siegers niedergehalten wurden. Mit der Erhebung Norddeutschlands im Beginn des Jahres 1813 erwachte eine vaterländische Begeisterung, welche unserer Nationalgeschichte eines der schönsten Blätter hinzugefügt hat, und mit ihr ein Frühling patriotischer Lieder, der seine Blüthen der Freude und der Hoffnung auf alle deutschen Lande streute, bis er nach einigen Jahren, als von jenen Zukunftsträumen so wenig in Erfüllung ging, wieder verschwand.

Die Klänge jener vaterländischen Lyrik sind sehr verschiedenartig. Einige ältere Dichter rufen noch einmal die fast verschollenen Formen der Klopstock'schen Ramlerschen Ode herauf, wie die Brüder Stolberg. Selbst Friedrich August von Stägemann, mehr glühender Patriot, als Dichter, erinnert in seinen Kriegsgeängen an den Ton der Ramlerschen Vaterlandsdichtung. Bei Anderen, wie namentlich Fouqué und Schenkendorf, vermischt die patriotische Begeisterung mit der romantischen Gefühlsrichtung und wendet sich zu den alten deutschen

Zeiten, wo Ritterlichkeit, Religion und edle Sitte Hand in Hand gingen. Die mächtigere Wirkung auf das Volk konnten nur die haben, welche, auf den Boden der Gegenwart sich stellend, den Sieg über die Fremdherrschaft und die Zukunft des deutschen Volkes ins Auge faßten, Dichter wie Arndt, Körner, Rückert. Bei ihnen erneuert sich die energische Rhetorik Schiller's, dessen Dichtungen in der Zeit nationaler Erhebung und politischer Ideale gewaltiger, denn je vor- und nachher, die Herzen erfüllten. Wir haben die bedeutendsten der genannten Dichter einzeln zu betrachten.

Friedrich Max von Schenkendorf, 1783 zu Tillit in Ostpreußen geboren, war meistens in preussischen Staatsdiensten thätig. Er zog 1813 ins Feld, konnte jedoch, einer Lähmung des Armes halber, am Kampfe keinen Theil nehmen. 1815 wurde er zum Regierungsrath in Coblenz ernannt, wo er schon nach wenig Jahren, 1817, starb. In seinen Liedern waltet nicht der stürmische Ton des patriotischen Zornes und Kriegermuths, sondern eine sanfte religiöse Innigkeit, die in dem Kriege einen heiligen Kampf für Glauben und Sitte erkennt: „daß Lied und Minne wiederkehre in unser grünes Eichenzelt“. Seine „Beichte am 28. October 1813“ zeichnet mit strengem Wort die deutsche Schmach der letzten Jahre als eine Selbstverschuldung Aller.

Wir haben alle schwer gesündigt,
Wir mangeln allesammt an Ruhm!
Man hat, o Herr, uns oft verflün-

dig
Der Freiheit Evangelium;

Wir aber hatten uns entmündigt,

Daß Salz der Erde wurde dumm;

So Fürst als Bürger, so der Adel,

Hier ist nicht einer ohne Tadel.

Wir haben an der bunten Wange

Der alten Babel uns berauscht,

Und ihrem frechen Lustgesange

Mit keuschem deutschen Ohr gelauscht;

Die Kraft entschwand uns vor dem

Klange,

Im Taumel haben wir vertauscht

Mit ellem Rothwelsch der Garonne

Die Sprache Teuts, der Helden Wonne.

Da kamen über uns gezogen
Die Schmach, die Gräuel ohne Zahl;

Wir bauten mit am Siegesbogen,

Wir saßen mit beim Götzemahl;

Die nie das freie Haupt gebogen,

Die Männer, stolz und rein wie Stahl,

Sie webten mit am Sklavenbande,

Sie prunkten mit dem Schmuck der Schande. — — —

Die Erhebung ist ihm nunmehr die Befreiung vom „alten Truge“, der Kampf für die Herstellung der alten Sitte, des alten Glaubens.

Landsturm.

Die Feuer sind entglommen
Auf Bergen nah und fern.
Ha, Windsbraut, sei willkommen,
Willkommen Sturm des Herrn!

O zeuch durch unsre Felder
Und reinige das Land,
Durch unsre Tannenwälder,
Du Sturm von Gott gesandt.

Ihr Thürme, hoch erhoben
In freier Himmelsluft,
So zauberisch umwoben
Von blauem Wolfenduft,

Wie habt ihr oft gerufen
Die andachtvolle Schaar,
Wenn an des Altars Stufen
Das Heil zu finden war!

Die Wetter oft sich brachen
Von eurem Glockenklang:
Nun führt ihr andre Sprachen,
Es klingt wie Brautgesang.

Das Land ist aufgestanden,
Ein herrlich Osterfest!
Ist frei von Sklavenbanden:
Die hielten nicht mehr fest.

Wo, Tod, sind deine Schrecken?
O Hölle, wo dein Sieg?
Und Satan, wie dich decken
In diesem heil'gen Krieg?

Beschritten ist der Grenze
Geweiheter Zauberkreis.
Nicht mehr um Eichenfränze
Sicht Jüngling nun und Greis.

Nun gilt es um das Leben,
Es gilt uns höchste Gut:
Wir setzen dran, wir geben
Mit Freuden unser Blut.

Du liebende Gemeinde,
Wie sonst am Tisch des Herrn
Im gläubigen Vereine,
Wie fröhlich strahlt dein Stern!

Wie lieblich klingt, wie heiter
Der Losung Bibelton:
Hie Wagen Gottes, Gottes Reiter!
Hie Schwert des Herrn und Gideon!

Am innigsten spricht diese fromme Gesinnung im einfachen Ton des Liedes zu unserm Herzen, z. B. im „Frühlingsgruß an das Vaterland“ und in dem vielgesungenen Freiheitsliede, das wir hier mittheilen:

Freiheit.

Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt,
Komm mit deinem Scheine,
Süßes Engelsbild.

Magst du nie dich zeigen
Der bedrängten Welt?
Führest deinen Reigen
Nur am Sternenzelt?

Auch bei grünen Bäumen
In dem lust'gen Wald,
Unter Blüthenträumen
Ist dein Aufenthalt.

Ach! das ist ein Leben,
Wenn es weht und klingt,
Wenn dein stilles Weben
Wonnig uns durchdringt;

Wenn die Blätter rauschen
Süßen Freundesgruß,
Wenn wir Blicke tauschen,
Liebeswort und Kuß.

Aber immer weiter
Nimmt das Herz den Lauf,
Auf der Himmelsleiter
Steigt die Sehnsucht auf.

Aus den stillen Kreisen
Kommst mein Hirtenkind,
Will der Welt beweisen,
Was es denkt und mißt.

Blüht ihm doch ein Garten,
Reißt ihm doch ein Feld
Auch in jener harten
Steinerbauten Welt.

Wo sich Gottes Flamme
In ein Herz gesenkt,
Das am alten Stamme
Treu und liebend hängt;

Wo sich Männer finden,
Die für Ehr' und Recht
Muthig sich verbinden,
Weist ein frei Geschlecht.

Hinter dunkeln Wällen,
Hinter ehrnem Thor
Kann das Herz noch schwellen
Zu dem Licht empor,

Für die Kirchenhallen,
Für der Väter Gruft,
Für die Liebsten fallen,
Wenn die Freiheit ruft.

Das ist rechtes Glühen,
Frisch und rosenroth:
Heldenwangen blühen
Schöner auf im Tod.

Wollest auf uns lenken
Gottes Lieb' und Lust;
Wollest gern dich senken
In die deutsche Brust.

Freiheit, holdes Wesen,
Gläubig, kühn und zart,
Hast ja lang' erlesen
Dir die deutsche Art.

Ein Theil seiner Gedichte steht daher außer Beziehung zu den Zeitbewegungen; es sind Stimmen aus seiner reinen, friedlichen Gemüthswelt, welche von Liebe und Andacht erfüllt ist und in den

Blüthen des Frühlings wie im Schein der Lichter des Christabends, in der Schönheit der Schöpfung wie an den Gräbern der Geliebten die Nähe der göttlichen Gnade fühlt. Mit einem schönen Liede, das die gottergebene Gesinnung erhebend ausspricht, scheiden wir von dem trefflichen Sänger.

An das Herz.

Laß legen sich die Ungeduld,
Sei stille, Herz, nur stille!
Dort oben waltet Vaters Huld,
Der neige sich dein Wille.

Laß fahren, Herz, die Ungeduld,
Zur Ruhe mußt du kommen,
Und wirf dich in die Vaterhuld:
Das einig bringt dir Frommen!

Was schauest du so viel herum
Und hast so viele Worte?
Bald wird doch Alles still und stumm
An einer dunkeln Pforte.

Und wenn wir dann so manches Jahr
Im stillen Grabe lagen,
Wird uns ein Morgen, hell und klar,
Im fernen Aufgang tagen.

Wir werden alle stumm und still
In unsre Gräber ziehen;
Ob einer dort sich regen will,
Vergebens ist sein Mühen.

Da stillt sich Durst und Ungeduld
In seinen rohen Gluthen;
Da will des en'gen Vaters Huld
In Strömen niederfluthen.

Drum sei nur stille, Herz, sei still,
Bald legen sich die Wellen;
Der Alles hat und geben will,
Wird deine Nacht erhellen.

Ernst Moritz Arndt, am 26. December 1769 zu Schoritz auf Rügen geboren, der Sohn eines Pächters, bildete, ähnlich wie Voß, unter den beschränkten Verhältnissen seiner Jugendjahre seinen Charakter zu der männlichen Festigkeit und Biederkeit aus, die er sich durch ein langes Leben und unter wechselnden, oft harten Geschieden fleckenlos bewahrt hat. In Greifswalde und Jena studirte er Theologie, gab aber bald den geistlichen Beruf auf. Als Schriftsteller zog er zuerst durch Reisebeschreibungen die Aufmerksamkeit auf sich, Früchte der Reisen, die ihn in den Jahren 1797 bis 1799 durch Schweden, Ungarn, Italien und Frankreich führten. Im Jahre 1803 ward er Adjunct, dann Professor an der damals noch schwedischen Universität Greifswalde und hielt Vorlesungen über Geschichte. Allein nur kurze Zeit. In seinem

Werke Geist der Zeit (1806) richtete er so kühne Worte gegen Napoleons Ehrgeiz und Eroberungsfucht, daß er vor seinem Zorn nach Schweden flüchten mußte. Hier hätte sein Leben sich friedlich und glücklich gestalten können, wenn ihn nicht die Liebe zum deutschen Vaterlande fortgetrieben hätte. Im Jahre 1812 schloß er sich an den Freiherrn von Stein an, begleitete diesen nach Rußland, und als Preußen sich erhob, rief er in Volksschriften wie in patriotischen Liedern zum Kampfe gegen die Unterdrücker auf. Es sind Lieder derben, kräftigen Klanges, voll feuriger Begeisterung für das deutsche Vaterland und glühenden Hasses gegen wälschen Trug und Druck. Von ihm ertönte der Ruf: Was ist des Deutschen Vaterland — ein vielgesungenes Volkslied; von ihm das energische Vaterlandslied: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ — Der wollte keine Knechte —;“ von ihm der Fahnen Schwur und das feierliche Bundeslied, das hier folgen möge:

Sind wir vereint zur guten Stunde,	Es geh', durch Tugenden bewundert,
Wir starker, deutscher Männerchor,	Geliebt durch Redlichkeit und Recht,
So dringt aus jedem frohen Munde	Stolz von Jahrhundert zu Jahrhun-
Die Seele zum Gebet hervor;	dert,
Dem wir sind hier in eueren Din-	An Kraft und Ehren ungeschwächt!

gen,
Mit hehrem heiligen Gefühl,
Drum soll die volle Brust erklingen
Ein volles helles Saitenspiel.

Wem soll der erste Dank erschal-

len?
Dem Gott, der groß und wunderbar
Aus langer Schande Nacht uns allen
In Flammenglanz erschienen war;
Der unsrer Feinde Trotz zerblizet,
Der unsre Kraft uns schön erneut
Und auf den Sternen waltend sitzt
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Wem soll der zweite Wunsch ertönen?
Des Vaterlandes Majestät!
Verderben allen, die es höhnen!
Glück dem, der mit ihm fällt und steht!

Das Dritte, deutscher Männer
Weide,

Am hellsten soll's geklungen sein!
Die Freiheit heißet deutsche Freunde,
Die Freiheit führt den deutschen Reih'n.
Für sie zu leben und zu sterben,
Das flammt durch jede deutsche Brust;
Für sie um hohen Tod zu werben,
Ist deutsche Ehre, deutsche Lust.

Das Vierte — hebt zur hehren Weihe
Die Hände und die Herzen hoch! —
Es lebe alte deutsche Treue!
Es lebe deutscher Glaube hoch!

Mit diesen wollen wir bestehen,
Sie sind des Bundes Schild und Hort.
Fürwahr, es muß die Welt vergehen,
Bergeht das feste Männerwort.

Rückt dichter in der heil'gen Runde Das Wort, das unsern Bund ge-
 Und klingt den letzten Jubelklang! schürzet,
 Von Herz zu Herz, von Mund zu Mund Das Heil, das uns kein Teufel raubt
 Und kein Tyrannentrug uns kürzet,
 Erbrause freudig der Gesang! Das sei gehalten und geglaubt!

In mehreren Gedichten feiert er die erfochtenen Siege und die Helden der Schlachten. Das Lied von Blücher wurde in jenen Jahren zum Volksliede. Wir geben es nach der letzten an mehreren Stellen geänderten Fassung.

Das Lied vom Feldmarschall.

Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!
 Es reitet der Feldmarschall im fliegenden Saus;
 Er reitet so freudig sein muthiges Pferd,
 Er schwinget so schneidig sein blitzendes Schwert.

D schauet, wie ihm leuchten die Augen so klar!
 D schauet, wie ihm wallet sein schneeweißes Haar!
 So frisch blüht sein Alter, wie greisender Wein;
 D'rum kann er auch Verwalter des Schlachtfeldes sein.

Der Mann ist er gewesen, als Alles versank,
 Der muthig auf gen Himmel den Degen noch schwang;
 Da schwur er beim Eisen gar zornig und hart,
 Den Wälschen zu weisen die preußische Art.

Den Schwur hat er gehalten. Als Kriegsruß erklang,
 Hei! wie der weiße Jüngling in Sattel sich schwang!
 Da ist er's gewesen, der Rehraus gemacht,
 Mit eisernem Besen das Land rein gemacht.

Bei Lüzen auf der Aue er hielt solchen Strauß,
 Daß vielen tausend Wälschen der Athem ging aus,
 Daß Tausende liefen dort hastigen Lauf,
 Zehntausend entschlefen, die nie wachen auf.

Am Wasser der Katzbach er's auch hat bewährt,
 Da hat er den Franzosen das Schwimmen gelehrt;
 Fahrt wohl, ihr Franzosen, zur Ostsee hinab!
 Und nehmet, Ohnehosen! den Walfisch zum Grab!

Bei Wartburg an der Elbe wie fuhr er hindurch!
 Da schirmte die Franzosen nicht Schanze, nicht Burg.

Da mußten sie springen wie Hasen übers Feld,
Und hell ließ erklingen sein Hufsa! der Held.

Bei Leipzig auf dem Plane, o herrliche Schlacht!
Da brach er den Franzosen das Glück und die Macht;
Da lagen sie sicher nach blutigem Fall,
Da ward der Herr Blücher ein Feldmarschall.

D'rum blaset, ihr Trompeten! Husaren heraus!
Du reite, Herr Feldmarschall, wie Winde im Saus!
Dem Siege entgegen zum Rhein, übern Rhein!
Du tapferer Degen, in Frankreich hinein!

Im Jahre 1818 wurde Arndt an der neuerrichteten Universität Bonn als Professor der Geschichte angestellt. Auf's neue war jedoch seine akademische Wirksamkeit von kurzer Dauer. Seine politischen Ansichten waren, eben weil er für Deutschlands Einheit und freie Entwicklung das Wort geführt hatte, mißliebig geworden. Er hat zwar sein Leben hindurch seine öffentliche Erklärung bewahrheitet, „daß er kein geheimer Bündler, kein lockender Jugendverführer, kein revolutionärer Jacobiner sei, sondern ein freigesinnter monarchischer und königlicher Mann, der das auf Verfassungen und Gesetzen ruhende Königthum und Fürstenthum für die sittlichste und glücklichste gesellschaftliche Ordnung halte.“ Jedoch lag es einer Partei daran, solche energische Fürsprecher des Rechts möglichst um ihren Einfluß zu bringen. Arndt ward in eine langwierige Untersuchung wegen geheimer Verbindungen und demagogischer Uentriebe verwickelt. Obwohl freigesprochen, blieb er doch seines Amtes enthoben und zu unfreiwilliger Muße verurtheilt, in der ihm auch die Neigung zu einer schriftstellerischen Thätigkeit unter den Beschränkungen der Censur verschwand. Friedrich Wilhelm IV. setzte ihn 1840 gleich im Beginn seiner Regierung in sein Lehramt wieder ein. Jetzt freilich ein Greis, wirkte er doch von neuem fort mit jugendlicher Kraft, noch in den stürmischen Bewegungen des Jahres 1848 ein klarer, lebendig zum Herzen redender Volkschriftsteller, dem selbst die Muse der Poesie nicht untreu geworden war. Er starb hochbetagt zu Bonn 1860. Das

folgende Lied aus dem Jahre 1837 giebt seiner unwandelbaren patriotischen Gesinnung ein schönes Zeugniß.

Warum rufe ich?

Und ruffst du immer Vaterland	Ja, darum, weil wir gleich dem
Und Freiheit? will das Herz nicht	Schein
rasten?	Der Morgendämmerung verschweben,
Und doch, wie bald umrollt der Sand	Muß dies die große Sonne sein,
Des Grabes deinen Leichentasten;	Worin wir blühen, wodurch wir leben.
Die nächste Ladung trägst du schon	D'rum müssen wir an diesem Bau
Geschrieben hell auf weißem Scheitel.	Uns hier die Ewigkeit erbauen,
Gedenk' des weisen Salomon,	Damit wir von der Geisterau
Gedenk' des Spruches: Alles eitel.	Einst selig können niederschauen.

Ja darum ruf' ich Vaterland	O Vaterland, mein Vaterland!
Und Freiheit! dieser Ruf muß bleiben,	Du heil'ges, das mir Gott gegeben!
Wann lange unsrer Gräber Sand	Sei Alles eitel, Alles Tand,
Und unsern Staub die Winde trei-	Mein Name nichts und nichts mein
ben;	Leben —
Wann unsrer Namen dünner Schall	Du wirst Jahrtausende-durchblühen
Im Zeitensturme längst verklungen,	In deutschen Treuen, deutschen Ehren;
Sei dieses Klanges Widerhall	Wir Kurze müssen himmen ziehn,
Von Millionen nachgesungen.	Doch Liebe wird unsterblich währen.

Theodor (Karl) Körner wurde am 23. September 1791 zu Dresden geboren. Sein Vater, Appellationsrath dajelbst, war der Freund Goethe's und vornehmlich Schiller's, ein durch Charakter und Bildung ausgezeichnete Mann. Für die Ausbildung des talentvollen Knaben ward aufs trefflichste gesorgt. Da er Neigung zu den Bergbauwissenschaften hatte, bezog er 1808 die Bergakademie zu Freiberg, von wo er sich 1810 auf die Universität Leipzig begab. Ein offener, kräftiger Jüngling, dem das Kleinliche und Pedantische des gewöhnlichen Lebens verhaßt war, suchte er am meisten den Umgang mit Studenten von gleicher Lebensfrische, wobei denn manche burleske Rohheit und Ungefehrlichkeit nicht ausblieb und die wissenschaftlichen Studien nicht gedeihen konnten. Ein kurzer Aufenthalt in Berlin hatte für diese eben so wenig Erfolg. Es zog ihn in eine andere Bahn, und der Vater widerstrebte seinen Wünschen nicht; er begab sich nach Wien.

Als Dichter war Körner schon 1810 mit den „Knospen“ vor das Publicum getreten. Es waren Nachflänge Schiller's, dessen Gedichte ihn von der Kindheit an begleitet hatten; allein sie versprachen doch seinem Talente eine dichterische Zukunft, die sich ihm in Wien erfüllen zu wollen schien. Hier brachte er seine dramatischen Jugendwerke zur Aufführung und erntete, da er ganz den Geschmack des Publicums zu treffen wußte, zumal bei der damaligen Dede der dramatischen Literatur, lebhaften Beifall. Sein Talent ist auch hier noch ohne Selbstständigkeit. In den Lustspielen ahmt er Kozebue nach, in den Trauerspielen copirt er Schiller ungefähr in derselben Weise, wie es auch von Kozebue versucht war. Zriny bestach durch seine declamatorische Sprache wie durch den heldenmüthigen Patriotismus, in den das gedemüthigte Geschlecht der Zeit jubelnd einstimmte, jetzt von der deutschen Bühne fast verschwunden. Körner wurde auf Kozebue's Verwendung zum Hoftheaterdichter ernannt. Als jedoch der Aufruf zum Kampfe für Deutschlands Befreiung erscholl, ließ es ihm in dem damals noch friedlichen Wien keine Ruhe. Er war entschlossen sich in die Reihe der Freiwilligen zu stellen, die unter Preußens Fahnen ins Feld zogen, und verließ Wien im März 1813. In Breslau trat er in das Lützow'sche Freicorps anfangs als Gemeiner ein, ward aber nicht lange darauf von seinen Waffenbrüdern zum Lieutenant erwählt. Jetzt fand seine Poesie die selbstständige Bahn; sie strömte aus in begeisterten Freiheits- und Kampfesliedern, welche die Flammen des Patriotismus in allen Herzen ansachten. Von mächtiger Wirkung waren vor allen der „Aufruf“ und „Männer und Buben“ („Das Volk steht auf, der Sturm bricht los“). Das erstere Gedicht mag hier eine Stelle erhalten.

Aufruf.

Frisch auf, mein Volk! die Flammenzeichen rauchen,
 Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht.
 Du sollst den Stahl in Feindes Herzen tauchen;
 Frisch auf, mein Volk! — Die Flammenzeichen rauchen,
 Die Saat ist reif, ihr Schnitter, zaudert nicht!

Das höchste Heil, das letzte, liegt im Schwerte!
 Drück' dir den Speer ins treue Herz hinein,
 Der Freiheit eine Gasse! — Wasch' die Erde,
 Dein deutsches Land, mit deinem Blute rein!

Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen;
 Es ist ein Kreuzzug, 's ist ein heil'ger Krieg!
 Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewissen
 Hat der Tyrann aus deiner Brust gerissen;
 Errette sie mit deiner Freiheit Sieg!
 Das Winseln deiner Greise ruft: „Erwache!“
 Der Hütte Schutt verflucht die Räuberbrut,
 Die Schande deiner Töchter schreit um Rache,
 Der Muehelnord der Söhne schreit nach Blut.

Zerbrich die Flugschar, laß den Meißel fallen,
 Die Leier still, den Webstuhl ruhig stehn!
 Verlasse deine Höfe, deine Hallen! —
 Vor Dessen Antlitz deine Fahnen wallen,
 Er will sein Volk in Waffenrüstung sehn.
 Denn einen großen Altar sollst du bauen
 In seiner Freiheit ew'gem Morgenroth;
 Mit deinem Schwert sollst du die Steine hauen,
 Der Tempel gründe sich auf Heldentod. —

Was meint ihr, Mädchen, warum klagt ihr, Weiber,
 Für die der Herr die Schwerter nicht gestählt,
 Wenn wir entzückt die jugendlichen Leiber
 Hinwerfen in die Schaaren eurer Räuber,
 Daß euch des Kampfes kühne Wollust fehlt? —
 Ihr könnt ja froh zu Gottes Altar treten!
 Für Wunden gab er zarte Sorgsamkeit,
 Gab euch in euren herzlichen Gebeten
 Den schönen reinen Sieg der Frömmigkeit.

So betet, daß die alte Kraft erwache,
 Daß wir dastehn, das alte Volk des Siegs!
 Die Märtyrer der heil'gen deutschen Sache,
 O ruft sie an als Genien der Rache,
 Als gute Engel des gerechten Kriegs!
 Laufe, schwebe segnend um den Gatten;
 Geist unsers Ferdinand, voran dem Zug!
 Und all' ihr deutschen freien Heldenschatten,
 Mit uns, mit uns, und unsrer Fahnen Flug!

Der Himmel hilft, die Hölle muß uns weichen,
 Drauf, wackres Volk! Drauf! ruft die Freiheit, drauf!
 Hoch schlägt dein Herz, hoch wachsen deine Eichen.
 Was kümmern dich die Hügel deiner Leichen?
 Hoch pflanze da die Freiheitsfahne auf! —
 Doch stehst du dann, mein Volk, bekränzt vom Glücke,
 In deiner Vorzeit heil'gem Siegersglanz,
 Vergiß die treuen Todten nicht und schmücke
 Auch unsre Urne mit dem Eichenfranz!

Viele seiner Lieder, von denen er selbst mehrere mit Melodien versah, wurden damals in allen deutschen Gauen gesungen, Lützows wilde Jagd, das durch Weber's herrliche Composition sich noch erhalten hat, sowie das hier folgende Gebet während der Schlacht.

Vater, ich rufe dich!
 Brüllend unmvölkt mich der Dampf der Geschütze,
 Sprühend umzucken mich rasselnde Blitze.
 Fenster der Schlachten, ich rufe dich!
 Vater du, führe mich!

Vater du, führe mich!
 Füh'r mich zum Siege, füh'r mich zum Tode:
 Herr, ich erkenne deine Gebote;
 Herr, wie du willst, so führe mich.
 Gott, ich erkenne dich!

Gott, ich erkenne dich!
 So im herbstlichen Rauschen der Blätter,
 Als im Schlachtendonnerwetter,
 Urquell der Gnade, erkenn' ich dich.
 Vater du, segne mich!

Vater du, segne mich!
 In deine Hand befehl' ich mein Leben,
 Du kannst es nehmen, du hast es gegeben;
 Zum Leben, zum Sterben segne mich.
 Vater, ich preise dich!

Vater, ich preise dich!
 Es ist ja kein Kampf für die Güter der Erde;
 Das Heiligste schützen wir mit dem Schwerte.
 D'rum, fallend und siegend, preis' ich dich.
 Gott, dir ergeb' ich mich!

Gott, dir ergeb' ich mich!
 Wenn mich die Donner des Todes begrüßen,
 Wenn meine Adern geöffnet fließen:
 Dir, mein Gott, dir ergeb' ich mich!
 Vater, ich rufe dich!

Als gegen Ende des Augusts nach aufgehobenem Waffenstillstande die Feindseligkeiten wieder begannen, rückte Körner mit seiner Schaar nach Mecklenburg. In der Frühe des 26. August kurz vor dem erwarteten Gefecht verfaßte er sein letztes Gedicht, das schöne Schwertlied: „Du Schwert an meiner Linken.“ In dem Gefechte bei Gadebusch traf ihn eine feindliche Flintenkugel, die durch den Hals seines Pferdes ihm in den Unterleib drang. Die trauernden Waffengefährten bestatteten ihn unter einer Eiche bei Wöbbelin, wo ein eisernes Denkmal seine Ruhestätte bezeichnet. Der Platz wurde von dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin dem Vater des Dichters zum Geschenk gemacht. Dieser konnte das Andenken seines Sohnes nicht schöner ehren, als indem er seine vaterländischen Lieder unter dem Titel *Leier und Schwert* gesammelt herausgab. Sie sind dem Frühgestorbenen das unvergängliche Denkmal; sein Tod hat seine Poesie geädelt. Keine Kritik, wie sehr sie vom Standpunkte der Aesthetik gerechtfertigt sein mochte, hat ihm den Dichterfranz, den ihm die Stimme des Volks ertheilt hat, entreißen können. In diesem Sinne feiert ihn der prophetische Nachruf Stägemann's.

Dem Andenken Theodor Körner's.

Zwar dein eisern Schwert hat ausgeklungen,
 Aber nicht die goldbezogne Cithar.
 Zwar das Grab umschließt den tapfern Ritter,
 Doch der Säng' er hat sich aufgeschwungen.

Liebtlich tönet nach, was du gesungen,
 Und die Zeit, der Namen strenger Schmitter,
 Hat in ihren Kranz nicht Bandes Flitter,
 Aber dich, du blühend Laub, geschlungen.

Schlaf! im freien Boden deutscher Eichen!
 Und erzittert einst die Irmenensäule,
 Wenn aufs neu' Barbaren sie umringen:

Dann hernieder aus den goldnen Reichen
 Laß dein Schwert und deine Feier klingen,
 Daß, wie jetzt, die Rache sie ereile!

In dieser Reihe der patriotischen Sänger können wir die Brüder Follen (Follenius) nicht unerwähnt lassen. August Adolf Ludwig Follen, 1794 zu Gießen geboren, machte 1814 als freiwilliger Jäger den Feldzug gegen Frankreich mit. Nachmals in die Untersuchungen wegen burschenschaftlicher Verbindung verwickelt, begab er sich nach Marau, wo er eine Anstellung als Lehrer erhielt. Außer seinen Liedern, die der Blüthezeit der Burschenschaft angehören (Freie Stimmen frischer Jugend, 1819) haben wir von ihm auch epische Gedichte, die sich an die Form des Nibelungenliedes, welches er ebenfalls bearbeitet hat, anschließen; am bekanntesten ist die Romanze Des Arnold von Winkelried Opfer= tod. Er starb 1855 in der Nähe von Zürich. — Karl Follen, 1795 zu Gießen geboren, kämpfte gleichfalls gegen Frankreich und setzte darauf seine akademischen Studien fort. Ein eifriger Beförderer der Burschenschaft, ward er durch die Demagogenverfolgung 1819 aus Deutschland vertrieben, lebte abwechselnd in Frankreich und verschiedenen Städten der Schweiz, bis er sich zur Uebersiedelung nach Amerika entschloß und nach mancherlei Schicksalswechsel eine Professur der deutschen Sprache und Literatur an der Universität Cambridge erhielt. Er ging 1839 mit dem Dampfschiff Lexington unter, das auf dem Erie-See in Flammen gerathen war. Seine Lieder sind Zeugnisse der vaterländischen Begeisterung des Burschenthums, das Deutschlands alte Kraft und Herrlichkeit glaubte herstellen zu können; eine von diesen Zeitstimmen theilen wir hier mit.

Bundeslied.

Brause, du Freiheitsfang,
 Brause wie Wogendrang
 Aus Felsenbrust!
 Feig bebt der Knechte Schwarm:
 Uns schlägt das Herz so warm,
 Uns zuckt der Jünglingsarm
 Voll Thatenlust.

Gott Vater, dir zum Ruhm
 Flammt' Deutschlands Ritterthum
 In uns aufs neu';
 Neu wird das alte Land,
 Wachsend wie Feuersbrand,
 Gott, Freiheit, Vaterland,
 Altdeutsche Tren'!

Stolz, keusch und heilig sei,
Gläubig und deutsch und frei
Hermanns Geschlecht!
Zwingherrnschaft, Zwingherrnwitz
Tilgt Gottes Racheblig —
Euch sei der Herrschersitz
Freiheit und Recht!

Freiheit, in uns erwacht
Ist deine Geistermacht;
Heil dieser Stund'!
Glühend für Wissenschaft,
Blühend in Jugendkraft,
Sei Deutschlands Jüngerschaft
Ein Bruderbund.

Schalle, du Niederklang,
Schalle, du Hochgesang,
Aus deutscher Brust.
Ein Herz, ein Leben ganz,
Stehn wir, wie Wall und Schanz',
Bürger des Vaterlands,
Voll Thatenlust.

Zwei Dichter, die später eine ausführlichere Besprechung verlangen, müssen wir schon hier nennen, um das Bild jener patriotisch begeisterten Zeit, so weit es in der Poesie sich abspiegelt, zu vervollständigen, Uhland und Rückert.

Ludwig Uhland, am 26. April 1787 zu Tübingen geboren, widmete sich der Rechtswissenschaft, deren Studien er 1810 in seiner Vaterstadt beendigte, und blieb seinem engeren Vaterlande Württemberg auch im praktischen Geschäftsdienst treu. Als Dichter machte er sich seit 1805 durch Lieder und Romane bekannt, welche an die Lyrik der Romantiker sich angeschlossen. Die Erhebung des Vaterlandes hob auch ihm das Herz empor, aber er mischte sich als ein Süddeutscher, dessen Landsleute noch unter Napoleons Fahnen fochten, nur schüchtern in den Kriegs- und Triumphgesang. Er ist sich bewußt, daß die sanften Klänge der Poesie nicht ganz vom Sturm übertönt und verweht werden, wie es sein Gedicht Gesang und Krieg mit hochpoetischem Schwunge ausspricht.

Gesang und Krieg.

1.

Wählt jener schauervolle Sturm aus Norden
Zerstörend auch im frischen Niederfranz?
Ist der Gesang ein feiges Spiel geworden?
Wiegt fürder nur der Degen und die Lanze?

Muß schamroth abwärts fliehn der Sängerkorden,
 Wann Kriegerschaaren ziehn im Waffenglanze?
 Darf nicht der Harfner, wie in vor'gen Zeiten,
 Willkommen selbst durch Feindeslager schreiten?

Bleibt Poesie zu Wald und Klust verdrungen,
 Bis nirgends Kampf der Völker Ruhe störet,
 Bis das vulkan'sche Feuer ausgerungen,
 Das stets sich neu im Erdenschooß empöret:
 So ist bis heute noch kein Lied erklingen,
 Und wird auch keins in künft'ger Zeit gehöret.
 Nein, über ew'gen Kämpfen schwebt im Liede,
 Gleichwie in Goldgewölk, der ew'ge Friede.

Ein jedes weltlich Ding hat seine Zeit,
 Die Dichtung lebet ewig im Gemüthe,
 Gleich ewig in erhabner Herrlichkeit,
 Wie in der tiefen Lieb' und stillen Güte,
 Gleich ewig in des Ernstes Dürsterheit,
 Wie in dem Spiel und in des Scherzes Blüthe;
 Ob Donner rollen, ob Orkane wühlen,
 Die Sonne wankt nicht, und die Sterne spielen.

Schon rüsten sich die Heere zum Verderben,
 Der Frühling rüstet sich zu Spiel und Reigen;
 Die Trommeln wirbeln, die Trompeten werben,
 Indes die wilden Winterstürme schweigen;
 Mit Blute will der Krieg die Erde färben,
 Die sich mit Blumen schmückt und Blüthenzweigen;
 Darf so der ird'sche Penz sich frei erschließen,
 So mög' auch unser Dichterfrühling sprießen.

2.

Nicht schamroth weichen soll der Sängerkorden,
 Wann Kriegerschaaren ziehn im Waffenglanze:
 Noch ist sein Lied kein schnödes Spiel geworden,
 Noch ziert auch ihn der Degen und die Lanze;
 Wohl schauervoll ist jener Sturm aus Norden,
 Doch weht er frisch und stärkt zum Schwertertanze.
 Wollt, Harfner, ihr durch Feindeslager schreiten,
 Noch steht's euch frei — den Eingang zu erstreiten.

Wann: Freiheit! Vaterland! ringsum erschallet,
 Kein Sang tönt schöner in der Männer Ohren;
 Im Kampfe, wo solch heilig Banner waltet,
 Da wird der Sänger kräftig neu geboren.
 Hat Aeschylos, deß Lied vom Siege hallet,
 Hat Dante nicht dies schönste Loos erkoren?
 Cervantes ließ, gelähmt, die Rechte sinken
 Und schrieb den Don Quixote mit der Linken.

Auch unsers deutschen Liedertempels Pflieger,
 Sie sind dem Kriegegeiste nicht verdorben.
 Man hört sie wohl, die freud'gen Telynschläger,
 Und mancher hat sich blut'gen Kranz erworben.
 Du, Wehrmann Leo, du, o schwarzer Jäger,
 Wohl seid ihr ritterlichen Tod's gestorben!
 Und Fouqué, wie mir du das Herz durchdringest!
 Du wagtest, kämpfdest — doch du lebst und singest.

Den Frühling kündet der Orkane Saufen,
 Der Heere Vorschrift macht die Erde dröhnen,
 Und wie die Ström' aus ihren Ufern brausen,
 So wogt es weit von Deutschlands Heldenjöhnen;
 Der Sänger folgt durch alles wilde Grausen,
 Läßt Sturm und Wogen gleich sein Lied ertönen.
 Bald blüht der Frühling, bald der goldne Friede,
 Mit mildern Lüften und mit sanftrem Liede.

Wenige Jahre nach dem Befreiungskriege folgten trübe Tage der Enttäuschung. Uhland's Poesie gab auch dieser Stimmung der Besten im Volke einen weihervollen Ausdruck. Es ist „die neue Muse“, wie er sie in einem seiner Gedichte selbst einführt. Sein Gedicht Am 18. October 1816 ist eine ernste Mahnung an Hohe und Niedere, eine der unvergänglichsten Zeitstimmen.

Wenn heut ein Geist hernieder-	„Man sprach einmal von Fest-
stiege,	geläute,
Zugleich ein Sänger und ein Held,	Man sprach von einem Feuermeer;
Ein solcher, der im heil'gen Kriege	Doch was das große Fest bedeuete,
Gefallen auf dem Siegesfeld:	Weiß es denn jetzt noch irgend wer?
Der sänge wohl auf deutscher Erde	Wohl müssen Geister niedersteigen,
Ein scharfes Lied, wie Schwertesstreich,	Von heil'gem Eifer angeregt,
Nicht so, wie ich es künden werde,	Und ihre Wundenmale zeigen,
Nein! himmelskräftig, donnergleich.	Daß ihr darein die Finger legt.“

„Ihr Fürsten seid zuerst befra- „Ihr Weisen, muß man euch be-
get: richten,
Vergaßt ihr jenen Tag der Schlacht, Die ihr doch Alles wissen wollt,
An dem ihr auf den Knieen laget Wie die Einfältigen und Schlichten
Und huldigtet der höhern Macht? Für klares Recht ihr Blut gezollt?
Wenn eure Schmach die Völker lösten, Meint ihr, daß in den heißen Blüthen
Wenn ihre Treue sie erprobt: Die Zeit, ein Phönix, sich erneut,
So ist's an euch, nicht zu verträsten, Nur um die Eier auszubruten,
Zu leisten jetzt, was ihr gelobt.“ Die ihr geschäftig unterstreut?“

„Ihr Völker, die ihr viel gelitten, „Ihr Fürstenrath' und Hofmar-
Vergaßt auch ihr den schweilen Tag? schälle,
Das Herrlichste, was ihr erstritten, Mit trübem Stern auf kalter Brust,
Wie kommt's, daß es nicht frommen Die ihr vom Kampf um Leipzigs Wälle
mag? Wohl gar bis heute nichts gewußt:
Zermalmt habt ihr die fremden Horden, Vernehmt! an diesem heut'gen Tage
Doch innen hat sich nichts gehellt, Hielt Gott der Herr ein groß Gericht.
Und Freie seid ihr nicht geworden, — Ihr aber hört nicht, was ich sage,
Wenn ihr das Recht nicht festgestellt.“ Ihr glaubt an Geisterstimmen nicht.“

Was ich gesollt, hab' ich gesungen,
Und wieder schwing' ich mich empor;
Was meinem Blick sich aufgedrungen,
Verkünd' ich dort dem sel'gen Chor.
Nicht rühmen kann ich, nicht verdammen,
Untröstlich ist's noch allerwärts;
Doch sah ich manches Auge flammen
Und klopfen hört' ich manches Herz.“

In dieser Gattung der politischen Poesie nach der Kriegszeit hat Uhland viele Nachfolge gehabt; indeß so sehr sie dem ehrenhaften Charakter des Dichters als Anwalt des öffentlichen Rechts ein schönes Zeugniß redet, so hat sie doch einen Beischmack der Prosa politischer Kammerdebatten. Anders ist es mit Rückert, der in eben dem Augenblick der politischen Poesie entsagte, wo die vaterländische Begeisterung unter den Rechtsstreitigkeiten der Parteien und der wachsenden Macht der Reaction zu Grabe getragen wurde.

Friedrich Rückert war der Sohn eines Beamten zu Schweinfurt in Franken, wo er am 16. Mai 1788 geboren wurde. Zum Studium der Jurisprudenz bestimmt, beschäftigte er sich aus über-

wiegender Neigung hauptsächlich mit Sprachen und Literatur. 1809 verließ er die Heimat, um in dem österreichischen Kriege der Fahne des Befreiungskampfes sich anzuschließen, erhielt aber schon in Dresden die Nachricht von dem Abschluß des Waffenstillstandes. Beim Beginn des Befreiungskrieges von 1813 hielten ihn die Bitten und Vorstellungen der Eltern vom Felddienste zurück, dem überdies seine durchs Studiren geschwächte Gesundheit nicht gewachsen war. Allein wie sein Geist von glühender Vaterlands-
 liebe und von Kampfeslust erfüllt war, so strömte er sein Feuer in Deutschen Gedichten aus, die er, wie seine zunächst folgenden Sammlungen, mit dem Dichternamen Freimund Raimar bezeichnete. Seine Geharnischten Sonette waren mächtig wie mit Donnerworten dahertönende Stimmen der grollenden und hoffenden Zeit, wie sie noch nie aus der sonst zum Ausdruck sanfter Empfindungen angewandten Sonettenform gesprochen hatten. Hier einige Proben:

1.

Sprengt eure Pforten auf, ihr Kautasusse,
 Und speiet Waffen! brecht durch eure Dämme,
 Ihr Wolgaströme, macht aus Felsen Schwämme,
 Braus't über Deutschland hin in Siebsergusse! —
 Was will auf deinen Feldern denn der Russe,
 Deutschland? dir beistehn! Hast du keine Stämme
 Im eignen Wald mehr, dich zu stützen? Memme,
 Daß du nicht stehn kannst, als auf fremdem Fuße!
 Du, die du liegst am Boden ausgestreckt,
 Du stehst nicht auf in kräft'ger Selbstaufraffung,
 Ein fremder Retter hat dich aufgeschreckt.
 Wird er durch seines nord'schen Armes Straffung
 Dein Siechthum kräft'gen, oder angesteket
 Auch selbst von dir heimtragen die Erschlaffung?

2.

„Der ich gebot von Jericho den Mauern:
 Stürzt ein! und sie gedachten nicht zu stehen,
 Meint ihr, wenn meines Odems Stürme gehen,
 Die Burgen eurer Feinde werden dauern?“

„Der ich ließ über den erstaunten Schauern
 Die Sonne Gibeons nicht untergehen,
 Kann ich nicht auch sie lassen auferstehen
 Für euch aus eurer Nacht verzagtem Trauern?
 „Der ich das Riesenhaupt der Hlistäer
 Traf in die Stirn, als meiner Rache Schleudern
 Ich in die Hand gab einem Hirtenknaben: —
 „Je höh'r ein Haupt, je meinen Blitzen näher! —
 Ich will aus meinen Wolken so sie schleudern,
 Daß fällt, was soll, und ihr sollt Friede haben!“

3.

Was schmiedst du, Schmied? „Wir schmieden Ketten, Ketten!“
 Ach, in die Ketten seid ihr selbst geschlagen.
 Was pflügst du, Bau'r? „Das Feld soll Früchte tragen.“
 Ja für den Feind die Saat, für dich die Ketten.
 Was zielst du, Schütze? „Tod dem Hirsch, dem fetten.“
 Gleich Hirsch und Reh wird man euch selber jagen.
 Was strickst du, Fischer? „Netz dem Fisch, dem zagen.“
 Aus eurem Todesnetz, wer kann euch retten?
 Was wiegest du, schlaflose Mutter? „Knaben.“
 Ja, daß sie wachsen und dem Vaterlande
 Im Dienst des Feindes Wunden schlagen sollen.
 Was schreibest, Dichter, du? „In Gluthbuchstaben
 Einschreib' ich mein' und meines Volkes Schande,
 Daß seine Freiheit nicht darf denken wollen.“

4.

Es steigt ein Geist, umhüllt von blankem Stahle,
 Des Friedrichs Geist, der in der Jahre sieben
 Einst that die Wunder, die er selbst beschrieb,
 Er steigt empor aus seines Grabes Male
 Und spricht: „Es schwankt in dunkler Hand die Schale,
 Die Reiche wägt, und mein's ward schnell zerrieben.
 Seit ich entschlief, war niemand wach geblieben,
 Und Rosbachs Ruhm ging unter in der Saale.
 Wer weckt euch heut' und will mir Nach' erstreiten?
 Ich sehe Helden, daß mich's will gemahnen,
 Als sah' ich meine alten Biethen reiten.
 Auf, meine Preußen! unter ihre Fahnen!
 In Wetternacht will ich voran euch schreiten,
 Und ihr sollt größer sein als eure Ahnen!“

Seine übrigen Gedichte in dieser und einer später erschienenen
 (1817) Sammlung Kranz der Zeit ergreifen mit kräftigen

Zügen den unmittelbaren Eindruck des Ereignisses oder einer hervorragenden Persönlichkeit, derb im Hohn wie im Zorn, aber auch feierlich = ernst in hoher Begeisterung für den großen Moment. Welch ein Feuer ist z. B. in dem folgenden Liede!

Das ruft so laut.

O wie ruft die Trommel so laut!
Wie die Trommel ruft ins Feld,
Hab' ich rasch mich dargestellt,
Alles Andre, hoch und tief,
Nicht gehört, was sonst mich rief,
Gar darnach nicht umgeschaut;
Denn die Trommel,
Denn die Trommel, sie ruft so laut.

O wie ruft die Trommel so laut!
Aus der Thüre rief mit Ach
Vater mir und Mutter nach;
Vater, Mutter, schweiget still,
Weil ich euch nicht hören will,
Weil ich nur höre einen Laut;
Denn die Trommel,
Denn die Trommel, sie ruft so laut.

O wie ruft die Trommel so laut!
An der Ecken, an dem Platz,
Wo ich sonst bei ihr saß,
Steht die Braut und ruft in Gram:

„Ach, o weh, mein Bräutigam!“
Kann nicht hören, süße Braut;
Denn die Trommel,
Denn die Trommel, sie ruft so laut.

O wie ruft die Trommel so laut!
Mir zur Seiten in der Schlacht
Ruft mein Bruder gute Nacht!
Drüben der Kartätschenschuß
Ruft mit lautem Todesgruß;
Doch mein Ohr ist zugebaut;
Denn die Trommel,
Denn die Trommel, sie ruft so laut.

O wie ruft die Trommel so laut!
Nichts so laut ruft in der Welt,
Als die Trommel in dem Feld
Mit dem Ruf der Ehre ruft;
Ruft sie auch zu Tod und Gruft,
Hat mich nicht davor gegraut;
Denn die Trommel,
Denn die Trommel, sie ruft so laut.

Die Gräber zu Ottenfen sind wohl am tiefsten ins Volk eingedrungen. Mit zernerfülltem Gemüth weilt er bei den Gräbern der von Davoust aus Hamburg Vertriebenen und der Gruft des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, der nach der Schlacht bei Auerstädt in Altona eine Zuflucht vor des Siegers Verfolgung suchen mußte, um einen ruhigen Ort zum Sterben zu haben, und zuletzt schließt die Elegie versöhnend mit der Betrachtung an Klopstock's Grabe, dessen Inschrift: Saat von Gott gesäet dem Tage der Garben zu reisen! auch auf die übrigen Ruhestätten der unglücklichen Opfer der Tyrannei eine Beziehung erhält. Zur Mittheilung mögen zwei kleinere Gedichte gewählt

werden, die Deutschlands politischen Zustand mit ernstem Worte berühren. Die Hoffnung ist Erfüllung geworden.

Deutschlands Heldenleib.

Zu welch hohem Heldenleibe	Wenn nur auf dem Bau der Glieder
Einer Riesin voller Mark	Gleich ein kriegerisches Haupt
Könntest du aus schwachem Weibe	Oben wollte wachsen wieder,
Wachsen, Deutschland, groß und stark;	Das man dir im Schlaf geraubt.

Da vom Moder der Verwesung,	Wenn nur Glieder nicht, die kleinen,
Wo du lagest schwer und tief,	Statt ein Leib zu fein vereint,
Gott zu plötzlicher Genesung	Selber Leiber wollten scheinen
Dich des neuen Lebens rief;	Oder gar dem Ganzen feind!

Zu welch hohem Heldenleibe
Einer Riesin voller Mark
Könntest du aus schwachem Weibe
Wachsen, Deutschland, groß und stark.

Barbarossa.

Der alte Barbarossa,	Sein Bart ist nicht von Flachsje,
Der Kaiser Friederich,	Er ist von Feuersglut,
Im unterird'schen Schlosse	Ist durch den Tisch gewachsen,
Hält er verzaubert sich.	Worauf sein Kinn ausruht.

Er ist niemals gestorben,	Er winkt als wie im Traume,
Er lebt darin noch jetzt;	Sein Aug' halb offen zinkt,
Er hat, im Schloß verborgen,	Und je nach langem Raume
Zum Schlaf sich hingesezt.	Er einem Knaben winkt.

Er hat hinabgenommen	Er spricht im Schlaf zum Knaben:
Des Reiches Herrlichkeit,	Geh hin vor's Schloß, o Zwerg,
Und wird einst wiederkommen	Und sieh, ob noch die Raben
Mit ihr zu seiner Zeit.	Hersfliegen um den Berg.

Der Stuhl ist elfenbeinern,	Und wenn die alten Raben
Darauf der Kaiser sitzt;	Noch fliegen immerdar,
Der Tisch ist marmelsteinern,	So muß ich auch noch schlafen
Worauf sein Haupt er stützt.	Verzaubert hundert Jahr.

Als nach 1817 die öffentlichen Verhältnisse keine freudige Stimmung mehr wecken konnten, als „die alten Raben wieder um den Berg flogen“, und die Stimmen der Vaterlandsdichter nicht

mehr an der Zeit waren, verstummte Rückert's politische Poesie, um einer ganz andern Lyrik Platz zu machen.

Auf Uhland wie auf Rückert wird uns die Geschichte der Poesie zurückführen.

IV. Die Romantik in der Restaurationsperiode.

Die Poesie hatte auf Augenblicke in die unmittelbare Gegenwart gegriffen und sich an großen Ereignissen zum Ausdruck des Nationalbewußtseins erhoben. Als jedoch die politische Geistesfurcht den Geist, den man in der Zeit der Noth heraufbeschworen hatte, wieder bannte, als man die letzten Flammen der Begeisterung allgemach verlöschen sah, ward auch das literarische Leben wieder in sich zurückgedrängt, und wo die poetische Productionskraft nicht zu unterdrücken war, suchte sie, wie in den Zeiten der Fremdherrschaft, solche Gebiete auf, welche den Verhältnissen der Gegenwart fern lagen, die stille Gemüthswelt, das Mittelalter, den Orient oder die Zustände der immerhin kräftigen, wenn auch rohen Naturvölker ferner Erdtheile. Die Romantik klang daher noch in vielfachen Weisen nach, und die von der Bühne des Lebens vertriebene Erregtheit der Gemüther begünstigte selbst eine Zeitlang noch manche phantastische Auswüchse, weil man effectvolle Erregungen noch nicht entbehren konnte.

Wenden wir uns zuerst zum Drama, mit welchem wir in dem ersten Abschnitte von der Romantik schieden.

Das Schicksalsdrama hatte seine größten Erfolge in den Jahren unmittelbar nach dem Sturze des Napoleonischen Kaiserthrons. Es waltete etwas Dämonisches und Fatalistisches in den Ereignissen, die man so eben erlebt hatte. Man legte an das Ueberspannte und Unnatürliche, das man auf der Bühne vorgeführt sah, nicht den Maßstab der Wahrheit, weil man sich des Dämmerseins romantischer Mystik noch nicht entwöhnt hatte.

Adolf Müllner hatte das Geschick seines Vorbildes Werner, eine Zeitlang als dramatischer Dichter weit über sein Verdienst gefeiert zu werden. Er war 1774 unweit Weissenfels geboren, ein Schwestersohn Bürger's, dessen „Lenore“ neben Schiller's Dichtungen sein poetisches Talent zuerst geweckt haben soll. 1798 ließ er sich als Advocat in Weissenfels nieder. Mit seinen Dichtungen wagte er sich erst spät hervor. Seine ersten dramatischen Versuche waren kleine, meist dem Französischen nachgebildete Lustspiele, die er für ein 1810 in Weissenfels errichtetes Liebhabertheater verfaßte: die Zurückkunft aus Surinam (1812), die Vertrauten (1812), die Zweiflerin (1813), die großen Kinder (1813), der Bliß (1814), die Onkelei (1814), allenfalls gut genug für den Unterhaltungszweck, doch ohne echte Komik. In die Tragödie wagte er sich zuerst mit einer Nachahmung von Werner's „vierundzwanzigstem Februar“, dem neunundzwanzigsten Februar (zuerst 1812 aufgeführt), worin dies Datum der verhängnißvolle Schicksalstag wird. Der Mann hat den Fluch des Vaters auf sich geladen, weil er seine Frau wider dessen Willen geheirathet hat. Und diese Frau ist, wie sich hernach herausstellt, seine eigne Schwester. Der Sprößling dieser Oedipus-Ehe ist Emil, ein Kind von so zartem Gemüthe, daß es sich aus dem Leben hinaussehnt. Schon hat der Vater beschlossen, ihn zur Sühne für sein unfreiwilliges Verbrechen zu tödten, als auch der Knabe selbst ihn um diese Wohlthat ansieht. Vom Dolchstoß des Vaters getroffen, sieht er die Engel sich entgegenkommen und bittet seinen Vater ihm zu folgen. Dieser überliefert sich den Gerichten.

Künstlicher ist das Gewebe in der Schuld (aufgeführt 1814, herausgeg. 1815) geflochten, wenn gleich eben so unnatürlich. Nach der einen Seite lehnt sich dies Trauerspiel an Schiller's „Braut von Messina“ an, an deren Schlußworte schon der Titel erinnert, andrerseits an Calderon, von dem die äußere Form der spanischen Trochäen und viele Wendungen entnommen sind. In dem Hauptmotiv erkennen wir sein Vorbild: ein Orakel prophezeit der Mutter Hugo's, er werde seinen Bruder ermorden; daher über-

giebt sie ihn einer fremden Familie und verursacht dadurch selbst den Brudermord. Eine gewisse Kunst dramatischer Composition unterhält das Interesse in den drei ersten Acten, wo es sich um die allmähliche Aufhellung des Verbrechens handelt. In den letzten Acten, wo die Sühne des Verbrechens berathen wird, und Hugo sich, gleichwie Don Cesar, ersticht und noch andere Schauerlichkeiten zur Verstärkung des Effects herangezogen werden, erschlämt die Handlung gänzlich, und die Langeweile tritt an die Stelle der Spannung. Psychologische Wahrheit und Tiefe des Gefühls gehen Müllnern durchweg ab; die Erfindung beruht auf juristischen Spitzfindigkeiten, die breit aus einander gesetzt werden, und die Sprache ist trotz ihres rhetorischen Glanzes ohne Wärme. Dennoch gab es eine bestochene Kritik, welche Müllner's Schuld, wie er selbst in Vor- und Nachreden selbstgefällig verzeichnete, mit Sophokles und Shakspeare in Parallele setzte und z. B. zweifelhaft war, ob nicht ein Monolog in der „Schuld“ über den berühmten Monolog Hamlets zu stellen sei. Die beiden folgenden Tragödien König Yngurd (1815) und die Albanejerin (1819) sind noch gehaltloser. Wahnsinn und Donnerrollen, Ritterlärm und sentimentale Schönthuerei, überhaupt die unnatürlichsten Motive und schaudervollsten Verhältnisse sind herbeigezogen, um die Phantasie des Zuschauers gefangen zu nehmen, aber Idee und Zusammenhang sind gänzlich außer Acht gelassen. Als Kritiker machte sich Müllner durch sein Mitternachtsblatt gefürchtet, weil er in den Mitteln, dem Gegner zu schaden, eben so gewandt wie gewissenlos war. Er starb 1829.

Ernst von Houwald, geboren 1778 zu Straupitz in der Niederlausitz, trieb die Dichtkunst aus Liebhaberei zu seiner Unterhaltung, seitdem er sich von der öffentlichen Wirkksamkeit in die ländliche Stille seines Landguts zurückgezogen hatte. Nachdem er durch „Erzählungen“ und das kleine Drama die Heimkehr die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, erreichte er einen glänzenden Erfolg mit den beiden Schicksalstragödien das Bild (1821) und der Leuchtthurm (1821). Beide sind in Anlage und Charakteristik höchst mangelhaft. Das erstere hatte für weiche

Gemüther den Reiz der Thränen, und die Rolle des Malers Spinaroſa, mit klangvoller Rhetorik ausgeſtattet, welche ſich mit den Farben des Künſtlerenthuſiasmus ſchmückt, gab den Schauſpielern Gelegenheit, durch declamatoriſches Pathos dem Publicum zu imponiren. Houwald ſtarb 1845.

Wien war durch ſein Burgtheater ein Hauptſitz für die höhere dramatiſche Kunſt und zog dadurch mehrere dichterische Talente zum Drama hin. Schon vor der Befreiungszeit fand Schiller hier einen ſeiner begabteſten Nachahmer, Heinrich Joſeph von Collin, der durch großartige hiſtoriſche Stoffe mehr zu erheben, als zu rühren ſuchte. Sein *Regulus* (1802), durch römischen Patriotismus erwärmt, erntete außerordentlichen Beifall und begründete ſeinen Ruhm. In ähnlicher Manier iſt der *Coriolan* (1804) verfaßt, wozu Beethoven jene Ouvertüre componirte, deren Ruhm den des Dichters überdauert.

Die romantiſche Tragödie, durch Zacharias Werner bereits in Aufnahme gebracht, fand ihren vorzüglichſten Vertreter in Franz Grillparzer, welcher ſeiner Vaterſtadt Wien, in der er 1791 geboren wurde und 1872 ſtarb, ſtets treu geblieben iſt. Ob die beſcheidene und beſchränkte Wiener Beamten-carriere ſeinem Talente förderlich geweſen, möchte ſehr fraglich ſein; denn die poetiſche Anlage, von der ſeine Dichtungen Zeugniß geben, hätte bei einer günſtigern Auszubildung Größeres zu leiſten vermocht. In ſeinem erſten Schauſpiel: die *Mnfrau* (zuerſt 1816 aufgeführt), herrſcht die Grundidee des Fatalismus noch weit nächtlicher, ſchauriger, mächtiger als in der „*Schuld*“, und treffend ſagt ein Kunſtrichter über dieſes Drama: „das Feuer bricht nur in ſeiner zerſtörenden Wirkung hervor und färbt alle Figuren mit einem gewaltsamen Lichte; die Ruhe am Schluſſe iſt nicht die Ruhe der geſtirnten Nacht, ſondern die Verödung räuberiſch verbrannter Wohnungen.“ Ein ſtrebender Geiſt von ſolch geſunder Urtheilskraft und ſittlicher Größe, wie dieſer junge Dichter war, konnte nicht lange auf dem Wege verharren, er wandte ſich zu Goethe's freundlicherem Genius und mit ihm zum Griechenthum, und ſo erhielten wir 1819 *Sappho*, eine griechiſche Tragödie

mit moderner Empfindung, eine seiner besten Dichtungen. Sappho, einsam auf der Höhe des Ruhms, wird von leidenschaftlicher Liebe zu dem jungen Phaon ergriffen, den sie in den olympischen Spielen durch den Zauber ihres Gesanges zur höchsten Begeisterung hingerissen hat. Allein er hat sich getäuscht, wenn er dies Gefühl für die wahre Liebe hielt. In eben dem Maße, wie ihre Liebe sich zur Leidenschaft steigert, stößt sie ihn ab. Sobald er Melitta, ein Mädchen von einfachem, kindlichem Gemüth, kennen gelernt hat, wendet er dieser seine Reigung zu und behandelt Sappho mit Kälte und Härte. Sie endet ihr Leben durch den Sprung ins Meer. Das Stück erlangte einen dauernderen Erfolg, als „die Ahnfrau“.

Im Gefolge des Kaisers von Oestreich unternahm Grillparzer eine Reise nach Italien und nährte dort seinen Geist mit unmittelbarer Anschauung des Alterthums, und so erschien 1822 die Trilogie: das goldene Vließ (der Gastfreund, die Argonauten, Medea). Diese Tragödie war nun freilich mehr in griechischem Charakter gehalten, als Sappho; allein die finstere Barbarenwelt, die schauerlichen Motive, die mehr Schrecken als Mitleid erregende Erscheinung der Medea, welche zu Jason in einem ähnlichen Verhältnisse, wie Sappho zu Phaon, dargestellt ist, alles dies ließ das sorgfältig gearbeitete Werk ohne großen Erfolg vorübergehen. Die Gunst des Publicums konnte auch sein nächstfolgendes historisch-patriotisches Drama König Ottokars Glück und Ende (1825) ihm nicht wiedererwerben, obwohl die beiden Hauptcharaktere, Ottokar und Rudolf, mit großer dramatischer Kunst durchgeführt sind. Wenn dieses und ein anderes historisches Stück Ein treuer Diener seines Herrn (1828) die rechte Kraft und Frische der politischen Anschauung vermissen lassen, so tragen die Verhältnisse, unter denen Grillparzer dichtete, einen Theil der Schuld, indem man selbst seine loyalen Aeußerungen politischer Ansichten in Wien noch bedenklich fand. Er kehrte daher lieber zu der griechischen Sagenwelt zurück.

Das Drama Des Meeres und der Liebe Wellen (1840) behandelt die Erzählung von Hero und Leander mit großer

Anmuth und dramatischer Kunst, die bei einem Stoffe, welcher der Bühnendarstellung vielfach widerstrebt, um so höher anzuschlagen ist. Tiefer steht Der Traum ein Leben „dramatisches Märchen“ (1840), erntete jedoch einen viel größern Beifall, weil der Dichter mehr auf den Bühneneffect hingearbeitet hat. Rustan ist von Ehrgeiz erfüllt und verachtet das Glück stiller Genügsamkeit. Von einem Zauberer in Schlaf versetzt, macht er im Traume das Leben eines Ehrgeizigen durch bis zum schmachvollen Fall; dadurch lernt er einsehen, daß der Seelenfriede das höchste Erdenglück ist. Wie in der Erfindung, ist es auch in der Sprache Calderon nachgebildet, auch hier wie in allen Stücken Grillparzer's durch lyrischen Wohlklang ausgezeichnet; z. B. wenn der Jüngling Rustan im Aufwallen des ehrgeizigen Strebens ausruft:

O es mag wohl herrlich sein,
So zu stehen in der Welt
Voll erhellter, lichter Hügel,
Voll umgrünter Lorbeerhaine,
Schaurig schön, aus deren Zweigen,
Wie Gesang von Wundervögeln
Alte Heldenlieder tönen,

Sich hinab zu stürzen dann
In das rege, wirre Leben,
An die volle Brust es drücken,
An sich und doch unter sich:
Wie ein Gott an leisen Fäden
Trogende Gewalten lenken,
Rings zu sammeln alle Quellen,

Und vor sich die weite Eb'ne,
Lichtbestrahlt und reich geschmückt,
Die zu winken scheint, zu rufen:
Starker, nimm dich an der Schwa-
chen!

Kühner, wage! Wagen siegt!
Was du nimmst, ist dir gegeben!

Die, vergessen, einsam murmeln,
Und in stolzer Einigung,
Bald beglückend, bald zerstörend,
Brausend durch die Fluren wälzen.
Neidenswerthes Glück der Größe!
Welle kommt und Welle geht,
Doch der Strom allein besteht.

Als er endlich vom Traume erwacht, während durch das Fenster die aufgehende Sonne den kommenden Tag verkündet, stürzt er auf die Kniee mit den Worten:

Sei begrüßt, du heil'ge Frühe,
Er'ge Sonne, sel'ges Heut'!
Wie dein Strahl das nächt'ge Dunkel
Und der Nebel Schaar zerstreut,
Dringt er auch in diesen Busen,

Siegend ob der Dunkelheit.
Was verworren war, wird helle,
Was geheim, ist's fürder nicht;
Die Erleuchtung wird zur Wärme,
Und die Wärme, sie ist Licht.

talität. Am besten ist Angioletta, die Tochter des Kerkermeisters, gezeichnet, welche den geliebten Dichter auf seinen ruhelosen Wanderungen durch Italien treu begleitet.

Friedrich Halm (Egidius Freiherr von Münch-Bellinghausen [geboren zu Krafau 1806, starb zu Wien 1871]), mehrere Jahre Intendant des Wiener Burgtheaters, theilt die Vorzüge und Mängel seiner nächsten Vorgänger, eine wohlklingende, an das Rhetorische streifende Diction und eine mehr lyrisch-sentimentale, als dramatisch-charakteristische Behandlung. Er kannte das deutsche Publicum und hat große Erfolge errungen, weil er das Gefühl zu ergreifen verstand. Griseldis (1835), sein erstes Stück, ist auch sein bedeutendstes. Das liebende Weib, das Parcival um einer Wette willen durch die härtesten Proben des Mißgeschicks führt, erhält unsere Theilnahme und unsere Spannung, und die Lösung, daß Griseldis, als sie erfährt, Alles sei nur ein frevelhaftes Spiel gewesen, sich von ihm lossagt und in ihre Niedrigkeit zurückkehrt, befriedigt die Forderungen des sittlichen Gefühls. Seine späteren Stücke, unter denen der Sohn der Wildniß und der Fechter von Ravenna am meisten Aufsehen gemacht haben, sind schwach in der Erfindung und verdanken ihre momentanen Erfolge der sentimentalen Rhetorik, deren einschmeichelnder Wohlklang von der Bühne herab besticht.

Die alten Volksspiessen, wie sie nach dem Verschwinden des Hanswursts buntscheckig und feuerwerkartig, mit Genien, Feen und Zauberern beliebt waren, ergöhen noch immer einen großen Theil des Wiener Publicums und haben sich von der Leopoldsstadt auch auf die übrigen Vorstadt-Theater verbreitet. Ferdinand Raimund (1790 in Wien geboren) verstand es, in diese Art von Lustspielen wahre Poesie und reinen, oft erhabenen Sinn zu legen. So sind der Bauer als Millionär, der Alpenkönig und Menschenfeind, die gefesselte Phantasie, der Diamant des Geisterkönigs, das Mädchen aus der Feenwelt und vor allen der Verschwender, sein letztes Stück (1832), Poesien von so lebenskräftiger Gestaltung und

so hoher Bedeutung, daß sie selbst in Norddeutschland, wo doch manches Dertliche und Mundartige verloren ging, mit rauschendem Beifall aufgenommen wurden, den der Dichter selbst durch seine Anwesenheit und sein treffliches Spiel erhöhte. Leider verfiel er bei aller Gesundheit seines Dichtertalents in Trübsinn: der allgemeine Beifall, eine sorglose Muße und die angenehmsten Verhältnisse, in denen er nahe bei Wien auf einem freundlichen Landstige lebte, konnten ihn nicht befriedigen, die Schwermuth nicht bannen, die seine Seele niederdrückte; er endete 1836 sein Leben freiwillig, beklagt und bedauert als Dichter und als Mensch.

Den Erfolgen des romantischen Drama's stehen die der romantischen Oper zur Seite, welche in Karl Maria von Weber's Compositionen, Freischütz, Euryanthe und Oberon ihre höchsten Triumphe feierte. Hatte man bisher mit den Phantasieen über Poesie und Malerei Roman und Drama ausgestattet, so ward nunmehr auch der musikalische Kunstenthusiasmus herangezogen. Eine der bedeutendsten Leistungen in dieser Richtung sind die Phantasiestücke in Callots Manier von Ernst Theodor Amadeus Hoffmann, der mit diesen novellistischen Schilderungen zuerst (1814) seinen schriftstellerischen Ruhm gründete. Im Leben abenteuerlich umhergetrieben, bald juristischer Beamter, bald Musikdirector und Componist, in genialer Liederlichkeit zwischen phantastischer Schwärmerei und wüster Gemeinheit hin- und hergeworfen, giebt er auch in seinen Schriften ein Abbild der Verworrenheit seines Charakters und seines Treibens. Seine Phantasie ergeht sich am liebsten in abenteuerlichen Schauer- geschichten, die das Dämonische auf die Spitze der Caricatur treiben, um dann wieder in tollen Sprüngen des Humors zum Gemeinen und Alltäglichen zu greifen. Allein es lag in den unnatürlichen Contrasten etwas Erregendes und Spannendes, das ihm eine ungewöhnliche Popularität verschaffte. Wer am gespenstischen Grauen sich sättigen will, findet reichliche Befriedigung in den Elixiren des Teufels (1815) und den Nachtstücken (1817). Seine besten Novellen, unter denen Meister Martin

und seine Gefellen sich durch realistische Objectivität der Schilderung des Handwerkerstandes auszeichnet, stellte er in den Serapionsbrüdern (1819) zusammen und verflocht sie nach dem Vorbilde von Tieck's Phantasmus durch Gespräche über die Kunst. In manchen zeigt sich ein ausgezeichnetes Talent der Anordnung, eine scharfe Beobachtung des Lebens, nur besitz er nicht Herrschaft über sich selbst, um sein Talent zu concentriren und die störenden, wild-dämonischen und gespensterhaften Elemente fern zu halten. Daher ist sein Humor nur ein Spiel mit bunten Farben ohne Freiheit und geistige Einheit, so daß er hinter seinem Vorbilde Jean Paul, der ihn zuerst in die Lesewelt eingeführt hatte, weit zurücksteht. Klein Zaches, Kater Murr sind unter diesen ironisch-satirischen Dichtungen vorzugsweise zu erwähnen. Auf die neuere französische Romantik hat Hoffmann einen großen Einfluß ausgeübt.

Die weiche Gefühlsliryik der Romantik dagegen hat in Joseph von Eichendorff ihren namhaftesten Vertreter, dessen Einfluß bis in die Lyrik der neuesten Zeit hineinreicht. Er gehörte, wie so viele Anhänger der romantischen Schule, dem preussischen Beamtenstande an und lebte als Regierungsrath in Danzig, Königsberg und Berlin. 1845 zog er sich von den öffentlichen Geschäften zurück und starb 1857. Er hat sich als Dichter in verschiedenen Gattungen versucht, in Roman und Novelle, wie im Drama und in der Lyrik. Der lyrische, weichmüthige Ton geht jedoch als die Grundstimmung durch alle seine Productionen hindurch. In dem dramatischen Märchen Krieg den Philistern klingt die Tieck'sche Humoristik nach. Die historischen Trauerspiele Ezzelin von Romano (1828) und der letzte Held von Marienburg (1830) ziehen durch warme Empfindung und eine edle blühende Sprache an, sind aber eben nur Lyrik, nicht durch Charakter und Handlung belebte dramatische Gemälde. Seine beste Novelle ist Aus dem Leben eines Taugenichts (1824), die echte Romantik der behaglichen Sorglosigkeit, die vergnügt in der Welt umherschweift und in Wald und Flur und unter muntern Menschen ein Paradies findet. Ein ähnlicher Grundton, nur etwas ver-

feinert, herrscht in der Novelle Dichter und ihre Gesellen (1834).

Als Lyriker wird uns Eichendorff vor Allem theuer bleiben. Es sind liebliche Blüthen eines sinnigen Gemüths, nur daß manchmal ein krankhafter Zug den reinen Eindruck stört. Wenn er die Herrlichkeit der Natur feiert, so vernehmen wir die zartesten Töne andachtsvoller Weihe, wie in den folgenden beiden Liedern:

Morgengebet.

O wunderbares, tiefes Schweigen!
Wie einsam ist's noch auf der Welt!
Die Wälder nur sich leise neigen,
Als ging' der Herr durchs stille Feld.

Ich fühl' mich recht wie neu geschaffen;
Wo ist die Sorge nun und Noth?
Was mich noch gestern wollt' erschaffen,
Ich schäm' mich deß im Morgenroth.

Die Welt mit ihrem Gram und Glücke
Will ich, ein Pilger frohbereit,
Betreten nur wie eine Brücke
Zu dir, Herr, übern Strom der Zeit.

Und buhlt mein Lied, auf Weltgunst lauernd
Um schnöden Gold der Eitelkeit:
Zerschlag mein Saitenspiel, und schauernd
Schweig' ich vor dir in Ewigkeit.

Mondnacht.

Es war, als hätt' der Himmel
Die Erde still geküßt,
Daß sie in Blüthenschimmer
Von ihm nun träumen müßt'.

Die Luft ging durch die Felder,
Die Aehren wogten sackt,

Es rauschten leis' die Wälder:
So sternklar war die Nacht.

Und meine Seele spannte
Weit ihre Flügel aus,
Flog durch die stillen Lande,
Als flöge sie nach Haus.

Durch eben diese Innigkeit und Wahrheit ergreifen uns die Töne der Wehmuth, besonders in den Liedern Auf meines Kindes Tod.

Auf meines Kindes Tod.

1.

Freuden wollt' ich dir bereiten;
Zwischen Kämpfen, Lust und Schmerz
Wollt' ich treulich dich geleiten
Durch das Leben himmelwärts.

Wie das Säuseln leiser Schwingen,
Draußen über Thal und Aue,
Ging zur selben Stund' ein Singen
Ferne durch die stille Aue.

Doch du hast's allein gefunden,
Wo kein Vater führen kann;
Durch die ernste dunkle Stunde
Gingst du schuldlos mir voran.

Und so fröhlich glänzt der Morgen!
's war, als ob das Singen sprach:
Jezzo lasset alle Sorgen,
Liebt ihr mich, so folgt mir nach!

2.

Ich fñhrt' dich oft spazieren
In Wintereinsamkeit;
Kein Laut ließ sich da spñren,
Du schöne, stille Zeit!

Lenz ist's nun, Vögelchen singen
Im Blauen über mir:
Ich weine still — sie bringen
Mir einen Gruß von dir.

3.

Von fern die Uhren schlagen,
Es ist schon tiefe Nacht,
Die Lampe brennt so düster,
Dein Bettlein ist gemacht.

Es ist, als müßtest leise
Du klopfen an die Thür,
Du hätt'st dich nur verirret
Und kämst nun müd' zurück.

Die Winde nur noch gehen
Wehklagend um das Haus,
Wir sitzen einsam d'rinne
Und lauschen oft hinaus.

Wir armen, armen Thoren!
Wir irren ja im Graus
Des Dunkels noch verloren —
Du suchtest längst nach Haus.

4.

Dort ist so tiefer Schatten,
Du schläfst in guter Ruh',
Es deckt mit grünen Matten
Der liebe Gott dich zu.

Die Vögelin in den Zweigen,
Sie singen treu dich ein.

Die alten Weiden neigen
Sich auf dein Bett herein;

Und wie in goldnen Träumen
Geht linder Frühlingswind
Kings in den stillen Bäumen —
Schlaf wohl, mein süßes Kind!

Wer in solcher Weise den Schmerz des Lebens neben der Freude am Dasein durchgefostet, dem steht es wohl an, ohne Schönthuerei von sich zu sagen:

Behmuth.

Ich kann wohl manchmal singen, Der Sehnsucht Lied erschallen
 Als ob ich fröhlich sei;
 Doch heimlich Thränen dringen,
 Da wird das Herz mir frei.

So lassen Nachtigallen,
 Spielt draußen Frühlingsluft,

Da lauschen alle Herzen,
 Und Alles ist erfreut;
 Doch keiner fühlt die Schmerzen,
 Im Lied das tiefe Leid.

Der Novellenform bediente sich Leopold Schefer mit noch entschiedenerer Vorliebe, indem die dramatische Behandlung seiner Individualität widerstrebte, und die Versuche in dieser Gattung ohne Erfolg waren. Zu Muskau in der Lausitz 1784 geboren, eines Arztes Sohn, erwarb er sich seine erste wissenschaftliche Bildung auf dem Baugener Gymnasium und, darauf in seine Heimat zurückgekehrt, widmete er seine Muße dem Studium der schönen Literatur und der Musik, welche ihm bald zur Hauptbeschäftigung ward. Er lebte seitdem gewissermaßen als ein Glied der Familie des Grafen Pückler zu Muskau, welcher sich durch novellistische Reiseschilderungen in der literarischen Welt bekannt gemacht hat. Sein Gönner, der ihn zu seinem Generalbevollmächtigten erwählt hatte, gewährte ihm die Mittel, um auf Reisen seine musikalische Ausbildung zu erweitern; er lebte längere Zeit in England und darauf in Wien. Weitere Reisen knüpften sich daran; er besuchte Rom und den Orient, dessen Einflüsse seine poetische Eigenthümlichkeit bestimmten. Im Jahre 1820 kehrte er nach Muskau zurück, wo er in idyllischer Zurückgezogenheit ein glückliches Leben führte. Seine innere Welt hatte jetzt eine bestimmt ausgeprägte Gestalt gewonnen. Er begann die Reihe der Novellen (seit 1825), durch welche er sich eine hervorragende Stelle unter den neueren deutschen Dichtern erwarb. Es sind nicht Gemälde des bewegten Lebens, sondern sie wenden sich mehr dem verborgenen Seelenleben zu, das sie mit tiefem psychologischen Blick erfassen und mit glühenden Farben darstellen. Er liebt die Schilderung traumartiger, dämmerhafter Gemüthszustände, oft in das Gebiet des Krankhaften und Schauerlichen übergreifend,

in dessen Ausmalen seine Phantasie eine seltene Virtuosität besitzt; allein eben so verweilt er in dem innigen Gefühlsleben, welches er mit philosophischer Reflexion zerlegt, so daß er nach dieser Seite hin am nächsten sich mit Jean Paul berührt. Italien, Griechenland und die türkischen Inseln sind vornehmlich der Schauplatz seiner Schilderungen, nicht nur weil er durch eigene Anschauung auf jenem Boden heimisch war, sondern auch weil seine Poesie, gleichwie die des Lord Byron, an den man bei ihm oft erinnert wird, einen orientalischen Grundzug hat, der in der letzten Lebensperiode des Dichters, wo er zur Lyrik und zum Epos sich wandte (*Hafis in Hellas*, 1853; *Koran der Liebe*, 1854; *Homer's Apothese*, 1858), in der Verherrlichung des sinnlich-träumerischen Lebensgenusses noch stärker hervortrat. Er schloß sein friedliches Leben 1862.

Eine ausgebreitete Popularität haben seine didaktischen Dichtungen sich erworben, besonders das *Laienbrevier* (1834), das in dem *Weltpriester* (1846) und den *Hausreden* (1854) breiter und matter fortgesetzt ist. Es ist ein Evangelium der pantheistischen Naturandacht, die Gott im All und in jedem Einzelwesen sieht, so daß jegliches im Göttlichen aufgeht und verschwindet; dem Menschen geziemt Ergebung, Liebe und Duldung. Viele seiner Betrachtungen sind herrliche Bilder aus dem Natur- und Seelenleben; manche spinnen sich jedoch zu sehr in die Breite aus oder überladen sich mit pantheistischen Spitzfindigkeiten. Auch wird die starre Form der reimlosen fünffüßigen Jamben auf die Dauer ermüdend, sowie auch der Ausdruck sich von Sprachhärten und verwickelten Satzfügungen nicht frei hält. Wir wählen einige der schönsten Abschnitte aus.

1.

Lebe rein, mein Kind, dies schöne Leben,
Rein von allem Feh! und bösem Wissen,
Wie die Lilie lebt in stiller Unschuld,
Wie die Taube in des Haines Wipfeln:
Daß du, wenn der Vater niederblicket,
Seist sein liebstes Augenmerk auf Erden,
Wie des Wandrers Auge unwillkürlich

An den schönen Abendstern sich heftet;
 Daß du, wenn die Sonne dich einst löset,
 Eine reine Perle ihr mögest zeigen;
 Daß dein Denken sei wie Duft der Rose,
 Daß dein Lieben sei wie Licht der Sonne,
 Wie des Hirten Nachtgesang dein Leben,
 Wie ein Ton aus seiner sanften Flöte.

2.

Die Sterne wandeln ihre Riesenbahn
 Geheim herauf, vorüber und hinab,
 Und Göttliches vollbringt indeß der Gott
 Auf ihren Silberscheiben so geheim!
 Denn sieh, indessen schläft in Blüthenzweigen
 Der Vogel ungestört, nicht aufgeweckt
 Von seiner großen heil'gen Wirksamkeit;
 Kein Laut erschallt davon herab zur Erde;
 Kein Echo hörst du in dem stillen Wald;
 Das Murmeln ist des Baches eignes Rauschen,
 Das Säuseln ist der Blätter eignes Flüstern! —
 Und du, o Mensch, verlangst nach eitlem Ruhm?
 Du thust, was du denn thust, so laut geräuschvoll,
 Und an die Sterne willst du's kindisch schreiben?
 Doch, ist der sanfte Geist in dich gezogen,
 Der aus der Sonne schweigend großer Arbeit,
 Aus Erd' und Penz, aus Mond und Sternennacht
 Zu deiner Seele spricht — dann ruhst auch du,
 Vollbringst das Gute und erschaffst das Schöne
 Und gehst so still auf deinem Erdenwege,
 Als wäre deine Seel' aus Mondenlicht,
 Als wärst du eins mit jenem stillen Geist.

3.

Am heil'gen Himmel siehst du so hehr,
 So golden ruhig die Gestirne ziehn
 So immerfort, so jede heitre Nacht —
 Und dennoch wird im Mond auch Tag und Nacht;
 Auch auf den Sternen wird es Herbst und Frühling,
 Und Tod und Leben wechseln auch da droben
 Auf ihren stillen schönen Silberscheiben.
 Und du, o Seele, schauest es so ruhig,
 So selig an, so selig, wie sie's zeigen!
 Hienieden auf der Erde nur durchbebt
 Dich Tod und Leben, Penz und Herbst zu schauen?
 Ihr Tag entzückt, die Nacht umschauert dich?

O schwinge deines Geistes Flügel, schweb
 Auf jener nächsten Sonne Silberscheibe,
 Von dort aus sieh die Erde und verkläre
 Zum Stern sie und was du hier alles kennest:
 Die alten Heldenmale, Berg' und Städte,
 Die lieben Menschen all' und jedes Kind!
 Dann sieh auch dich als einen Weltdurchwandrer,
 Der jezo auf der Erde eingelehrt,
 In ihren Thälern bei den Nachtigallen,
 In Tag und Nacht, in Herbst und Frühling wohnt,
 Und süßer Friede wird dann auf dich kommen,
 Wie wenn du zu dem Abendsterne schaust.

4.

Das sehen meine Augen deutlich, sehen's
 Unwiderleglich an dem Lauf der Welt,
 Was Unglück sei, und was es soll. Es ist
 Das dunkle Labyrinth, worein ein Gott
 Den Menschen gnädig führt, daß jeglicher
 Sein Leben prüfe, daß der Böse denn
 Sein Böses kennen und es abthun lerne —
 Und daß der Gute seine gute Seele
 Erst recht erfahre und genieße! Denn
 Wir sehn den Bösen besser aus dem Unglück
 Hervorgehn und den Guten freundlicher.
 Wen aber hätt' ein Gott nicht Einmal doch
 Geprüft? Denn welches seiner Kinder hätt'
 Er nicht geliebt! Das denk', Unglücklicher!

5.

Willst du von zweien Dingen wissen, welches
 Das Rechte? — Nimmer ist es das Bequeme!
 Was dir die meiste Mühe macht, das ist es,
 Das würde dir's sogar! Denn du besiegst
 Dabei der Stoffe alte Trägheit, du
 Besiegst dein eigen Herz. Denn, sonderbar
 Nun oder göttlich, ist das Andern gut,
 Was dir es ist; da draußen an der Welt
 Nur kannst du dir dein eignes Glück verdienen.

6.

Wer nicht in seinen Lieben leben kann
 Zur Zeit, wenn sie ihm fern, ja wenn sie todt sind,
 Der hat sie oft verloren. Aber der
 Besitzt die Freunde, die Geliebten immer

Unraubbar gegenwärtig, schön, genußreich,
 Wer fort in ihrem Geist und Eigenwesen
 Die Tage lebt, Begebenheiten gern
 So anschaut, so belächelt, wie sie würden.
 So that ich oft; und wenn die stillen Freunde
 Aus mir ein Wort, ein Werk belächelten,
 Mit meiner Kraft laut mit einander sprachen,
 Oft ihre Freude hold aus mir bezeugten:
 Dann hab' ich laut geweint, ihr stilles Leben
 In mir, gleich einem Wunder, angestaunt
 Und tief empfunden. „Also bleibe sie
 Bei mir durch alle Tage bis ans Ende.“

Andere Novellisten, die ihrer Grundfarbe nach sich noch der Romantik anschließen, können wir hier nur kurz berühren, da diese Gattung der poetischen Darstellung am wenigsten den Stempel der Dauer an sich trägt und in dem großen Strome der Unterhaltungsliteratur rasch vorüber getragen wird. Verschollen sind die historisch-ritterlichen Romane des einst gefeierten van der Velde und so vieler Anderen, welche die Bahn Walter Scott's betraten. Höhere poetische Begabung verrathen die Romane und Novellen von Wilhelm Hauff (geb. zu Stuttgart 1802), dessen Entwicklung ein früher Tod (1827) verhinderte. In seinen Phantasieen im Bremer Rathskeller (1827) weht ein frischer Hauch der Poesie. In seinem Roman Lichtenstein, „romantische Sage aus der württembergischen Geschichte“ (1826), zeigt er sich als einen der gewandtesten Nachfolger Walter Scott's.

Heinrich Zschokke (1771—1848), der seine literarische Laufbahn mit dem Räuberdrama Abällino der große Bandit (1793) begann und an der dahin einschlagenden Romanliteratur Theil nahm, ist späterhin durch seine novellistischen Erzählungen, welche die Romantik mit einer populären Moral verschmelzen oder geradezu vertauschen, einer der gelesensten Schriftsteller geworden, der auch auf dem Gebiete der Geschichte und Erbauungsliteratur („Stunden der Andacht“) sein gewandtes Darstellungstalent geltend machte. In allen seinen Schriften bewährt sich sein tüchtiger Charakter, seine reiche Welterfahrung: das höhere Gebiet der Poesie wird von ihm nur flüchtig berührt.

Henrich Steffens, der echte Jögling der romantischen Schule, ist schon in der Tieck'schen Periode genannt worden, gehört jedoch mit seinen Novellen, den späteren Erzeugnissen seiner schriftstellerischen Thätigkeit, erst unter die Epigonen der Romantik. Zu Stavanger in Norwegen 1773 geboren, kam er, nach Vollendung seiner Studien auf der Universität zu Kopenhagen, schon als Jüngling nach Deutschland, das er bald als sein zweites Vaterland lieb gewann. Er ward zu Jena in den Kreis der Romantiker gezogen, mit denen seine Individualität lebhaft sympathisirte, und schloß sich mit Begeisterung der naturphilosophischen Richtung Schelling's an, die er als Schriftsteller und akademischer Lehrer an den Universitäten zu Halle, Breslau und Berlin verbreitet und durch wissenschaftliche Forschungen weiter entwickelt und begründet hat. Wie er in seinem ausführlichen Werke Was ich erlebte einen schätzbaren Beitrag zu der Entwicklungsgeschichte der deutschen Geistesbildung und Literatur gegeben hat, so knüpfen auch seine Novellen (seit 1827) an seine äußern und innern Erlebnisse an und führen uns in die geistigen Bewegungen des vorigen und des gegenwärtigen Jahrhunderts ein, am glücklichsten dann, wenn er, wie in Walseth und Leith und den vier Norwegern, in farbenreicher Darstellung Natur und Leben des Nordens darstellt. Als Ganzes befriedigt keine seiner Novellen, einzelne Schilderungen sind meisterhaft. Er starb zu Berlin 1845.

Mit Karl Zimmermann treten wir wiederum dem Drama näher. 1796 zu Magdeburg geboren, trat er nach dem Freiheitskriege, an dem er persönlich Theil nahm, in den preussischen Staatsdienst, in welchem er 1827 zu der Stelle eines Landgerichtsraths in Düsseldorf aufrückte, die er bis an seinen 1842 erfolgten Tod bekleidet hat. Seine ersten dramatischen Werke, mit denen er seit 1821 vor das Publicum trat, das Lustspiel die Prinzen von Syrakus, sowie die im Geschmack der Schicksalsromantik gehaltenen Trauerspiele, unter ihnen eine Bearbeitung des schon von Andreas Gryphius behandelten Stoffs Cardenio und Celinde gingen ziemlich spurlos vorüber. In Düsseldorf, wo damals ein reges Künstlerleben aufblühte, erhielt seine Liebe zur dramatischen

Kunst einen lebhaften Aufschwung. Mit angestrengtem Eifer bemühte er sich, indem er der Leitung des Düsseldorfer Theaters sich unterzog, jenes Ideal einer deutschen Bühne zu verwirklichen, das einst Lessing vorgeschwebt hatte, als er nach Hamburg ging, und dem Goethe und Schiller auf kurze Zeit das Theater einer kleinen Stadt so nahe brachten. Seine Begeisterung für die Würde der Kunst, seine Kenntniß der Bühnendarstellung, indem er selbst als Vorleser ein ausgezeichnetes mimisches Talent beiaß, seine Energie in der Leitung, alles dies vermochte doch dem Unternehmen keine Dauer zu verleihen. Indeß war diese Anregung für seine dramatischen Schöpfungen nicht verloren. Das historische Drama, das er zuerst mit dem später von ihm umgearbeiteten Trauerspiel in Tirol (1827) versucht hatte, erfaßte er mit größerem Ernste und gab in den Trauerspielen Kaiser Friedrich II. (1828) und in der Trilogie Alexis (1832), worin er die Geschichte des unglücklichen Sohnes Peters des Großen behandelt (1. Die Bojaren. 2. Das Gericht von St. Petersburg. 3. Eudoria), das Beste, was er zu erreichen im Stande war. Die Sprache ist ernst und würdig, die Anlage, besonders der ersten Abtheilung, zeugt von seiner gereiften Einsicht; nur gelangt er nicht zu einer freien Beherrschung des Stoffs; die Reflexion des Verstandes wird überall sichtbar und nimmt der dramatischen Ausföhrung die Frische der Unmittelbarkeit. Noch entschiedener gehört die dramatisch behandelte Mythe Merlin (1832) dem Gebiete der Reflexion an; es sollte, seiner eigenen Aeußerung zufolge, die Tragödie des Widerspruchs werden und diesen als das Unheil der Welt darstellen.

Eine allgemeinere Anerkennung fanden seine Romane, mit denen er seine schriftstellerische Laufbahn beschloß. In den Epi-
gonen (1836) versenkt er sich in die geistigen Strömungen des modernen Zeitalters und „arbeitete ein großes Stück seines Lebens und seines Selbst hinein“. Unsere Zeit faßt er als die der „Epi-
gonen“, der Erben einer großen Vergangenheit, auf, welche zerstreut und schwankend ohne feste Ziele die mühelos überkommenen geistigen Schätze verzehrt. Das Resultat ist daher kein hoffnungs-

voller Blick in die Zukunft, und damit geht dem Romane die ideale Erhebung, die poetische Beleuchtung ab. In Anlage und Form ist Goethe's Wilhelm Meister Vorbild gewesen. In dem zweiten Romane Münchhausen (1838) greift er die vorherrschenden Zeitbestrebungen und modernen Berühmtheiten mit humoristischer Schärfe an. Dieser Partie des Romans, welche im Ganzen ein unbehagliches Gefühl zurückläßt, steht als trefflich ausgeführte Episode die Geschichte des westphälischen Dorfschulzen gegenüber, ein anziehendes idyllisches Sittengemälde, das Muster der seitdem beliebt gewordenen Dorfgeschichten.

Zimmermann's letzte Dichtung war eine Bearbeitung von Gottfrieds Tristan und Isolde in Romanzen. Er verfuhr dabei mit feinem dichterischen Takte; um so mehr ist zu bedauern, daß der Tod ihn eben so, wie den alten Meister, an der Vollendung des Werkes verhindert hat. Möge das einleitende Gedicht als Probe dienen.

Die Welt, die draußen sich ver-
miszt,

Gehört nicht eigen mir, das wißt,
Ich lasse die da draußen schalten,
Läßt sie die meine mich behalten.

Die draußen führt ein laut Geschrei
Und regt viel tausend Arm' und
Hände;

Mit Dichten, Trachten, Schelmerei
Beginnt sie stets, bringt's nie zu Ende,
Indeß, vollendet im Gemüth
Vom Urbeginn, die andre blüht!

Die Roß' in meines Herzens Thal,
Zu der sich immerdar nur stahl
Das zärteste, das frühest' Leuchten
Des Sonnengotts im Morgenfeuch-
ten;

Die zücht'ge Träumerin, versteckt
In bergend Laub und nie gefunden
Vom heißen Tag, zum Gruß geweckt
Allein vom Gruß der traut'sten Stun-
den.

Die hohe, keusche Wunderbliith',
Ewig vollendet im Gemüth:

Die Wunderros' im Wunderthale,
Gefüßt vom ersten Sonnenstrahle —
Die späteren sind ihr zu frech,
Sie thut davor ihr Haupt hinweg,
Verbirgt es in der Blätter Grünen,
Die spreiten ihr ein schirmend Dach;
Geschüzet vor des Lichts Erkühnen,
Verträumt die Rose so den Tag;
Erwacht zu Nacht; ihr hold Gesichte
Schaut wieder nach dem ersten Lichte.

Das ist die schöne Welt der Liebe,
Das ist die Welt der schönen Liebe!
Der edlen Herzen nährend Brot,
Der süße Gram, die holde Noth!
In ihrem Zauberreiche stehen
Die Schmerzen in der Wonnen Pflicht;
Wem nie von Liebe Leid geschehen,
Geschah von Lieb' auch Liebes nicht.
Ist einer, der um ihre Schmerzen
Nicht alles trüg' in seinem Herzen?

Zum Schluß dieses Abschnitts erwähnen wir noch eine jener dämonischen Naturen, welche, wie Amadens Hoffmann, ein eminentes Dichtertalent in stürmischer Verworrenheit eines zügellosen Lebens vergeudeteten, Dietrich Christian Grabbe. Wenn seine Freunde ihn den genialsten dramatischen Dichter, den Deutschland seit Schiller's Tode geboren, genannt haben, so ist der Nation, die ihn bereits vergessen hat, davon nichts zu Gute gekommen, weil hohe Intentionen und einzelne große Züge, und mögen sie von einer noch so hohen Genialität zeugen, nicht genügen, um ein Dichtwerk zu schaffen, das den Verfasser lange zu überleben vermag. Wir wollen hier eben so wenig das traurige Bild eines von zarfter Kindheit an zerrütteten Lebens hervorziehen, — er war zu Detmold 1801 geboren und starb in seiner Vaterstadt 1836 — noch können wir auf die einzelnen dramatischen Dichtungen, unter denen die Hohenstaufentragödien „Friedrich Barbarossa“ und „Heinrich VI.“ und die großartig gedachte Tragödie Don Juan und Faust (Genußsucht und Vermessenheit des Geistes) die besten sind, näher eingehen, da sie als solche durchaus mißlingen sind, und wer an einzelnen Geistesblitzen sich erfreuen will, sie ganz lesen muß.

V. Uhland und verwandte Lyriker.

Ludwig Uhland ist bereits unter den patriotischen Dichtern der Befreiungszeit genannt worden, an deren Reihe er sich indeß erst dann mit feurigem poetischen Worte anschloß, als die Hoffnung auf Deutschlands freie staatliche Entwicklung eine Täuschung nach der andern erfuhr. Die „vaterländischen Gedichte“ sind daher mehr als Zeugnisse seiner ehrenhaften Gesinnung, seines redlichen Strebens hochzuschätzen, denn als Maßstab seines poetischen Talents hervorzuheben. Dieses hatte seine Bestimmung schon gefunden, ja seine Blüthezeit schon kurz zuvor erreicht, ehe die politische Welt sich neu gestaltete. Und wenn in späteren Jahren die Muse zu seltenem Besuch wieder bei ihm erschien, so waren die schönsten Töne, die sie ihm weckte, wieder die seiner liedervollen Jugendzeit. Leider ist die Hoffnung nicht in Erfüllung gegangen,

welche der Dichter selbst in dem poetischen Vorwort zur ersten Auflage seiner Gedichte aussprach, daß sie „Verkünder einer jüngern Brüderschaar“ sein sollten, „deren Bau und Wuchs gesunder und höher“ sein werde, als der der Erstlinge.

Uhlund ist eine lyrische Natur, die sich mit der ganzen Innigkeit des deutschen Gemüths in das blühende Naturleben, in die sanften Regungen des Herzens versenkt. Sie hat für alles reinmenschliche ein warmes Mitgefühl und zieht die einfache, sinnige, biedere Empfindung überall hervor. Er ist Romantiker und liebt die Zeiten des Ritterthums, aber nur wegen ihrer zarten Gemüthswelt, die er daher nicht der Gegenwart als einen Gegensatz gewaltsam aufdrängt oder ironisch behandelt, sondern für die er als einen poetischen Ausdruck der reinen Menschenatur unsere Theilnahme erweckt. Seine Gedichte haben nicht den Reiz der individuellen Subjectivität, sie tragen nicht die Züge schmerzlicher Erlebnisse und schweren innern Kampfes; es ist vielmehr eine objectivische Lyrik, welche Natur und Volksleben in klaren Bildern auffaßt und vorzugsweise in die epischen Formen der Romanze und Ballade übergeht. Die Individualität seiner Lyrik ist am klarsten in folgendem Gedicht gezeichnet.

Die sanften Tage.

Ich bin so hold den sanften Tagen,
Wann in der ersten Frühlingszeit
Der Himmel, blaulich aufgeschla-
gen,

Zur Erde Glanz und Wärme streut,
Die Thäler noch von Eise grauen,
Der Hügel schon sich sonnig hebt,
Die Mädchen sich ins Freie trauen,
Der Kinder Spiel sich neu belebt.

Dann steh' ich auf dem Berge droben
Und seh' es alles, still erfreut,
Die Brust von leisem Drang gehoben,
Der noch zum Wunsche nicht gedeiht.
Ich bin ein Kind und mit dem Spiele
Der heiteren Natur vergnügt,
In ihre ruhigen Gefühle
Ist ganz die Seele eingewiegt.

Ich bin so hold den sanften Tagen,
Wann ihrer mild besonnenen Flur
Gerührte Greise Abschied sagen,
Dann ist die Feier der Natur.

Sie prangt nicht mehr mit Blüth' und
Fülle,
All' ihre regen Kräfte ruhn,
Sie sammelt sich in süße Stille,
In ihre Tiefen schaut sie nun.

Die Seele jüngst so hoch getragen,
Sie senket ihren stolzen Flug,
Sie lernt ein friedliches Entsagen,
Erinnerung ist ihr genug.
Da ist mir wohl im sanften Schweigen,
Das die Natur der Seele gab;
Es ist mir so, als dürft' ich steigen
Hinunter in mein stilles Grab.

Mit dieser lyrischen Eigenthümlichkeit steht Uhland im Mittelpunkt der neueren deutschen Lyrik und hat ihr bis auf Geibel ihren Charakter vorgezeichnet. In der Melodie und Klarheit der Sprache ist er ein unübertroffenes Muster.

Im Liede kommt Uhland Goethe am nächsten, wenn gleich in dessen besten Liedern die Töne mehr aus der Tiefe eines erregten Gemüths hervorklingen. Mit ihm theilt er die Kunst, die in den altdutschen Volksliedern oft so ergreifend wirkt, die Empfindung mehr anzudeuten als auszumalen. So in dem Liede der Frühlingswonne:

Die linden Lüfte sind erwacht,
Sie säuseln und weben Tag und Nacht,
Sie schaffen an allen Enden.
O frischer Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herze, sei nicht bang!
Nun muß sich Alles, Alles wenden.

Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
Man weiß nicht, was noch werden mag,
Das Blühen will nicht enden.
Es blüht das fernste, tiefste Thal:
Nun, armes Herz, vergiß der Qual!
Nun muß sich Alles, Alles wenden.

Vortrefflich weiß er das lyrische Gefühl episch einzukleiden und in einem kleinen Lebensbilde auszuführen. Jedermann kennt des Knaben Vergnügen, Lied eines Armen, der Wirthin Töchterlein, der gute Kamerad, zum Theil vielgesungene Volkslieder. Eines setze hier als Probe.

Die Kapelle.

Droben stehet die Kapelle,	Traurig tönt das Glöcklein nieder,
Schanet still ins Thal hinab,	Schauerlich der Leichenchor;
Drunten singt bei Wies' und Quelle	Stille sind die frohen Lieder,
Froh und hell der Hirtenknab'.	Und der Knabe lauscht empor.

Droben bringt man sie zu Grabe,
Die sich freuten in dem Thal;
Hirtenknabe! Hirtenknabe!
Dir auch singt man dort einmal.

Den Uebergang vom Liede zur Romanze macht das Gedicht, welches das sehnfüchtige Verlangen des lebensmüden Greises nach der ewigen Ruhe in kurzen Zügen meisterhaft schildert:

Der König auf dem Thurne.

Da liegen sie alle, die grauen Höh'n,
Die dunkeln Thäler, in milder Ruh';
Der Schlummer waltet, die Lüfte wehn
Keinen Laut der Klage mir zu.

Für Alle hab' ich gesorgt und gestrebt,
Mit Sorgen trank ich den funkelnden Wein;
Die Nacht ist gekommen, der Himmel belebt,
Meine Seele will ich erfreun.

O du goldne Schrift durch den Sternenraum!
Zu dir ja schau' ich liebend empor.
Ihr Wunderklänge, vernommen kaum,
Wie besänfelt ihr sehnlich mein Ohr!

Mein Haar ist ergraut, mein Auge getrübt,
Die Siegeswaffen hängen im Saal.
Habe Recht gesprochen und Recht geübt;
Wann darf ich rasten einmal?

O selige Nacht, wie verlang' ich dein!
O herrliche Nacht, wie säumst du so lang',
Da ich schaue der Sterne lichterem Schein
Und höre volleren Klang!

In den Romanzen und Balladen hat Uhländ die verschiedenartigsten Weisen angewandt und dadurch die Einförmigkeit vermieden, in welche ein Dichter, der nur ein kleines Gebiet beherrscht, leicht geräth. Der naive Volkston kleidet ihn schön in den Erzählungen vom Knaben Roland und der Schwäbischen Kunde. Im weiteren Ausmalen eines charakteristischen Zeitbildes erscheint der alterthümliche Ton der Nibelungen, wie im Eberhard der Raufschbart.

Ähnlich wie Goethe einem erschlafften Zeitalter die ritterliche Heldengestalt des Götz mahnend entgegenhielt, so erscheint Eberhard als ein Bild altdeutscher Kraft, das Uhländ mit warmer

Liebe zu dem derben, immer kampfbereiten Schwabensfürsten in den bedeutendsten Momenten seines Lebens gezeichnet hat. Wir blicken klar in die verworrenen Verhältnisse des sinkenden Ritterthums, das in seiner Unabhängigkeit von der Fürstenmacht bedroht ward und zugleich mit übermüthiger Verachtung auf das Emporstreben des Bürgerthums blickte; wir sehen sodann eben dieses für seine Freiheit gegen Ritter und Fürsten muthvoll kämpfen. Die ersten beiden Erzählungen der Ueberfall im Wildbad und die drei Könige zu Heimsen schildern Eberhards Fehden gegen die Ritterverbindungen der Schlegler, deren Haupt Wolf von Wunnenstein war; die dritte enthält die Schlacht bei Neutlingen, in der die Schaar Ulrichs von Württemberg dem unerwarteten Angriff der Bürger unterlag, wofür die Schlacht bei Döffingen, über die das vierte Gedicht berichtet, durch die Niederlage der Städter Rache nahm, jedoch Ulrich das Leben kostete.

Die Ballade des Sängers Fluch, die in ähnlicher Form verfaßt ist, hat weniger bestimmte Umrisse, so daß sie nicht ganz das Grauen erwecken kann, auf das sie berechnet ist. Zwei Sängere ziehen nach dem stolzen Königsschloß und rühren mit den süßen Klängen ihrer Lieder die Krieger wie die Königin; der König aber schleudert im Wuthausbruch sein Schwert in die Brust des Sängers, mit dessen Leiche der greise Begleiter hinwegzieht, während er den Fluch über das Schloß und die prangenden Gärten ausspricht. Es ist ungeachtet der warmen Schilderung die blutige That allzu schwach motivirt, und eben so gewinnen wir von der Erfüllung des Fluches keine rechte Vorstellung, um davon tief ergriffen werden zu können.

Einer ähnlichen Chronikenartigen Darstellung, doch in einer lebendigeren Form, begegnen wir in der Erzählung Taillefer. Aus dem Jugendleben des jungen Helden führt uns der Dichter zu jenem großen historischen Moment, wo Wilhelm von der Normandie durch den Sieg bei Hastings die englische Krone gewann.

Eben so treffend, wie in den Balladen die drei Lieder und die Rache die knappe Form der nordischen Ballade ange-

wandt ist, in der die schauerliche That mit wenig kurzen Strichen angedeutet wird, hat Uhland die Form der spanischen Romanze behandelt und die Bilder süß schwärmender Liebesromantik in dem Romanzenfranz Sängerkiebe mit sanftem Farbenschmelz ausgeführt. Wer mit den Liedern unsrer Minnesänger und der provengalischen Troubadours bekannt ist, wird durch die Romanzen Uhland's wieder lebendig in jene Zeiten andächtigen Liebessehns hineinversetzt. Da erscheint Rudello, der die schönste der Frauen in seinen Liedern preist, und als er endlich, schon schwer erkrankt, zum erstenmal das Ideal seines Gesanges von Angesicht erblickt, todt in die Arme seines Führers sinkt; Durand, der unter dem Fenster der Geliebten singt, als ihn die Nachricht von ihrem Entschlummern so heftig ergreift, daß sein Leben augenblicklich erlischt, während Blanca unter dem Klange seiner Lieder in eben dem Momente wieder vom todesähnlichen Schlafe erwacht; der Castellan von Couci, dessen in einer Urne verwahrtes Herz, welches der Dame von Fayel überbracht wird, die Eifersucht ihres Gemahls erregt und ihr als Speise zubereitet wird, worauf sie entschlossen ist, keine andere Nahrung zu sich zu nehmen, seitdem sie diese genossen; Don Massias, welcher von dem eifersüchtigen Grafen durchbohrt wird, den seit der Frevelthat die durch ganz Spanien verbreiteten Lieder des Gemordeten wie Geisterstimmen verfolgen; endlich Dante, dem die Liebe zu der frühverklärten Beatrice die Weihe zu seinem göttlichen Gedicht giebt. In einer vortrefflichen Romanze seiner späteren Lebensperiode Bertran de Born führt uns Uhland noch einmal auf den classischen Boden der Provengalpoesie und verherrlicht in einem der berühmtesten Sänger die Macht des Gesanges.

In eben diese spätere Zeit des Dichters, welche nur wenige, aber schöne Früchte seiner Poesie brachte, gehören Tell's Tod, die Bidaßoa-Brücke (beide nicht ohne Anklänge seiner politischen Gesinnung), Ver sacrum und das Glück von Edenhall. Die zuletzt genannte Ballade möge hier als eine seiner ausgezeichnetsten Dichtungen eine Stelle finden.

Das Glück von Edenhall.

Von Edenhall der junge Lord	Erst klingt es milde, tief und voll,
Läßt schmettern Festtrommetenschall,	Gleich dem Gesang der Nachtigall,
Er hebt sich an des Tisches Bord	Dann wie des Waldstroms laut Ge-
Und ruft in trunkner Gäste Schwall:	roll,
„Nun her mit dem Glücke von Eden-	Zuletzt erdröhnt wie Donnerhall
hall!“	Das herrliche Glück von Edenhall.

Der Schenk vernimmt ungern den	„Zum Horte nimmt ein kühn Ge-
Spruch,	schlecht
Des Hauses ältester Basall,	Sich den zerbrechlichen Krystall;
Nimmt zögernd aus dem seidnen Tuch	Er dauert länger schon, als recht;
Das hohe Trinkglas von Krystall,	Stoßt an! mit diesem kräft'gen Prall
Sie nennen's: „Das Glück von	Versuch' ich das Glück von Eden-
Edenhall.“	hall.“

Darauf der Lord: „dem Glas zum Preis	Und als das Trinkglas gellend springt,
Schenk' rothen ein aus Portugal!“	Springt das Gewölb mit jähem Knall,
Mit Händezittern gießt der Greis,	Und aus dem Riß die Flamme dringt;
Und purpurn Licht wird überall,	Die Gäste sind zerstoßen all'
Es strahlt aus dem Glücke von Eden-	Mit dem brechenden Glücke von Eden-
hall.	hall.

Da spricht der Lord und schwingt's	Ein stürmt der Feind mit Brand und
dabei:	Mord,
„Dies Glas von leuchtendem Krystall	Der in der Nacht erstieg den Wall;
Gab meinem Ahn am Duell die Fei,	Vom Schwerte fällt der junge Lord,
D'rein schrieb sie: kommt dies Glas	Hält in der Hand noch den Kry-
zu Fall,	stall,
Fahr wohl dann, o Glück von Eden-	Das zersprungene Glück von Eden-
hall!	hall.

Ein Kelchglas ward zum Loos mit Zug	Am Morgen irrt der Schenk allein,
Dem freud'gen Stamm von Edenhall;	Der Greis, in der zerstörten Hall',
Wir schlürfen gern mit vollem Zug,	Er sucht des Herrn verbrannt Gebein,
Wir läuten gern mit vollem Schall;	Er sucht im grausen Trümmerfall
Stoßt an mit dem Glücke von Eden-	Die Scherben des Glücks von Eden-
hall!“	hall.

„Die Steinwand,“ spricht er, „springt zu Stück,
Die hohe Säule muß zu Fall,
Glas ist der Erde Stolz und Glück,
In Splitter fällt der Erdenball
Einst gleich dem Glücke von Edenhall.“

Als dramatischer Dichter trat Uhland bald nach dem Erscheinen seiner ersten Sammlung der kleineren Gedichte auf, welche bereits einige dramatische Scenen und Fragmente enthielt. Da seine Schauspiele Ernst von Schwaben (1817) und Ludwig der Baier (1818) gerade in eine Zeit trafen, wo Müllner, Grillparzer und Houwald auf den Brettern herrschten, so war die keusche Idealität dieser dramatischen Dichtungen von keinem Erfolge bei der Menge, so daß Uhland sich auf dieser Bahn nicht weiter versuchte und selbst den Conradin, der ein Seitenstück zum Herzog Ernst hätte werden können, unvollendet ließ. In beiden Stücken ist allerdings der Gang der dramatischen Handlung nur unvollkommen entwickelt; die Scenen rücken mehr wie dramatisch ausgeführte Romanzen an einander; allein ein edler Geist weht durch das Ganze, und der reinste Duft der Poesie breitet sich darüber, so daß sie als würdige Zeugnisse von Uhland's Dichtergeiste den Freunden wahrer Poesie lieb und theuer bleiben werden.

In dem einen schildert der Dichter die Lebensschicksale des Herzogs Ernst von Schwaben, der, ein Stieffohn Kaiser Konrads II., durch seine Anhänglichkeit an Werner von Riburg, den Friedensstörer des Reiches, lieber den Zorn des Kaisers auf sich lud und sein Herzogthum verlor, als daß er an seinem Freunde zum Beräthrer geworden wäre. Mit Aicht und Bann belastet, besteht er, zum sicheren Untergang gedrängt, in Gemeinschaft mit Werner den letzten Kampf. Heldensinn und Freundestreue sind demnach die Seele dieser Dichtung. Die Sprache hält sich frei von rhetorischen Effecten und bewegt sich in immer gleicher schmuckloser Schönheit, minder gewandt im lebendigen Dialog, als in einzelnen mehr episch gehaltenen Gemälden. Wie so meisterhaft ist die Kaiserwahl, die mit Konrad II. das salisch-fränkische Kaisergeschlecht auf den Thron brachte, in der Ebene bei Mainz im Munde Werners geschildert!

Werner.

Nicht bloß, daß in der Stunde der Geburt
Der Sterne Wechselstand geheimnißvoll
Die menschlichen Geschicke vorbestimmt:
Noch mitten oft ins Leben tritt ein Tag,

Der unsrem Wesen erst den Vollgehalt,
 Der unsrer Zukunft, allem unsrem Thun
 Die unabänderliche Richtung giebt.
 Auch mich ergriff ein Tag für alle Zeit,
 Vollkommen klar bin ich mir deß bewußt.
 Der fromme Kaiser Heinrich war gestorben,
 Des sächsischen Geschlechtes letzter Zweig,
 Das glorreich ein Jahrhundert lang geherrscht.
 Als nun die Botschaft in das Reich erging,
 Da fuhr ein reger Geist in alles Volk,
 Ein neu Weltalter schien heraufzuziehn;
 Da lebte jeder längst entschlafne Wunsch
 Und jede längst erloschne Hoffnung auf.
 Kein Wunder jezo, wenn ein deutscher Mann,
 Dem sonst so Hohes nie zu Hirne stieg,
 Sich, heimlich forschend, mit den Blicken maß.
 Kann's doch nach deutschem Rechte wohl geschehn,
 Daß, wer dem Kaiser heut den Bügel hält,
 Sich morgen selber in den Sattel schwingt.
 Jetzt dachten unsre freien Männer nicht
 An Hub- und Haingericht und Marktgeding,
 Wo man an Esch' und Holztheil Sprache hält:
 Rein! stattlich ausgerüstet, zogen sie
 Aus allen Gauen, einzeln und geschaart,
 Ins Maienfeld hinab zur Kaiservahl.
 Am schönen Rheinstrom zwischen Mainz und Worms,
 Wo unabsehbar sich die ebne Flur
 Auf beiden Ufern breitet, sammelte
 Der Andrang sich, die Mauern einer Stadt
 Vermochte nicht das deutsche Volk zu fassen.
 Am rechten Ufer spannten ihr Gezelt
 Die Sachsen, sammt der slav'schen Nachbarschaft,
 Die Baiern, die Ostfranken und die Schwaben,
 Am linken lagerten die rhein'schen Franken,
 Die Ober- und die Niederlothringer.
 So war das Mark von Deutschland hier gedrängt,
 Und mitten in dem Lager jeden Volks
 Erhub sich stolz das herzogliche Zelt.
 Da war ein Grüßen und ein Händeschlag,
 Ein Austausch, ein lebendiger Verkehr!
 Und jeder Stamm verschieden an Gesicht,
 An Wuchs und Haltung, Mundart, Sitte, Tracht,
 An Pferden, Rüstung, Waffenfertigkeit,
 Und Alle doch ein großes Brudervolk,
 Zu gleichem Zwecke festlich hier vereint!

Was Jeder im Besondern erst berieth,
 Im hüllenden Gezelt und im Gebüsch
 Der Inselbuchten, mäßig war's gereift
 Zum allgemeinen, offenen Beschluß.
 Aus Vielen wurden Wenige gewählt,
 Und aus den Wenigen erfor man Zween,
 Allbeide Franken, fürstlichen Geschlechts,
 Erzeugt von Brüdern, Namensbrüder selbst,
 Runrade, längst mit gleichem Ruhm genannt.
 Da standen nun auf eines Hügels Saum,
 Im Kreis der Fürsten, sichtbar allem Volk,
 Die beiden Männer, die aus freier Wahl
 Das deutsche Volk des Thrones werth erkannt
 Vor allen, die der deutsche Boden nährt,
 Von allen Würdigen die Würdigsten.
 Und so einander selbst an Würde gleich,
 Daß fürder nicht die Wahl zu schreiten schien
 Und daß die Wage ruht' im Gleichgewicht.
 Da standen sie, das hohe Haupt geneigt,
 Den Blick gesenkt, die Wangen schamerglüht,
 Von stolzer Demuth überwältigt.
 Ein königlicher Anblick war's, ob dem
 Die Thräne rollt' in manchen Mannes Bart.
 Und wie nun harrend all' die Menge stand
 Und sich des Volkes Brausen so gelegt,
 Daß man des Rheines stillen Zug vernahm,
 Denn niemand wagt' es, Diesen oder Den
 Zu führen mit dem hellen Ruf der Wahl,
 Um nicht am Andern Unrecht zu begehn,
 Noch aufzuregen Eifersucht und Zwist:
 Da sah man plötzlich, wie die beiden Herrn
 Einander herzlich faßten bei der Hand
 Und sich begegneten im Bruderfuß.
 Da ward es klar, sie hegten keinen Reid
 Und Jeder stand dem Andern gern zurück.
 Der Erzbischof von Mainz erhob sich jetzt:
 „Weil doch — so rief er — Einer es muß sein,
 So sei's der Aelt're!“ Freudig stimmten bei
 Gesammte Fürsten, und am freudigsten
 Der jüng're Runrad! donnergleich erscholl,
 Oft wiederholt, des Volkes Beifallsruf.
 Als der Gewählte drauf sich niederließ,
 Ergriff er seines edlen Betters Hand
 Und zog ihn zu sich auf den Königssitz.
 Und in den Ring der Fürsten trat sofort

Die fromme Kaiserwitwe Kunigund,
 Glückwünschend reichte sie dem neuen König
 Die treubewahrten Reichskleinode dar.
 Zum Festzug aber scharten sich die Reih'n,
 Boran der König, folgend mit Gesang
 Die Geistlichen und Laien; so viel Preis
 Erscholl zum Himmel nie an einem Tag;
 Wär' Kaiser Karl gestiegen aus der Gruft,
 Nicht freudiger hätt' ihn die Welt begrüßt.
 So wallten sie den Strom entlang nach Mainz,
 Woselbst der König im erhabnen Dom
 Der Salbung heil'ge Weihe nun empfing.
 Wen seines Volkes Ruhm so hoch gestellt,
 Dem fehle nicht die Kräftigung von Gott!
 Und als er wieder aus dem Tempel trat,
 Erschien er herrlicher, als kaum zuvor,
 Und seine Schulter ragt' ob allem Volk. —
 Das ist der große Tag, der mich ergriff,
 Der mich in allem Drangsal frisch erhält.

Uhland suchte die Theilnahme für die männliche Gesinnung und Freundestreue in Anspruch zu nehmen und verschmähte es daher, wohl mit Unrecht, ein Liebesverhältniß in den Gang der Handlung zu verflechten. Daß Herzog Ernst, wie sein Herzogthum, auch das Minneglück den höhern Pflichten deutscher Mannestreue zum Opfer brachte, wird nur wie im Vorbeigehn, aber mit ergreifenden Worten angedeutet. Ernst begegnet auf seiner Flucht dem Vater seiner Geliebten und richtet unter Anderm eine Frage an ihn:

Nur Eines bitt' ich, sag' es mir zum Trost:
 Hat deine Tochter, wenn einmal von mir,
 Von meinem Mißgeschick die Rede war,
 Hat sie, ich meine nicht, um mich geweint,
 Nein! ob das Aug' ihr flüchtig überlief,
 Nur wie ein leichter Hauch den Spiegel trübt?
 Ob sie geseufzet nicht, nein! tiefer nur
 Geathmet, wie man oft im Traume lebt?

H u g o.

Von Thränen und von Seufzern merkt' ich nichts,
 Nur daß sie ernster, feierlicher ward.
 Milde thatig, hilfsreich war sie schon zuvor,
 Jetzt gab sie gänzlich sich der Armuth hin.

Wie fromme Wittwen pflegen, spendete
 Die jungfräuliche Wittwe jeden Tag
 Almosen, war der Kranken Wärterin,
 Erquidte Pilger und Gefangene.

Ernst.

Gefangene!

Hugo.

Bis nun die Botschaft kam,
 Daß du mit Acht belegt und Kirchenbann,
 Da bat sie eines Morgens freundlich mich,
 Sie zu geleiten zum Ottilienberg.
 Du kennst das Kloster, das von seiner Höh'
 Das schöne Elsaß weithin überschaut.
 Als sie vom Zelter dort gestiegen war
 Und in der Hand den Ring der Pforte hielt,
 Da sprach sie: „Wohlgelegen ist dies Stift,
 Man sieht von seiner Schwelle weit umher
 Die Städt' und Burgen, Fluß und Feld und Hain,
 Und allen Reichthum dieser schönen Welt
 So freundlich und so blühend hingelegt,
 Daß, wem nicht alles Erdenglück erstarb,
 Wem nicht die Hoffnung ganz entwurzelt ist,
 Hier an der Pforte noch umkehren muß.“
 Mit diesem trat sie in der Mauern Kreis.
 Und dort im Hofe quillt ein heil'ger Born,
 Ein wunderkräft'ger, der die Augen stärkt
 Und selbst der Blindheit mächt'ge Binde löst.
 Damit benetzte sie der Wimpern Saum:
 „Mein Aug' ist trübe worden — hob sie an —
 Und wohl bedarf ich, daß ein Himmelsthau
 Zur ew'gen Klarheit mir den Blick erschließt.“
 So sagte sie dem Ird'schen Lebewohl.

(26.)

Ernst.

Auch du hinab, du goldner Liebesstern,
 Der meiner Jugend Pfade schön erhellst,
 Der tröstend in mein Kerkergritter schien!
 An dieses Weibes liebevoller Brust
 Hätt' ich genesen können. Vieles noch
 Und Härtes hätt' ich auszustehn vermocht,
 Wenn sie mir blieb. Noch kannt' ich keine Schmach,
 Kein Drangsal, keine Wunde, keinen Schmerz,
 Dafür nicht sie der süße Balsam war.

Ja! sie erquickte mich Gefangenen,
 Sie hätte dem erschöpften Pilgersmann
 Noch einst den frischen Lebenskelch gereicht.
 Nun muß ich wandern meinen rauhen Pfad
 Einsam, unnmachtet, ewig herberglos.

Im Ludwig der Baier ist gleichfalls Heldenmuth und deutsche Treue die Seele der Handlung. Dies Drama hat den Vorzug größerer dramatischer Lebendigkeit. Ludwig von Bayern und Friedrich von Oestreich, einst Jugendfreunde, befehden sich als Gegenkaiser; der besiegte und gefangene Friedrich wird endlich seiner Haft entlassen, gegen das Versprechen Frieden zu halten und auch seine Verbündeten dazu zu bewegen, widrigenfalls er in das Gefängniß zurückkehren wolle. Als jedoch sein Bruder Leopold nicht den Frieden eingeht, stellt sich Friedrich wieder zur Haft und gewinnt durch seine Treue des Gegners Herz.

Ludwig.

Du ein Gefangner? nein! du bist ein Sieger.
 Bei Mühlldorf siegt' ich durch der Waffen Macht,
 Jetzt durch die Macht der Treue siegest du.
 Vor dir verliert der Purpur seinen Glanz;
 Nicht kann ich König sein, wenn du's nicht bist.
 Ja, Friedrich! als du tratest in diesen Saal,
 Da hub es sich zu hellen an, und jetzt
 Ist mir es klar geworden wie der Tag.
 In welcher Blendung irrten wir, in welcher
 Bethörung! Wir, die Enkel eines Ahns,
 Die Jugendfreunde, wir verfolgten uns,
 Wir trieben uns durch Fluthen und durch Flammen,
 Durch blut'ge Schlachten, Kerker, Kirchenschluch,
 Und mit uns lernten unsre Völker sich
 Verkennen, hassen und bekämpfen, sie,
 Die einem Stamm entsprossen sind gleich uns,
 Die alle deutschen Bluts Genossen sind.
 Und doch so nahe lag die Lösung, nicht
 Im Schwertkampf, nicht in List noch Zauberei,
 Sie liegt uns einzig in der Kraft des Herzens.
 Das Herz nur kann uns retten, das uns stets,
 Wenn wir zum Kampfe schritten, Warnung gab,
 Das oft die Schlacht noch dann vereitelte,
 Wenn Heer dem Heere schon die Stirne bot.

Als wir noch waren, wie die Kinder hier,
 Die dich mir eben zugeführt, da wußten
 Wir bess're Wege, damals hatten wir
 Die Schüssel und den Becher und das Bett
 Gemeinsam — und warum nicht jetzt den Thron?
 O hätt' ich dieses längst dir angeboten!
 O hättest du es längst von mir begehrt!

Friedrich.

Du träumest, Ludwig!

Ludwig.

Das ist mehr als Traum.
 Es steht mir wahr und wirklich vor dem Geist.
 Und wie es vor mir steht, verkünd' ich dir's:
 Das Reich mit allen Rechten, allen Würden,
 Wir sollen's Beide haben als ein Mann,
 Und als ein Mann uns wider jeden setzen,
 Der unser Einem feindlich sich erweist.
 Wir sollen Brüder heißen und als Brüder
 Uns halten. In dem Siegel unsrer Macht
 Soll Beider Name sich verschlingen, und
 Wir selbst auch sollen fest verschlochten sein
 Und ungeschieden, bis der Tod uns trennt,
 Und noch im Tode, nehm' ein Grab uns auf!
 Die Krone, Friedrich, die du mir gebracht,
 Ich setze sie auf dein geweihtes Haupt.

(Er krönt Friedrich.)

Die Stund' ist heilig. Unser großer Ahn,
 Der königliche Rudolf, schaut hernieder
 Und segnet uns, und hier in diesen Kindern
 Grüßt freudig uns das werdende Geschlecht.

Friedrich.

Ich fass' es nicht.

Ludwig.

Jetzt bin ich hochgemuth,
 Jetzt bin ich stark, jetzt führ' ich selbst mein Heer
 Gen Brandenburg und bin des Siegs gewiß.

Dir, Bruder, übergeb' ich unterdeß
 Die Pflge meiner Kinder, meines Landes.
 Ich kann dir Theureres nicht anvertraun,
 Und ihnen kann ich keinen Schutzvogt setzen,
 Der so in allem mein Vertreter und
 Verweser wäre, so mein andres Selbst.
 Wenn Leopold herangezogen kommt,
 Mein Baiern zu verwüsten, tritt ihm du
 Entgegen in der Königswürde Schmuck,
 Und lächeln wird sein finstres Angesicht.

Friedrich.

Ich frage nicht mehr, ob es möglich ist,
 Ob im feindsel'gen Treiben dieser Erde
 So herrlicher Entschluß bestehen kann.
 Genug, es ist in dieser großen Stunde,
 Es lebt in diesem hehren Augenblick,
 Ich fühl's und werfe mich an deine Brust.

Ludwig.

In dieser innigen Umarmung sei
 Auf ewig ausgeföhnt der Bruderkrieg,
 Der uns entzweit hat und das deutsche Volk.

Zum Schlusse gedenken wir noch der Verdienste Uhland's um die Sagenforschung und die Geschichte der deutschen Literatur. 1829 ward er deshalb auf den Lehrstuhl der Literaturgeschichte an die Universität zu Tübingen berufen, doch gab er seine Stelle wieder im folgenden Jahre auf, da ihm als Staatsbeamten von der württembergischen Regierung der Eintritt in die Ständeversammlung verweigert ward. Zuletzt war er mit der Herausgabe einer Sammlung deutscher Volkslieder beschäftigt. Er starb zu Tübingen 1862.

Karl Mayer (geb. 1786 zu Neckarbischofsheim, starb 1870), sang Uhland's Frühlingslieder in mannigfachen Weisen, eine melodieenreiche Lerche, die freudig aufsteigt aus dem blühenden Kornfelde und hoch in Lüften ihr lebensmuthiges Lied erklingen läßt, z. B.:

Naturgeschäftigkeit.

Vogelflug
 Und Vollenzug,
 Wiesenblüth
 Und Waldesgrün
 Locken aufwärts, locken nieder
 Augen, Wünsche, Herz und Lieder.

Die Blumen.

Blumen, eure lieben Augen	Sagt man nicht, daß selbst die Seele
Sollten nicht zum Sehen taugen?	Eurer süßen Unschuld fehle?
Liebliche des Angeichts,	Blumen, ihr beglücket nur,
Schautet ihr vom Maie nichts?	Selbst verwaist von der Natur?

Ihr entzückt Erd' und Lüfte	Doch, wer kennt die stillen Sinne
Und entbehrtet Blick und Düste,	Eurer Maie Lust und Minne?
Und der Vogel sänd' euch taub,	Sel'ge Blumen, ihr nur wißt,
Der euch preist aus jungem Laub?	Welches Glück euch eigen ist!

Justinus Kerner, 1786 zu Ludwigsburg geboren, war mit Umland von der Jugendzeit an durch Freundschaft und Liebe zur Dichtkunst verbunden. Er widmete sich der Medicin und nahm seit 1819 seinen Wohnsitz in Weinsberg, wo er die Pflichten seines Berufs mit einem heitern idyllischen Leben vereinigte, welches zuletzt die Gebrechen des Alters und der Verlust der innig geliebten Gattin undüsterten, bis ihn 1862 der Tod erlöste. Die Heiterkeit, die ihn durch die glücklichen Zeiten seines Lebens begleitete, die Freude an der Natur, deren Genuß ihm seine Wohnung in Weinsberg aus erster Hand gewährte, würde man gleichwohl in seinen Gedichten vergebens suchen; sie waren es nicht, was ihm die Liederlust erweckte; er gesteht selbst, daß Befriedigung ihn stumm mache, und nur Schmerz und Sehnen ihn zu Liedern erzeuge. Damit ist denn auch der Charakter seiner Lyrik bezeichnet, z. B.:

Stille Thränen.

Du bist vom Schlaf erstanden	So lang' du ohne Sorgen
Und wandelst durch die Au,	Geschlummert schmerzenlos,
Da liegt ob allen Landen	Der Himmel bis zum Morgen
Der Himmel wunderblau.	Viel Thränen niedergoß.

Zu stillen Nächten weinet
 Oft Mancher aus den Schmerz,
 Und morgens dann ihr weinet,
 Stets fröhlich sei sein Herz.

Derselbe elegische Ton klingt auch durch seine Romanzen, unter denen die heilige Regiswind von Laufen und Kaiser Rudolfs Ritt zum Grabe die bekanntesten sind. Die „Reiseshatten“ sind ebenfalls aus der Poesie des Sehns hervor gegangen; an die Stelle der lebendigen Wirklichkeit treten die Schatten der aus ihr hinausverlangenden Phantasie. Dadurch wird es erklärlich, daß Kerner in die phantastischen Vorstellungen von dem Hineinragen der Geisterwelt in das Menschenleben so tief hineingerathen konnte, daß er mit den Nebelgebilden seines Dämonenglaubens wie mit wesenhaften Gestalten verkehrte.

Gustav Schwab, der Freund Uhland's und Kerner's, mit deren Jugendgedichten auch die seinigen zuerst bekannt wurden, bildete sich durch theologische und philologische Studien und verdankt den letzteren jene Sorgfalt in der Form und namentlich im Versbau, die ihn unter den Romantikern vor allen A. W. Schlegel als Muster erkennen ließ. Sein Talent, das weniger aus einer tiefpoetischen Innerlichkeit hervorgeht, als aus geschickter, geschmackvoller Behandlung der Form, wandte sich am glücklichsten der poetischen Erzählung zu, die er in Uhland's Weise weiter ausbildete. Obwohl er seinen Freund in der Mannigfaltigkeit der Stoffe zu übertreffen scheint, so ist dies doch nur ein äußerlicher Vorzug; er durchdringt und beseelt sie nicht mit jener Lyrik, durch die Uhland seine Balladen und Romanzen an seine poetische Individualität knüpft. Romanzen und Legenden des Mittelalters wie interessante Tagesereignisse oder in Chroniken aufbewahrte Vorfälle des Lebens werden eben nur kunstvoll und zum Theil in ermüdender Breite erzählt, manchmal ein glücklicher Wurf neben vielen nichts weiter als formgerechten Erzählungen, die über die Prosa nicht hinauskommen. Sein engeres Vaterland Schwaben, dessen Naturschönheiten und Mitterburgen er auch in Reisehandbüchern geschildert hat, ist vornehmlich der Schauplatz seiner Erzählungen. 1792 in Stuttgart geboren, verlebte er daselbst fast sein ganzes Leben, nach beendigten Studien Professor am dortigen Gymnasium, bis er noch spät sich entschloß, ein theologisches Amt zu übernehmen, und 1837 ein Pfarramt in Gomaringen bei Stutt-

gart antrat; von wo er 1841 in gleicher Eigenschaft nach Stuttgart versetzt ward. Er starb im Jahre 1850. Wir theilen zwei seiner Gedichte mit, in denen die kunstvolle Behandlung der Form mit poetischer Wärme und Anschaulichkeit glücklich verbunden ist.

Der Reiter und der Bodensee.

Der Reiter reitet durchs helle Thal;
 Auf Schneefeld schimmert der Sonne Strahl.
 Er trabet im Schweiß durch den kalten Schnee,
 Er will noch heut' an den Bodensee,
 Noch heut' mit dem Pferd in den sichern Rahn,
 Will drüben landen vor Nacht noch an.
 Auf schlimmem Weg über Dorn und Stein
 Er brau't auf rüstigem Roß feldein.
 Aus den Bergen heraus ins ebene Land,
 Da sieht er den Schnee sich dehnen wie Sand.
 Weit hinter ihm schwinden Dorf und Stadt;
 Der Weg wird eben, die Bahn wird glatt;
 In weiter Fläche kein Bühl, kein Haus;
 Die Bäume gingen, die Felsen aus.
 So fliegt er hin eine Meil' und zwei;
 Er hört in den Lüften der Schneegans Schrei;
 Es flattert das Wasserhuhn empor;
 Nicht anderen Laut vernimmt sein Ohr.
 Keinen Wandersmann sein Auge schaut,
 Der ihm den rechten Weg vertraut.
 Fort geht's, wie auf Sammt, auf dem weichen Schnee.
 Wann rauscht das Wasser? wann glänzt der See?
 Da bricht der Abend, der frühe, herein;
 Von Lichtern blinket ein ferner Schein.
 Es hebt aus dem Nebel sich Baum an Baum,
 Und Hügel schließen den weiten Raum.
 Er spürt auf dem Boden Stein und Dorn;
 Dem Rosse giebt er den scharfen Sporn.
 Und Hunde bellen empor am Pferd;
 Es winkt im Dorf ihm der warme Herd.
 „Willkommen am Fenster, Mägdelein!
 An den See, an den See, wie weit mag's sein?“
 Die Maid, sie staunet den Reiter an:
 „Der See liegt hinter dir und der Rahn;
 Und deckt' ihn die Rinde von Eis nicht zu,
 Ich spräch', aus dem Rachen stiegest du.“
 Der Fremde schaudert, er athmet schwer:

„Dort hinten die Ebne, die ritt ich her.“

Da redet die Magd die Arm' in die Höh':

„Herr Gott, so rittest du über den See!

An den Schlund, an die Tiefe bodenlos
Hat gepocht des rasenden Hufes Stoß.

Und unter dir zürnten die Wasser nicht?

Nicht krachte hinunter die Rinde dicht?

Und du wardst nicht die Speise der stummen Brut,
Der hungrigen Hecht' in der kalten Fluth?“

Sie ruft das Dorf herbei zu der Mär;

Es stellen die Knaben sich um ihn her;

Die Mütter, die Greise, sie sammeln sich:

„Glückseliger Mann, ja segne du dich!

Herein zum Ofen, zum dampfenden Tisch!

Brich mit uns das Brod und isß vom Fisch!“

Der Reiter erstarrt auf seinem Pferd,

Er hat nur das erste Wort gehört.

Es stockt sein Herz, es sträubt sich sein Haar,
Dicht hinter ihm grins't noch die grause Gefahr.

Es siehet sein Blick nur den gräßlichen Schlund,
Sein Geist versinkt in den schwarzen Grund.

Im Ohr ihm donnert's wie krachend Eis;

Wie die Well' umrieselt ihn kalter Schweiß.

Da seufzt er, da sinkt er vom Roß herab,

Da ward ihm am Ufer ein trocken Grab.

Die Wolke am Sternenhimmel.

„Welch eine Saat von goldnen Aehren

Durchwandl' ich dunkle Nachtgestalt,

Die schauernd ihre Häupter kehren

Vor meinem Athem rauh und kalt?

Ich bin so fremd auf diesen Auen

Und wohl aus einem andern Land,

Und möchte da mich helle schauen;

Doch bleib' ich mir so unbekannt.

Trüb' glänzt von meinem grauen Kleide

Der Saum in dieser Flämmlein Schein;

Sie feiern ruhig ew'ge Freude,

Da zieh' ich störend mitten ein.

Ich darf nicht frei und sicher gehen;

Bald führt mich eine leise Hand,

Bald reißt es mich mit Sturmeswehen

Und faßt mein flatterndes Gewand.

Und mir begegnen dunkle Brüder,

Stumm, grau und willenlos, wie ich,
 Sie schlagen fremd die Wimpern nieder
 Und ziehen hin, als flöhn sie mich.
 Wenn schüchtern dann mein Blick sich hebet,
 So fahren Flammen wild heraus;
 Und will ich sprechen, so erbebet
 Vor meinem Ton das fremde Haus.
 Wo bin ich Arme denn geboren?
 Wo wird man liebend mich empfangen?
 Ich blick', in ihr Gebiet verloren,
 Fremd diese hohe Schönheit an. —
 Doch winkt aus wunderbarer Tiefe
 Mir nicht ein mild Erbarmen zu,
 Als ob mir eine Mutter rief,
 Mich lüdt' an ihre Brust zur Ruh'? .
 Wie ist mir? Wehmuth löst in Thränen
 Hell meine graue Nachtgestalt;
 Hinab, hinab zieht all mein Sehnen
 Versöhnend heilige Gewalt.“ —

Und liebend raucht's der Erd' entgegen;
 Der Morgen kommt mit neuer Lust;
 Blau ist die Luft, ein süßer Regen
 Riegt an der Mutter Erde Brust.

In den Gedichten Gustav Pfizer's (geboren zu Stuttgart 1807) begegnen wir der nämlichen Eleganz der Form, aber mehr in poetischer Reflexion als in der Erzählung. Man erfreut sich an der treuen vaterländischen Gesinnung, dem durchgebildeten sittlichen Charakter und dem reinen harmonischen Ausdrucke. Soll indeß die Reflexion die ergreifende Macht der Poesie erhalten, so muß sie sich auf eine geniale Individualität stützen, wodurch Schiller's Lyrik so einzig und eigenthümlich dasteht; mit ihm hat man Pfizer doch nur der allgemeinen Tendenz nach zusammenstellen können. Mit ihm betreten wir aufs neue das Gebiet der politischen Poesie, welche durch Uhland's „vaterländische Gedichte“ als Tendenzdichtung die Klagen und Wünsche patriotisch gesinnter Männer lyrisch einkleidete und zuletzt in den „Gedichten eines Lebendigen“ von Georg Herwegh (geboren zu Stuttgart 1817, starb 1875) als dichterische Einkleidung des regierungsfeindlichen Hasses und Ingrimmes auf kurze Zeit Effect machte.

Im Allgemeinen neigt sich doch die Lyrik der schwäbischen Dichter, die man als „schwäbische Dichterschule“ zu bezeichnen pflegt, mehr zu der stillen Beschaulichkeit, die sich mit der mittelalterlichen Romantik ungesucht verbindet oder in die religiöse Betrachtung übergeht, wo sie eben so häufig, wie dort in politischer Richtung, zur Tendenzpoesie wird. Karl Grüneisen (1802 zu Stuttgart geboren) hat, obgleich Hofprediger und Oberconsistorialrath, sich in seinen schöngeformten Romanzen von der theologischen Tendenz frei gehalten, allein sie beherrscht den in christlichen Gedichten überaus fruchtbaren Albert Knapp, einen württembergischen Prediger (geb. zu Tübingen 1796, starb 1864), der indeß in seinen mystischen Liedern noch genießbarer ist, als in seinen eintönigen Romanzen, z. B. Hohenstaufen, ein Cyklus von Liedern und Gedichten. Die Richtung seiner religiösen Poesie hat auch im nördlichen Deutschland viele Nachahmer gefunden. Erwähnenswerth sind vor allen die religiösen Lieder von Karl Johann Philipp Spitta (geboren 1801 zu Hannover, starb 1859), welche unter dem Titel Psalter und Harfe seit 1833 in zwei Sammlungen allgemeine Verbreitung gefunden haben; ferner die von Julius Hammer (1811—62) und Julius Sturm (geb. 1816).

Unter den jüngeren Dichtern Schwabens ist unstreitig Eduard Mörike (geb. 1804 zu Ludwigsburg, starb 1875) dasjenige poetische Talent, welches Uhland am nächsten steht. Innigkeit des Gefühls, oft in den feinsten Humor gekleidet, beseelt seine Lieder und Romanzen, denen man das unmittelbare Entspringen aus der Tiefe der eigenen Brust auf den ersten Blick anmerkt; die Zeiterscheinungen berührt er nicht mit der Reflexion der Phrase, sondern mit humoristischen Streiflichtern, die den echten Dichter verrathen. Seine Novelle Maler Nolten (1832) ist ebenfalls eine gehaltvolle Dichtung.

Die gemüthliche Beschaulichkeit mit religiös-elegischen Anklängen finden wir auch in den Fabeln des Schweizer Dichters Abraham Emanuel Fröhlich (geboren 1796 zu Brugg im Aargau, starb 1865); es sind kleine, zierlich eingekleidete Bilder aus dem Naturleben, in die er tiefen Sinn zu legen weiß. Einige der trefflichsten folgen hier.

Streichelhände.

„Besser würden mir gefallen
Hirschgeweih und Adlerkrallen,
Die so majestätisch sind!“
Sagt' ein eitles Tigerkind.

„Nein, mit dem, was uns beschieden,“
Sprach die Mutter, „sei zufrieden!
Beutereicher sind die schlauen
Sammetpfoten mit den Klauen.“

Heimat.

„Nieder in die Palmenhaine
Wollen senken wir den Flug!“
Ruft der Sängereinen eine
Aus dem langen Pilgerzug;
„Dort in Gärten laßt uns wohnen
An Gestaden voller Pracht,
Wo in hohen Baumeskronen
Frucht und Blüthe duftend lacht!“

„Ferne noch,“ sagt eine andre,
„Liegt der einsam kleine Ort;
Dahin zieht's, wohin ich wandre,
Mich mit ganzer Seele fort.“

Wenn schon Gärten dort nicht pran-
gen,
Fluß und See nicht strahlt und
schallt,
Nur, von Büschen eng umfangen,
Durch die Wief' ein Bächlein
wallt:

Meine Vaterhütt' ist dorten;
Liebend rufen wir zurück
Bäum' und Steine aller Orten
In dem neuen alten Glück.
Nur der Heimat ist gegeben
Dieses Doppelfreudeleben.“

Dichtersehnsucht.

Die Nachtigall im Bauer
Verstummt in tiefer Trauer,
Sie kann von Derglein-Weisen,
So ihr die andern preisen
Und suchen einzupfeifen,
Die Schönheit nicht begreifen.
Fast quälen sie zu Tode
Die Stücklein nach der Mode.

Sie schweigt; doch in den Stunden,
Wenn Andre Schlaf gefunden,
Wenn todt das Staubgewimmel,
Und wach der Sternenhimmel,
Dann hebt sie an zu schlagen
In wonnereichen Klagen,
Und träumt sich singend wieder
Ins Heimatland der lebensfrischen Lieder.

Hüttenreichthum.

Goldgeschmückte Vögel wohnen In der Palmen Schattentronen; Ueberfluß erfüllt ihr Haus, Blüth' und Frucht Jahr ein und aus. Und sie haben nichts zu thun, Als vom Essen auszuruhn, Als zu putzen sich und spiegeln Und in Nesten sich zu wiegeln.	Also schaum hinab sie stumm, Köpfchen wiegend, voll Verachten, Auf die Hütten ringsherum, Wo die Lerchen übernachten. Doch aus schwarzem Grund hervor Schwingen sie mit frohen Psalmen Weithin über alle Palmen Sich zum blauen Himmelsthor.
---	---

Stillleben.

Das Bächlein singt so vor sich hin:
 „Ich habe gleich vergnügten Sinn,
 Und wenn ich auch ein Strom nicht bin,
 Der siegreich Felsgebirge zwingt,
 Der hundert Landen Segen bringt
 Und dem man Ruhmeslieder singt.
 Das Weltgetümmel stört mich nicht,
 Der Wettersturm empört mich nicht,
 Und Ruhm und Glanz empört mich nicht.
 Ich wandl' im Thälchen, wie ich will,
 Und freu' mich seiner Ruhe still;
 Es grünt und blüht, wohin ich quill'.
 Das Blümchen küssend zu mir sinkt,
 Das Lämmlein aus der Hand mich trinkt,
 Das Sternlein mir hernieder winkt,
 Die Vöglein musciren mir
 Und mit einander singen wir:
 O blieb' ich, Thälchen, stets bei dir.

Letzter Trost.

Schon senkt das Weizenkorn sein Haupt;
 Der Tod ist da, eh' man es glaubt.
 Dem Korne thut das Scheiden weh'
 Von dem erblühten Wein und Klee;
 Doch denkt es: wenn auch flüchtig gleich,
 Die Lebensstund' genoss ich reich,
 Umwehet einen Frühling lang
 Von Thau und Duft und Blust und Sang.
 Im Frühling lebt' ich immerdar,
 Im Frühling ist gebleicht mein Haar,
 Zum reichsten Herbst seh' ich hinab:
 Nicht freudenlos fall' ich ins Grab.

Weiter begleitet uns noch die Sangesweise der schwäbischen Dichter auf unserer Wanderung durch den deutschen Süden selbst über den Rhein hinaus ins Elsaß, wo das Franzosenthum vergebens die Liebe zu deutscher Sprache und Poesie zu unterdrücken bemüht war. Im Elsaß leben noch deutsche Sänger; vor allen sind zu nennen die beiden Brüder August und Adolf Stöber, jener 1808, dieser 1810 zu Straßburg geboren, Söhne des verdienstvollen, auch als Dichter durch seine „Lieder in Straßburger Mundart“ bekannt gewordenen Ehrenfried Stöber, der 1835 gestorben ist. Wie in der Poesie der schwäbischen Sänger, weht auch in ihren Gedichten die Mystik gemüthvoller Innerlichkeit und die Romantik der heimischen Sage, die sie noch als ein Erbtheil des deutschen Mutterlandes empfinden. Eben in dieser Beziehung werden unsere Leser sich durch die beiden folgenden Lieder August Stöber's angesprochen fühlen.

Der Wasgau zum Schwarzwald.

„Ihr Schwarzwaldberge, wie sonah, Wie ganz erschlossen liegt ihr da! Ich seh' auf euern lieben Höhn Die Schlösser alle leuchtend stehn; Die Pfade seh' ich durch den Wald, Ah'n manche wandelnde Gestalt.	Inmitten rauscht der alte Rhein, Der sagt: Ihr müßet Brüder sein! Und schau' ich euch ins Auge klar, So find' ich wohl die Deutung wahr. Ihr Menschen zwischen drin im Land, So reicht euch denn die Bruderhand!“
--	--

Das Münster in der Sternennacht.

Am Tage stehst du still und wie verdrossen,
Die junge Welt dir um die Füße schwärmt;
Nur wann vom Sternenlicht du ganz umflossen,
Verkünd'st du, was Jahrhunderte dich härmt.

Dann ist dein Scheitel wundersam umschimmert,
Dann stehst du, wie ein Seher, eingetaucht
In alter Zeiten Pracht, und so umflimmert,
Hast du dein Klaglied in die Luft gehaucht.

Dann wird's auch hell dort über deinem Rheine:
Im fernen Süden ist der Nacht entglüht
Das Freiburgmünster, das im Silberscheine
Dem einz'gen Freunde, dir, entgegenglüht.

Ihr haltet Zwiesprach dann, ihr tauscht die Klagen
Des Heimwehs um die längstvergangne Welt;
Propheten seid ihr, seht die Wunden schlagen,
Und wisset, was das Heil gebunden hält.

Wenn wir uns von hieraus den Rhein hinab wenden und weiter die norddeutschen Gaue durchstreifen, so begegnen wir überall verwandten Liedesklängen. Die Sage blüht an den gesegneten Ufern des Rheins wie das frische Leben, so daß der Quell der Poesie dort nicht versiegen kann.

An den Rhein, an den Rhein, zieh nicht an den Rhein,
Mein Sohn, ich rathe dir gut!
Da gehst dir das Leben zu lieblich ein,
Da blüht dir zu freudig der Muth.

Siehst die Mädchen so frank und die Männer so frei,
Als wär' es ein adlig Geschlecht;
Gleich bist du mit glühender Seele dabei:
So dünkt es dich billig und recht.

Und zu Schiffe wie grüßen die Burgen so schön
Und die Stadt mit dem ewigen Dom!
In den Bergen, wie kimmst du zu schwindelnden Höhen
Und blickst hinab in den Strom!

Und im Strome, da tauchet die Nix aus dem Grund,
Und hast du ihr Lächeln gesehn
Und sang dir die Lurlei mit bleichem Mund,
Mein Sohn, so ist es gesehn.

Dich bezaubert der Laut, dich bethört der Schein,
Entzücken faßt dich und Graus:
Nun singst du nur immer: „Am Rhein, am Rhein“,
Und fährst nicht wieder nach Haus.

Das ist die Warnung vor dem Rhein von Karl Simrock, worin wir gleich der lebensfrohen Stimmung begegnen, die bei den schwäbischen Dichtern seltener zu finden ist. Simrock (geb. zu Bonn 1802, starb als Professor in Bonn 1876) hat übrigens sein höchstes Verdienst in der epischen Sagenpoesie sich erworben. Ein Kenner der älteren deutschen Sprache und Literatur, hat er theils die vorzüglichsten Dichtungen der mittelhochdeutschen Periode

in unserer gegenwärtigen Sprache erneuert, theils die in ungenügender Gestalt überlieferten deutschen Heldensagen im Geiste der älteren Epik bearbeitet. Indes hat seine Uebersetzung des Nibelungenliedes ihn mehr populär gemacht, als seine epischen Originaldichtungen Wieland der Schmied und das Nibelungenlied, so sehr sie auch von dem gediegenen Charakter seiner Poesie Zeugniß geben.

Gottfried Kinkel, geboren 1815 zu Obercassel bei Bonn, ein reichbegabtes Dichtergemüth, ist durch die phantastische Auffassung des Lebens frühzeitig aus der Bahn gerissen worden, auf der eine glücklichere Entwicklung seines Talents möglich geworden wäre. Er lebte seit 1836 als Docent an der Universität Bonn in den heitersten und glücklichsten Verhältnissen, bis die Volksbewegung des Jahres 1848 ihn in ihren Strudel riß. Gefangen genommen und von einem Kriegsgericht zum Tode verurtheilt, erhielt er Begnadigung zu lebenslänglicher Gefangenschaft. Er entfloh mit Hülfe seines treuen Anhängers Karl Schurz seiner Haft zu Spandau und rettete sich nach Amerika. Aber auch dort fand er für seine Freiheitsphantasieen keinen Boden und wandte sich nach England, wo er durch mühevollen Privatunterricht und kunstgeschichtliche Vorträge sich einen kärglichen Unterhalt erwarb, bis sich durch seine Anstellung als Lehrer der Literaturgeschichte am Polytechnikum in Zürich sein Leben freundlicher gestaltete. Sein abenteuerliches Geschick hat mehr als seine Dichtungen seinen Namen populär gemacht. Sie werden von der Politik kaum berührt. Das romantische Epos Otto der Schütz (1843), welches eine Rheinsage behandelt, ist vornehmlich auszuzeichnen. Wir heben aus den lyrischen Gedichten nur ein kleines Lied heraus, das eben so charakteristisch ist, als es ahnungsvoll des Dichters Zukunft vordedeutet.

Im Pfarrhause.

Still die Nacht: es weht die Kühle	Mag ich auch am Fenster lauschen,
Von den nahen Bergen her.	Schweigt das Leben weit und breit;
Alles träumt in Sommerschwüle,	Nur ein sanftes Waldesrauschen
Schlummer waltet still und schwer.	Gleitet durch die Einsamkeit.

Hundgebell — im Sternenschimmer
Schleicht ein Reh zur Weide hin,
Und ihr Kind im niedren Zimmer
Singt in Schlaf die Pfarrerin.

Sel'ger Friede! Weltverbittert
Flüchtet sich das Herz dir zu;
Durch den wunden Busen zittert
Leis die Ahnung ew'ger Ruh.

Ja, mein Herz, du könntest tragen
Diese Weltverlassenheit,
Und du würdest stiller schlagen,
Wär' dir solch ein Loos bereit.

Aber auch die Kraft gegeben
Ward dir zu dem heißen Kampf,
Schreitest stark durchs wirre Leben,
Kühn durch Blitz und Wolkendampf.

Wem die harte Faust verliehen,
Die nicht matt wird an dem Schwert,
Dürft' er aus dem Streite fliehen
Zu des Friedens frommem Herd?

Morgen leuchtet! Frisch gewandelt
In des Lebens Noth hinaus!
Erust gestrebt und fest gehandelt —
Fahre wohl, du glücklich Haus!

Die Volkssagen des Rheinlandes haben viele Bearbeiter gefunden, von denen insbesondere Wilhelm Smets, Wolfgang Müller von Königswinter („Mein Herz ist am Rheine 2c.") und Gustav Pfarrus, der Sänger des Nahethals, namhaft gemacht werden mögen, ohne daß wir auf das Einzelne hier eingehen können. Wir scheiden von dem schönen Strom mit Max Rath's „Liede vom Rhein".

Mein Heimatland, o du herrlicher Rhein,
Du Perle des Westens, grün goldige Fluth!
Deine Männer sind stark, deine Frauen sind gut,
Es ist eine Lust, dein Kind zu sein.

Wie blauet der Himmel so tief und so klar!
Wie waltet in goldenen Aehren das Land,
Auf den Hügeln, zu Thal, an der Ebene Rand
Wie schwillest von Segen du wunderbar!

Von deinen Bergen, wie sieht es sich weit!
Wie athmet die Seele so kühn dort und frei!
In der Tiefe ziehen die Schifflein vorbei
Bögernd hinweg aus der Herrlichkeit.

Im Hochland aber da halten sie Wacht
Noch immer die Burgen der Ritter wie hehr!
Wohl erdröhnet das Horn des Wächters nicht mehr,
Doch lieben wir sie, nun vorbei ihre Macht.

O Rhein . . . und es spiegeln sich Dome groß
In der Fluthen, der leise schauernden, Schaum,
Gewaltige Kaiser träumen den Traum
Versunkener Glorie in ihrem Schooß.

Mein Heimatland, o du herrlicher Rhein,
Du Perle des Westens, grün goldige Fluth!
Deine Männer sind stark, deine Frauen sind gut,
Es ist eine Lust, dein Kind zu sein!

In dem übrigen nördlichen Deutschland erklingt seltener die Romantik der Sage, eher der schwankhafte Humor volksthümlicher Erzählung, und ganz besonders hat das gemüthvolle Lied norddeutscher Dichter bis hinein in die östlichsten Landschaften deutscher Zunge bis auf den heutigen Tag Zeugniß gegeben, daß Innigkeit der Empfindung ein gemeinsames Gut aller Deutschen ist. Auch weibliche Dichtertalente sind nicht zurückgeblieben; vor allen sind hervorzuheben die Dichterin der Rheinsagen Adelheid von Stoltzerfoth und die reichbegabte Vertreterin Westphalens Annette Elisabeth von Droste-Hülshoff (starb 1848).

Mit der Seite der Lyrik Uhland's, welche wir als die objective bezeichneten, berührt sich am meisten die Poesie Wilhelm Müller's, wie er auch durch persönliche Freundschaft mit den schwäbischen Dichtern in Verbindung stand. Geboren 1795 zu Dessau, eines Schuhmachers Sohn, widmete er sich auf der Universität Berlin philologischen und geschichtlichen Studien, von denen ihn der Befreiungskrieg 1813 abrief, indem er als Freiwilliger unter die preussischen Fahnen trat. Nachdem er hierauf seine wissenschaftlichen Beschäftigungen wieder aufgenommen hatte, bot sich ihm eine günstige Gelegenheit Italien zu durchreisen; er hatte dabei nur zu bedauern, daß sich nicht zugleich die Hoffnung erfüllte, Griechenland, dessen alte und neue Sprache er gründlich studirt hatte, ebenfalls zu betreten. Er kehrte 1819 nach Deutschland zurück und erhielt eine Anstellung als Bibliothekar und Gymnasiallehrer zu Dessau, wo ein früher Tod ihn schon 1827 abrief.

In Müller's Liedern ist eine gesunde Lebensfrische, die das

subjective Sehnen und Träumen über der heitern Natur und dem Wechsel der Lebenserscheinungen vergißt. Er läßt sie daher am liebsten aus dem Herzen und Munde wandernder fröhlicher Gesellen erklingen, bei denen selbst die elegische Trauer nicht über die allempfundene Wehmuth des Scheidens und Meidens hinausgeht. Hierin hat er aufs glücklichste den Ton des altdeutschen Volksliedes getroffen, weshalb auch, zumal da Sprache und Vers bei ihm klar und leicht dahinschießen, die ausgezeichnetsten neuern Liedercomponisten viele seiner Lieder in Melodien gekleidet haben. Oft hat er eine Reihe, indem er eine bestimmte Situation dramatisch ausmalt, zu Einem Kranze verbunden, z. B. die von Schubert unvergleichlich schön componirte Winterreise. Das folgende gehört zu seinen lebensfreudigen Frühlingsliedern.

Das Frühlingsmahl.

Wer hat die weißen Tücher
Gebreitet über das Land?
Die weißen duftenden Tücher
Mit ihrem grünen Rand?

Und hat darüber gezogen
Das hohe blaue Zelt?
Darunter den bunten Teppich
Gelagert über das Feld?

Er ist es selbst gewesen,
Der gute reiche Wirth
Des Himmels und der Erden,
Der nimmer ärmer wird.

Er hat gedeckt die Tische
In seinem weiten Saal,
Und ruft, was lebet und webet,
Zum großen Frühlingsmahl.

Wie strömt's aus vollen Blüthen
Herab von Strauch und Baum!
Und jede Blüth' ein Becher
Voll süßer Düste Schaum.

Hört ihr des Wirthes Stimme?
„Heran, was kriecht und fliegt,
Was geht und steht auf Erden,
Was unter den Wogen sich wiegt!

Und du, mein Himmelspilger,
Hier trinke trunken dich,
Und sinke selig nieder
Aufs Knie und denk an mich!“

Zu hoher Begeisterung erhebt sich Müller's Lyrik in den Griechenliedern, in denen er die ersten Jahre des griechischen Unabhängigkeitskampfes feiert. Bald sind sie Bilder des Leidens und Kampfes des griechischen Volks, bald lyrische Ergüsse des

Unmuths, der Mahnung an die Völker und Fürsten Europa's, in Allem der lebendige Ausdruck der allgemeinen Theilnahme, mit denen dazumal alle edlen Herzen dem Heroismus des nach Freiheit ringenden Volkes entgegenstiegen. Hier einige der schönsten!

Der Greis auf Hydra.

Ich stand auf hohem Felsen, tief unter mir die Fluth,
Da schwang sich meine Seele empor in freiem Muth.
Ich ließ die Blicke schweifen weit über Land und Meer,
So weit, so weit sie reichen, klirrt keine Kette mehr;
So weit, so weit sie reichen, kein halber Mond zu sehn,
Auf Bergen, Thürmen, Masten, die heil'gen Kreuze wehn;
So weit, so weit sie reichen, es hebt sich jede Brust
In Eines Glaubens Flamme, in Einer Lieb' und Lust.
Und alles, was uns fesselt, und alles, was uns drückt,
Was einen nur bekümmert, was einen nur entzündt,
Wir werfen's in das Feuer, wir senken's in die Fluth,
Die wogt durch alle Herzen in Einer heil'gen Fluth.
Ich sehe Schiffe fahren — die stolze Woge braußt —
Ist es der Sturm der Freiheit, der in die Segel faußt?
Heil euch und eurer Reise! Heil eurer schönen Last!
Heil eurem ganzen Baue vom Riele bis zum Mast!
Ihr steuert durch die Fluthen nach einem edlen Gut,
Ihr holt des Sieges Blume, die wächst in Heldenblut.
Es donnert aus der Ferne — ist es der Gruß der Schlacht?
Ist es der Wogen Brandung, die an die Felsen kracht?
Das Herz will mir zerspringen bei dieses Donners Ton —
Ich bin zu alt zum Kampfe und habe keinen Sohn.

Der Phanariot.

Meinen Vater, meine Mutter haben sie ins Meer ersäuft,
Haben ihre heil'gen Leichen durch die Straßen hingeschleift.
Meine schöne Schwester haben aus der Kammer sie gejagt,
Haben auf dem freien Markte sie verkauft als eine Magd.
Hör' ich eine Woge rauschen, ist es mir, als ob's mich ruft;
Ja, mich rufen meine Eltern aus der tiefen, weiten Gruft,
Rufen Rache — und ich schleudre Türkenköpfe in die Fluth,
Bis gesättigt ist die Rache, bis die wilde Woge ruht.
Aber wenn die Abendlüfte kühl um meine Schläfe wehn,
Ach, sie seufzen in die Ohren mir wie leises, banges Flehn;
Ach, es sind der Schwester Seufzer in der Schmach der Sklaverei:
Bruder, mache deine Schwester aus den schändlichen Banden frei!

Ach, daß ich ein Adler wäre, könnte schweben in den Höhen
 Und mit schnellen, scharfen Blicken durch die Städt' und Lande spähen,
 Bis ich meine Schwester fände und sie aus der Feinde Hand
 Frei in meinem Schnabel trüge nach dem freien Griechenland!

Die Sklavin in Asien.

Schwestern, weint mit mir! Ich weine über meine Ketten nicht.
 Sollt' es mich denn gleich zerdrücken, dieses eiserne Gewicht,
 Das so lange hat getragen unser edles Vaterland,
 Und es konnt' ihm doch nicht lähmen seine alte Heldenhand?
 Schwestern, weint mit mir? Ich weine nicht um unsrer Arbeit Schweiß.
 Keiner soll des Polsters pflegen, der den Leib zu rühren weiß,
 Wenn das Vaterland in Nothen laut nach seinen Kindern schreit —
 Wer nicht wehren kann und stürmen, sei zu leiden doch bereit.
 Schwestern, weint mit mir! Ich weine nicht um meiner Brüder Tod.
 Ihre sel'gen Geister schweben oft um mich im Abendroth,
 Behn mit ihren Siegestränzen fühlen Trost von fern mir zu —
 Sollt' ich denn durch eitle Thränen stören ihre Grabesruh'?
 Schwestern, weint mit mir! Ich weine auch um meinen Liebling nicht.
 Lebte er, o so weiß ich, daß er, als ein Held, für mich auch ficht;
 Sant er, will ich Vorbeerbäume pflanzen über sein Gebein,
 Und die Stätte wird ein Tempel für die freie Hellas sein.
 Schwestern, weint mit mir! Ich weine, weine, daß ich bin kein Mann,
 Daß ich nicht ein Roß besteigen, keine Lanze schwingen kann,
 Daß ich nicht kann Eisen sprengen, schwimmen durch die wilde Fluth,
 Drüben in dem freien Lande frei versprizen freies Blut.

An die Griechenlieder schließt sich die Uebersetzung griechischer Volkslieder an (1825). Den Schluß seiner dichterischen Thätigkeit machen die Sinnsprüche und Epigramme, die zu dem Besten der neueren Spruchdichtung gehören. Einige sinnvolle Sentenzen setzen wir hierher.

Das rechte Maß.

Aus der engsten Kammerzelle kann du in den Himmel sehn,
 In dem kleinsten Vaterlande lernt der Mensch die Welt verstehn.
 Fühl' erst groß dich in dem Kleinen, aber dann im Großen klein,
 Und im Großen wie im Kleinen wird dein Maß das rechte sein.

Memento mori!

Springst du freudig durch die Thüre in dein neugebautes Haus,
 Denk', aus dieser selben Thüre tragen sie dich einst heraus.

Der Spiegel.

In der kleinsten Wasserperle, die das Blatt der Blume trägt,
 Spiegelt sich der weite Himmel mit dem Kelsche, der sie hegt:
 Also strahlt aus deines Auges thränenhellem Perlensee
 Deines Herzens Silientiefe und des blauen Himmels Höh'.

Heinrich Hoffmann, von Fallersleben nach seinem Geburtsorte genannt (geb. 1798), ist ein verwandtes liederreiches Talent, das, wenn auch minder durch Tiefe der Weltanschauung, doch durch Geistesfrische und volksthümliche Einfachheit der Form sich auszeichnet. Einen bleibenderen Ruhm erwarb er sich durch seine Verdienste um die Erforschung altdeutscher Sprache und Literatur, deren Lehrstuhl er an der Universität Breslau seit 1830 inne hatte, bis im Jahre 1843 seine Unpolitischen Lieder seine Entlassung zur Folge hatten. Damit war seine wissenschaftliche Thätigkeit gebrochen, ohne daß seine Poesie von dem unstäten Leben, das er seitdem führte, Gewinn gezogen hätte. Als Bibliothekar zu Corwey bei Hörter genoß er einen ruhigen Lebensabend; er starb 1874. Die beiden folgenden Lieder charakterisiren die gemüthliche, kindliche Weise seiner Lyrik.

Kindheit.

Ein Gärtlein weiß ich noch auf Erden,
 D'rin wandl' ich gern bei Tag und Nacht;
 Das kann mir nie verwüstet werden,
 Es ist von Engeln stets bewacht.

Da zeigt sich noch den Augen immer
 Der Himmel wolkenleer und blau,
 Da äugelt noch, wie Demantschimmer,
 An Gras und Blättern Himmelsthau.

Da fließen noch die Brunnlein helle,
 Nichts hemmt noch trübet ihren Lauf;
 Da sprießen noch an jeder Stelle
 Die schönsten Blumen morgens auf.

Da schwirren noch auf güldnen Schwingen
 Die Käfer Freud' und Lust uns zu,
 Und aus den dunkeln Büschen singen
 Uns Nachtigallen Fried' und Ruh'.

Da müssen noch die Klagen schweigen,
 Da ist das Herz noch allzeit reich,
 Da hängt an immer grünen Zweigen
 Noch traulich Blüth' und Frucht zugleich.

Da giebt's noch keine finstern Mienen,
 Nicht Zank noch Neid, nicht Haß noch Born;
 Da summen stachellos die Bienen,
 Und Rosen blühen ohne Dorn.

Da lächelt schöner noch die Sonne,
 Und heller blinkt uns jeder Stern;
 Nur nahe sind uns Freund' und Wonne,
 Und alle Sorgen bleiben fern.

O sucht das Gärtlein nicht auf Erden!
 Es ist und bleibt uns immer nah'.
 Wir dürfen nur wie Kinder werden —
 Und sieh, gleich ist das Gärtlein da.

Morgenlied.

Die Sterne sind erblichen
 Mit ihrem güldnen Schein.
 Bald ist die Nacht entwichen;
 Der Morgen dringt herein.

Sie singen Lob und Ehre
 Dem hohen Herrn der Welt,
 Der über Land und Meere
 Die Hand des Segens hält.

Noch waltet tiefes Schweigen
 Im Thal und überall!
 Auf frischbethauten Zweigen
 Singt nur die Nachtigall.

Er hat die Nacht vertrieben;
 Ihr Kindlein, fürchtet nichts!
 Stets kommt zu seinen Lieben
 Der Vater alles Lichts.

Mein Lieben.

Wie könnt' ich dein vergessen!
 Ich weiß, was du mir bist,
 Wenn auch die Welt ihr Liebstes
 Und Bestes bald vergißt.
 Ich sing' es hell und ruf' es laut:
 Mein Vaterland ist meine Braut!
 Wie könnt' ich dein vergessen!
 Ich weiß, was du mir bist.

Wie könnt' ich dein vergessen!
 Dein denk' ich alle Zeit;
 Ich bin mit dir verbunden,
 Mit dir in Freud' und Leid.

Ich will für dich im Kampfe stehn,
 Und, soll es sein, mit dir vergehn.
 Wie könnt' ich dein vergessen!
 Dein dent' ich alle Zeit.

Wie könnt' ich dein vergessen!
 Ich weiß, was du mir bist,
 So lang' ein Hauch von Liebe
 Und Leben in mir ist.
 Ich suche nichts als dich allein,
 Als deiner Liebe werth zu sein.
 Wie könnt' ich dein vergessen!
 Ich weiß, was du mir bist.

In Robert Reinick's Liedern lebt die zarte Romantik der Naturlust und der Liebesinnigkeit, bald warm und feierlich, bald schalkhaft, und immer Klänge eines kindlichen Herzens. 1805 in Danzig geboren, bildete er sich in Berlin, Düsseldorf und zuletzt in Rom zum Maler aus; nach Deutschland zurückgekehrt, lebte er in Berlin und Dresden seiner Kunst und starb hier 1852, geliebt von Allen, die ihn kannten. Durch die folgenden Gedichte wird man unser Urtheil bestätigt finden.

Sommernacht.

Der laute Tag ist fortgegangen,
 Es kommt die stille Nacht herauf,
 Und an dem weiten Himmelsbogen
 Da gehen tausend Sterne auf,
 Und wo sich Erd' und Himmel einen
 In einem lichten Nebelband,
 Beginnt der helle Mond zu scheinen
 Mit mildem Glanz ins dunkle Land.

Und wie es durch die Lande bringet,
 Da möchte Alles Vöte sein;
 Ein Vogel es dem andern singet,
 Und alle Bäume rauschen d'rein;
 Und durch den Himmel geht ein Winken
 Und auf der Erde nah und fern,
 Die Ströme heben an zu blinken,
 Und Stern verkündet es dem Stern.

Da geht durch alle Welt ein Grüßen
 Und schwebet hin von Land zu Land;
 Da ist ein leises Liebestüßen,
 Das Herz dem Herzen zugesandt,
 Das im Gebete aufwärts steigt,
 Wie gute Engel, leicht beschwingt,
 Das sich zum fernen Liebsten neiget
 Und süße Schlummerlieder singt.

O Nacht, wo solche Geister wallen,
 Im Mondenschein, auf lauer Lust;
 O Nacht, wo solche Stimmen schallen
 Durch lauter reinen Blüthenduft!
 O Sommernacht, so reich an Frieden,
 So reich an stiller Himmelsruh':
 Wie weit zwei Herzen auch geschieden,
 Du führst sie einander zu.

Im Vaterland!

Der Lieder Lust ist mir erwacht! Wie sang der lieben Vögel Schaar
 Wer hat mir solchen Penz gebracht? — Im Frühling doch so hell und klar
 Das Vaterland! Im Vaterland!
 Ich schweifte in der Welt umher So singen sie dort draussen nicht,
 Zum schönen Süden übers Meer; Dort strahlt der Tag zu heiß und licht;
 Doch was ich nirgends wieder fand: Drum haben sie sich fortgewandt
 Dein Odem war's, o Vaterland! Zu dir, mein grünes Vaterland!

Und ach, des Südens Wunderglanz Auch ich sang einst aus freier Brust
 Verdunkelte dem Auge ganz In deines Frühlings milde Luft,
 Das Vaterland! Mein Vaterland!
 Ich glaubt', in solchem Sonnenschein, Der Süd hat mir kein Lied gebracht,
 Da müßt' ich ewig glücklich sein. An Frühling hab' ich kaum gedacht.
 Und vor den trunkenen Sinnen schwand Ein Zauber hielt mein Herz umspannt,
 Dein treues Bild, mein Vaterland! Du löstest ihn, mein Vaterland!

Was hilft doch alle Herrlichkeit,
 Giebt Lieb' und Treu' nicht das Geleit! —
 O Vaterland!
 Du gabst sie, als ich von dir schied,
 Mir als den besten Segen mit;
 Die haben mir das Herz gewandt
 Zurück zu dir, mein Vaterland!

Wie bei Reinick erscheint auch bei August Kopisch (geb. zu Breslau 1799) die Poesie im Bunde mit der Malerkunst; allein mehr noch zog sie Nahrung aus dem frischen Volksleben, in dessen munterm Gewoge ihm recht wohl ward. In Neapel, wo er drei Jahre lebte, war Don Augusto Prussiano der populärste Fremde, der von seinem Freunde Camerano zum Jubel des Publicums sogar auf das Theater gebracht wurde. Als rüstiger Schwimmer entdeckte er die blaue Grotte von Capri wieder, die seitdem weltberühmt geworden ist. 1828 kehrte er nach Deutschland zurück und bearbeitete die heimgebrachten Schätze in Skizzen und Gedichten; er übersetzte sowohl italienische Volkslieder wie den Dante. Er starb schon 1853 zu Berlin. Seine eigenen Gedichte zeichnen ein treuherziger Humor aus, der schwankhafte Volksjagen aufs ergöglichste einzukleiden weiß. Da die Heizelmännchen sehr

bekannt sind, so wählen wir als Probe seiner launigen Erzählung eine nicht minder vortreffliche, die nur wenige unserer Leser kennen dürften.

Der große Krebs im Mohriner See.

(Volksfage.)

Die Stadt Mohrin hat immer Acht,
Kuckt in den See bei Tag und Nacht!
Kein gutes Christenkind erleb's,
Daß los sich reiß' der große Krebs!
Er ist im See mit Ketten geschlossen unten an,
Weil er dem ganzen Lande Verderben bringen kann!

Man sagt: er ist viel Meilen groß
Und wend't sich oft, und kommt er los,
So währt's nicht lange, er kommt ans Land
Ihm leistet keiner Widerstand:
Und weil das Rückwärtsgehen bei Krebsen alter Brauch,
So muß dann Alles mit ihm zurückgehen auch.

Das wird ein Rückwärtsgehen sein!
Steckt Einer was ins Maul hinein,
So kehrt der Bissen vor dem Kopf
Zurück zum Teller und zum Topf!
Das Brod wird wieder zu Mehle, das Mehl wird wieder Korn —
Und Alles hat beim Gehen den Rücken dann nach vorn.

Der Balken löst sich aus dem Haus
Und rauscht als Baum zum Wald hinaus:
Der Baum kriecht wieder in den Keim,
Der Ziegelstein wird wieder Leim,
Der Ochse wird zum Kalbe, das Kalb geht nach der Kuh,
Die Kuh wird auch zum Kalbe, so geht es immerzu!

Zur Blume kehrt zurück das Wachs,
Das Hemd am Leibe wird zu Flachs,
Der Flachs wird wieder blauer Lein
Und kriecht dann in den Acker ein.
Man sagt, beim Bürgermeister zuerst die Noth beginnt,
Der wird vor allen Leuten zuerst ein Pappelfind.

Dann muß der edle Rath daran,
Der wohlgewitzte Schreiber dann,

Die erbgefeß'ne Bürgerschaft
 Verliert gemach die Bürgerkraft.
 Der Rector in der Schule wird wie ein Schülerlein,
 Kurz Eines nach dem Andern wird Kind und dumm und klein.

Und Alles kehrt im Erdenschoß
 Zurück zu Adams Erdenkloß.
 Am längsten hält, was Flügel hat;
 Doch wird zuletzt auch dieses matt.
 Die Henne wird zum Küchlein, das Küchlein friecht ins Ei,
 Das schlägt der große Krebs dann mit seinem Schwanz entzwei.

Zum Glücke kommt's wohl nie so weit!
 Noch blüht die Welt in Fröhlichkeit;
 Die Obrigkeit hat wacker Aht,
 Daß sich der Krebs nicht locker macht;
 Auch für dies arme Püddchen wär' das ein schlechtes Glück:
 Es lief vom Mund der Leute ins Dintensaß zurück.

Jener objectiven Lyrik, welche in Uhland und Wilhelm Müller die trefflichsten Repräsentanten fand, gehören größtentheils die Gedichte von Wilhelm Wackernagel an, der sich ebenfalls an der altdutschen Liederpoesie herangebildet hat. Als Gelehrter hat er seinen Ruf durch kritische Erforschung unserer älteren Sprache und Literatur begründet, so daß sein Name überall, wo man die besten Literaturkenner nennt, auch genannt wird. 1808 in Berlin geboren, wo er seine wissenschaftliche Ausbildung erhielt, fand er 1833 in Basel eine amtliche Stellung, die er in seinem Vaterlande vergebens gesucht hatte, und wirkte an der dortigen Universität als Lehrer der Literaturgeschichte bis an seinen 1869 erfolgten Tod. Die Gedichte eines fahrenden Schülers machten ihn 1828 zuerst als Dichter bekannt. Spätere Sammlungen enthalten die lyrischen Erzeugnisse seiner reiseren Jahre. Sie sind feingeformt und treffen aufs anmuthigste den Ton naiver Gemüthlichkeit, der altdutschen Liedern und Schwänken einen so großen Reiz verleiht. Nur selten lassen sie uns in des Dichters Individualität blicken. Wir heben eines von seinen köstlichen Weinliedern aus.

Junker Durst.

Als der erste Sonnenstrahl
Heute kam zur Erde,
Saß ein Knabe schrittlings drauf
Wie ein Mann zu Pferde;
Durch mein Fenster kam er so
Zu mir eingeritten,
Stieg dann ab und stellte sich
In die Stube mitten.

Sprach: „Ich bin der Junker Durst
Und bin hergekommen,
Alter Freund, mit gutem Rath
Heute dir zu frommen.
Fühle nur den Strahl hier an,
Wie er brennt und glüheth;
Schau nur die Sonne da,
Wie sie flammt und sprüheth.

Willst du heute sicher sein
Vor so großer Schwüle,
Suche dir ein Vortlein aus,
Sonnenlos und kühle;
Ja, wenn du im Beutel hast
Nur noch einen Heller,
Wend' ihn dran und mieth' dich
Ein im tiefsten Keller.“

Also sprach er und verschwand.
Aber ich, vermessen,
Hatte seinen guten Rath
Alsobald vergessen,
Kamte durch die ganze Stadt
Straßen auf und nieder;
Sieh, da stand auf eins vor mir
Junker Durst schon wieder.

Jetzt war's kein Knabe mehr,
War ein tücht'ger Degen.
Und er sprach: „Du willst mir nicht
Folgen? Meinetwegen!“

Unversehens hatt' er sich
An mir aufgeschwungen,
Und da ging ich nun und trug
Diesen großen Jungen.

Und er saß mit schwerer Wucht
Fest mir auf dem Nacken.
Endlich streckt ich meine Faust,
Um ihn derb zu packen.
Also rangen wir. Indeß
Ward er gar zum Riesen.
Was er für ein Recke war,
Hat sich bald erwiesen.

Und er gab mir Schlag auf Schlag
Schnell und immer schneller,
Bis wir endlich im Gesecht
Rahten einem Keller.
Da erst ging er mir zu Leib,
Und ich muß' erliegen,
Oh' ich mir's versah, so fuhr
Ich hinab die Stiegen.

Als ich nun hier unten war,
Faßt' er mich beim Schopfe,
Warf mich vor ein großes Faß,
Nahm mich dann beim Kopfe.
Lachte mich ganz freundlich an,
Sprach: „Ade, mein Kämpfe!
Labe dich nach unserm Strauß!“
Ging und zog die Krämpfe.

Hier nun sitz' ich ganz in Angst
Bei dem großen Faße,
Daß der Kerl mich wieder packt,
Komm' ich auf die Gasse.
Vieher wart' ich, bis es Nacht
Ist geworden droben;
Bis dahin will ich den Wein
Wacker nageproben.

Julius Moser, geb. 1803 zu Marienei in Sachsen, ging
aus der Romantik hervor, welche im frischen Studentenleben auf

der Universität Jena, wohin er sich 1822 begeben hatte, ihre letzten Nachklänge bewahrte. Eine Reise durch Italien ward seiner poetischen Ausbildung sehr förderlich; den Conflict der alten Welt und des Mittelalters, über den er sich auf Italiens Boden klar wurde, stellte er in seinem epischen Gedichte *Lied vom Ritter Wahn* dar, wozu der Stoff einer italienischen Sage entlehnt war. Nachdem er sich darauf mehrere Jahre auf der Universität Leipzig der Rechtswissenschaft gewidmet hatte und eine Zeitlang als Gerichtsbeamter thätig gewesen war, folgte er aufs neue der innern Richtung, die ihn zur Poesie hinzog. Die Menschennatur in ihrer geschichtlichen Entwicklung stellte das epische Gedicht *Mhasver* (1838) dar: er vermochte jedoch nicht den tiefen Grundgedanken zu klarer Anschaulichkeit herauszuarbeiten, so daß seine Dichtung nur wenig Beachtung fand. Desto größer war die Popularität seiner volksmäßigen Lieder und Balladen, von denen mehrere z. B. *Andreas Hofer* („Zu Mantua in Banden“) und die letzten vier vom zehnten Regiment vielgesungene Volkslieder geworden sind. Ein anderes vortreffliches Gedicht finde hier eine Stelle.

Der Trompeter an der Raibach.

Von Wunden ganz bedeckt
Der Trompeter sterbend ruht,
An der Raibach hingestreckt,
Der Brust entströmt das Blut.

Brennt auch die Todeswunde,
Doch sterben kann er nicht,
Bis neue Siegeskunde
Zu seinen Ohren bricht.

Und wie er schmerzlich ringet
In Todesängsten bang,
Zu ihm herüberbringeret
Ein wohlbekannter Klang.

Das hebt ihn von der Erde,
Er streckt sich starr und wild —
Dort sitzt er auf dem Pferde
Als wie ein steinern Bild.

Und die Trompete schmettert —
Fest hält sie seine Hand —
Und wie ein Donner wettert
Victoria in das Land.

Victoria — so klang es,
Victoria — überall,
Victoria — so drang es
Hervor mit Donnererschall.

Doch als es ausgeklungen,
Die Trompete setzt er ab;
Das Herz ist ihm zersprungen,
Vom Hofs stürzt er herab.

Um ihn herum im Kreise
Hielt's ganze Regiment,
Der Feldmarschall sprach leise:
„Das heißt ein selig End'!“

Von Dresden, wo Mosen neben seinen Advocaturgeschäften zuerst als Novellist, dann als dramatischer Dichter ein fruchtbares Talent entwickelte, ward er als Dramaturg an das Oldenburger Hoftheater berufen. Hier war ihm nur eine kurze Wirkksamkeit gestattet in Folge schwerer körperlichen Leiden, von denen ihn 1867 der Tod erlöste. Von seinen dramatischen Werken wird an einem andern Orte die Rede sein.

Adolf Bube, 1802 zu Gotha geboren, wo er nachmals als Beamter im Consistorium angestellt wurde und zuletzt die Stelle eines herzoglich sächsischen Archivraths bis an seinen 1873 erfolgten Tod bekleidete, hat sich vornehmlich durch poetische Erzählungen und Natur schilderungen einen Dichternamen erworben. Deutsche Volkssagen behandelt er in lebendiger, farbenreicher Darstellung, wovon die folgende Erzählung ein Beispiel giebt.

Die wilde Jagd.

Wenn Sturm die Waldung rüttelt,
Daß sie erbraust und kracht,
Wenn Holle Flocken schüttelt
In düst'rer Winternacht,
Da zieht vom Hörfelberge
Der wilde Jäger aus,
Und mit ihm Riesen, Zwerge,
Viel Spuk und Höllengraus.

Da schwancken Schreckgestalten
Mit Schwertern und Geschoß
Durch Zweig' und Felsenpalten,
Zu Fuß und hoch zu Roß.
Hier grinsen Wuthgesichter,
Dort droht ein langer Arm,
Hier formenlos Gelichter,
Dort Wolf und Bärenschwarm.

Horch! wie in allen Klüften
Das Jagdhorn widershallt,
Hallo! Hallo! in Lüften
Und in den Tiefen hallt;
Wie wild es tobt und brauset
Und furchtbar knallt und gellt,
Wie dumpf es heult und jauset
Und gräßlich brüllt und bellt!

Doch sieh! voran dem Zuge
Geht ruhig ernst ein Greis,
Sein Kleid von grauem Tuche,
Sein Scheitel silberweiß.
Von Rinn und Lippen fließet
Ein langer Bart herab,
Und seine Hand umschließet
Dürr einen weißen Stab.

Und wenn ein Hirt, ein Jäger
Dem Greis entgegen steht,
Heran des Holzes Schläger
Mit Art und Säge geht:
Dann winkt er mit dem Stecken,
Daß jener schnell entflieht,
Oh' ihn ergreift der Schrecken,
Der wogend näher zieht.

Und Eckart, der Getreue,
Der alte Wundermann,
Warnt also stets aufs neue,
Wen flugs er warnen kann,
Bis; wenn der Hahn geschrien
Beim ersten Morgenschein,
Die tollen Geister ziehen
Zum Hörfelberg hinein.

Wenn so der Hölle Schrecken
 In grauser Nacht euch naht,
 Habt Acht auf Eckart's Stecken,
 Der zeigtet sichern Pfad:
 Doch wer sich nicht läßt warnen,
 Dem ist es nimmer gut,
 Den wird der Spuk umgarnen,
 Daß ihm erstarrt das Blut.

Franz Dingelstedt, 1814 zu Halsdorf in Oberheßen geboren, war nach vollendeten philologischen Studien als Lehrer an Privatinsttituten und darauf an der Schule zu Fulda thätig, ohne die rechte Freude am Leben und an seinem Berufe finden zu können. Damals (1838) trat die erste Sammlung seiner Gedichte ans Licht. Sie haben einen durchaus subjectiven Charakter; sie verrathen ein von Lebensgeschicken niedergebeugtes Gemüth, dessen schönste Blüthen schon geknickt sind, so daß nur die elegische Klage einer kalten Weltansicht übrig bleibt. Seine damalige Stimmung lernt man aus folgendem Sonett kennen.

Ich fühle mich im tiefsten Sein vernichtet,
 Wenn ich mein zwecklos Treiben überblicke,
 Und Alles, was ich spielend mir erdichtet,
 Fällt hohl und schal ins alte Nichts zurücke.

Drum hab' ich längst, gebeugt von Schicksals Tücke,
 Auf allen Ruhm und alles Glück verzichtet,
 Und die beneidet, die mit besserem Schicksal
 Ihr Leben klug und praktisch eingerichtet.

So liegt bestäubt, von Spinnen überwoben,
 Wie hoch es auch sich früher aufgeschwungen,
 Mein Saitenspiel daheim und ist verklungen.

Und nur zuweilen haucht es, wie von oben,
 In stiller Stunde durch die losen Saiten,
 Gedächtniß und Vermächtniß bess'rer Zeiten.

Nachdem er 1841 in Folge der Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters den heßischen Staatsdienst verlassen hatte, wandte er sich nach einem kurzen Aufenthalt in Wien nach Stuttgart, wo er 1843 vom König von Württemberg als Vor-

leser, dann als Hofrath und Bibliothekar angestellt wurde. Später trat er in eine glänzendere Stellung als Dramaturg des Münchener Theaters, nachmals in gleicher Eigenschaft in Weimar und Wien. Auch ferner erwarb er sich als Lyriker und Novellist Anerkennung. Da wir oben das Lob des Rheins aus dem Munde rheinischer Sänger vernommen haben, so fügen wir schließlich noch das schöne Gedicht bei, worin Dingelstedt die Weser besingt.

Die Weser.

Ich kenne einen deutschen Strom,
Der ist mir lieb und werth vor allen,
Umwölbt von ernster Eichen Dom,
Umgrünt von kühlen Buchenhallen.
Ihn hat nicht, wie den großen Rhein,
Der Alpe dunkler Geist beschworen,
Ihn hat der friedliche Verein
Verwandter Ströme still geboren.

Und als mit fester Eisenhand
Held Karl den deutschen Scepter führte,
Da war es, wo im Weserland
Sich manche Stimme mächtig rührte.
Da hörte man des Kreuzes Ruf
Mit hellem Klang an den Gestaden
Und sah der Frankenrosse Huf
Sich in den nord'schen Wellen baden.

So taucht die Weser kindlich auf,
Von Bergen traulich eingeschlossen,
Und kommt im träumerischen Lauf
Durch grüne Au'n herabgeslossen;
So windet sie mit leichtem Fuß
Zum fernen Meere sich hernieder
Und spiegelt mit geschwäg'em Gruß
Der Ufer sanften Frieden wieder.

So meldet sie dir manchen Traum
Aus ihrer Vorzeit grauen Tagen
Und sieht dabei des Lebens Baum
Stets frisch an ihren Ufern ragen;
Es glänzen in der lichten Fluth
Der Klöster und der Burgen Trümmer,
Des Mondes und der Sonne Gluth,
Des Thurmes und der Segel Schimmer.

Doch hat sie in der Zeiten Flug
Gar manche große Mär' erfahren,
Und ihre stille Woge trug
Viel Herrliches in fernen Jahren.
Sie sah in ihrer Wälder Schooß
Des Adlers Siegerflügel wanken,
Und vor der Deutschen Arme Stoß
Der ew'gen Roma Säulen schwancken.

Und meerrwärts durch ihr Felsenthor
Durch immer wechselnde Gefilde
Strömt sie die Wellen leicht hervor
Wie jugendliche Traumgebilde.
In ihren Tiefen klar und rein
Hörst du es seltsam wehn und rauschen
Und kannst bei stillem Abendschein
Der Nixe Wunderlied belauschen.

Robert Eduard Prutz, 1816 zu Stettin geboren, hat sich als geistvoller, kenntnißreicher Literaturhistoriker, der in Gervinus' Fußstapfen trat, nicht geringe Verdienste erworben und durch gewandte Darstellung das Interesse für deutsche Literaturgeschichte

in weiteren Kreisen angeregt. Wie alle seine Schriften, zeichnen sich auch seine Dichtungen, sowohl lyrische Gedichte als Dramen, durch eine saubere, elegante Form aus. War anfangs noch die freie lyrische Bewegung durch die Reflexion meistens beschränkt, so hat sie sich mehr und mehr von den Banden losgemacht, besonders in der Sammlung „Aus der Heimat“ (1859). Er starb zu Stettin 1872. Wir theilen eines seiner schönsten Gedichte hier mit.

Zuruf.

Und triffst du wo ein Menschenherz,
Gebugt von Kummer und von Schmerz,
Und sei es Irthum, sei es Schuld,
O habe Ehrfurcht, hab' Geduld.

Am Bergeshang, im grünen Tann,
Die jungen Bäume sieh dir an,
So frisch und fest, so dicht belaubt,
Und neigen seitwärts doch das Haupt.

Du weißt nicht wie, du weißt nicht wann,
Und doch den Bäumen sahst du's an,
Daß sie der Sturmwind hat umbraust
Und ihre Wipfel hat zerzaust.

Das Schicksal hat denselben Brauch;
Es schüttelt junge Herzen auch
Und beugt vom rechten Wege sie,
Du weißt nicht wann, du weißt nicht wie.

Du siehst des Irthums dunkle Spur,
Die stumme Narbe siehst du nur
Und kennst die Hand nicht, die sie schlug,
Und weißt nicht, was dies Herz ertrug. —

Gleich lacht die Freude allerwärts,
Auf eignen Bahnen geht der Schmerz;
Drum mit dem Unglück, mit der Schuld,
O habe Ehrfurcht, hab' Geduld!

Emanuel Geibel, der norddeutsche Uhland, steht am jüngsten am Schluß der Reihe lyrischer Dichter, die wir mit dem

schwäbischen Sänger begonnen haben, nach diesem unstreitig der populärste Lyriker. Zu Lübeck am 18. October 1815 geboren, eines Predigers Sohn, widmete er sich, obwohl anfangs zur Theologie bestimmt, dem Studium der alten Sprachen und der schönen Literatur auf den Universitäten Bonn und Berlin, wo er schon durch einige seiner lyrischen Gedichte sich als Dichter bekannt machte. Begeistert für das classische Alterthum, ergriff er mit Freuden eine günstige Gelegenheit, als Erzieher im Hause des russischen Gesandten zu Athen, des Fürsten Katafakis, 1838 den Boden Griechenlands zu betreten. Hier traf er mit seinem Landsmann Ernst Curtius, dem geschmackvollen Kenner des griechischen Alterthums, zusammen, in dessen Gesellschaft er im folgenden Jahre eine Reise nach den schönsten Inseln des Archipelagus machte. Nach einem zweijährigen Aufenthalt in Griechenland, dessen Frucht neben eigenen Gedichten eine Reihe von Uebersetzungen aus altgriechischen Dichtern war, kehrte er in sein Vaterland zurück, wo seine „Gedichte“ (1840) bald die allgemeinste Verbreitung fanden. Diese erste Sammlung ist mehr als siebenzigmals neu aufgelegt worden, ein Erfolg, den keine andere Ausgabe von Gedichten gehabt hat. Spätere Sammlungen folgten unter dem Titel „Juniuslieder“ (1847), „Neue Gedichte“ (1856), „Spätherbstblätter“ (1877).

Mehrere Jahre lebte er darauf in wissenschaftlicher und dichterischer Muße, besonders mit dem Studium der romanischen Literatur beschäftigt. Vom Könige von Preußen erhielt er ein Jahrgehalt. Vom Könige Max II. von Bayern wurde er 1852 als Lehrer der Literaturgeschichte nach München berufen, eine Stellung, die ihm wegen seiner Hinneigung zu Preußen 1866 entzogen wurde, wofür ihn Preußen schadlos hielt. Er lebt seitdem in seiner Vaterstadt.

Die neueren Sammlungen seiner Gedichte geben Zeugniß, daß seine warme, frische Lyrik unter Sorge und Leid des Lebens nicht verklungen ist. Denn in ihr ist nichts Angelerntes und Gemachtes; sie dringt aus der Tiefe des Gemüths hervor und ergreift mit ihren einfachen, melodischen Tönen die Seele. Durch alle seine Lieder geht eine liebevolle, religiöse, für alles Edle im

Menschenleben begeisterte Grundstimmung hindurch. Selbst in seinen politischen Liedern („Zeitstimmen“ 1841, „Heroldsrufe“ 1870) stimmt er nicht in den stürmischen Auf liberalen Parteistrebens ein, sondern mahnt zu selbstsuchtloser Hingebung an das Vaterland und besonnener Vermittelung der Gegensätze. Die Form seiner Gedichte verräth den Schüler der Griechen wie der sprachgewandtesten deutschen Lyriker: manchmal klingen die Töne Goethe's, Eichendorff's, Uhland's oder Rückert's stärker durch, als einem so selbstständig durchgebildeten Lyriker zu gestatten ist. In einem seiner neuesten Gedichte spricht er das bescheidene schöne Selbstbekenntniß aus:

Harmlos warf ich euch hin, ihr Gesänge der Jugend, und immer
 Blieb mir ein Räthsel die Gunst, die euch begleitet bis heut;
 Denn leicht wiegend erscheint ihr zumeist dem gereiften Urtheil,
 Nur im melodischen Hauch schwebt ihr gefällig dahin.
 Aber ich darf mich rühmen, daß nie der Erfolg mich verblendet,
 Daß ich des Kranzes Geschenk treu zu verdienen gestrebt:
 In die Tiefen der Brust und des Weltlaufs suchst' ich zu dringen,
 Und mit heiligem Ernst strebt' ich zum Gipfel der Kunst.

Damit deutet Geibel vornehmlich auf seine neuesten Versuche im Drama hin (Brunhilde, Sophonisbe), Zeugnisse eines tüchtigen Strebens, die dennoch beweisen, daß die Lyrik das eigentliche Gebiet des zart sinnigen Sängers ist. Die folgenden Gedichte dürfen den schönsten der deutschen Lyrik beigezählt werden.

Frohe Botschaft.

Nach langem, bangem Winterschweigen
 Willkommen heller Frühlingsklang!
 Nun rührt der Saft sich in den Zweigen
 Und in der Seele der Gesang.
 Es wandelt unter Blütenbäumen
 Die Hoffnung übers grüne Feld;
 Ein wundersames Zukunfts träumen
 Fließt wie ein Segen durch die Welt.

So wirf denn ab, was mit Beschwerden,
 O Seele, dich gefesselt hielt!
 Du sollst noch wie der Vogel werden,
 Der mit der Schwing' im Blauen spielt.

Der aus den kahlen Dornenhecken
Die rothen Rosen blühend schafft,
Er kann und will auch dich erwecken
Aus tiefem Leid zu junger Kraft.

Und sind noch dunkel deine Pfade,
Und drückt dich schwer die eigne Schuld:
O glaube, größer ist die Gnade,
Und unergründlich ist die Schuld.
Laß nur zu deines Herzens Thoren
Der Pfingsten vollen Segen ein,
Getrost, und du wirst neugeboren
Aus Geist und Feuerflammen sein.

Nachts am Meere.

Es schlief das Meer und rauschte saum, Und war doch allen Schimmers voll, Der durch der Wolken Silberflaum Vom leichten Monde niederquoll; Im Blau verschwamm die ferne Fluth, Wie Bernstein flimmerte der Sand; Ich aber schritt in ernstem Muth Hinunter und hinauf den Strand.	Da spürst du still und körperlos Ein segnend Walten um dich her, Du fühlst, du ruhst in Gottes Schooß, Und wo du wandelst, wallt auch Er; Die Thränen all sind abgethan, Die Dornen tragen Rosengluth, Es taucht die Liebe wie ein Schwan Aus deines Lebens dunkler Fluth.
---	---

O was in solcher stillen Nacht Durch eine Menschenseele zieht, Bei Tag hat's keiner nachgedacht, Und spricht es aus kein irdisch Lied. Es ist ein Hauch, der wunderbar Aus unsrer ew'gen Heimat weht, Ein innig Schauen tief und klar, Ein Lächeln halb, und halb Gebet.	Und was am schwersten dich be- droht, Dir zeigt's ein liebes Angesicht, Zum Freiheitsherold wird der Tod, Der deines Wesens Siegel bricht; Du schaust ins Aug' ihm still vertraut, Von heil'gem Schauer nur berührt, Gleichwie ein Bräut'gam, den die Braut Zum seligsten Geheimniß führt.
---	--

Genug! genug! halt ein, mein Lied;
Denn was bei Nacht und Mondenlicht
Durch eine Menschenseele zieht,
Das sagt kein irdisches Gedicht.
Ein Hauch ist's, der da wunderbar
Von Edens Friedenspalmen weht,
Ein wortlos Schauen tief und klar,
Ein Lächeln halb, und halb Gebet.

Hoffnung.

Und dräut der Winter noch so sehr
Mit trogigen Geberden,
Und streut er Eis und Schnee umher,
Es muß doch Frühling werden.

Und drängen die Nebel noch so dicht
Sich vor den Blick der Sonne,
Sie wecket doch mit ihrem Licht
Einmal die Welt zur Sonne.

Blas't nur, ihr Stürme, blas't mit Macht,
Mir soll darob nicht hängen;
Auf leisen Sohlen über Nacht
Kommt doch der Lenz gegangen.

Da wacht die Erde grünend auf,
Weiß nicht, wie ihr geschehen,
Und lacht in den sonnigen Himmel hinauf
Und möchte vor Lust vergehen.

Sie flucht sich blühende Kränze ins Haar
Und schmückt sich mit Rosen und Aehren,
Und läßt die Brunnlein rieseln klar,
Als wären es Freudenfähren.

Drum still! Und wie es frieren mag,
O Herz, gieb dich zufrieden!
Es ist ein großer Maientag
Der ganzen Welt beschieden.

Und wenn dir oft auch bangt und graut,
Als sei die Höl' auf Erden,
Nur unverzagt auf Gott vertraut!
Es muß doch Frühling werden.

Früh morgens.

Ich weiß nicht, säuselt' in den Bäumen
Des Frühlings Zauberlied zu Nacht?
Aus unerklärlich holden Träumen
Bin früh und frisch ich heut' erwacht.
Der Morgen weht mit goldner Schwinge
Mir um die Stirn den kühlen Schein;
Noch möcht' ich rasten, doch ich singe,
Mein Herz ist wie der Himmel rein.

In süßen Schauern rührt sich wieder,
 Was je geblüht in meiner Brust,
 Und alte Liebe, junge Lieder
 Empfind' ich in vereinter Lust,
 So wie der Schwan, der seine Bogen
 Auf blauem Wasser kreisend zieht,
 Zugleich im Spiegelglanz der Bogen
 Den Himmel mit den Sternen sieht.

In der neuesten Zeit wandte sich die deutsche Dichtung wieder der romantischen Sagenwelt zu und suchte in kleinern epischen Gemälden die Lyrik mit dem Epos zu verschmelzen. Diese Bestrebungen haben uns mit mancher schönen Dichtung beschenkt. Proben zu geben, müssen wir uns versagen. Kinkel's Otto der Schütz wurde schon oben erwähnt. Weibel behandelte eine nordische Sage in König Sigurds Brautfahrt. Friedrich Bodenstedt, auch als Lyriker, besonders durch die orientalisirten „Lieder des Mirza Schaffy“, sowie durch die neueste Sammlung „Einfuhr und Umschau“ und als Uebersetzer russischer Dichter bekannt, bearbeitete in Uda die Lesgierin Ereignisse aus dem Kaukasuskriege, Otto Roquette, der sich durch das Märchen Waldmeisters Brautfahrt großen Beifall erworben hatte, eine romantische Episode aus dem Schweizerkriege von 1444: der Tag von St. Jacob. Oskar von Redwik hatte in stürmischer Zeit, die nach Ruhe zu verlangen anging, einen unverdienten Erfolg mit seinem romantisch=pietistischen Idyll Amaranth (1849). Adolf Böttger erzählt in Habana (1853) die erste Niederlassung der Spanier auf Habana's Boden in Verbindung mit einem tragischen Liebesabenteuer, das mit der Farbengluth des Tropenlandes geschildert ist. Joseph Victor von Scheffel, geboren 1826 in Karlsruhe, begründete seinen Dichterruf durch die epische Dichtung der Trompeter von Säckingen (1853). In dieser Gattung lyrisch=epischer Dichtung ist einer der bedeutendsten Paul Heyse, dessen Gedicht Thekla (1850) den besten epischen Dichtungen der neuesten Zeit beizuzählen ist. Es versetzt uns in die ersten Zeiten des Christenthums. Der Sage nach ward die heilige Thekla zu Iconium von dem Apostel Paulus zu der

neuen Lehre bekehrt und sagte sich von ihren noch heidnischen Verwandten, selbst von ihrem Verlobten um des Glaubens willen los. Als der Apostel ins Gefängniß geworfen ward, befreite sie ihn, indem sie die Wächter bestach, und wurde für diese That vom Volke zum Tode verurtheilt. Das Bild eines hochsinnigen Mädchens, das muthig für ihren Glauben das Märtyrverthum auf sich nimmt und zweimal durch göttliche Gnade aus der drohenden Gefahr errettet wird, hat der Dichter mit hoher künstlerischer Vollendung geschildert. Hermann Lingg, auch als Lyriker bekannt, versuchte ein größeres historisches Epos „die Völkerwanderung“.

VI. Oestreichische Dichter (Lyrik und Epos).

Wenn wir die Dichter Oestreichs als eine besondere Gruppe absondern, so ist dies nicht so auszulegen, als ob sie selbstständig und von den übrigen Dichterkreisen unabhängig ihren eigenen Weg gegangen wären. Im Gegentheil ist der unmittelbare Einfluß der außerösterreichischen Dichter überall handgreiflich. Das Gemeinsame und Eigenthümliche besteht theils in der Behandlung poetischer Stoffe aus Geschichte, Sitte und Natur ihres speciellen Vaterlandes, theils in der aus den socialen kirchlichen und politischen Verhältnissen desselben hervorgehenden elegischen Stimmung und Weltansicht, welche mit besonderer Vorliebe bei dem unauf lösbaren Widerspruche zwischen der Wirklichkeit und dem poetischen Ideal verweilt, wehmüthige Freiheitsträume, denen der frohe Ausblick der Hoffnung fehlt, Zerwürfniß mit dem Leben und trostlose Resignation, kein freudiges Aufjauchzen der Seele in Liebe und Wonne des Daseins, nirgends ein heiterer Himmel, ausgebreitet über glücklichen Menschen. Daß viele der österreichischen Dichter den höchsten Ständen der Gesellschaft angehören, hat in Hinsicht auf diese einmal vorhandene dichterische Lebensauffassung nichts geändert, gleich als ob der Druck der öffentlichen Zustände seine Wirkung auch bis hierher erstreckte. Endlich hat die eben bezeichnete Grundstimmung, welche sich durchgängig in träumerischer Be-

trachtung gefällt und sich weder an die Wirklichkeit anschließt noch die Klarheit und den Gedankenreichthum protestantischer Dichter erreichen kann, bei allen Dichtern Oestreichs eine rhetorische, mit Bildergranz überladene, oft in breiter Schilderung und Betrachtung verschwimmende Darstellungsform zur Folge gehabt; sie blendet oft durch ihre Farbenpracht, ermüdet aber gar bald durch ihre Einförmigkeit, weil immer nur ein kleines Gedankengebiet nach allen Seiten hin und her geschoben und in wechselnder Beleuchtung vorgeführt wird. Grillparzer, Halm und Zedlig gaben uns bereits durch ihre dramatischen Dichtungen davon ein Beispiel. Den Letzteren führen wir hier an der Spitze der östreichischen Lyriker wieder vor.

Freiherr von Zedlig ist in der elegischen Romanze, der weichen Betrachtung am meisten auf dem ihm eignen Gebiete. Ihm gelingt das märchenhafte romantische Colorit, das oft mit düsteren Farben untermalt ist. Die auf Napoleon bezüglichen Gedichte die nächtliche Heerschau, das Geisterschiff haben ihn vorzugsweise populär gemacht; sie stimmten zu dem neu in Scene gesetzten Napoleonecultus. In anmuthigem Sagengewande erscheint sein Märchen Waldfräulein. Seine vorzüglichste Leistung sind die Todtenkränze (1828), episch-elegische Betrachtungen an den Gräbern berühmter Todten. Das Ideal begeisterten Strebens, wo war es je im irdischen Dasein verwirklicht? Damit der Dichter die Gräber befrage, wird er vom „Geist des Grabes“ umhergeführt. Er sieht Wallenstein's Grab zu Gitschin, Napoleon's auf St. Helena und vergegenwärtigt sich ihre Größe und ihr tragisches Ende. Er sucht sodann das Glück an den Gräbern der Liebenden — Petrarca's und Laura's, Romeo's und Juliens, und auch hier gewinnt er die Ueberzeugung, daß es schnell verblüht. Sind die Dichter die wahrhaft glücklichen Menschen? Auch hier lehren ihm die Lebensschicksale Tasso's, Shakspeare's und Byron's das Gegentheil. Zuletzt wird er zu den Gräbern edler Beglückter von Nationen geleitet, und die Betrachtung Canning's, Josephs II. und Maximilians I. von Bayern läßt ihn getrösteter scheiden. In dem von uns ausgewählten Abschnitte schildert Zedlig Tasso's

Leiden im Irrenhause zu Ferrara und sein Lebensende, denselben Stoff, den er in dem Drama „Merker und Krone“ behandelt hat.

Bald sehen wir die goldnen Hallen schwinden;
Die hohen Herren und huldreichen Frauen,
Die erst dir lächelten so süß und milde,
Wo sind sie hin? Sie sind nicht mehr zu schauen! —
In andern Mauern bist du jetzt zu finden,
Wie ganz verschieden von dem vor'gen Bilde!
Ein finst'rer Thurm und wilde
Verzerrte Graungestalten zum Erschrecken,
Die grinsend durch die Eisenstäbe blicken,
Mit mager'n Armen an den Gittern rücken
Und bleiche Hände durch die Oeffnung strecken;
Und oben hört man gräßlich Lachen tönen,
Und unten Jammer, Wehgeheul und Stöhnen.

Doch nicht der Tod, die Schmach ist dir bereitet!
Damit dein Name früher als dein Leben
Vernichtet sei, und du ein Ziel dem Hohne,
Dem Pöbel zur Verachtung Preis gegeben;
Daß nicht, wenn Ruhm zu Grabe dich begleitet,
Erinnerung dich mit immergrüner Krone
Verkläre und belohne;
Daß mehr als todt du leist, daß du, geschändet,
Nur Graun in zarter Brust und bleichen Schrecken,
Nicht edles Mitleid fürder magst erwecken,
Und keine Thräne werd' an dich verschwendet, —
Wird Tollheit zur Gefährtin dir gegeben;
Wahnsinnig nennt man dich, so magst du leben!

Umsonst erschütterst du die hohle Mauer,
Wo deine Klagen ungehört verhallen,
Und dein gerechter Zorn wird nicht geachtet.
Ist's dann ein Wunder noch, wenn, angefallen
Von Gram, Verzweiflung, Ueberdruß und Trauer,
Den Geist, der in zehnfachen Banden schmachtet,
Endlich, verhüllt, unmachtet,
Wahrhafter Wahnsinn faßt und vernichtet? —
Doch, ob sie's wünschen mögen und erstreben,
Der Funke bleibt dir, den dir Gott gegeben.
Bald sieht die Welt erstaunt, was du gedichtet,
Begierig athmet sie die Wunderklänge
Begeisterter, unsterblicher Gefänge.

So wird zum Spotte deiner Feinde Trachten;
 Noch ungetrübt fließt deines Geistes Quelle.
 Vom Belt zum Aetna wird's der Ruf bezeugen:
 Noch strahlet Tasso in der vor'gen Helle,
 Und was die Lüg' ersann, er darf's verachten;
 Allein der Körper, den die Martern beugen,
 Muß früh zu Grabe steigen,
 Vom gift'gen Hauch der Kerkerluft verzehret.
 Nun endlich läßt man seine Bande fallen,
 Und hin zur Gruft darf fesselfrei er wallen;
 Was Mantua's Herzog lang' für ihn begehret,
 Der freie Athem für die Reige Leben,
 Wird endlich ihm als letzte Günst gegeben.

Noch einmal fühlt er frischer Kräfte Weben;
 In gier'gen Zügen trinkt den Strom der Lüste
 Sein schwellend Herz, das noch wie ehemals glühet.
 Der alte Tasso steigt aus Nacht der Grüste,
 Der lang' entbehrten Sonne rückgegeben.
 Wie unterm Schnee das Grün der Saaten spriihet,
 Die frühe Primel blühet,
 So ist sein Herz noch frisch und grün geblieben,
 Ob starres Wintereis es auch bedeckte
 Und rauher Stürme Toben es erschreckte;
 In Blüthen prangt sein Dichten und sein Lieben!
 Hin nach Sorent fliegt er, in Schwesterarmen
 Vom langen Winterfroste zu erwarmen!

Unglücklich Herz, das keine Ruhe kennet! —
 Blick' auf das Meer, es stillt sich sein Rasen;
 Die Donner schweigen endlich in den Lüften,
 Und die Orkane hören auf zu blasen!
 Ja, der Vesuv, deß Eingeweide brennet,
 Er, der die Erze schmilzt in seinen Grüften
 Und aus den tiefen Klüften
 Sie tobend auswirft, als ob aus dem Schlunde
 Der Hölle alter Bluthpfuhl sich entlüde:
 Er rastet! — Die Vulkane werden müde,
 Und du, o Herz, allein, mit deiner Wunde,
 Du willst nicht ruhn und findest nicht den Frieden,
 Der selbst der See, dem Sturm, der Bluth beschieden!

Doch eh' sich deine Sonne nieder senket,
 Flammt sie noch einmal auf in voller Ehre,
 Daß dich das Ende mit dem ganzen Leben,
 Dem marterreichen, scheidend noch versöhne. —

Wo sich der Schritt zu neuer Wandrung lenket,
 Trägt dich der Jubel; alle Arme streben,
 Dich hoch empor zu heben,
 Damit Italien froh des Anblicks werde.
 Nach Rom hin ziehst du in Triumphesprangen;
 Aldobrandini eilt, dich zu empfangen,
 Und Clemens spricht, der Kirchenfürst der Erde:
 „Wohl Andr' empfangen Ruhm vom Vorbeerfranze,
 Doch trägst du ihn, gewinnt nur er am Glanze!“

Und hin zum Capitol will man dich führen,
 Dort vor dem Volke soll der Zweig dich schmücken;
 Die Glocken tönen, tausend Stimmen schallen
 In alle Lüfte, Jauchzen und Entzücken!
 Balkon' und Fenster, alle Wege zieren
 Prachtvolle Decken, wo der Zug soll wallen;
 Was herrlich ragt vor Allen
 Im Weichbild Roms, zieht hin mit Klang und Spiele
 Zu Sanct Onufrio's frommem Ordenshause,
 Wo gastlich dir geöffnet eine Klausel
 Zu kurzer Rast, zum freundlichen Asyl!
 Es naht der Zug, zur Feier dich zu rufen —
 Da sieht man todt dich an der Pforte Stufen! —

Zu andrem Feste hatte dich indessen
 Der abgerufen, der die Kränze spendet;
 Der, wenn der Tag der Herrlichkeit erschienen,
 Mit goldner Tuba seine Engel sendet!
 Zum Capitol, nach Sonnen auszumessen,
 Geleiten dich die Geister, die dort dienen
 Am Throne von Rubinen. —
 Dort wird ein Kranz die Stirne dir umgeben,
 Von Vorbeer nicht, von abgewelktem, fahlen,
 Ein lichter Sternenkreis mit tausend Strahlen
 Soll dir verklärend ob dem Haupte schweben;
 Die Erdenlieder aber, zu Accorden
 Sind sie des ew'gen Lobgesanges worden. —

Johann Ladislav Pyrker ist dem im Obigen charakterisirten Dichterkreise nur in sofern beizuzählen, als er Stoffe aus der österreichischen Geschichte behandelt. In der Form lehnt er sich an das dem antiken Heldengedichte nachgebildete Kunstepos und hält an dem Versmaß des Hexameters fest. Geboren 1772 zu Langh in Ungarn, ergriff er nach einem bewegten Jugendleben,

das ihn längere Zeit in Italien festhielt, den geistlichen Stand und stieg nach und nach zu den höchsten Würden empor. Er starb 1847 als Erzbischof von Erlau in Ungarn. Sein erstes und vorzüglichstes Heldengedicht, *Tunisias* in zwölf Gesängen, woran er seit 1810 gearbeitet hatte, erschien 1819; es schildert Karls V. Feldzug nach Tunis und seinen Sieg über die türkischen Seeräuber. 1824 folgte sein zweites episches Gedicht, *Rudolf von Habsburg* (*Rudolfias*) in zwölf Gesängen, die Schilderung des Kampfes zwischen Rudolf und Ottokar von Böhmen. Die kunstvolle Behandlung hat nicht vermocht, dem spröden Stoff episches Leben einzuhauchen; vollends bringt die Götter- und Geistermaschinerie nur leblose Gestalten in die Handlung hinein. Zwischen diesen größeren Epopöen vollendete er seine Schilderungen aus der alttestamentlichen Geschichte, *Perlen der heiligen Vorzeit* (1823).

Karl Egon Ebert, 1801 zu Prag geboren, der bedeutendste Dichter Böhmens, verherrlichte die Vorzeit seines böhmischen Vaterlandes in dem Heldengedicht *Wlasta*, in drei Büchern (1829). Reichthum der Phantasie und lyrische Wärme zeichnet alle seine Dichtungen aus, die sich zugleich durch schöne Form empfehlen. Sein Talent neigt vorzugsweise zum Epischen. Die Sammlung seiner Gedichte enthält viele vortreffliche Balladen und Romanzen. Größere epische Dichtungen sind die idyllische Erzählung *das Kloster und der Schild*, eine poetische Erzählung in zwei Gesängen, deren schöne Stanzas mit Schulze's bezauberter *Rose* wetteifern.

Anton Alexander Graf von Auersperg, als Dichter unter dem Namen *Anastasius Grün* bekannt, wurde 1806 zu Laibach geboren. Er war Besitzer der Herrschaften Thurn-am-Hart und Gürfeld in Krain und lebte theils in Wien, theils auf seinen Gütern, mit Titeln und Würden geehrt. Ungeachtet seiner aristokratischen Geburt und hohen Stellung bewahrte er stets eine treue Liebe für Völkerfreiheit und geistigen Fortschritt, ein beredter Mahner an die Staatsmänner seines warm verehrten österreichischen Vaterlandes zuerst in den Spaziergängen eines Wiener Poeten (1831) und anderen Zeitgedichten und in neuester Zeit

auch mehrmals in einflußreicher politischer Stellung, namentlich als lebenslängliches Mitglied des östreichischen Herrenhauses. Er starb 1876.

Aus der „Hymne an Oestreich“.

Freiheit prangt als heil'ge Föjung über deinen Friedenshütten,
Freiheit glänzt auf allen Bannern, drunter je dein Volk gestritten;
Besser als die Händ' in Fesseln taugen dir die fessellosen,
Sei's das Schwert der Schlacht zu schwingen, sei's zu pflücken Friedensrosen.

Doch: Vertrauen heißt die Fessel, die dir gilt, dein Volk zu binden,
Und um Brüder sie und Brüder und um Fürst und Volk zu winden;
Wenn der heil'ge Regenbogen stolz sich wölbt durch Wettergrauen,
Strahlt aus ihm herab das große, schöne, ew'ge Wort: Vertrauen!

Drum wohl darfst du stolz und freudig, Austria, dein Haupt erheben,
Durch der fernsten Zeiten Nebel wird dein Schild noch glänzend schweben!
Viel hat dich der Herr gesegnet, doch du darfst auch rühmend sagen,
Daß bei dir die edlen Reime reich und herrlich Frucht getragen! — —

Die Vergangenheit des Hauses Habsburg feierte er in dem Romanzenfranze der letzte Ritter (1830), Erzählungen aus dem Leben Kaiser Maximilians I. Einfache Erzählung ist jedoch nicht sein eigentliches Gebiet, sondern die Reflexion waltet im Vriischen wie im Epiischen bei ihm vor. Seine Gedichte aus Italien werden zu elegischen Betrachtungen über die traurigen Folgen politischer Verwahrlosung. Vornehmlich läßt er diesen Gang in den Dichtungen Schutt (1835) walten: er betrachtet das Elend des Menschenlebens, die zusammenstürzenden Trümmer, um uns zuletzt in den über den Trümmern emporgrünenden sonnigen Garten zu führen, in welchem Menschenliebe und ewiger Friede wohnen. „Der Thurm am Strande“ ist unstreitig die beste der an einander gereihten Schilderungen. In dieser Reflexionsdichtung hat die Fülle der Bilderpracht, welche Grün's Poesie eigenthümlich ist, sich am üppigsten ausgebreitet, so daß sie oft durch Schwulst unerträglich wird. Seine Vergleichen spielen nach allen Seiten, Bild wird auf Bild gehäuft, so daß der Grundgedanke mehr davon verhüllt, als beleuchtet wird. Zwei seiner schönsten kleineren Gedichte mögen seine dichterische Wärme wie die Mängel seiner Form anschaulich machen.

„Wann werdet ihr Poeten
Des Singens einmal müd?
Wann wird einst ausgesungen
Das alte, ew'ge Lied?

Ist nicht schon längst geleeret
Des Ueberflusses Horn?
Gepflückt nicht alle Blumen,
Erschöpft nicht jeder Born?“ —

So lang' der Sonnenwagen
Im Azurgleis noch zieht,
Und nur Ein Menschenantlitz
Zu ihm empor noch sieht;

So lang' der Himmel Stürme
Und Donnerkeile hegt,
Und bang vor ihrem Grimme
Ein Herz noch zitternd schlägt;

So lang' nach Ungewittern
Ein Regenbogen sprüht,
Ein Busen noch dem Frieden
Und der Versöhnung glüht;

So lang' die Nacht den Aether
Mit Sternensaat besä't,
Und noch Ein Mensch die Züge
Der goldnen Schrift versteht;

So lang' der Mond noch leuchtet,
Ein Herz noch sehnt und fühlt;
So lang' der Wald noch rauschet
Und Einen Müden kühlt;

So lang' noch Lenz grünen,
Und Rosenlauben blühen;
So lang' noch Wangen lächeln
Und Augen Freude sprühen;

So lang' noch Gräber trauern
Und die Cypressen dran,
So lang' ein Aug' noch weinen,
Ein Herz noch brechen kann:

So lange wallt auf Erden
Die Göttin Poesie,
Und mit ihr wandelt jubelnd,
Wem sie die Weihe lieh.

Und singend einst und jubelnd
Durchs alte Erdenhaus
Zieht als der letzte Dichter
Der letzte Mensch hinaus.

Noch hält der Herr die Schöpfung
In seiner Hand fortan,
Wie eine frische Blume,
Und blickt sie lächelnd an.

Wenn diese Riesenblume
Dereinstens abgeblüht,
Und Erden, Sonnenbälle
Wie Blüthenstaub versprüht:

Erst dann fragt, wann zu fragen
Die Lust euch noch nicht mied,
Ob endlich ausgesungen
Das alte, ew'ge Lied.

Goethe's Heimgang (1832).

Süß mag das Aug' des Sterbenden sich schließen,
Der Freundesthränen auf der Stirne kühlt,
Die drauf wie eine Todestaufe fließen,
Daß sich der bange Schweiß des Sterbens kühlt.

Doch Götterloos ist's, unbeweint zu scheiden,
Wenn man der Thränen und der Trauer werth!
Warum soll eine Seele um sie leiden,
Wenn die Vollendung zu den Sternen fährt.

Ja, Götterloos ist's, unbeweint zu scheiden,
 Zu scheiden, wie der Tag im Abendroth!
 Er gab uns Wärme, Licht genug und Freuden,
 Und zieht dahin, weil seine Zeit gebot.

Zu fallen, wie ein Feld voll goldner Aehren,
 Die schlank gewallt im grünen Jugendkleid,
 Doch nun ihr lastend Haupt zur Erde kehren —
 Wer weint darob, daß es nun Erntezeit?

In Nacht zu sinken, wie des Meeres Wogen,
 Drauf Sonnenglanz, Goldwimpel, reiche Fracht,
 Gesang und Schwäne tagesüber zogen —
 Die Zeit ist um, ihr Recht will auch die Nacht.

Und zu zerstäuben, wie die flücht'ge Wolke!
 Sie hat Gedeihn geregnet auf die Flur,
 Den Friedensbogen hell gezeigt dem Volke
 Und löst sich nun in leuchtenden Azur.

So schied auch Er, der nun dahingegangen,
 Der hohe Mann, der kräft'ge Dichtergreis,
 Auf dessen Pipp', auf dessen bleichen Wangen
 Der Kuß des Glücks noch jetzt verglühet leis'. —

Ein kalter, starrer Arm, reglos gebeug't,
 In dem die goldne Leier glanzvoll blüht,
 Ein graises Silberhaupt, im Tod geneiget,
 Drauf immer grün der frische Lorbeer sitzt:

Sah dies mein Aug', wie konnt' es Thränen thauen!
 Nein, leuchtend, ruhig, klar und glanzzerhell't
 Muß' es drauf still und lange niederschauen, —
 Fürwahr, durch eine Thräne wär's entstellt!

Nicolaus Lenau (Nicolaus Niembsch Edler von Strehlenau mit seinem eigentlichen Namen) wurde 1802 zu Eszarád, einem Dorfe im Banat, geboren. Seine wissenschaftlichen Studien begann er zu Wien mit dem philosophischen Cursus und widmete sich darauf der Rechtswissenschaft. Unbefriedigt jedoch, wandte er sich zur Arzneikunde, mit der er sich ebenfalls drei Jahre beschäftigte. Allein dem unruhigen Drange seines Innern konnte keines der wissenschaftlichen Fächer volle Befriedigung gewähren.

Die Betrachtung von menschlichem Leben und Wissen, die Ansicht, die er sich über das Verhältniß beider zu seinen Idealen gebildet hatte, fanden eine Sprache in der Dichtung. Seine lyrischen Gesänge wurden Stimmen der an seinem Innern nagenden Sehnsucht nach Ruhe und Seelenfrieden, schmerzliche Reflexionen, welche die Bilder der Natur und die Vorfälle des Lebens in genialer Weise zu sich heranziehen und mit dem lockenden Dämmerlichte der Schwermuth bekleiden. Wir wählen mit Fleiß einige der kleineren Lieder, in denen das Wesen der Lenau'schen Lyrik scharf ausgeprägt ist.

Frühlings Tod.

Warum, o Lüfte, flüsterst ihr so bang?
Durch alle Haine weht die Trauerkunde,
Und störrisch klagt der trüben Welle Gang:
Das ist des holden Frühlings Todesstunde.

Der Himmel, finster und gewitterschwül,
Umhüllt sich tief, daß er sein Leid verhehle;
Dort, an des Lenzes grünem Sterbepfuhl,
Weint noch sein Kind, sein liebstes, Philomele.

Wenn so der Lenz frohlocket, schmerzlich ahnt
Das Herz sein Paradies, das uns verloren,
Und weil er uns zu laut daran gemahnt,
Mußt' ihn der heiße Sonnenpfeil durchbohren.

Der Himmel blüht, und Donnerwolken flieh'n,
Die lauten Stürme durch die Haine tosen;
Doch lächelnd stirbt der holde Lenz dahin,
Sein Herzblut still verströmend, seine Rosen.

M i t t.

Hohe Klippen, rings geschlossen,
Wenig kimmerliche Föhren,
Trübe, flüsternde Genossen,
Die hier keinen Vogel hören;

Nichts vom freudigen Gesange
In den schönen Frühlingszeiten;
Geiern wird es hier zu bange
In so dunkeln Einsamkeiten.

Weiches Moos am Felsgesteine,
Schwellend scheint es zu begehren:
Komm, o Wolke, weine, weine
Mir zu die geheimen Zähren!

Winde hauchen hier so leise
Räthselstimmen tiefer Trauer;
Hier und dort die Blumenwaise
Zittert still im Abendschauer.

Und kein Bach nach diesen Gründen Denn die rauhen Felsen sorgen,
Darf mit seinem Rauschen kommen, Daß noch eine Stätte bliebe,
Darf der Welt verrathend künden, Wo ausweinen kann verborgen
Was er Stilles hier vernommen. Eine unglückliche Liebe.

Der Polentrieg 1831 erweckte in ihm eine lebhafteste Theilnahme für das Streben der Völker nach Freiheit und Unabhängigkeit: Lenau's Polenlieder sind feurige politische Elegieen. Er verließ darauf das wieder beruhigte Europa, um das freie Völkerleben, das er hier wieder untergehen sah, auf Amerika's Boden zu finden. 1832 segelte er über den Ocean, durchstreifte die Landschaften der neuen Welt und entzückte sich an Urwäldern und Seebildern mehr, als an dem Treiben der Menschen, auch hier unbefriedigt und von Sehnsucht nach der europäischen Heimat bald wieder zurückgetrieben. Sein Gefühl an fremder Küste spricht folgendes Gedicht aus:

An mein Vaterland.

Wie fern, wie fern, o Vaterland, Und deiner Heerden Glockenschall
Bist du mir nun zurück! Zu mir herüberzieht,
Dein liebes Angesicht verschwand Und leise der verlorne Hall
Mir wie mein Jugendglück. Von deinem Alpenlied.

Ich steh' allein und denk' an dich, Der Vogel im Gezweige singt,
Ich schau' ins Meer hinaus, Wehmüthig rauscht der Hain,
Und meine Träume mengen sich Und jedes Blatt am Baume klingt
Ins nächtliche Gebraus. Und ruft: Gedenke mein! —

Und lausch' ich recht hinab zur Fluth, Als ich am fremden Grenzfluß
Ergreift mich Freude schier: Still stand auf deinem Saum,
Da wird so heimlich mir zu Muth, Als ich zum trüben Scheidegruß
Als hört' ich was von dir. Umfing den letzten Baum,

Mir ist, ich hör' im Winde gehn Und meine Zähre trennungsschmerz
Dein heilig Eichenlaub, In seine Rinde lief,
Wo die Gedanken still verwehn Gelobt' ich dir die ew'ge Treu'
Den süßen Stundenraub. In meinem Herzen tief.

Im ungestümen Wogendrang Nun denk' ich dein so sehnsuchtschwer,
Braust mir dein Felsenbach, Wo manches Herz mir hold,
Mit dumpfem vorwurfsvollen Klang Und ströme dir ins dunkle Meer
Ruft er dem Freunde nach. Den warmen Thränenold.

Als Lenau nach kurzem Aufenthalt in Amerika wieder heimgekehrt war, fand er, da Schwab inzwischen die erste Ausgabe der „Gedichte“ (1832) besorgt hatte, seinen Dichterruhm allgemein anerkannt und verbreitet; besonders kam ihm in dem Kreise der schwäbischen Dichter, mit denen er sich aufs innigste befreundet hatte, die wärmste, ja nicht selten eine schwärmerische Verehrung entgegen. Er versuchte jetzt vom Lyrischen zu größeren Dichtungen überzugehen und die Tiefen der Gedankenwelt in epischen Gemälden darzustellen. Gedrückt von dem Zwiespalt zwischen den Forderungen einer überspannten Subjectivität und den Schranken des eigenen Vermögens und der äußern Verhältnisse, hin und her geworfen zwischen mystischen Religionsphantasieen und religiösen Zweifeln, ergriff er die Faustsage als ein Gefäß für das, was sein Inneres bewegte. Sein Faust (1835) ist aus epischen, dramatischen und lyrischen Fragmenten zusammengesetzt, vortrefflich in einzelnen lyrischen Parteen, allein schwach, wo episch-dramatische Anschaulichkeit erfordert wird. Das epische Gedicht Savonarola (1837), das den Kampf des Geistes gegen den Druck der herrschenden Kirchenmacht darstellt, ist mehr zu einem Ganzen verarbeitet, aber auch hier übertreffen die lyrischen Parteen und einzelne Schilderungen die epische Erzählung, die von didaktischer Breite erdrückt wird. Eine ähnliche Tendenz haben die Albigenjer (1842), „freie Dichtungen“, welche nur lose zu einem Ganzen an einander gereiht sind. Der furchtbare Kreuzzug, welchen Innocenz III. gegen die verfezerten Albigenjer in Südfrankreich predigte, ist der Gegenstand dieser Dichtung. Was sie über „Savonarola“ stellt, wo die wilde Kraft der Empfindung oft das Maß der Schönheit überschreitet und die Phantasie durch die Schilderung der gehäuften Gräuel ermüdet wird, ist die Schönheit und Anmuth. Der Dichter hat überall das Gräßliche gemildert, das Aeußerste vermieden und so z. B. selbst die feindlichen Gestalten, den Wütherich Fulco, Simon von Montfort und Innocenz, zur idealen Schönheit erhoben. Weil nicht Raum ist, das ganze Gedicht durchzugehen, führen wir nur eine Romanze hier an: die zwei Troubadours, deren Einer in diesem

„Krieg um Himmel und Hölle“ seinem Harfenspiel entsagt, der Andre hingegen die Muse in ihrem Mißgeschicke nicht verlassen will, bis beide gereizt die Schwerter ziehen und im wilden Streite fallen.

„Wir ziehn zu Fuß in freudenloser Irre;
Die schönen Zelter sind entschwindne Träume,
Die weichen Sättel und die Prachtgeschirre,
Die Silberschellen und vergold'ten Räume.

Die frohen Tage sind für uns verloren.
Im freien Feld, in kühler Waldesnacht,
Wenn reitend wir ein neues Lied erdacht,
Wie gaben wir vergnügt dem Roß die Sporen!
Wenn sonst nach einer Burg die Sänger zogen,
Wie gastlich war und jubelnd der Empfang,
Wie rasch die Pforte aus dem Riegel sprang!
Den Sängern war ein jedes Herz gewogen.
Wie dort die edlen Ritter, holde Damen
Jed' Wörtlein lauschend in die Seele nahmen!
Willkommner ist der Frühling nicht im Thale,
Als einst der Sänger im geschmückten Saale.

Das ist vorbei und wird nicht wiederkehren.
Nun rauscht die bange Welt von Kriegesheeren;
Die Pfeile finden jetzt den Weg zum Herzen,
Die Vieder nicht, mit Lust und süßen Schmerzen
O schöne Zeit, die wir verloren haben!
O trübe Zeit, die den Gesang begraben!

Wenn sonst auch war ein wilder Streit entzündet,
War doch dem Leid die Freude stets verbündet;
Da tobte minder grimmig das Gefecht
Um ein Stück Land, um ein gekränktes Recht.

Da mochte noch in seinem Lagerzelte,
Als Noth ihn und die Kampfgenossen quälte,
Der Troubadour von seiner Dame singen;
Vergessen ward der Hunger wie der Bohn,
Denn also lieblich ließ Bertrand de Born
Im Lied die Reize seiner Dame klingen,
Daß Sehnsucht süß in Aller Brust erwachte,
Und jeder träumerisch der Fernen dachte.

Nun aber ist's ein Krieg um Himmel, Hölle;
 Den ew'gen Mächten ist sein Dienst geweiht,
 Und fühllos tritt er wie die Ewigkeit
 Der Leichen starres blutiges Gerölle!

Der Krieg wird nicht beruhigt und versöhnt,
 Wenn er das Land ersiegt, die Burgen bricht;
 Und wenn der letzte Feind im Tode stöhnt,
 Und stille senkt das bleiche Angesicht,
 So ist kein Friedensschimmer sein Erbleichen,
 Wie Mondenlicht nach Sturm und Wetterstreichen.
 Mag jeder Stein vom Tritt des Krieges beben,
 Noch immer ist es nicht das rechte Land,
 Die rechte Burg nicht, die er überwand,
 Und nicht der rechte Tod, den er gegeben.

Was soll ein Minnelied bei Rachehören?
 Wer mag in solchem Sturm den Sänger hören?
 Die Vögel schweigen, wenn die Bäume krachen,
 Die Nachtigall ist fremd im Lenz der Drachen.

Sie freveln hart; ich soll es weich beweinen?
 Vielleicht mit einem Streitgedicht erscheinen?
 Ha! lieber soll mein Schwert in Schlachten singen,
 Als je mein Lied mit rohen Knechten ringen.

Ich lasse ruhen hier an diesem Ast
 Mein Saitenspiel, den sonst so werthen Gast;
 Und wird fortan der Wind die Saiten rühren,
 Wird niemand doch den neuen Meister spüren,
 Wenn eilig Wanderer ziehn vorüber hier,
 Das Herz voll Unglück oder Kampfbegier.

Ins Lager fort des Grafen von Toulouse!
 Nicht tang' ich zum Gemahl in diesen Tagen
 Für eine königliche Frau, die Muse;
 Sie soll mir nicht den Bettlerbündel tragen.

Komm, folge mir und sei mein Kampfgefährte!
 Wir wollen dort den Feinden unsrer Lieder
 Eindringlich ins Gesicht und in die Glieder
 Gewalt'ge Reime schlagen mit dem Schwerte."

Doch andern Sinns, antwortet der Genosse:
 „Ich sehne mich nach keinem Edelrosse,

Nach Prachtgeschirren nicht, noch Prunkgewanden,
Was ich bedarf, ist wenig und zu Handen.

Ich schände nicht mein Herz mit wildem Hasse;
Dem Unglück bringt, wenn nur für Augenblicke,
Ein Lied des Friedens Traum; und ich verlasse
Die Muse nicht in ihrem Mißgeschicke.

Ich will den armen Menschen Lieder singen
Und Wohlklang in gestörte Seelen bringen;
Von tapfern Thaten sing' ich dem Bedrohten,
Und dem Betrübten lob' ich seine Todten.
Ziehst du dein Schwert zum unheilvollen Streite,
War dies mein letzter Schritt an deiner Seite."

Und wieder spricht der kriegerisch Entbrannte:
„Die Zeit ist hin, die Harf' und Herz bespannte;
Wo willst du singen, Ruhm und Lieb' erwerben?
Nur einen Schluck vom Traut der edlen Trauben?
Die Einen morden und die Andern sterben,
Die Einen betteln und die Andern rauben;
So singe denn, dir ist die Wahl geboten,
Vor Bettlern, Mördern, Räubern oder Todten.
Sie haben Ruh' zu wenig und zu viel,
Um aufzuhorchen deinem Saitenspiel.

Von Burg und Hütte wird man fort dich fluchen,
Und Herberg wirst du in den Wäldern suchen.
So hungre denn im Grünen und beneide
Singvögelein, die reich versorgten Gäste,
Und hol' dir ihre Eier aus dem Neste,
Schling künft'gen Waldgesang ins Eingeweide!
Nebst Hunger wird dich dann noch Zweifel plagen,
Wer wohl von beiden mehr beneidenswerth:
Der Sänger, der am Aft den Wurm verzehrt?
Der Sänger, den im Grab die Würmer nagen?
Fahr wohl! Wenn doch einmal in frohem Zelt
Die alte Lust zu singen mich befällt,
Wenn ich nach guter Schlacht beim Becherklang
Zur Kurzweil schallen lasse Spottgesang,
Und einen feigen Burschen Glied für Glied
Zusammenblas' in meinem scharfen Lied,
Und durch ihn geißle mit belachten Schwänken:
Dann will ich deiner Zug für Zug gedenken!"

Mehr schallt kein Wort; doch klirren ihre Degen,
 Fern tönt der Wald von ihren harten Schlägen.
 Die Säng' er reimen gut mit ihren Klingen;
 Für jede Wunde, die den Einen traf,
 Muß neu hervor das Blut des Andern springen,
 Und beide sinken in den gleichen Schlaf,
 Beim sanften Nieseln ihrer Purpurquellen,
 Wo weiches Moos die Sterbekissen schwellen.
 Sie liegen todt in tiefen Waldesgründen;
 So leicht kann Unmuth wilden Streit entzünden.

Wie manches Lied in ihrem Herzen ruhte,
 Ob sich's verliert im Moos mit ihrem Blute,
 Ob es verkläng' an sturmbetäubten Ohren,
 Gleichviel, es wäre immerhin verloren.
 Am Baume liegen ihre Harfen beide,
 Bis sie vermodern einsam und verwittern;
 Im Windeshauch die Saiten leise zittern,
 Und flatternd spielt das Band von bunter Seide.

Durch das Ganze hindurch aber schreitet wie ein Riese der
 kräftige Gedanke: daß die Kämpfe nicht umsonst gewesen, daß die
 Wahrheit endlich siegen und zur Freiheit führen werde:

Woher der düstre Unmuth unsrer Zeit,
 Der Groll, die Eile, die Zerrissenheit? —
 Das Streben in der Dämmerung ist schuld
 An dieser freudenarmen Ungebuld.
 Herb ist's das langersehnte Licht nicht schauen,
 Zu Grabe gehn in seinem Morgengrauen.
 Und müssen wir vor Tag zu Asche sinken,
 Mit heißen Wünschen, unvergoltnen Qualen,
 So wird doch in der Freiheit goldnen Strahlen
 Erinnerung an uns als Thräne blinken.

Nicht meint das Lied auf Todte abzulenken
 Den Haß von solchen, die uns heute kränken;
 Doch vor den schwächern, spätgezeugten Kindern
 Des Nachtgeists wird die frische Furcht sich mindern,
 Wenn ihr die Schrumpfgestalten der Despoten
 Vergleicht mit Innocenz, dem großen Todten,
 Der doch der Menschheit Herz nicht still gezwungen
 Und den Gedanken nicht hinabgerungen.

Nach den „Albigensern“ begann er noch, zum Thema des Faust sich zurückwendend, die Bearbeitung des Don Juan, die er nicht mehr vollendete. Wie seine Körperkraft ermattete, war auch sein geistiges Productionsvermögen schon im Sinken. 1844 zeigten sich bei einem Aufenthalt in Stuttgart, gerade in dem Zeitpunkte, wo eine eheliche Verbindung bevorstand, die für ihn friedlichere Zeiten hoffen ließ, die ersten Anfälle des Wahnsinns: mit dem Ausruf: „in die Freiheit!“ stürzte er aus dem Hause. Man übergab ihn einer Privatanstalt für Gemüthsfranke zu Oberdöbling bei Wien, wo er körperlich gedieh, jedoch in wüstem Wahnsinn, der sich bald als unheilbar zeigte, und bis an seinen 1850 erfolgten Tod nur eine fast thierische Existenz fortsetzte. Anastasius Grün besorgte die Herausgabe seines dichterischen Nachlasses.

Lenau's Einfluß auf seine dichtenden Zeitgenossen war groß, besonders in Schwaben und Oestreich. Am nächsten stehen ihm die beiden jüngsten böhmischen Sänger Hartmann und Meißner.

Morig Hartmann, 1821 in Duschnik in Böhmen geboren, erhielt in Prag seine wissenschaftliche Ausbildung, lebte dann in Wien und machte mehrere Reisen. Seit dem Erscheinen seiner Gedichte 1844 aus der Heimat ausgewiesen, führte er ein unthätiges Wanderleben. Er starb in Prag 1872. In ihm ist eine frische, kräftige Dichternatur, voll Wärme für sein böhmisches Vaterland wie für Völkerwohl überhaupt in den elegischen Molltönen seines Volkess, welche mit Lenau's Schwermuthsgejängen verwandt sind. Doch hat er in dem kleinen idyllischen Epos Adam und Eva (1851) auch die glückliche Befriedigung zu schildern vermocht und sich den antiken epischen Formen anbequemt. Von den unter der Aufschrift Kelch und Schwert gesammelten Gedichten (1845), die ihm zuerst einen Namen als Dichter erwarben, theilen wir einen der innigen Magerlaute über Böhmens Geschichte mit.

Dreimal unselig Volk, dein Reid	Beweint wird Polens junges Weh,
Bewegt kein Volk mehr, daß es	Weil es in Warschau's Schutt noch
weine;	gluthet;
Es ist ein Reid aus alter Zeit	Du bist im Wald ein todt's Reh,
Und gleicht bemoostem Reichensteine.	Das lüngst und langsam sich verblutet.

O Gott, die Weißenbergerschlacht Musik, Musik, das Mägdlein mild,
 Erreicht wohl Istrolenta's Trauer. Sie blieb allein noch Deinen Söhnen,
 Und die darauf gefolgt, die Nacht Sie zieht ins weiteste Gefild
 Hat trüb're als Sibiriens Schauer. Und bettelt um des Mitleids Thränen.

Ruhmlos zieht durch die Welt dein Sie machet über Belt und Sund
 Gram — Und zum Ohio Bettelreisen,
 Kein Dichter wagt es laut zu trauern, Und singt und klagt die Herzen
 Er fühlet seiner Knechtschaft Scham — wund
 Die Harfe hängt an öden Mauern. Mit den geheimnißvollen Weisen.

Und wenn beim Klang der Normann weint,
 Die Wilden sich der Thränen schämen,
 Sie wissen nicht, daß sie, vereint,
 Nur dich beklagen, armes Böhmen! —

Dieselbe Klage wiederholt sich in den Gedichten Alfred Meißner's (1822 zu Teplitz geboren), der den Freiheitskampf seines Volkes im Hussitenkriege in dem epischen Romanzenkranz Ziska (1846) besang, das Thema von Lenau's Abbigensern. Mehr stürmische Rhetorik geben die Gedichte des Ungarn Karl Beck (geb. 1817), welche unter dem Titel der fahrende Poet, Gepanzerte Lieder („Nächte“), Stille Lieder rasch einander folgten. Andere, wie Johann Nicolaus Vogl, Johann Gabriel Seidl haben hauptsächlich durch ihre ungemeine Fruchtbarkeit und Betriehsamkeit immer aufs neue ihr Andenken aufgefrischt. Unter den jüngeren österreichischen Dichtern ist der bedeutendste Robert Hamerling, geboren zu Kirchberg in Niederösterreich 1830, der Verfasser der epischen Dichtungen Ahasverus in Rom (1865) und der König von Sion (1869), eine Schilderung der wiedertäuferischen Unruhen in Münster.

VII. Rückert. Platen.

Wir stellen diese beiden Dichter, welche neben Uhland un-
 streitig die bedeutendsten der neuesten Zeit sind, zusammen, nicht
 sowohl, weil sie dieselbe Heimat Franken haben, sondern weil ihre

Dichtungen, so verschiedenartig sie auf den ersten Blick erscheinen, doch darin zusammenstimmen, daß sie von der Zeitrichtung sich losmachen und nur die eine Tendenz festhalten, die innere poetische Welt in reiner Kunstform zur Darstellung zu bringen. Daß eben diese Form bei beiden so ganz verschieden ausgebildet ward, ist nur eine Folge ihrer künstlerischen Selbstständigkeit, die einem jeden ein individuelles Gepräge giebt.

Schon oben ward des ersten Auftretens der Rückert'schen Poesie bei den vaterländischen Dichtern gedacht, in deren Kreis „Freimund Naimar“ als einer der würdigsten und feurigsten stand. Als der Hoffmingszauber jener hocherregten Zeit verschwunden war, entzagte Rückert der politischen Poesie. Er vertiefte sich in das wissenschaftliche Studium der morgenländischen Dichtung, er nahm ihren Geist in sich auf, mit dem die sinnige Naturromantik seines eigenen Gemüths in engster Wahlverwandtschaft stand, und seine Poesie sang den Reiz des Naturlebens und das stille Glück, das aus der Tiefe der Empfindung quillt. Mit diesem für alles Schöne offenen Auge sah er 1817 die schönen Fluren Italiens. Die dort entstandenen Gedichte sind schon ein Beweis, daß seine Poesie nicht bei dem Völkerleben und den Trümmern der Vergangenheit ihre Heimat findet, sondern vorzugsweise der Ausdruck des innersten Gemüthslebens im Genuße der reichen Natur wird.

Nach seiner Rückkehr in die Heimat führte er ein ruhiges Leben, getheilt zwischen wissenschaftlichen und poetischen Arbeiten, in Coburg und andern Orten des Frankenlandes, bis er 1826 als Lehrer der orientalischen Sprachen an der Universität zu Erlangen eine Anstellung fand. Von dort berief ihn Friedrich Wilhelm IV. 1841 nach Berlin und gestattete ihm eine so freie Muße, daß er in der schönen Jahreszeit auf seinen idyllischen Landsitz in Neuses bei Coburg sich zurückziehen konnte, wo er seit 1848 beständig weilte. Nach manchen Entbehrungen früherer Jahre war dem Dichter ein glückliches Alter beschieden. Er starb 1866.

Am Eingange seiner zweiten Dichterperiode steht *Edelstein und Perle* (1817), ein sauber ausgeführtes allegorisches Gedicht

in meisterhaften Terzinen, worin sich schon jener freigebig spendende Reichthum seiner Dichterphantasie kundgiebt, der, nie erschöpft, das Naturleben in immer neue Bilder einzukleiden weiß, wobei er manchmal der Versuchung nicht entgeht, im gefälligen Spiel der Phantasie zu weit zu gehen. Die Anlage des Gedichts ist folgende. Der Dichter findet die Geliebte schlafend, die Perle im Ohre, den Edelstein an der Brust. Letzterer erzählt, seiner Stelle froh, wo ihm zu ruhen vergönnt ist, wie er die schweigenden Gedanken der Liebsten höre und die stillverborgenen Triebe des Herzens, die alle in Liebe sich vereinen. Zuerst fordert der Edelstein die Perle auf, ihm ihren Ursprung und Lebenslauf zu erzählen. Sie ist himmlischer Abkunft.

Ein Engel weint' um einer Schwachheit willen,
Und sinken muß' ein Tropf' in die Verdammung;
Denn auch die Engel weinen wohl im Stillen;
Doch ihre Thränen sind der Welt zum Frommen,
Weil aus denselben solche Perlen quillen.

Nachdem die Perle ihr Muscheldasein sowie die Umgarnungen und Schicksale unter den Menschen geschildert hat, erzählt auch der Edelstein seinen Ursprung:

Die Engel haben der Geschäfte viele!
Worauf sie ausgehn, kann man nicht durchdringen,
Und manchmal gehn sie auch wohl aus zum Spiele.
Der aber mochte eine Botschaft bringen,
An Sterne einen göttlichen Beschluß;
Er trug am Rücken und am Fuße Schwingen.
Die an dem Rücken waren aus dem Guß
Von Sonnenlicht geschmolzen und gewoben;
Aus Mondesstrahlen waren die am Fuß.
Das Beste war den Augen aufgehoben;
Denn drinnen war ein Lichtblick aus dem Quelle,
Der höher fließt, als Mond und Sonne; oben
Von seinem Pfad ab bracht' ihn seine Schnelle.
Er war gekommen tief hinab ins Dunkel,
Oh' er's gewahr ward an der eignen Helle.
Wo nie hinunter Sonn' und Mondgefunkel
Gedrungen war in eines Erdspalts Ritze,
Verirrte sich der wandelnde Karfunkel.

Da mußt' er rühren mit der Flügelspitze,
 Wo er hindurch sich wand, die Felsenwände,
 Und vor sich schoß er seines Auges Blicke.
 Er spähte, daß er einen Ausgang fände;
 Von Flügelschlag und von dem Blick getroffen,
 Verwandelten sich rings die Gegenstände.
 Der Engel schwebend, fuhr hindurch, dem scharffen
 Gestein rücklassend seines Wandels Spuren,
 Und vor ihm war der Himmel wieder offen.
 Worüber seines Rückens Flügel fuhren,
 Da war der Abglanz nun zu sehn der Sonne,
 Von Golde tränkte das Gestein, vom puren.
 Und wo die Flügel, die ihr Licht vom Broune
 Des Monds geschöpfet, im Vorbeigehn schweiften,
 Schimmerte Silber nun in stiller Broune.
 Doch wo des Engels Blicke selber streiften,
 Da blieben Funken, blitzender und reiner,
 Festhängen, die zu Edelsteinen reiften.
 Von dieses Blickes Funken bin ich einer.

Gemeinsam bringen dann Edelstein und Perle der Liebe ihre
 Huldigung dar, der sie ihren Ursprung verdanken. Endlich erwacht
 die Geliebte und schließt beide ins Kästchen ein.

Der Liebsten Augen macht' ich mir zu Kerzen,
 Den Stoff des Lieds als Biene d'raus zu saugen.
 Was euch das Lied hier dargebracht mit Scherzen,
 Das ist gezogen aus der Liebsten Augen.

Von dieser Naturromantik war der Schritt zu den morgen-
 ländischen Formen der Poesie nicht weit. Fast gleichzeitig mit
 Goethe's westöstlichem Divan, allein durch dieses Vorbild noch
 mehr für die neuen Formen begeistert, die er sorgfältiger, als sein
 Vorgänger, unmittelbar den Orientalen nachbildete, dichtete er
 vornehmlich in den Jahren 1819 und 1820 die Oestlichen
 Rosen, welche seine Lyrik im glänzendsten Schmuck orientalischer
 Farbenpracht erscheinen lassen. Von seinen Ghajelen durfte er
 sagen:

Die neue Form, die ich zuerst in deinem Garten pflanze,
 O Deutschland, wird nicht übel stehn in deinem reichen Kranze;
 Nach meinem Vorgang mag sich nun mit Glück versuchen Mancher
 So gut im persischen Ghajel, wie sonst in welscher Stanze.

Um von dem Farbenreichtum, den Rückert diesen Blumen des Ostens leiht, einen Begriff zu geben, diene folgendes Gedicht als Beispiel.

Flammt empor in euren Höhn, Morgensohlen, lobt den Herrn!
 Rauscht in euren Tiefen auf, Schöpfungsbronnen, lobt den Herrn!
 Die ihr, ohne zu verglühn, lang' geflammt vor seinem Blick,
 Ohne zu verrinnen, lang' hingeronnen, lobt den Herrn!
 Der ein mannigfaltiges Leben schaun will außer sich:
 Alle, die ein Leben ihr habt gewonnen, lobt den Herrn!
 Alle Tropfen seiner Huld, die zu Perlen sich gesonnt,
 Funken Lichtes, die zu Gold sind geronnen, lobt den Herrn!
 So viel Halme von dem Thau seiner Gnade trunken sind,
 So viel sich an seinem Strahl Welten sonnen, lobt den Herrn!
 Ob vor seinem ew'gen Blick ihr des Lebens raschen Tanz
 Jetzt vollendet oder jetzt habt begonnen, lobt den Herrn;
 Blumen, die der Frühling weckt, Garben, die der Sommer dörrt,
 Trauben, deren Blut der Herbst preßt in Tonnen, lobt den Herrn!
 Raupe, die das Blatt benagt, hastend an dem grünen Zweig,
 Puppe, zur Verwandlung reif eingesponnen, lobt den Herrn!
 Schmetterlinge, die ihr noch von dem Duft der Blüthen nascht,
 Schmetterlinge, die ins Licht schon zeronnen, lobt den Herrn!
 Geister, eingengt in Nacht oder aufgeflammt ins Licht,
 Herzen, schmeckend Lebenslust, Todeswonnen, lobt den Herrn!
 Die ihr mit dem Flügelschlag glühender Begeisterung strebt
 Ider fördert euer Werk still besonnen, lobt den Herrn!
 Lobt den Herrn, deß Lichtgewand auch durch dunkle Fäden wächst,
 Die ein unscheinbarer Fleiß hat gesponnen, lobt den Herrn!
 Lobt den Herrn, deß Angesicht lächelnd in den Spiegel schaut
 Auch des Tropfens, der am Halm hängt geronnen, lobt den Herrn!
 Lobt den Herrn, der loben sich gern in allen Sprachen hört,
 Die Bedürfniß seines Lobes hat ersonnen, lobt den Herrn!
 Ob das Blatt am Zweige rauscht, ob des Menschen Zunge tönt,
 Ob ein Engel höhern Gruß sich ersonnen, lobt den Herrn!
 Alle, die ihr euern Gott fühlet, ahnet, denket, schaut,
 Die ihr sinnt, was niemals wird ausgesonnen, lobt den Herrn!

Eine tiefere Empfindung, als das Prachtgewand dichterischer Kunst, schließen die Gedichte des Liebesfrühlings in sich, das poetische Tagebuch des Liebeentzündens, welches im Jahre 1821 den Dichter beseligte und ihm nachmals ein häusliches Glück, ein inniges Familienleben bereitete, das eine unvergängliche Quelle der Poesie blieb. Gedanke und Empfindung, kleine, oft alltägliche

Vorgänge und heitere Phantasiespiele, Alles rankt und blüht in Liedern, die sich zu einem Gesamtbilde des tiefempfundenen Liebelebens verschlingen, wenn gleich manches Triviale, manche Spielerei mit unterläuft. Einzelne Gedichte sind die reinsten Perlen seiner Lyrik; z. B.:

Der Himmel hat eine Thräne geweint,
 Die hat sich ins Meer zu verlieren gemeint.
 Die Muschel kam und schloß sie ein:
 Du sollst nun meine Perle sein.
 Du sollst nicht vor den Wogen zagen,
 Ich will hindurch dich ruhig tragen.
 O du mein Schmerz, du meine Lust,
 Du Himmelskthran' in meiner Brust!
 Lieb, Himmel, daß ich in reinem Gemüthe
 Den reinsten deiner Tropfen hüte!

Wer in der Liebsten Auge blickt,	Ich halt' in meinem Arm ein Glück;
Der hat die Welt vergessen;	Wer kann es mir entziehen?
Der kann nicht, wen ihr Arm umstrickt,	Und nähm' es morgen Gott zurück,
Was draußen liegt, ermessen.	War's heut' mir doch geliehn.

Verlangen kann ein Menschenherz
 Nichts Besseres auf Erden,
 Als fühlen Liebeslust und Schmerz,
 Und dann begraben werden.

Durch diese Lieder ist zugleich der Typus, den Rückert's Lyrik seitdem bis zu den „Haus- und Jahresliedern“, den poetischen Lebensannalen der spätern Jahre, festgehalten hat, bezeichnet. Das friedliche Glück des Hauses, das Hineinleben in den wunderbaren Reichthum der Natur, die Hingebung an die ewige Liebe, welche das All der Schöpfung schmückt und lenkt, wie sie das Leben des Einzelnen weise leitet, das sind Grundzüge, welche in der Fülle lyrischer Blüthen, welche Rückert zu vielfachen Liederfränzen verwebt, überall wiederkehren. Die Form hat manchmal hohe Reinheit und Vollendung, und wer könnte freier mit der Sprache schalten, die sich bei ihm selbst den künstlichsten Reimspielereien fügsam zeigt? allein in dem poetischen Sachbau und

der metrischen Versbildung legt er auf Correctheit der Form keinen Werth. Daher sagt er „den Gärtnern“:

<p>Ich zog eine Wind' am Baune; Und was sich nicht wollte winden Von Ranken nach meiner Laune, Begann ich denn anzubinden Und dachte, für meine Mühen Sollt' es nun fröhlich blühen.</p>	<p>Doch bald hab' ich gefunden, Daß ich umsonst mich mühte; Nicht, was ich angebunden, War, was am schönsten blühte, Sondern, was ich ließ ranken Nach seinen eignen Gedanken.</p>
---	---

Wer daher an den Blüthen seiner Poesie sich wahrhaft erquicken will, darf weniger die einzelne genau betrachten: er muß immer den ganzen Strauß zusammennehmen, er muß sich in des Dichters vollblühende Phantasie, in das ganze dichterisch durchglühte Gemüth versetzen, das mit vollem Rechte sagen konnte:

Dankbar bin ich meinem Auge,
 Daß ihm keine Blum' im Thal
 Blühet, ohne daß es sauge
 Einen lichten Gottesstrahl.

Daher erklärt es sich auch, daß Rückert's Popularität erst mit dem Jahre 1834 begann, als er einen Band gesammelter Gedichte in glücklicher Zusammenstellung herausgab.

Einige der kleineren Lieder, in denen zarte Naturanschauung mit dem Gefühl aufs innigste verbunden ist, lassen wir hier zu näherer Charakteristik der schönsten Seite seiner Lyrik folgen.

Wohnlichkeit.

<p>Nicht am Meere will ich wohnen, Wo ans Land die Woge schlägt, Grüße bringt von fremden Zonen, Wo mich hin kein Rachen trägt;</p>	<p>Als ein Wunder will ich schauen Alles dieses wohl einmal, Aber dann mein Hüttchen bauen Im bebüschten Heimaththal.</p>
<p>Wohnen nicht am großen Flusse, Der in Ruhe nie verweilt, Stets mit süßem Wassergusse Bittern Tod' entgegeneilt.</p>	<p>Wo der sanft gehobne Hügel Sich nur kränzt mit Blüthenschnee, Und dem raschen Bache Zügel Anlegt der gehaltne See.</p>

Wohnen will ich nicht in diesen
 Alpenthälern, wo sie stehn,
 Die gethürmten Schöpfungsriesen,
 Und so stolz herniedersehn.

Wenn sein Grund den Himmel spie-
 gelt,
 Wipfel wurzeln in die Fluth,
 Ist Geheimniß mir entsiegelt,
 Wie die Höh' im Tiefen ruht.

Wolken kommen, Wolken fliehen,
Was ich lebte, was ich litt;
Und den Vögeln, welche ziehen,
Geb' ich Liebesgrüße mit.

Einen Gruß an jede Zone,
Wo es glüht, und wo es kühlt,
Daß in jeder glücklich wohne,
Wer in sich die Schöpfung fühlt

Abendlied.

Ich stand auf Berges Halde,
Als Sonn' hinunter ging,
Und sah, wie überm Walde
Des Abends Goldnetz hing.

Des Himmels Wolken thauten
Der Erde Frieden zu,
Beim Abendglockenlauten
Ging die Natur zur Ruh'.

Ich sprach: O Herz, empfinde
Der Schöpfung Stille nun,
Und schick' mit jedem Kinde
Der Flur dich auch, zu ruhn.

Die Blumen alle schließen
Die Augen allgemach,
Und alle Wellen fließen
Besänftiget im Bach.

Nun hat die müde Silphe
Sich unter's Blatt gesetzt,

Und die Libell' am Schilse
Entschlummert, thaubenegt.

Es ward dem goldnen Käfer
Zur Wieg' ein Rosenblatt;
Die Heerde mit dem Schäfer
Sucht ihre Lagerstatt.

Die Lerche sucht aus Lüften
Ihr feuchtes Nest im Klee.
Und in des Waldes Schlüften
Ihr Lager Hirsch und Reh.

Wer sein ein Hüttchen nennet,
Ruht nun darin sich aus;
Und wen die Fremde trennet,
Den trägt ein Traum nach Haus.

Mich fasset ein Verlangen,
Daß ich zu dieser Frist
Hinauf nicht kann gelangen,
Wo meine Heimat ist.

Sonnenuntergang.

Fahr wohl, o goldne Sonne,
Du gehst zu deiner Ruh,
Und voll von deiner Borne
Geh'n mir die Augen zu.

Schwer sind die Augenlider;
Du nimmst das Lied mit fort.
Fahr wohl! wir sehn uns wieder
Hier unten oder dort.

Hier unten, wann sich wieder
Dies Haupt vom Schlaf erhob,

Dann blickst du hernieder
Und freuest dich darob.

Und trägt des Tod's Gefieder
Mich statt des Traums empor,
So schau' ich selbst hernieder
Zu dir aus höh'erm Chor.

Und danke deinem Strahle
Für jeden schönen Tag,
Wo ich mit meinem Thale
An deinem Schimmer lag.

Das Undenkbare.

Niemals denken kann ich's mir,
 Daß ein Frühling wieder grüne,
 Wann der Winter auf der Bühne
 Steht in seiner starren Zier.

Abzubrechen diese Grüne,
 Die sich webt im Lenzrevier.

Und nicht denken kann ich's mir,
 Daß ein Winter sich erkühne

Also kann der Mensch nicht denken
 Lebens Tod und Tod's Belebung,
 Doch darein den Geist versenken
 Zur Erhebung und Ergebung.

Die Spätrose.

Ein Rosenstöckchen, früh erblüht,
 Ist über Nacht erfroren,
 Als wie ein hoffendes Gemüth
 Die Hoffnung hat verloren.

Als rings die andern ihren Schatz
 Der Lebenslust geleeret:

Wenn nun die andern sommerlang
 Sich mit den Kronen schmücken,
 Muß es betrübt bei dem Gesang
 Der Nachtigall sich bücken.

Da trieb's am letzten Sonnenstrahl
 Aus innigen Gedanken
 Ein Röslein noch, voll Lust und Qual
 Im kalten Hauch zu schwanen.

Doch einen spärlichen Ersatz
 Hat ihm der Herbst bescheret;

O glücklich, die in lauer Lust
 Der Frühling ließ verglühen!
 So schaurig ist es, auf der Gruft
 Der Liebe zu verblühen.

Herbsthauch.

Herz, nun so alt und noch immer nicht klug,
 Hoffst du von Tagen zu Tagen,
 Was dir der blühende Frühling nicht trug,
 Werde der Herbst dir noch tragen!

Läßt doch der spielende Wind nicht vom Strauch,
 Immer zu schmeicheln, zu kosen;
 Rosen entfaltet am Morgen sein Hauch,
 Abends verstreut er die Rosen.

Läßt doch der spielende Wind nicht vom Strauch,
 Bis er ihn völlig gelichtet.
 Alles, o Herz, ist ein Wind und ein Hauch,
 Was wir geliebt und gedichtet.

Die Ballade und Romanze, die Lieblingsform der neuesten erzählenden Dichtung, liegt Rückert fern. Wie meisterhaft ist jedoch die Erzählung des Mohrenkönigs Günstling! Am liebsten

behandelt er das naive Märchen, die sinnvolle Parabel und die Sagen des Orients. In das kindliche Phantasieleben führen uns aufs anmuthigste die „fünf Märlein zum Einschläfern für mein Schwesterlein“: „vom Büblein, das überall mitgenommen hat sein wollen“; „vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt“; „vom Bäumlein, das spazieren ging“ u. s. w. Die folgende Erzählung enthält eine parabelartige orientalische Sage, die sich zugleich durch eine bei Rückert seltene Reinheit der Form auszeichnet:

Ghidher.

Ghidher, der ewig junge, sprach:
Ich fuhr an einer Stadt vorbei,
Ein Mann im Garten Früchte brach;
Ich fragte, seit wann die Stadt hier sei?
Er sprach und pflückte die Früchte fort:
Die Stadt steht ewig an diesem Ort
Und wird so stehen ewig fort.

Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

Da fand ich keine Spur der Stadt;
Ein einsamer Schäfer blies die Schalmei,
Die Heerde weidete Laub und Blatt;
Ich fragte: wie lang ist die Stadt vorbei?
Er sprach und blies auf dem Rohre fort:
Das Eine wächst, wenn das Andre dorrt;
Das ist mein ewiger Weideort.

Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

Da fand ich ein Meer, das Wellen schlug,
Ein Schiffer warf die Netze frei;
Und als er ruhte vom schweren Zug,
Fragt' ich, seit wann das Meer hier sei?
Er sprach und lachte meinem Wort:
So lang', als schäumen die Wellen dort,
Fischt man und fischt man in diesem Port.

Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

Da fand ich einen waldigen Raum
 Und einen Mann in der Siedelei,
 Er fällte mit der Art den Baum;
 Ich fragte, wie alt der Wald hier sei?
 Er sprach: Der Wald ist ein ewiger Hort;
 Schon ewig wohn' ich an diesem Ort,
 Und ewig wachsen die Bäum' hier fort.

Und aber nach fünfhundert Jahren
 Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

Da fand ich eine Stadt, und laut
 Erschallte der Markt vom Volksgeschrei;
 Ich fragte: Seit wann ist die Stadt erbaut?
 Wohin ist Wald und Meer und Schalmel?
 Sie schrien und hörten nicht mein Wort:
 So ging es ewig an diesem Ort
 Und wird so gehen ewig fort.

Und aber nach fünfhundert Jahren
 Will ich desselbigen Weges fahren.

Es ist daher nicht eine zufällige Wahl, sondern liegt in der Eigenthümlichkeit Rückert's tief begründet, daß zu seinen größeren Sagenbearbeitungen nicht die germanischen und romanischen Helden- und Rittersagen, sondern die märchenhaft-phantaastischen Erzählungen des Orients den Stoff liefern. Er hat sich in die epische Weltanschauung des Ostens so hineingelebt, daß er das Fremdartige nicht bloß als Uebersetzer sprachgewandt überträgt, sondern es seiner Poesie assimilirt und dadurch unserer Auffassung so nahe bringt, als es bei der großen Verschiedenheit der Zeiten und Culturzustände irgend möglich ist. Er steht hier ganz und gar auf dem Standpuncte Herder's, wenn er den Grundgedanken, der sein Verfahren als Bearbeiter leitet, in der poetischen Einleitung zur Uebersetzung der Hamasa, einer Sammlung arabischer Volkslieder, mit folgenden Worten ausdrückt:

Die Poesie in allen ihren Zungen
 Ist dem Geweihten Eine Sprache nur,
 Die Sprache, die im Paradies erklingen,
 Oh' sie verwildert auf der wilden Flur.

Doch wo sie nun auch sei hervorgebrungen,
 Von ihrem Ursprung trägt sie noch die Spur;
 Und ob sie dumpf im Wüstengluthwind stöhne,
 Es sind auch hier des Paradieses Töne.

Die Beziehung zur Gegenwart, die er bei seinen Verdeutschungen im Auge behält, ist noch mehr hervorgehoben in dem folgenden Liede:

Was vor Jahrtausenden gerauscht
 Im Wipfel ind'scher Palmen,
 Wie wird es heut' von dir erlauscht
 Im Strohdach nord'scher Halmen!

Ein Palmenblatt, vom Sturm verweht,
 Ward hergeführt von Schiffen,
 Und seinen heil'gen Schriftzug, seht!
 Ihn lernt' ich zu entziffern.

Darein ist ganz mein Geist versenkt,
 Der, ohne zu beachten,
 Was hier die Menschen thun, nur denkt,
 Was dort die Menschen dachten.

Und so, wiewohl das Alte stärkt,
 Das Neue zu verstehen,
 Wird doch viel Neues unbemerkt
 An mir vorübergehen.

Bemerken werden die es schon,
 Die laut am Markte walten,
 Vom Volk beklatscht; ein stiller Lohn
 Ist mir doch vorbehalten.

Daß über ihrer Bildung Gang
 Die Menschheit sich verständ'ge,
 Dazu wirkt jeder Urweltklang,
 Den ich verdeutschend bänd'ge.

Indem es unserm Zwecke nicht entsprechen kann, alle seine Uebersetzungen vollständig zu verzeichnen, heben wir von seinen epischen Dichtungen, die dem Orient entlehnt sind, nur die indische Liebesidylle *Ral* und *Damajanti* und die „Heldengeschichte“ *Rostem* und *Suhrah*, die im Zarten wie im Heroischen gleich ausgezeichnete Bearbeitung einer persischen Sage, als seine treff-

lichsten Leistungen hervor. Ein Meisterstück seiner Sprachgewandtheit und Heimkünstelei ist die Uebertragung der Makamen des Hariri, eines Dichters aus Basra, der im elften Jahrhunderte lebte, mehr eine freie Umdichtung im Geiste des Originals, als eine getreue, hier fast unmögliche Nachbildung desselben. Der Hauptheld dieser Makamen, d. h. Erzählungen, ist Abu Seid von Serug, ein Abenteurer, der in allen Lagen des Lebens sich durch Geist und Wit hindurchzuhelfen weiß und mit genialen Schwänken, wie es kommt, betrügt oder unterhält. Eine der anziehendsten Erzählungen, welche „die Bittschrift“ überschrieben ist, muß hier einen Platz finden, da Rückert's Dichtungen nicht so allgemein verbreitet sind, um die Bekanntschaft mit ihnen voraussetzen zu dürfen, geschweige mit seiner Bearbeitung des Hariri.

Hareth Ben Hemmam berichtet:

Ich besuchte in Meraghet die Staatskanzlei; — zwar war ich in Staatsgeschäften ganz Lai; — doch fand sich dort immer eine Confession — von Leuten von allerlei Confession — und Profession, — die sich besprachen über allerhand, — was ich verstand und nicht verstand. — Heute nun ergoß sich der Rede Brunst — über die Redekunst; — und einmüthig, einmündig stammelten — alle die hier versammelten — Ritter des Schreibefieles — und Meister des Zungenpieles — zum Lobe der Zeit, der vergangenen, — und zur Schmach der neuangefangenen: — daß der alten Meister scharfem Witz — kein neuer dürfe bieten die Spitze, — und keiner jetzt im Ost und West — sei so zügel- und hügel- fest, — dem sein Roß nie bäume, — und der den Sattel nie räume. — Wer breche noch neue Bahnen — und steche nach neuen Fahnen? — Wer könne sich mit eignen Federn schmücken — und brauche nicht fremde auszupflücken? — Jeder, und ob er ein Goldkleid hab' an, — stelle sich nur wie ein Bettelknab' an — gegen den Redner Sahban, — der, mit der Wortkraft Rüstigkeit — einst scheidend zweier Stämme Zwistigkeit, — stand und sprach, seit der Morgen hauchte, — bis die Sonnen Abend tauchte, — und dabei ein Wort nicht zweimal brauchte. — Es hatte sich aber unserm Kreis — angeschlossen ein Greis, — der an der Reihen äußerstem Anfang — da saß als wie ein Anhang; — und wie nun die Reden sprudelten, — die Kugeln trafen und pudelten, — wie jeder seine Münzen gelten machte, — und seine Waaren zu Markte brachte, — Trauben und Herlinge, — Tauben und Sperlinge, — zeigte jener mit einem Blitzen — oder einem Grinsen, — einem Nasenrumpfen — oder Lippenstümpfen, — daß er einer sei, der da hält hinterm Busch, — bis er versteht seinen Husch, — der den Bogen schneit —

und Pfeile spitzt, — bis das Glück ihm zuruft: „Ist!“ — und als nun jene verschossen ihre Bolzen, — und ihr Vermögen eingeschnitten, — als die Wogen sich geglättet, und die Stürme sich gebettet, — wendete er mit Sammlung — sich zur Versammlung — und sprach: „Ihr spinnet wirren Faden — und rennet auf irren Pfaden, — die ihr Todtengebeine — stellet in Heiligenschrine — und sie umgebt mit Heiligenscheine, — verachtend eure Lebendigen, — näher euch zuständigen, — mit denen ihr doch allein euch könnt verständigen. — O ihr Träger und Wäger echter Gewichte! — o ihr Heger und Pfleger gerechter Gerichte! — vergeßet ihr über das Haderu — um altverwundte Haderu — die frische Lebensfülle junger Aderu? — daraus jetzt zu Tage wird gefördert, — was nie vor diesem ward erörtert: — Gedanken stark — und Worte voll Mark, — hochfarbige Schilderei, tiefe Sinnbilderei, — Reime wie Blüthenkeime — und Prosa wie Honigseime. — Was findet ihr bei den Alten, — wenn ihr es ans Licht wollt halten, — als erloschene Farben — und ausgedroschene Garben? — Sie haben der Zeit nach den Vorgang, — nicht der Trefflichkeit nach den Vorrang. — Und ich weiß noch jetzt den Mann: was er macht, das lacht; — was er schmückt, das glückt; — was er beginnt, das gewinnt; — wo er haucht, das raucht; — wo er spricht, das bricht; — was er schafft, das rafft; — was er dichtet, das vernichtet; — der, wo er rühmet, blümet, — und, wo er tadelt, entadelt; — der, wo er lang ist, — wie eines Stromes Gang ist, — und, wo kurz, — wie ein Wassersturz.“ — Da sprach der Kanzleivorstand, — der als Wortführer im Chor stand: — „Und wer ist der so schwer gerüstete, — hehr gebrüstete?“ — Jener sprach: „Hier dein Gespann, — dein Gegenmann. — Frag! ich stehe zur Rede; — fordere nur! ich stehe zur Fehde.“ — Da sprach jener: „Höre du! bei uns zu Lande verkauft der Habicht sich nicht für einen Falken, — noch der Rohrstab für einen Balken; — wir unterscheiden Spelt von Spelzen, — hohe Beine von Stelzen. — Wer sich unniß macht, macht sich Verdruß; — wer zur Scheibe sich aufstellt, den trifft der Schuß. — Rege den Staub nicht im Feld, — oder klage nicht, wenn er dir ins Auge fällt. — Wo man früh nicht nimmt Freundesrath an, — da kommt Feindespott spät an.“ — Doch jener sprach: „Ein Mann kennt sein Hemde — besser als jeder Fremde.“ — Da berathschlagten sie sich unter einander, — in welches Feuer der Prüfung man solle bringen den Salamander. — Einer von ihnen sprach: „Gebt mir ihn her! — ich roll' einen Stein in den Weg ihm quer; — ich habe für seine Backen — eine derbe Nuß zu knacken.“ — Da übertrug die gesammte Mannschaft — für diesen Krieg ihm die Obercommandantschaft; — und sich wendend zum muntern Alten, — sprach er: „Laß meine Geschichte dir entfalten! — Ich lebte von hier in ferner Gegend, — frisch und wacker mich regend, — und fand, weil klein war meine Schaar, — daß groß genug mein Einkommen war. — Doch als sich mir mehrten die Lehrer, — und des Haushalts Bürde ward schwerer, — blieb ich kein

träger Lastträger, sondern wandte, als ein rascher Hoffnungsjäger, — meinen Blick hieher auf den Landpfleger; — und durch meiner Redegaben Nützung — fand ich bei ihm Beschützung — und Unterstützung. — Auch konnte meinen Muth nicht beugen — noch mir meines Gönners Ungunst erzeugen — ein Fehler in meinen Sprachwerkzeugen, — den mir deine Ohren bezeugen, — daß das R ist eine Klippe, — an der sich brechen die Ströme meiner Lippe. — Nun, satt getränkt von seinem Gnadenregen — und bekümmert der Meinigen wegen, — bin ich bitzend ihm angelegen, — mich zu den heimatlichen Gehegen — zu entlassen mit seinem Segen. — Doch er sprach dagegen: — „Versagt ist deine Bitte; — dir wird kein Roß zum Ritte, — zum Abschied keine Verehrung — und zur Reise keine Zehrung, — bis du schriftlich mir vorlegst — und mündlich selbst mir vorträgst — ein Bittgesuch wohlgestellt, — das an Sinn und Spruch sich wohlverhält — und an Wohlgeruch mir wohl gefällt, — und in welchem ganz der Buchstab ist vermieden, — den auszusprechen dir nicht ist beschieden.“ — Nun hab' ich mich gemüht ein Jahr lang, — und das Werk ist gerückt kein Haar lang; — ich rüttle meine Gedanken aus dem Schlummer, — und sie werden nur immer dummer. — Und auch die Gelehrten, — die hochverehrten, — die ich anruf' um Hülfe, ducken — sich alle mit Achselzucken. — Nun, wenn du der Mann bist, der du dich rühmest, — und dein Garten, wie du ihn blümeest, — wenn dein Schimmer ist keine Blendung, — so bekräftige durch ein Zeichen deine Sendung!“ — Jener sprach: „Zum Brunnen ist gekommen dein Schlauch, und zur frischen Kohle dein Hauch; — dein Pferd zu seinem Beschlager, — und dein Schwert zu seinem Feger.“ — Drauf sann er ein Weiltchen verschlossen, — bis die Wasser zusammengefloßen, — die Milch ins Euter eingeschlossen; — dann rief er: „Rüttle am Tintenfass, — und die Feder fasse, — daß sie bringe das schwarze Rasse — auf das trockne Blasse!“ — und schreib also:

„Milde ist eine Tugend; — ewig jung sei deine Jugend! — Geiz ist ein Schandfleck; — deines Neidenden Auge müsse Nacht decken! — Edle Hand giebt Spenden, — unedle läßt abziehen mit hohlen Händen. — Den Gebenden schmückt, — was den Empfangenden beglückt; — und das Gold, das Dank aufwägt, — ist wohl an- und ausgelegt. — Zufließt's von innen dem Quelle, — wenn außen abfließt die Welle; — und Ausfluß des Sonnenlichts — giebt uns, und benimmt dem Himmel nichts. — Wessen Gemüth ist aus edlen Stoffen, — hält sein Haus dem Gaste offen, — seinen Schutz dem Flehenden, — und seinen Schatz dem Gehenden. — So lange dein Gast weilt, heiß ihn nicht eilen, — noch weilen, wenn du ihn siehest eilen; — und laß ihn ziehen mit Tasch' und Stabe — nicht ohne Lab' und nicht ohne Gabe. — So sei von Lust dein Palast bewohnt, — mit des Glückes Besuch belohnt, — von des Unglücks Fuß gemieden, — vom anklopfenden Leid geschieden! — Dein Dach sei lustig, — dein Gemach sei duftig, — deine Matten weich, — deine Schatten denen von Eden gleich! — Dein

Wipfel sei vom entlaubenden Hauch geschont, — und ewig sei im Wach-
sen dein Mond! — dein Lampendocht sei gesättigt vom Oele, — und
von Wunschfülle deine Augenhöhle! — Was du beschauest, das lenz'
und maie; — was du bethauest, das glänz' und gedeihe! — Was du
stüttest, schwanke nie, — und wen du beschüttest, wanke nie! — Sei
geliebt von den Gemeinden — und gelobt von den Feinden; — schal-
tend mit Macht, — waltend mit Bedacht, — Unmilde zähmend, — Un-
bilde lähmend! — Dein Stab sei weidend, — deine Klinge schneidend, —
und dein Wille entscheidend! — Dich flehet an dessen Mund, — dessen
Odem schloß mit deinem Befehl einen Bund; — dessen Fuß steht, wo
du ihn stellest, — dessen Stolz fällt, wo du ihn fällest. — Deine Huld
hat ihn satt gemacht, — deine Sonne hat bezwungen seine Nacht. —
Du nahmest an seines Lobes Huldigung — mit seines Fehls Entschul-
digung. — Deine Begleitung blieb sein Gnadenkleid, — und die Ge-
schmeidigkeit sein Halsgeschmeid; — deine Befehle — seine Seele, — und
dein Gebot — sein Leben und Tod. — In deinem Dienst ist beschneit
sein Haupt, — seines Kinnes Wald ist dünn gelaubt, — und ihn zie-
het ein Gelüste — aus deinem Lustgeheg in seine Wüste, — aus dem
Gnadenlicht, das ihn umflammt, — in das Dunkel, das ihm ist ange-
stammt, — von wo eine Heimatluft ihn anweht, — von wo ein Sehns-
uchtsdunst ihn angeht, — wo jetzt sein Haus steht unbgebaut, — und
sein Feld liegt unbethaut, — wo sein Hauswesen öd' ist, — das Loos
seines Häusleins schänd' ist, — ohne Halt und Haupt sein Gesind', —
und ohne Heil und Hülfe sein Weib und Kind. — So entlasse du den
Dankenden, — seinem Glück Entwankenden! — Halte die fliehende Seele
nicht, — und mit Wohlthaten quäle nicht! — Laß mich auf meines
Stammes Hütten — den Abglanz deines Palastes schütten, — daß dein
Lob, wie in diesen Hallen, — mög' in den einsamen Wüsten schallen. —
Dein eigen sei Gottes Wohlgefallen, — und sein Segen gemeinsam
uns allen!"

So schloß er den Brief, — und das Wort im Munde seiner Tad-
ler schloß; — seines Beifalls Gemurmel lief — durch die Versammlung,
und sie rief: — „Auf welchen Bergen ist dein Stamm entsprossen? —
Aus welchem Thal kommt dein Strom geflossen? — Aus welchem Röh-
rer ist dein Pfeil geschossen?“ — Da hub er an:

„Von Chaffans Wurzeln bin ich geboren;
Mir war zur Wohnung Serug erkoren,
Ein Haus, an Schimmer der Sonne gleich,
Ein Erdenhimmel mit goldnen Thoren.
O welches Leben, das ich gelebt!
O welches Eden, das ich verloren!
Wo ich gewandelt in Füll' und Lust,
Vom Moß der Jugend und Rausch durchgohren,

Des Wohlbehagens Gewand geschleift
 Durch Gärten, dicht wie das Haar des Mohren,
 Bereit, zu duften auf meinen Wink
 Und auf mein Lächeln sich zu besloren.
 Wenn Kummer hätte zu tödten Macht,
 Er müßte tödtlich dies Herz durchbohren;
 Und ließ' ein Glück sich zurückbeschwören,
 Mein Seufzen hätt' es zurückbeschworen.
 Der Tod ist besser für einen Mann,
 Als so zu leben, wie Vieh geschoren,
 Vom Nasenringe der Schmach geführt,
 In wunder Seite des Schicksals Sporen.
 Den edlen Löwen (verkehrte Welt!)
 Zaußt die Hyäne bei Mäh'n' und Ohren.
 Wenn eine Thörin das Glück nicht wäre,
 Würd' es mit Huld nicht beglücken Thoren;
 Und wenn's die Kleider nach Manneswerth
 Vertheilte, hätt' ich nie nackt gefroren.

Nun ward der Ruhm von seinen Proben — vor des Landpflegers
 Ohren erhoben: — der gebot, ihm den Mund zu füllen mit Gold, —
 und bot ihm an, zu treten in seinen Sold. — Doch er ließ sich am Ge-
 schenke genügen — und wollte sich nicht zu dem Ante fügen.

Der Erzähler spricht: — Ich aus alter Freundespflicht, — da ich also
 sah leuchten seines Glückes Licht — und ihn stehn vor der hehren
 Stufe, — wollt' ihm rathen zu folgen dem Ehrenrufe; — laut wollt'
 ich verkünden seine Würdigkeit, — seines Geistes Ebenbürtigkeit. — Doch
 er gab mir einen Wink, mich zu bescheiden — und das Schwert zu lassen
 in der Scheiden. — Und als er mit der Beute nun abgezogen, — mit
 dem Fang zufrieden abgeslogen, — folgt' ich ihm nach, um ihn zu ver-
 klagen, — daß er die Bestallung ausgeschlagen. — Doch er lächelte stil-
 ler; — dann stimmte er an mit Getriller:

Eine Stell' in dem Stall ist besser
 Als Bestallung zur Ehrenstelle.
 So unsicher ist dieser Boden
 Als beweglichen Sandes Welle.
 Knecht zu sein beim Herrn ist beschwerlich,
 Und gefährlicher, sein Gefelle.
 Wankelmüthig ist stets ein Herr,
 Schnell Ergriffenes läßt er schnelle;
 Bäume pflanzt er und schält den Stamm;
 Baut ein Haus und zerbricht die Schwelle.

Besser, daß du durch Wüsten fahrest
 Oder flüchtest in eine Zelle,
 Als zu träumen von Hoheit, daß
 Nacht dich wecke des Morgens Helle.

In der letzten Periode neigte Rückert's Poesie vorzugsweise zur didaktischen Betrachtung, Form und Ausdruck sinken fast zur Prosa herab; vergebens sucht man den Blüthenschmuck der phantasievollen Dichtersprache seiner früheren Periode. Die Poesie ist ein Gefäß des philosophischen Gedankens geworden und legt auf die schöne Form keinen Werth mehr. Natur und Welt spiegeln sich tausendfarbig in immer neuen Bildern in dem Gemüth des Dichters, und alles Leben ist nur wieder ein Abglanz der in jedem Einzelwesen der Schöpfung sich offenbarenden göttlichen Allmacht und ewigen Liebe. Das ist das geistige Centrum in dem Lehrgedichte die Weisheit des Brahmanen (1836–1839). Es enthält einen Schatz von herrlichen Betrachtungen über Gott, Gemüth und Welt, freilich zu weit ausgesponnen, zumal in der oft harten Form. Der Alexandriner, wenn auch in dieser Gattung von Lehrdichtung noch am ersten zu ertragen, ist auf die Dauer ermüdend und führt von selbst zu einer Breite, die uns selbst in Rückert's Reflexionen oft lästig wird. Wir begnügen uns einige der trefflichsten kürzeren Betrachtungen als Beispiele hervorzuheben.

Als wie ein Kind im Schlaf empor sein Auge schlägt
 Und alsobald sein Haupt befriedigt wieder legt,
 Weil nah das Angesicht sich ihm der Mutter zeigt,
 Die wachend über ihr geliebtes Kind sich neigt:
 Beglückt, wer so den Traum des Erdenlebens lebt,
 Und wenn dazwischen er den Blick zum Himmel hebt,
 Die Mutter Liebe sieht herniederschauen heiter
 Und lächelnd winken ihm: „Ich wache, schlaf nur weiter!“

Zum Himmel blick' empor, er ist voll heller Kerzen;
 Kind! freudig habe Gott vor Augen und im Herzen.
 In jedem Augenblick sollst du ihm angehören,
 Das will er, doch nicht dich in deiner Freude stören.
 Er will nicht, daß du sollst in stetem Bangen schweben,
 Denn er ist nicht der Tod, er ist das ew'ge Leben.

Verschließest du dich ihm, so dringt er doch herein
 Und macht mit seinem Blitz zunicht den falschen Schein.
 Doch nimmst du selbst ihn ein, wird er mit Lust dich nähren,
 Und nicht dein Irdisches vernichten, nur verklären.
 Entweichen kannst du nicht, er wird dich überschleichen;
 Vergleichen mußt du dich, die Hand zum Bund ihm reichen.
 Mit ihm im Kampfe bist du nie mit dir im Frieden;
 Im Frieden sei mit ihm, so ist der Kampf geschieden.

Die Kränze, die du siehst, sind lauter Trauerzeichen
 Erblichner Freuden, die den Freuden nach erblichen.
 Für jede Lust, die starb, zum Denkmal einen Kranz
 Hab' ich geflochten, und umkränzt bin ich nun ganz.
 Hier hängt der Freundschaft Laub, und hier der Liebe Flitter,
 Und hier das Vaterglück, gemäht vom dunkeln Schnitter.
 Hier welkt die Jugend, hier der Ruhm, und hier daneben
 Ist eine Stelle noch für diesen Rest von Leben.
 Wer nach mir übrig bleibt, wann ich geschieden bin,
 Häng' einen letzten Kranz aus dunklen Blumen hin.
 Und wenn ein Gast besucht die leere Siedelei,
 Ihr welken Kränze sagt: So geht die Welt vorbei!

Ein ganzer Frühling wächst mit einmal aus der Erden;
 Was Menschen wirken, kann nur eins ums andre werden.
 Doch wer beim Wirken fest hält einen Gotteshauch,
 Des Einzles wird zuletzt ein ganzer Frühling auch.

Wer einmal hier hat in geliebtem Angesicht
 Des Todes Bild gesehen, vergift es ewig nicht.
 Der Schatten legt, wohin fortan dein Auge schaut,
 Sich über alles, was dir lieb ist oder traut.

Weil' an den Gräbern nur und pflanze Rosenheiden,
 So denkst du an den Tod, und er wird dich nicht schrecken.
 Wenn dir ein lieber Freund hinweg gestorben ist,
 Denk, eine Tagereis' ist dieses Lebens Frist.
 Nun, dein Gefährte ging ein Stredchen nur voraus,
 Und um so früher ist er angelangt zu Haus.
 Was klagest du, daß ihn die Herberg' aufgenommen?
 Geh nur des Wegs getrost! Bald bist du nachgekommen.

Beklagen sollt' ich dich? ich kann dich nur beneiden;
 Denn nicht jedweden wird gegeben so zu scheiden,
 Wie du geschieden bist, mit Gott und Welt in Frieden,
 So ohne Schmerz und Weh von Weh und Schmerz geschieden.
 Des Himmels Ruh' verklärt dein Todtenangeficht;
 Und wäre sie gewährt dem sel'gen Geiste nicht?
 Es wird mir still zu Muth, ins Antlitz dir zu sehen,
 Und herzlich wünsch' ich, mög' auch mir einst so geschehen.

Gleich einer Herberg' ist die Welt, an der am Abend
 Ein Reiter kehret ein, am Morgen weiter trabend.
 Gleich einer Blume ist die Lust der Welt, die frühe
 Erblühet und nicht ahnt, daß sie vor Nacht verblühe.

Es war eine Verkenennung seiner dichterischen Individualität, daß Rückert spät noch weltgeschichtliche Stoffe in dramatischer Form zu behandeln unternahm. Wie Klopstock, ging er von biblischen Stoffen aus (Saul und David, 1843; Herodes der Große, 1844) und wandte sich dann zur vaterländischen Geschichte, den Kampf zwischen Kaiserthum und Papstthum darzustellen: Heinrich IV. Thl. 1: des Kaisers Krönung; Thl. 2: des Kaisers Begräbniß. 1844. Sein letztes, wenig beachtetes Drama ist Christoforo Colombo oder die Entdeckung der neuen Welt, in drei Theilen, 1845. In einzelnen Scenen tritt uns auch hier der reichbegabte Dichter in seiner vollen Kraft und Wärme entgegen; allein der rechte Sinn für die große Weltbühne historischer Ereignisse geht ihm ab, und das Meiste geht ohne Wirkung vorüber wie ein Spiel der Phantasie, in welchem der Reichthum des Lyrikers uns stellenweise zu fesseln vermag.

Rückert hat nicht so viele Nachahmer gefunden, wie Uhland; seine Poesie ist allzu individuell und in der Form zu manierirt, um geradezu Vorbild sein zu können. Dessenungeachtet kann sein Einfluß auf den Geist der modernen Lyrik noch immer höchst bedeutend genannt werden. Die Liebe zu orientalischen Dichtungsformen, welche durch ihn besonders lebendig erhalten wurde, ist noch jetzt nicht verschwunden. Besonders greift die Lyrik noch manchmal zu jenen bilderreichen Gedankenspielen, in denen sich

befonnene Lebensweisheit mit frischem Lebensgenuß verschwistert, und stimmt die reizenden Töne des Hafis an, die schon Goethe bezauberten. Für die Bearbeitung des morgenländischen Epos ist Adolf Friedrich von Schack, der die epischen Dichtungen des Firdusi geschmackvoll übertragen hat, am thätigsten gewesen.

August Graf von Platen-Hallermünde, am 24. October 1796 zu Ansbach geboren, wo sein Vater als preussischer Oberforstmeister lebte, ward anfangs von den Eltern zum Soldatenstande bestimmt. Nachdem er in der Cadettenschule zu München seit 1806 vorgebildet war, trat er in den Militärdienst und nahm als Lieutenant im Leibregiment des Königs von Bayern an dem Feldzuge des Jahres 1815 Theil. Der Trieb zu höherer geistiger Bildung war in ihm so mächtig, daß er sowohl im einförmigen militärischen Dienst, wie unter dem Waffenlärm auf feindlichem Boden seine Mußezeit zu den Studien verwandte. Das poetische Talent war erwacht und schon manches lyrische Gedicht entstanden. Damit regte sich ein Verlangen nach edlerer Befriedigung des Geistes, so daß er bald nach seiner Rückkehr in die Heimat sich entschloß, sich 1818 auf die Universität Würzburg zu begeben, um sich dem Studium der Literatur und Philosophie zu widmen. Als er sie im folgenden Jahre mit Erlangen vertauscht hatte, wurde er ein eifriger Zuhörer des Philosophen Schelling, gegen den er stets die wärmste Verehrung gehegt hat. Sein Fleiß war so angestrengt, daß er mit zwölf Sprachen sich bekannt machte und die vorzüglichsten Dichter in den Ursprachen las. Auf seinen wiederholten kleinen Reisen suchte er vor Allem die Bekanntschaft mit deutschen Dichtern. Goethe und Knebel, Uhland und Schwab, Jean Paul und Rückert lernte er nach einander kennen und nahm von der Unterhaltung mit ihnen fruchtbare Eindrücke mit sich. Rückert, damals mit den „östlichen Rosen“ beschäftigt, regte ihn an, die morgenländischen Formen gleichfalls der deutschen Poesie anzueignen. Platen trat zuerst vor das Publicum mit seinen Gaselen (1821), in denen er Bilder, Anschauungen und Ausdrucksweise des Orients so getreu wiedergab, daß sie, gleich

wie der bald darauf folgende Spiegel des Hafis (1822), nur wenig Beachtung fanden. Mehr innern Gehalt hatten die Neuen Gaselen (1823), in denen der Reiz nicht bloß in der künstlichen Form, sondern vornehmlich in der Tiefe des Gemüths und der dichterischen Auffassung des Lebens besteht. Die folgende Gasela enthält die Grundzüge seiner Persönlichkeit als Dichter.

Der Trommel folgt' ich manchen Tag, und an den Höfen lebt' ich auch,
Erfahren hab' ich dies und das, und das und dies erstrebt' ich auch;
Es zog der ungestillte Geist mich wandernd oft im Land umher,
Und wieder stille saß ich dann, und an den Büchern klebt' ich auch.
Vergommen ist die Hitze halb, die junge Seelen ganz erfüllt,
Denn oft verzehrte mich der Haß, und vor der Liebe bebt' ich auch;
Doch schien ich mir zu nichts bestimmt, als nur das Schöne weit und breit
Zu krönen durch erhabnes Lob, und solche Kronen webt' ich auch;
Was künftig mir beschieden sei, verkünde kein Orakel mir,
Denn dieser Sorg' und Bangigkeit um Künftiges entschwebt' ich auch.

Inzwischen stellte Platen die Lieder und Romanzen seiner Jugendperiode in den Lyrischen Blättern (1821) und den vermischten Schriften (1822) zusammen; bei der Strenge, die er gegen sich selbst übte, verwarf er sie später größtentheils oder nahm sie nur nach bedeutender Umgestaltung in die Sammlung seiner Gedichte auf. Jeder gebildete Deutsche kennt die meisterhaften Balladen, „der Pilgrim von St. Just“ und „das Grab im Busento“, in denen große geschichtliche Momente, dort die Abdankung Kaiser Karls V., hier der Tod und das Begräbniß des Gothenkönigs Marich, mit wenigen Zügen als ein plastisches Bild vor uns hingestellt werden. Die lyrischen Gedichte beherrscht eine unmuthige Lebensansicht, eine trübe Resignation, welche die Jugendlichkeit und Fülle der Begeisterung nirgends durchdringen läßt. In der schönen Form erkennt man, was auch mehrere Gedichte aussprechen, wie sehr Goethe's Lyrik unserm Dichter als Vorbild erschien. Zwei der schönsten Gedichte setzen wir hierher.

Willst du lauen Aether trinken
Auf dem hohen Götterpferde?
Wie Bellerophon zur Erde
Bebst du nicht zurück zu sinken?

Daß sich nicht dein Herz verblute,
Wisse deinem Trieb zu steuern,
Sei wie Flaccus auf dem theuern,
Einzigen Sabinergute!

Bist du nicht gewohnt vor Allen, Dir genüge, wenn die Föhren,
 Als der Einsamkeit Geweihter, Die den Schutz der Wolken suchen,
 Ohne Fußpfad und Begleiter Wenn die dick belaubten Buchen
 Durch den stillen Forst zu wallen? Deine sanften Lieder hören!

Wiesenblumen pflück' und schweige,
 Pflück' und blicke nicht nach oben,
 Denn für dich sind nicht gewoben
 Jene dunkeln Lorbeerzweige!

Wie rafft' ich mich auf in der Nacht, in der Nacht
 Und fühlte mich fürder gezogen,
 Die Gassen verließ ich vom Wächter bewacht,
 Durchwandelte sacht
 In der Nacht, in der Nacht
 Das Thor mit dem gothischen Bogen.

Der Mühlbach rauschte durch felsigen Schacht,
 Ich lehnte mich über die Brücke,
 Tief unter mir nahm ich der Bogen in Acht,
 Die wallten so sacht
 In der Nacht, in der Nacht,
 Doch wallte nicht eine zurücke.

Es drehte sich oben unzählig entfacht
 Melodischer Wandel der Sterne,
 Mit ihnen der Mond in beruhigter Pracht,
 Sie funkelten sacht
 In der Nacht, in der Nacht
 Durch täuschend entlegene Ferne.

Ich blicke hinauf in der Nacht, in der Nacht,
 Ich blicke hinunter aufs neue:
 O wehe, wie hast du die Tage verbracht!
 Nun stille du sacht
 In der Nacht, in der Nacht
 Im Herzen die pochende Reue.

Die nächsten Jahre waren die bedeutendsten in Platen's dichterischer Entwicklung. Das Streben nach reiner künstlerischer Form, das schon in den bisherigen Dichtungen hervortrat, führte ihn mehr und mehr zur Meisterschaft; sie erschien in ihrer Voll-

endung in den Sonetten aus Venedig, welche 1825 durch einen Aufenthalt in der ewig einzigen Stadt, die durch ihre Kunstschätze und ihre historischen Denkmäler jedes empfängliche Gemüth bezaubert, hervorgerufen wurden. Schöneres Sonette waren in deutscher Sprache noch nicht erklingen, und der Schönheit der Form entsprach der tiefe Ernst der Betrachtung wie die klare Plastik, welche mit wenig Zeilen ein anschauliches Bild hinstellt. Wir wählen einige Proben aus.

1.

Dies Labyrinth von Brücken und von Gassen,
Die tausendfach sich in einander schlingen,
Wie wird hindurchzugehn mir je gelingen?
Wie werd' ich je dies große Räthsel fassen?
Ersteigend erst des Marcusthürms Terrassen,
Vermag ich vorwärts mit dem Blick zu dringen,
Und aus den Wundern, welche mich umringen,
Entsteht ein Bild, es theilen sich die Massen.
Ich grüße dort den Ocean, den blauen,
Und hier die Alpen, die im weiten Bogen
Auf die Laguneninseln niederschauen.
Und sieh! da kam ein muth'ges Volk gezogen,
Paläste sich und Tempel sich zu bauen
Auf Eichenpfähle mitten in die Bogen.

2.

Wie lieblich ist's, wenn sich der Tag verfühlet,
Hinaus zu jehn, wo Schiff und Gondel schweben,
Wenn die Lagune, ruhig, spiegeleben,
In sich versließt, Venedig sanft umspület!
Ins Innre wieder dann gezogen fühlet
Das Auge sich, wo nach den Wolken streben
Palast und Kirche, wo ein lautes Leben
Auf allen Stufen des Rialto wühlet.
Ein frohes Völkchen lieber Müßiggänger,
Es schwärmt umher, es läßt durch nichts sich stören,
Und stört auch niemals einen Grillenfänger.
Des Abends sammelt sich's zu ganzen Chören,
Denn auf dem Marcusplatze will's den Sänger,
Und den Erzähler auf der Riva hören.

3.

Venedig liegt nur noch im Land der Träume
 Und wirft nur Schatten her aus alten Tagen;
 Es liegt der Leu der Republik erschlagen,
 Und öde feiern seines Kerfers Räume.
 Die ehrnen Hengste, die, durch salz'ge Schäume
 Dahergeschleppt, auf jener Kirche ragen,
 Nicht mehr dieselben sind sie, ach! sie tragen
 Des corsican'schen Ueberwinders Bäume.
 Wo ist das Volk von Königen geblieben,
 Das diese Marmorchäuser durfte bauen,
 Die nun verfallen und gemach zerstioben?
 Nur selten finden auf des Entels Brauen
 Der Ahnen große Züge sich geschrieben,
 An Dogengräbern in den Stein gehauen.

4.

Es scheint ein langes, ew'ges Ach zu wohnen
 In diesen Lüften, die sich leise regen;
 Aus jenen Hallen weht es mir entgegen,
 Wo Scherz und Jubel sonst gepflegt zu thronen.
 Venedig fiel, wiewohl's getroßt Leonen,
 Das Rad des Glücks kann nichts zurückbewegen;
 Ded' ist der Hafen, wen'ge Schiffe legen
 Sich an die schöne Riva der Slavonen.
 Wie hast du sonst, Venetia, geprahlet
 Als stolzes Weib mit goldenen Gewändern,
 So wie dich Paolo Veronese malet!
 Nun steht ein Dichter an den Prachtgeländern
 Der Riesentreppe staunend und bezahlet
 Den Thränenzoll, der nichts vermag zu ändern!

In eben jenen Jahren hatte sich Platen zum Drama gewandt. Er begann mit kleineren Arbeiten im Geschmack der dramatisirten Märchen Ludwig Tieck's; in der Form ließ sich das Studium spanischer Dichter nicht verkennen. In dem Stücke der gläserne Pantoffel sind die Märchen von Aschenbrödel und Dornröschen anmuthig in eines verschlungen. Ein zweites Lustspiel der Schatz des Ahampsinit verbindet mit der Darstellung des von Herodot erzählten ägyptischen Märchens ironische Beziehungen auf die jetzige Zeit. In diesen wie in den kleinen

Lustspielen Berengar und der Thurm mit sieben Pforten ist der Dialog von hoher Vortrefflichkeit. Dasselbe gilt von dem Schauspiel Treue um Treue, das jedoch ungeachtet der Glätte der Form und der im Ganzen treffend gehaltenen Charakteristik der Hauptpersonen doch zu sehr des dramatischen Lebens entbehrt, um recht wirksam sein zu können, zumal in einer Zeit, die an denerberen Reiz der Schicksalstragödien gewöhnt war. Platen ergriff daher die Form des Aristophanischen Lustspiels, um die Geschmacklosigkeit der herrschenden Tragödien und die Verkehrtheiten der Bühne überhaupt recht schlagend vor die Augen zu stellen. Mit diesem Schritt machte er sich von den Fesseln der Romantik völlig frei. Die verhängnißvolle Gabel schlug bei ihrem Erscheinen 1826 in die deutsche Dichterrepublik mit der Gewalt der Xenien ein. Die Literaturzustände wurden in allen Ecken und Winkeln beleuchtet. Allein wie Aristophanes blieb der Dichter nicht bei der vernichtenden Kritik stehen, sondern sein Lustspiel ist von echter Poesie durchdrungen, und die Begeisterung für das hohe Ziel der Kunst erhebt wiederum den Geist über das Richtige und Vergängliche der literarischen Debatten der Zeit, welche der Dichter geißelt. Diesen Kampf setzte er in dem zweiten Aristophanischen Lustspiel der romantische Oedipus (1828) fort, worin er Immermann (hier als „Nimmermann“ vorgeführt) zum Repräsentanten der falschen Richtungen der deutschen Poesie sich auserküh. Wenn auch von persönlichen Beziehungen ausgehend, richtete er sein Augenmerk auf die literarischen Zustände im Allgemeinen und hob in begeisternder Rede hervor, wohin sich das Streben des wahren Dichters zu richten habe. In Hinsicht auf Schönheit der Sprache und des rhythmischen Baues, auf Gedankengehalt und dichterische Innuth übertrifft diese Dichtung alle früheren dramatischen Dichtungen Platen's. Vorzugsweise glänzt die hohe Vollendung der Form in den Parabasen, in denen der Dichter nach Aristophanes' Vorbilde aus der Handlung heraustritt und sich unmittelbar ans Publicum wendet. Wir wählen als Beispiel eine Parabase aus dem „romantischen Oedipus“, in der Platen ein Bild von den Hauptepochen der deutschen Poesie entwirft.

Wenn streng der Poet, voll feurigen Spotts, der empor sich schraubenden
Dummacht

Schwerfälligen Wahn, der, platt wie er ist, den begeisterten Schwärmer
fogar noch

Will spielen, wie einst in die Saiten Apolls des Silens Maulesel hineingriff:
Wenn streng der Poet ihn strafte, verdient er den Dank und die Liebe der
Mitwelt.

Da die Feinde zumal und die Hefe des Volks und die Stimmangeber in
Deutschland

Ihn tief in den Staub ziehn möchten, damit er verliere sich unter der
Mehrzahl,

So geziem't es gewiß der befreundeten Schaar, um so mehr ihn rettend
zu flüchten,

Auf prangendem Schild ihn tragend empor, den Beherrscher des Worts in
der Dichtkunst.

Seit ältester Zeit hat hier es getönt, und so oft im erneuenden Umschwung
In verjüngter Gestalt aufstrebte die Welt, klang auch ein germanisches
Lied nach.

Zwar lange verhallt ist jener Gesang, den einst des Arminius Heerschaar
Anstimmend gejauchzt in des Siegs Festschritt, auf römischen Gräbern ge-
tanzt ihn;

Doch blieb von der Zeit des gewaltigen Karls wohl noch ein gewaltiges
Lied euch,

Ein gewaltiges Lied von der mächtigen Frau, die erst als zarteste Jungfrau
Dasteht und verschämt, voll schüchterner Schuld, dem erhabenen Helden die
Hand reicht,

Bis dann sie zuletzt, durchs Leben gestählt, durch glühende Rache gehärtet,
Graunvoll auftritt, in den Händen ein Schwert und das Haupt des ent-
haupteten Bruders.

Auch lispelet um euch der melodische Hauch aus späteren Tagen des Ruhms
noch,

Als mächtigen Gangs zu des Heilands Gruft die gepanzerten Friedriche
wallten.

An den Höfen erscholl der Gesang damals aus fürstlichem Mund, und der
Kaiser,

Dem als Mitgift die Gestade Homers darbrachte die Tochter des Nor-
manns,

Sang lieblichen Ton. Kaum aber erlosch sein Stamm in dem herrlichen
Knaben,

Der, unter dem Beil hinsterbend, erlag Capetingischer teuflischer Unthat,
Schwieg auch der Gesang, und die göttliche Kunst fiel unter die Meister
des Handwerks.

Spät wieder erhob sie die heilige Kraft, als neue befruchtende Regung
Weit über die Welt aus Deutschlands Gaun der begeisterte sächsische
Mönch trug.

Doch strebte sie nun langsamer empor, weil blutiger Kriege Verderbniß
 Das entvölkerte Reich Jahrhunderte lang preisgab der unendlichen Nothheit,
 Weil Wechsel des Lauts erst hemmte das Lied, da der bibelentfaltende Luther
 Durch männlichern Ton auf immer vertrieb die melodische rheinische
 Mundart.

Doch sollte das Wort um so reicher erblühen, und es lehrte zugleich es
 Melancthon

Den gediegenen Klang, den einst anschlug die beglücktere Muse von Hellas;
 Und so reiste heran die germanische Kunst, um entgegen zu gehn der
 Vollendung.

Lang' schlich sie dahin, lang' schleppte sie noch nachahmende Fessel und
 seufzte,

Bis Klopstock naht und die Welt fortreißt in erhabener Odenbesflüglung
 Und das Maß herstellt und die Sprache beseelt und befreit von der galli-
 schen Knechtschaft:

Zwar starr noch und herb und zuweilen versteint, auch nicht jedweden
 genießbar;

Doch ihm folgt bald das Gefällige nach und das Schöne mit Goethischer
 Sanftheit.

Manch großes Talent trat später hervor und entfaltete himmlischen Reich-
 thum;

Doch keiner erschien in der Kunst Fortschritt dem unsterblichen Paare ver-
 gleichbar.

Reusch lehnt Klopstock an dem Lilienstab, und um Goethe's erleuchtete Stirne
 Glühn Rosen im Kranz. Kühn wäre der Wunsch zu ersingen verwandte
 Belohnung.

Ansprüchen entsagt gern unser Poet, Ansprüchen an euch; an die Zukunft
 Nicht völlig, und stets wird löblicher That auch löblicher Lohn in der
 Zukunft.

Er beneidete nie die gefeierte Schaar um ein rauschendes Zeichen des
 Beifalls,

Wenn fallenden Tons sie zu stammeln begann die gestotterte Phrase der
 Anfunst;

Denn er hörte sie wohl und erkannte sie wohl und verbiß die gerechte
 Verachtung.

Nie wird er sie nun mehr hören vielleicht, und er wandelt im Garten
 Europa's,

Der ihn schadlos für manchen Verlust, für manches verkannte Gedicht hält,

In dem Pinienhain, an den Buchten des Meers,
 Wo die Well' abfließt voll triefenden Schaums,
 Geht gern er allein, und wofern kein Ohr
 Ihm mehr zuhört jenseits des Gebirgs,
 Dann spornt zum Gesang zwar kein Beifall
 Der Befreundeten ihn,
 Doch Fülle des eigenen Wohllauts.

In den letzten Versen ist es ausgesprochen, welche Veränderung indeß in dem Leben des Dichters vorgegangen war. Er lebte seit dem Herbst 1826 in Italien, wohin seine Sehnsucht schon seit langer Zeit gerichtet war. Der Unmuth, der auf ihm lastete, war durch die letzten literarischen Fehden, welche „die verhängnißvolle Gabel“ hervorgerufen hatte, aufs höchste gesteigert. Ihm war nicht mehr wohl in der deutschen Heimat, daher sang er beim Abschiede:

O wohl mir, daß in ferne Regionen
Ich flüchten darf, an einem fremden Strande
Darf athmen unter gütigeren Zonen!

Wo mir zerrissen sind die letzten Bände,
Wo Haß und Undank edle Liebe lohnen,
Wie bin ich satt von meinem Vaterlande!

Auf Italiens classischem Boden, wo die Natur sein Gemüth erheiterte, die Denkmäler der Kunst seinen Geist mit großen Bildern und Gedanken erfüllten, vergaß er mehr und mehr die kleinlichen Verhältnisse, die ihn zu satirischen Angriffen auf die Gegenwart veranlaßt hatten. Er lebte meistens in Florenz, Rom und Neapel, durchreiste die Landschaften des mittleren Italiens und sah auch Venedig zum zweitenmal. In seinen Epigrammen und Idyllen sind die wechselvollen Eindrücke, welche sein Gemüth erhoben, niedergelegt. Sein Dichten wandte sich jetzt zu den Formen der antiken Poesie; Theokrit, Horaz und Pindar wurden seine Vorbilder. Das Vollendetste, was seine Dichtkunst zu schaffen im Stande war, waren seine Oden und Festgesänge. Ueber die Meisterschaft in der Form, wodurch er in der Fortbildung unserer Dichtersprache Epoche macht, kann nur Eine Stimme sein; in den Festgesängen überschreitet die Künstlichkeit des metrischen Baues fast die unserer sonst so bildsamen Sprache gesteckten Grenzen. Der Gedanke ist stets auf das Große, Edle und Männliche gerichtet. Nur vermissen wir die frische Lebenswärme des Herzens, die Fülle einer poetischen Individualität, in welcher das Menschenleben sich allseitig verklärt; wir müssen den Ausspruch Goethe's unterschreiben,

daß Platen, um ein großer Dichter zu sein, nichts mangle als — die Liebe. Wir fügen zwei seiner Oden hier ein, von denen die erste seine Gemüthsstimmung zeichnet, die in echt Horazischer Weise bescheiden ist in ihren Ansprüchen an die Außenwelt, die zweite ein Beispiel giebt, wie kunstreich Platen ein erhabenes Naturbild poetisch darzustellen vermag.

An Marco Saracini.

Sympathie zwar einiget uns und läßt uns
Hand in Hand gehn; aber es zweiet der Pfad sich;
Denn zu sehr durch eigene Loose schied uns
Beide das Schicksal.

Dir verlieh's jedweden Besitz des Reichthums:
Stets für dich streun Säer die Saat, den Wein dir
Keltern rings, auspressen die Frucht des Delbaums
Sorgliche Pächter.

Manches Landhaus bietet im Lenz Genuß dir,
Dir im Herbst Jagdübungen manches Bergschloß,
Wo sich schroff absenten des Apennins Höhen
Gegen das Meer zu.

Stolz im Schmuck hochzinnigen Daches nimmt dich
Dein Palast auf während des heißen Sommers;
Alter Kunst Denkmale verschließen hundert
Luftige Säle.

Nichts besitzt dein Freund, o geliebter Jüngling!
Ja, er wünscht auch keinen Besitz, als den er
Leicht mit sich trägt. Irdische Habe wäre
Drückende Last mir!

Selten ruht mein pilgernder Stab, ich setz' ihn
Sanft nur auf, nicht Wurzel und Zweige schlägt er;
Auf das Grab einst lege mir ihn der Fremdling,
Freunden ein Erbtheil.

Der Besuch im December 1830.

Schön und glanzreich ist des bewegten Meeres
Wellenschlag, wann tobenden Lärms es anbraus't;
Doch dem Feu'r ist kein Element vergleichbar
Weder an Allmacht,

Noch an Reiz für's Auge. Bezeug' es jeder,
 Der zum Rand abschüssiger Kratertiefe,
 Während Nacht einhüllt die Natur, mit Vorwitz
 Staunend empor klimmt,

Wo im Sturmschritt rollender Donner machtvoll
 Aus dem anwuchsdrohenden steilen Regel
 Fort und fort auffahren in goldner Unzahl
 Flammige Steine,

Deren Wucht, durch Gluthen und Dampf geschleudert,
 Bald umher auf aschige Höhen Rubine
 Reichlich sät, bald auch von des Kraters schroffen
 Wänden hinabrollt;

Während still aus nächtlichem Grund die Lava
 Duellt. — Des Rauchs tiefschattige Wolk' umdüstert,
 Holder Mond, dein ruhiges, friedereiches
 Silbernes Antlitz.

Indessen hatte Platen über dem griechisch-römischen Alterthum nicht ganz den Orient vergessen, an dessen Bildern sich seine Jugend entzückte. Mit der epischen Dichtung die Abhassiden, (1830), worin er die Abenteuer von Harun al Raschid's Söhnen in neun Gesängen erzählt, begab er sich noch einmal in die heitere Märchenwelt von Tausend und einer Nacht. Hier gelingt es ihm, der einfachen Form die anmuthige Naivetät des Märchens einzuhauchen und, ohne durch üppigen Farbenglanz zu blenden, das Gemüth anzuziehen und in Spannung zu erhalten.

Von der Freiheitsbewegung des Jahres 1830 ward auch Platen ergriffen und mit Theilnahme an den Kämpfen der Gegenwart erfüllt. Seine Gedichte sprachen aufs freimüthigste aus, wie sehr er mit dem Kampfe der Polen gegen Rußland sympathisirte und von Rußland her die größte Gefahr für seine gesunde Entwicklung des deutschen Staatslebens befürchtete; er wünschte die Einheit des deutschen Volks unter einem kaiserlichen Oberhaupt und erkannte Preußens Beruf, an der Spitze der Entwicklung deutscher Freiheit zu stehen. Allein er fürchtete, daß seine Worte, wie die Weissagungen der Kassandra, verhallen möchten. Mit dieser politischen Richtung hängt das Drama die Liga von Cambrai

(1832) zusammen, indem er ein Gemälde der Rettung des Staats durch patriotische Begeisterung seiner Bürger zu geben beabsichtigte, das jedoch alles dramatischen Lebens entbehrt.

Nach zweijährigem Aufenthalte in München, wo er die letzte Ausgabe seiner Gedichte besorgte, begab sich Platen 1834 wieder nach Italien, um in sein Vaterland nie wiederzukehren. Er hielt sich meistens in Neapel auf. Die Annäherung der Cholera bewog ihn seinen Aufenthalt in Sicilien zu wählen, wo er am 5. December 1835 zu Syrakus einen frühen Tod fand. Er ruht im Garten der Villa Landolina, deren Besitzer ihn freundlich aufgenommen hatte. Ein Denkmal ist auf seiner Gruft errichtet. Nicht lange vor seinem Ende hatte sich Platen eine poetische Grabinschrift gesetzt, mit der wir unsere Schilderung des Dichters schließen:

Ich war ein Dichter und empfand die Schläge
Der bösen Zeit, in welcher ich entsprossen;
Doch schon als Jüngling hab' ich Ruhm genossen,
Und auf die Sprache drückt' ich mein Gepräge.

Die Kunst zu lernen, war ich nie zu träge,
Drum hab' ich neue Bahnen aufgeschlossen,
In Reim und Rhythmus meinen Geist ergossen,
Die dauernd sind, wofern ich recht erwäge.

Gefänge formt' ich aus verschied'nen Stoffen,
Lustspiele sind und Märchen mir gelungen
In einem Stil, den keiner übertroffen.

Der ich der Ode zweiten Preis errungen,
Und im Sonett des Lebens Schmerz und Hoffen
Und diesen Vers für meine Gruft gesungen.

Einsam, wie Platen durchs Leben ging, steht er auch in der Geschichte der neuesten deutschen Poesie. Seine kunstvollsten Dichtungen sind am wenigsten nachgeahmt worden. Gleichwohl ist die mittelbare, minder handgreifliche Einwirkung auf correcte Behandlung der Form im weitesten Sinne des Worts höchst bedeutend. Eine Mahnung, wie er durch Lehre und Beispiel gab, war um so nothwendiger, weil selbst von ausgezeichneten Lyrikern, wie Rückert, Lenau und Heine, eine Vernachlässigung der Form begünstigt

wurde, deren nachtheilige Folgen noch nicht überwunden sind. Vornehmlich hat die Uebersetzungskunst von Platen's metrischen Musterarbeiten großen Gewinn gezogen; von ihm erst haben die Uebersetzer griechischer Dramen Schwierigkeiten überwinden gelernt, die sich bisher fast unüberwindlich gezeigt hatten. Platen wird kein Lieblingsdichter seines Volkes werden, allein seine Dichtungen werden für alle, die der Schönheit unserer Dichtersprache sich bemächtigen wollen, ein Studium sein, eben so unumgänglich, wie das unserer größten Nationaldichter.

VIII. Chamisso. Seine. Freiligrath.

Die genannten Dichter verdienen zusammengestellt zu werden, weil sie, wenn gleich jeder in verschiedener Weise, das ausgetretene Gleis der Poesie verließen und neue Töne anschlugen, welche eben dadurch so mächtig auf die Zeitgenossen wirkten, weil man, von der Almanachspoesie ermüdet, nach kräftiger Erregung verlangte. Ein Theil ihres Ruhmes beruht auf dem Reiz der Neuheit, der den herben Beigeschmack, welchen man bei wiederholter Lectüre empfindet, weniger fühlbar machte. Beides steht bei ihnen nicht außer Zusammenhang mit der neufranzösischen Poesie, welche dem Effecte die reine Schönheit zum Opfer bringt. Im Vergleich mit Platen findet daher ein umgekehrtes Verhältniß statt: die Mitwelt überhäufte sie mit Anerkennung, die Nachwelt wird strenger sein.

Adelbert von Chamisso (eigentlich Louis Charles Delaide) stammte aus einem alten lothringischen Adelsgeschlecht, das bis auf die französische Revolution in hohen Ehren stand und reichbegütert war. Auf dem Familienschlosse Boncourt in der Champagne wurde Adelbert 1781 geboren. Nur die ersten Kinderjahre verlebte er noch auf dem Stammsitze, der bald nach dem Beginn der Revolution dem Erdboden gleichgemacht wurde. In einem seiner schönsten Gedichte hat Chamisso den Kindheits-erinnerungen Worte geliehen und uns zu dem Schloß seiner Ahnen hingeführt.

Das Schloß Boncourt.

Ich träum' als Kind mich zurücke Ich tret' in die Burgkapelle
 Und schüttle mein greises Haupt: Und suche des Ahnherrn Grab;
 Wie sucht ihr mich heim, ihr Bilder, Dort ist's, dort hängt vom Pfeiler
 Die lang' ich vergessen geglaubt? Das alte Gewaffen herab.

Hoch ragt aus schatt'gen Gehegen Noch lesen umflort die Augen
 Ein schimmerndes Schloß hervor; Die Züge der Inschrift nicht,
 Ich kenne die Thürme, die Zinnen, Wie hell durch die bunten Scheiben
 Die steinerne Brücke, das Thor. Das Licht darüber auch bricht.

Es schauen vom Wappenschilde So stehst du, o Schloß meiner Väter,
 Die Löwen so traulich mich an; Mir treu und fest in dem Sinn,
 Ich grüße die alten Bekannten Und bist von der Erde verschwunden,
 Und eile den Burghof hinan. Der Pflug geht über dich hin.

Dort liegt die Sphinx am Brunnen, Sei fruchtbar, o theurer Boden,
 Dort grünt der Feigenbaum, Ich segne dich mild und gerührt,
 Dort, hinter diesen Fenstern, Und segn' ihn zwiefach, wer immer
 Verträumt' ich den ersten Traum. Den Pflug nun über dich führt.

Ich aber will auf mich raffen,
 Mein Saitenspiel in der Hand,
 Die Weiten der Erde durchschweifen
 Und singen von Land zu Land.

Im Jahre 1790 verließ er mit seinen all ihres Vermögens beraubten Eltern und Geschwistern sein Vaterland und gelangte nach mancherlei Wanderzügen 1796 nach Berlin, das ihm eine zweite Heimat werden sollte. Er wurde unter die Pagen der Königin aufgenommen, die für seine weitere Bildung Sorge trug, und trat 1798 in preussischen Militärdienst. Die Liebe zur deutschen Sprache und Literatur war in ihm mächtig angeregt. Er bemächtigte sich ihrer so sehr, daß er sich nach wenig Jahren als deutscher Dichter versuchte und einer der strebsamsten Mitglieder des Freundekreises ward, der sich im Geiste der neuauflühenden Romantik damals in Berlin bildete und unter dem Namen des Nordsternbundes mehrere jugendliche Talente vereinigte. Mit Barnhagen von Ense, einem der geistvollsten in diesem Bunde, vereinigte er sich 1803 zur Herausgabe eines Musenalmanachs,

wodurch er zum erstenmal als deutscher Dichter in die Oeffentlichkeit eingeführt ward und mit den angesehensten Romantikern in nähere Verbindung trat. So gedieh ihm die Poesie frisch und freudig mitten im militärischen Leben. Da kam das Unglück des Jahres 1806 auch über ihn; er war zugegen bei der feigen Uebergabe der Festung Hameln; die Schmach des 21. Novembers grub sich tief in seine Seele. Jahrelang führte er ein unschlüssiges Wanderleben, anfangs in Frankreich, dann ging er nach Berlin zurück. „Irr' an mir selber“ — so schreibt er — „ohne Stand und Geschäft, gebeugt, zerknickt, verbrachte ich in Berlin die düstere Zeit.“ Eine Berufung an das Lyceum zu Napoleonville führte ihn wieder nach Frankreich, doch folgte er bald, weil es nicht zum Antritt der Professur kam, der Frau von Stael nach Coppet, wo er schönere Tage verlebte, als ihm seit lange zu Theil geworden waren. Die Stimmung jener trüben Jahre zeichnet ein kleines an Fouqué gerichtetes Gedicht.

In den jungen Tagen
Hatt' ich frischen Muth,
In der Sonne Strahlen
War ich stark und gut.

Und es ist zerronnen,
Was ein Traum mir war!
Winter ist gekommen,
Bleichend mir das Haar.

Liebe, Lebenswogen,
Sterne, Blumenluft —
Wie so stark die Sehnen,
Wie so voll die Brust!

Bin so alt geworden,
Alt und schwach und blind,
Ach! verweht das Leben,
Wie ein Nebelwind. —

In Coppet hatte Chamisso Liebe zur Botanik gewonnen. Er verließ es mit dem Entschluß, sich in Berlin dem Studium der Naturwissenschaft zu widmen. Da griff wieder die Zeit des Freiheitskrieges störend in seine Pläne ein. Er selbst schildert uns jene Lebensperiode mit wenigen bezeichnenden Worten: „Die Welt=ereignisse vom Jahre 13, an denen ich nicht thätigen Antheil nehmen durfte, — ich hatte ja kein Vaterland mehr oder noch kein Vaterland — zerrissen mich wiederholt vielfältig, ohne mich von meiner Bahn abzulenken. Ich schrieb in diesem Sommer, um mich zu zerstreuen und die Kinder eines Freundes (Hizig) zu ergötzen, das Märchen Peter Schlemihl.“ Er schrieb diese auch im Aus=

lande sehr beliebt gewordene Dichtung zu seiner eigenen Zerstreuung in ländlicher Zurückgezogenheit. Eine schmerzliche Ironie geht durch das Märchen hindurch. Der Mann, der sich unglücklich fühlt, weil er sich hat verleiten lassen, gegen reiche Schätze seinen Schatten zu verkaufen, kann, so weit ein Märchen eine Deutung zuläßt, ein Bild des Menschen sein, der die Freude am Leben verloren hat, weil ihm ein Außerliches, wenn auch Nichtiges, fehlt, auf das die Menschen jedoch Werth legen, so daß er sich mitten unter Menschen vereinsamt fühlt. Wenn am Schlusse des Märchens erzählt wird, daß Schlemihl erst durch weite Reisen in fremde Länder, durch Entfernung aus der gewöhnlichen Welt Ruhe und Zufriedenheit wiedergewinnt, so sollte das auch in Chamisso's Leben eine Wahrheit werden.

Die Fortsetzung seiner Studien hatte ihn dem Trübsinn nicht zu entreißen vermocht. Seine Freunde wünschten, wenn irgend möglich, ihn durch eine weite Reise zu entfernen. Eine günstige Gelegenheit bot die damals von dem Grafen Romanzow beabsichtigte Entdeckungsexpedition; er erhielt den Antrag, sie als Naturkundiger zu begleiten, und schiffte sich auf der Brigg *Nurik*, welche von dem Capitän Otto von Kozebue, einem Sohne des bekannten Dichters, commandirt wurde, am 24. Juli 1815 in Kiel ein.

Chamisso's Schilderungen der Reise haben uns erst vollständig belehrt, wie eifrig seine Wißbegierde bemüht war, die Natur der fremden Länder und Völker als Naturforscher, als Dichter, der an allem Menschlichen reges Interesse nimmt, kennen zu lernen, zugleich aber auch, welche Langmuth und Geduld dazu gehörte, den Mangel an aller Bequemlichkeit und die rohe Behandlung von Seiten der russischen Schiffsmannschaft zu ertragen. Geistig erfrischt und gestärkt, kehrte er im Herbst 1818 nach Berlin zurück, „das alte herzige Kind,“ wie Hitzig sagt, „wie vordem“. Bald fand sich Gelegenheit, ihn an Berlin zu fesseln; er erhielt das Amt eines Custoden beim botanischen Garten, und ein glücklicher Ehebund vollendete das Glück eines stillen häuslichen Friedens, durch den auch sein Gemüth neues Leben und seine Poesie neue Töne empfing, welche mit der Julirevolution ihren höchsten Auf-

schwung nahmen. Die reine Fülle seines tiefen Gemüths brach jetzt glänzend aus der lange verschlossenen Anospe hervor, die Bilder seines wechselvollen Lebens gestalteten sich zu ergreifenden epischen Darstellungen, über die der Ernst eines gereiften Charakters sich ausbreitete. Er ward zum zweitenmal Herausgeber eines Musesalmanachs, und die deutsche Nation gab ihm eine Stelle unter ihren Lieblingsdichtern. Diese glückliche Zeit war von kurzer Dauer. Körperliche Schwäche nöthigte ihn im Sommer 1838 um seine Versetzung in den Ruhestand anzuhalten, und kaum war diese gewährt, so rief ihn in der Frühe des 21. Augusts der Tod ab.

Der sittliche Ernst, der klare Blick in die Verhältnisse des Lebens und der Völker, das warme Mitgefühl für alles Menschliche sind höchst schätzenswerthe Eigenschaften von Chamisso's Dichtungen. Allein sie verrathen auch auf allen Blättern, daß das Leben ihn viel Herbes hatte ertragen lassen; die reine Freude am Dasein hatte er selten erfahren. Er hat sie auch besungen, und wohl am besten in dem Liederfranz „Frauenliebe und Leben“, worin die schönsten Momente weiblichen Liebelebens lyrisch vergegenwärtigt werden; gleichwohl bleibt auch bei dem Anmuthigsten, das er dichtet, die herbe Beimischung nicht aus; neben den blühenden Liebesfrühling, den er aufs lieblichste besingt, stellt er das Verwelken des Schönen, den Tod neben das jauchzend aufquellende Leben. Seine erzählenden Dichtungen sind zum Theil großartig und erschütternd, allein sie nehmen ihre Farben vorzugsweise von der düstern Nachtseite des Menschenlebens, und es mochte nicht für seine Poesie ein Glück zu nennen sein, daß sein vertrautester Freund Hitzig Criminalist war. Eine der besten, freilich ebenfalls nach dieser Seite neigenden, Erzählungen ist die folgende.

Die Sonne bringt es an den Tag.

Gemächlich in der Werkstatt saß
 Zum Frühtrunk Meister Nikolaß;
 Die junge Hausfrau schenkt' ihm ein,
 Es war im heitern Sonnenschein. —
 Die Sonne bringt es an den Tag.

Die Sonne blinkt von der Schale Rand,
 Malt zitternde Kringeln an die Wand,
 Und wie den Schein er ins Auge faßt,
 So spricht er für sich, indem er erblaßt:
 Du bringst es doch nicht an den Tag.

Wer nicht? was nicht? die Frau fragt gleich,
 Was stierst du so an? was wirst du so bleich?
 Und er darauf: sei still, nur still;
 Ich's doch nicht sagen kann, noch will.
 Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

Die Frau nur dringender forschet und fragt,
 Mit Schmeicheln ihn und Hadern plagt,
 Mit süßem und mit bitterm Wort,
 Sie fragt und plagt ihn fort und fort:
 Was bringt die Sonne nicht an den Tag?

Nein, nimmermehr! — Du sagst es mir noch. —
 Ich sag' es nicht. — Du sagst es mir doch. —
 Da ward zuletzt er müd' und schwach,
 Und gab der Ungestümen nach. —
 Die Sonne bringt es an den Tag.

Auf der Wanderschaft, 's sind zwanzig Jahr',
 Da traf es mich einst ganz sonderbar,
 Ich hatt' nicht Geld, nicht Ranzen, noch Schuh',
 War hungrig und durstig und zornig dazu. —
 Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

Da kam mir just ein Jud' in die Quer',
 Ringsher war's still und menschenleer:
 Du hilfst mir, Hund, aus meiner Noth;
 Den Ventel her, sonst schlag' ich dich todt!
 Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

Und er: vergieße nicht mein Blut,
 Acht Pfennige sind mein ganzes Gut!
 Ich glaubt' ihm nicht und fiel ihn an;
 Es war ein alter, schwacher Mann —
 Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

So rücklings lag er blutend da,
 Sein brechendes Aug' in die Sonne sah;
 Noch hob er zuckend die Hand empor,
 Noch schrie er röchelnd mir ins Ohr:
 Die Sonne bringt es an den Tag.

Ich macht' ihn schnell noch vollends stumm
 Und kehrt' ihm die Taschen um und um:
 Acht Pfenn'ge, das war das ganze Geld.
 Ich scharrt' ihn ein auf selbigem Feld —
 Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

Dann zog ich weit und weiter hinaus,
 Kam hier ins Land, bin jetzt zu Haus. —
 Du weißt nun meine Heimlichkeit,
 So halte den Mund und sei gescheit;
 Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

Wann aber sie so flimmernd scheint,
 Ich merk' es wohl, was sie da meint,
 Wie sie sich müht und sich erbos't. —
 Du, schau' nicht hin, und sei getrost:
 Sie bringt es doch nicht an den Tag.

So hatte die Sonn' eine Zunge nun;
 Der Frauen Zungen ja nimmer ruhn. —
 Gevatterin, um Jesus Christ!
 Laßt euch nicht merken, was ihr nun wißt. —
 Nun bringt's die Sonne an den Tag.

Die Raben ziehen krächzend zumal
 Nach dem Hochgericht, zu halten ihr Mahl.
 Wen flechten sie aufs Rad zur Stund'?
 Was hat er gethan? wie ward es kund?
 Die Sonne bracht' es an den Tag.

Noch lieber folgen wir dem Dichter in die unteren Kreise des Volks, um uns mit ihm an der in unscheinbaren Verhältnissen bewährten sittlichen Tüchtigkeit zu erfreuen. Die Erzählung von der alten Wäschfrau dürfen wir unsern Lesern nicht vorenthalten.

Die alte Wäschfrau.

Du siehst geschäftig bei dem Rinnen
 Die Alte dort im weißen Haar,
 Die rüstigste der Wäscherinnen
 Im sechs und siebenzigsten Jahr.
 So hat sie stets mit saurem Schweiß
 Ihr Brod in Ehr' und Zucht gegessen,
 Und ausgefüllt mit treuem Fleiß
 Den Kreis, den Gott ihr zugemessen.

Sie hat in ihren jungen Tagen
 Geliebt, gehofft und sich vermählt;
 Sie hat des Weibes Loos getragen,
 Die Sorgen haben nicht gefehlt;
 Sie hat den kranken Mann gepflegt,
 Sie hat drei Kinder ihm geboren,
 Sie hat ihn in das Grab gelegt,
 Und Glaub' und Hoffnung nicht verloren.

Da galt's die Kinder zu ernähren;
 Sie griff es an mit heiterm Muth;
 Sie zog sie auf in Zucht und Ehren,
 Der Fleiß, die Ordnung sind ihr Gut.
 Zu suchen ihren Unterhalt,
 Entließ sie segnend ihre Lieben;
 So stand sie nun allein und alt,
 Ihr war ihr heitrer Muth geblieben.

Sie hat gespart und hat gesonnen,
 Und Flachs gekauft und nachts gewacht,
 Den Flachs zu feinem Garn gesponnen,
 Das Garn dem Weber hingebracht;
 Der hat's gewebt zu Leinwand;
 Die Scheere brauchte sie, die Nadel,
 Und nähte sich mit eigener Hand
 Ihr Sterbehemde sonder Tadel.

Ihr Hemd, ihr Sterbehemd, sie schätzt es,
 Bewahrt's im Schrein am Ehrenplatz;
 Es ist ihr Erstes und ihr Letztes,
 Ihr Kleinod, ihr ersparter Schatz.
 Sie legt es an, des Herren Wort
 Am Sonntag früh sich einzuprägen;
 Dann legt sie's wohlgefällig fort,
 Bis sie darin zur Ruh' sie legen.

Und ich, an meinem Abend, wollte,
 Ich hätte, diesem Weibe gleich,
 Erfüllt, was ich erfüllen sollte
 In meinen Grenzen und Bereich;
 Ich wollt', ich hätte so gewußt
 Am Kelch des Lebens mich zu laben,
 Und könnt' am Ende gleiche Lust
 An meinem Sterbehemde haben.

Die erste, nicht selten schauerliche Haltung seiner Erzählungen führte fast unwillkürlich zu der Anwendung der gewichtigen Terzinen, welche Dante's erhabenem Gedicht jene feierliche Würde verleihen, die uns wie die Stimme des Richters oder des Propheten mahnt. In Salas y Gomez klangen alle Saiten, die Chamisso's Poesie beherrschte, in eins zusammen, die Bilder seiner Weltfahrt, das bittere Gefühl der Heimatlosigkeit und des vereinsamten Lebens und der tiefe Ernst des im Unglück bewährten Charakters. Es war die glänzendste Schöpfung seines poetischen Talents und ragte, gleich dem einsamen Felsen im Weltmeer, stolz aus den Fluthen der poetischen Literatur jener Zeit empor. Gleichwohl wird man nicht einräumen können, daß sich das Gedicht innerhalb der Grenzen der Schönheit halte; der reine Genuß wird durch Zumischung gräßlicher Bilder gestört, und dem Ganzen fehlt die versöhnende Idee. Da wir die Bekanntschaft unserer Leser mit diesem größeren Gedicht voraussetzen dürfen, so möge als Probe der Chamisso'schen Terzinen ein kürzeres eine Stelle finden, in welchem sich die Manier des Dichters hinlänglich kennzeichnet.

Die Kreuzschau.

Der Pilger, der die Höhen überstiegen,
Sah jenseits schon das ausgespannte Thal
In Abendgluth vor seinen Füßen liegen.
Auf duft'ges Gras, im milden Sonnenstrahl,
Streckt' er ermattet sich zur Ruhe nieder,
Indem er seinem Schöpfer sich befahl.
Ihm fielen zu die müden Augenlider,
Doch seinen wachen Geist enthob ein Traum
Der ird'schen Hülle seiner trägen Glieder.
Der Schild der Sonne ward im Himmelsraum
Zu Gottes Angesicht, das Firmament
Zu seinem Kleid, das Land zu dessen Saum.
„Du wirst dem, dessen Herz dich Vater nennt,
Nicht, Herr, im Zorn entziehen deinen Frieden,
Wenn vor dir seine Schwächen er bekemt.
Daß, wen ein Weib gebär, sein Kreuz hienieden
Auch duldend tragen muß, ich weiß es lange,
Doch sind der Menschen Last und Leid verschieden.

Mein Kreuz ist allzu'schwer; sieh, ich verlange
 Die Last nur angemessen meiner Kraft;
 Ich unterliege, Herr, zu hartem Zwange.“
 Wie er so sprach zum Höchsten kinderhaft,
 Kam brausend her der Sturm, und es geschah,
 Daß aufwärts er sich fühlte hingerafft.
 Und wie er Boden faßte, fand er da
 Sich einsam in der Mitte räum'ger Hallen,
 Wo ringsum sonder Zahl er Kreuze sah.
 Und eine Stimme hört' er dröhnend hallen:
 Hier aufgespeichert ist das Leid; du hast
 Zu wählen unter diesen Kreuzen allen.
 Versuchend ging er da, unschlüssig fast,
 Von einem Kreuz zum andern umher,
 Sich auszuprüfen die bequem're Last.
 Das Kreuz war ihm zu groß und das zu schwer,
 So schwer und groß war jenes andre nicht,
 Doch scharf von Kanten drückt es desto mehr.
 Das dort, das warf wie Gold ein gleißend Licht,
 Das lockt ihn, unversucht es nicht zu lassen,
 Dem goldnen Glanz entsprach auch das Gewicht.
 Er mochte dieses heben, jenes fassen,
 Zu keinem neigte noch sich seine Wahl,
 Es wollte keines, keines für ihn passen.
 Durchmustert hatt' er schon die ganze Zahl —
 Verlorne Müh'! vergebens war's geschehen!
 Durchmustern mußte er sie zum andern Mal.
 Und nun gewahrt' er, früher übersehen,
 Ein Kreuz, das leidlicher ihm schien zu sein,
 Und bei dem einen bleibt er endlich stehen —
 Ein schlichtes Marterholz, nicht leicht, allein
 Ihm paßlich und gerecht nach Kraft und Maß:
 Herr, rief er, so du willst, das Kreuz sei mein!
 Und wie er's prüfend mit den Augen maß —
 Es war dasselbe, das er sonst getragen,
 Wogegen er zu murren sich vermaß.
 Er lud es auf und trug's nun sonder Klagen.

Die Ironie, welche schon in Peter Schlemihl und mehr noch
 in seinen Briefen durchflingt, hatte ihn auch auf der letzten Stufe
 seiner Poesie nicht verlassen; sie erinnert manchmal an seinen Lands-
 mann Beranger, dessen Lieder er im Verein mit dem Freiherrn
 Franz von Gaudy übersetzte. Die Gedichte „Schneidercourage“,

„Böser Markt“, „der Zopf der hängt ihm hinten“ gehören zu dem Besten, was die lyrische Komik in deutscher Sprache hervorgebracht hat. Gaudy hat in seinen Gedichten besonders diese Seite von Chamisso's Poesie mit Erfolg nachgeahmt.

Heinrich Heine war 1799 zu Düsseldorf von jüdischen Eltern geboren. Er studirte in Bonn, Berlin und Göttingen, wo er sich die juristische Doctorwürde erwarb. 1825 trat er zum Christenthum über, mehr um äußerer Lebensverhältnisse willen, als aus innerm Drange, so daß eine besondere Entwicklungsperiode seines geistigen Lebens kaum damit bezeichnet ist. Bald darauf machten seine Reisebilder (1826) durch ihren fecken Witz ein seit langer Zeit unerhörtes Aufsehen und zeichneten seine Stellung in der Literatur. Er lebte abwechselnd in Hamburg, wo seine reichen Verwandten wohnten, deren Unterstützung er genoß, in Berlin und München, bis er nach der Julirevolution nach Paris übersiedelte, wo er als der Vorkämpfer französischer Revolutionsideen und Beglückungstheorien sehr in Ehren gehalten ward und lange Zeit aus dem Ministerium des Auswärtigen ein Jahrgehalt bezog. Was Heine während seines Aufenthalts in Frankreich schrieb und von sich schreiben ließ, hat die Tagesliteratur über Gebühr beschäftigt; denn er hat es verstanden, was er als der Bücher tiefsten Sinn bezeichnete, „die Leute aus dem Schlaf zu trommeln und als guter Tambour immer trommelnd voranzumarschiren“. Als 1835 der Bundestag gegen das sogenannte junge Deutschland einschritt, als dessen Chorführer Heine betrachtet ward, verbot er die Verbreitung von dessen vorhandenen und künftig erscheinenden Schriften innerhalb der Bundesstaaten und gab ihm dadurch eine Bedeutung, die ihm nur schmeicheln konnte. Er hatte als Bürger Frankreichs den letzten Rest sittlicher Scheu abgelegt; allein es gab Zeiten, wo der wohlfeile Witz, mit dem er die deutschen Zustände streifte, auch wenn er gemein war, diesseits des Rheins mit einer gewissen Behaglichkeit vernommen wurde, und selbst der Schmutz seiner Polemik gegen verdiente Männer nicht die allgemeine Entrüstung erregte, welche ihr gebührte. Während seines langwierigen Körperleidens, das erst mit seinem Tode 1856 endete, lauschte man nach

jeder Kunde von dem „leidenden Aristophanes“, mit welchem ihn nur die ausbündigste Schmeichelei vergleichen konnte. Man wird indeß daraus ermeßen können, wie tief der Einfluß gegriffen hat, den er auf die deutsche Schriftstellerwelt ausübte.

Als Dichter zeigt er ein doppeltes Gesicht, das eine mit zarten, wehmüthigen Zügen, mit freundlichen Kinderaugen und einem liederreichen Munde, dem die anmuthigsten Töne entquellen, das andere das des lachenden Satyrs, der aller innigen Empfindung spottet, die Romantik, unter deren Macht er selbst gestanden, als eitle Träumerei verhöhnt und die Blüthen der eigenen Poesie, oft in ein und demselben Gedichte, wieder zerstört. Es ist die innere Auflösung der Romantik, die sich humoristisch selbst vernichtet. Eben so ist die Form seiner Gedichte bald so zart und anmuthig, wie seit Goethe kaum ein deutscher Liederdichter gesungen, bald nachlässig und platt, so daß der Reim nur nothdürftig den formlosen Vers zusammenhält. Die Nachahmer hesteten sich indeß vornehmlich an seine schwachen Seiten und fanden es gar bequem zu heinisiren, eine Zeit, die längst überwunden ist. Hier können nur einige seiner lieblichen Lieder eine Stelle finden, in dem das Gemeine je eher je lieber der verdienten Vergessenheit übergeben werden möge.

Auf Flügeln des Gefanges,
Herzliebchen, trag' ich dich fort,
Fort nach den Fluren des Ganges,
Dort weiß ich den schönsten Ort.

Dort liegt ein rothblühender Garten
Im stillen Mondenschein;
Die Lotosblumen erwarten
Ihr trautes Schwesterlein.

Die Beilchen kichern und kosen,
Und schau'n nach den Sternen empor;

Du bist wie eine Blume
So hold und schön und rein.
Ich schau' dich an, und Wehmuth
Schleicht mir ins Herz hinein.

Heimlich erzählen die Rosen
Sich duftende Märchen ins Ohr.

Es hüpfen herbei und lauschen
Die frommen, klugen Gazell'n,
Und in der Ferne lauschen
Des heiligen Stromes Well'n.

Dort wollen wir niedersinken
Unter dem Palmenbaum,
Und Liebe und Ruhe trinken
Und träumen seligen Traum.

Mir ist, als ob ich die Hände
Aufs Haupt dir legen sollt',
Betend, daß Gott dich erhalte
So rein und schön und hold.

Leise zieht durch mein Gemüth
 Liebliches Geläute.
 Klinge, kleines Frühlingslied,
 Kling' hinaus ins Weite.

Kling' hinaus bis an das Haus,
 Wo die Veilchen sprießen;
 Wenn du eine Rose schau'st,
 Sag', ich lass' sie grüßen.

Es ragt ins Meer der Rinnenstein,
 Da sitz' ich mit meinen Träumen.
 Es pfeift der Wind, die Möven schrein,
 Die Wellen, die wandern und schäu-
 men.

Ich habe geliebt manch schönes Kind
 Und manchen guten Gefellen —
 Wo sind sie hin? Es pfeift der Wind,
 Es schäumen und wandern die Wel-
 len.

Ferdinand Freiligrath, 1810 zu Detmold geboren, ein Landsmann Grabbe's, wurde zum Kaufmannsstande bestimmt, womit der früh entwickelte Trieb in Verbindung stand, mit den Schilderungen ferner Länder, mit Reisebeschreibungen und Seefahrten seine jugendliche Phantasie zu erregen. Auf's lebhafteste beschäftigten ihn die Natur und das Völkerleben des Morgenlandes, nicht sowohl in seiner märchenhaften Romantik und Natursymbolik, als in seinen kräftigen, naturwüchsigten Gestalten. Von der verfeinerten Cultur unserer Sitten abgewendet, überdies mit der höheren geistigen Bildung unseres Zeitalters eben so wenig vertraut, als mit den Schöpfungen des griechisch-römischen Alterthums, ergreift er die Kraft, die Frische, wo sie mehr als ein Naturzustand, denn als Erzeugniß der Bildung und des Charakters erscheint.

Er arbeitete in einem Handlungshause zu Amsterdam und seit 1836 zu Barmen, als er zuerst durch einzelne Gedichte in Musenalmanachen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Er folgte Chamisso auf der Bahn, durch erschütternde Stoffe, spannende Schilderungen und kraftvolle Sprache ein energischeres Leben in der Poesie zu erwecken. Die Einwirkung der neufranzösischen Poesie, namentlich Victor Hugo's, tritt bei ihm noch stärker, als bei jenem, hervor, und selbst dem Alexandriner suchte er leidenschaftliche Bewegung und lebendige Farben zu leihen. Die Kräftigung, die von ihm der Poesie zu Theil geworden, ist sein größtes Verdienst. Das Gebiet, das er beherrscht, ist klein; er schöpft nicht aus einem poesieerfüllten Innern, sondern erfasst überall das Malerische, womit die Außenwelt sich seiner Phantasie einprägt. Manche Ge-

Dichte, z. B. das bekannte „Löwenritt“, stehen daher außer aller Beziehung zur Menschenwelt und spannen das Interesse nur als Bilder einer rohen Naturkraft. Höher erhebt sich jedenfalls keine poetische Darstellungskunst, wenn sie uns den Mann des Morgenlandes mitten zwischen den gigantischen Naturerscheinungen der Tropenländer schildert. Das folgende Gedicht dürfte den Höhestand der Poesie Freiligrath's am umfassendsten charakterisiren.

Geficht des Reisenden.

Mitten in der Wüste war es, wo wir nachts am Boden ruhten;
Meine Beduinen schliefen bei den abgezäumten Stuten.
In der Ferne lag das Mondlicht auf der Nilgebirge Fochen,
Rings im Flugland umgekommener Dromedare weiße Knochen.

Schlaflos lag ich; statt des Pfühles diente mir mein leichter Sattel,
Dem ich unterschob den Beutel mit der dürrn Frucht der Dattel.
Meinen Kasten ausgebreitet hatt' ich über Brust und Füße,
Neben mir mein bloßer Säbel, mein Gewehr und meine Spieße.

Tiefe Stille; nur zuweilen knistert das gesunkne Feuer;
Nur zuweilen kreischt verspätet ein vom Horst verirrter Geier;
Nur zuweilen stampft im Schlas'e eins der angebundnen Roffe;
Nur zuweilen fährt ein Reiter träumend nach dem Wurfgeschosse.

Da auf einmal bebt die Erde; auf den Mondschein folgen trüber
Dämm'ring Schatten; Wüsthenthiere jagen aufgeschreckt vorüber.
Schnaubend bäumen sich die Pferde, unser Führer greift zur Fahne,
Sie entsinkt ihm, und er murmelt: Herr, die Geisterkaravane! —

Ja, sie kommt! vor den Kameelen schweben die gespenst'schen Treiber:
Neppig in den hohen Sätteln lehnen schleierlose Weiber;
Neben ihnen wandeln Mädchen, Krüge tragend, wie Rebekka
Einst am Brunnen; Reiter folgen — saufend sprengen sie nach Mekka.

Mehr noch! — nimmt der Zug kein Ende? — immer mehr! wer
kann sie zählen?

Weh', auch die zerstreuten Knochen werden wieder zu Kameelen,
Und der braune Sand, der wirbelnd sich erhebt in dunkeln Massen,
Wandelt sich zu braunen Männern, die der Thiere Zügel fassen.

Denn dies ist die Nacht, wo alle, die das Sandmeer schon ver-
schlungen,

Deren sturmverwehte Asche heut' vielleicht an unsern Zungen
Klebte, deren mürbe Schädel unsrer Kasse Huf zertreten,
Sich erheben und sich schaaren, in der heil'gen Stadt zu beten.

Immer mehr! — noch sind die Letzten nicht an uns vorbeigezogen,
Und schon kommen dort die Ersten schlaffen Zauns zurückgefloten;
Von dem grünen Vorgebirge nach der Babelmandel-Enge
Sauften sie, eh' noch mein Reitpferd lösen konnte seine Stränge.

Haltet aus! die Kasse schlagen! jeder Mann zu seinem Pferde!
Bittert nicht, wie vor dem Löwen die verwirrte Widderheerde!
Laßt sie immer euch berühren mit den wallenden Talaren!
Rufet: Allah! — und vorüber ziehn sie mit den Dromedaren.

Harret, bis im Morgenwinde eure Turbanfedern flattern!
Morgenwind und Morgenröthe werden ihnen zu Bestattern;
Mit dem Tage wieder Asche werden diese nächt'gen Zieher! —
Seht, er dämmert schon! ermuth'gend grüßt ihn meines Thiers Gewieher.

Die lyrische Subjectivität kommt bei Freiligrath nur selten
zum Ausdruck, und selbst da, wo das Gemüth stärker hervortritt,
spielt die Betrachtung ins Beschreibende und Epische hinüber.
Einem seiner wärmsten Gedichte geben wir hier eine Stelle.

Die Auswanderer.

Sommer 1832.

Ich kann den Blick nicht von euch wenden;
Ich muß euch anschauen immerdar;
Wie reicht ihr mit geschäft'gen Händen
Dem Schiffer eure Habe dar!

Ihr Männer, die ihr von dem Nacken
Die Körbe langt, mit Brod beschwert,
Das ihr, aus deutschem Korn gebacken,
Geröstet habt auf deutschem Herd!

Und ihr, im Schmuck der langen Zöpfe,
Ihr Schwarzwaldmädchen, braun und schlank,
Wie sorgsam stellt ihr Krüg' und Töpfe
Auf der Schaluppe grüne Bank!

Das sind dieselben Töpf' und Krüge,
Oft an der Heimat Vorn gefüllt;
Wenn am Missouri Alles schwiege,
Sie malten euch der Heimat Bild:

Des Dorfes steingefakte Quelle,
Zu der ihr schöpfend euch gebückt,
Des Herdes traute Feuerstelle,
Das Wandgesims, das sie geschmückt.

Bald zieren sie im fernen Westen
Des leichten Bretterhauses Wand;
Bald reicht sie müden braunen Gästen,
Voll frischen Trunkes, eure Hand.

Es trinkt daraus der Tscherokese,
Ermattet, von der Jagd bestaubt;
Nicht mehr von deutscher Nebenlese
Tragt ihr sie heim, mit Grün belaubt.

O sprecht! warum zogt ihr von daunen?
Das Neckarthal hat Wein und Korn,
Der Schwarzwald steht voll finst'rer Tannen,
Im Spessart klingt des Aelplers Horn.

Wie wird es in den fremden Wäldern
Euch nach der Heimatberge Grün,
Nach Deutschlands gelben Weizenfeldern,
Nach seinen Nebenhügeln ziehn!

Wie wird das Bild der alten Tage
Durch eure Träume glänzend wehn!
Gleich einer stillen, frommen Sage
Wird es euch vor der Seele stehn.

Der Bootsmann winkt! — Zieht hin in Frieden;
Gott schütz' euch, Mann und Weib und Greis!
Sei Freude eurer Brust beschieden,
Und euren Feldern Reis und Mais!

Am liebsten knüpft er auch in den subjectiv gehaltenen Gedichten seine Individualität an die Bilder des Orients und träumt sich hinein in ein Dichterleben unter den Beduinen der arabischen Wüste. Wie lebendig und farbenreich ist das folgende Gedicht,

wenn auch im Grunde die Bilder nur ganz äußerlich an einander gereiht sind.

„Wär' ich im Bann von Mekka's Thoren.“

Wär' ich im Bann von Mekka's Thoren,	Die allzeit auf den Rossen hängen,
Wär' ich auf Jemens glühndem Sand,	Absetzend nur am Wüstenbrunn:
Wär' ich am Sinai geboren,	Die mit verhängten Bügeln sprengen
Dann führt' ein Schwert wohl diese Hand;	Von Aiden bis zum Libanon;

Dann zög' ich wohl mit flücht'gen Pferden	Die nachts, als nimmermüde Späher,
Durch Jethro's flammendes Gebiet;	Bei ihrem Vieh ruhn auf der Trift,
Dann hielt' ich wohl mit meinen Heerden	Und, wie vor Zeiten die Chaldäer,
Rast bei dem Busche, der geglüht;	Anschaun des Himmels goldne Schrift;

Dann abends wohl vor meinem Stamme,	Die oft ein Murmeln noch vernehmen
In eines Zeltes luft'gem Haus,	Von Sina's gluthgeborstnen Höhn:
Strömt' ich der Dichtung inn're Flamme	Die oft des Wüstengeistes Schemen
In lodernden Gefängen aus;	In Säulen Rauchs wandeln sehn;

Dann wohl an meinem Lippen hinge	Die durch den Riß oft des Gesteines
Ein ganzes Volk, ein ganzes Land;	Erschaun das Flammen seiner Stirn —
Gleichwie mit Salomon's Ringe	Kurz, Männer, denen glühnd, wie meines,
Herrscht' ich, ein Zauberer, im Sand.	In heißen Schädeln brennt das Hirn.

Nomaden sind ja meine Hörer,	O Land der Zelte, der Geschosse!
Zu deren Geist die Wildniß spricht,	O Volk der Wüste, kühn und schlicht!
Die vor dem Samum, dem Zerstörer,	Beduin, du selbst auf deinem Rosse
Sich werfen auf das Angesicht;	Bist ein phantastisches Gedicht! —

Ich irr' auf mitternächt'ger Küste;
 Der Norden, ach! ist kalt und flug.
 Ich wollt', ich säng' im Land der Wüste,
 Gelehnt an eines Hengstes Bug.

Indessen war Freiligrath damals noch eine harmlose, glückliche Natur; die dichterische Begeisterung schmückte ihm das einförmige Geschäftsleben, und der Beifall, der ihm überreichlich entgegenkam, hob sein Vertrauen und Selbstgefühl. Es war eben nur eine effectvolle Pointe, welche die dichtende Jugend, die von „Weltsehmerz“

zu träumen liebte, begierig aufgriff, als er in dem Gedichte bei Grabbe's Tode aussprach: das Mal der Dichtung sei ein Kainsstempel. Denselben Gedanken hat er in dem charakteristischen, übrigens gänzlich verfehlten Gedicht, in welchem er den kühn ins Leben rennenden Dichter dem wilden Reiter vergleicht, in glänzende Bilder gekleidet.

Im Jahre 1839 entsagte er dem Geschäftsleben und widmete sich während eines glücklichen Aufenthalts in den Rheinlanden ganz der Poesie. Der König von Preußen ertheilte ihm ein Jahrgelalt, und eine eheliche Verbindung 1841 schenkte ihm den Genuß eines gemüthlichen Familienlebens. So waren einige Jahre in stiller geistiger Beschäftigung verflossen, als ihm, seinem eigenen Geständniß zufolge, Hoffmann von Fallersleben in einer Sommernacht („zu Coblenz im Riesen“) die Augen über die politischen Zustände Deutschlands öffnete. Freiligrath's Phantasie ergriff nunmehr die Bilder politischer Mißzustände und socialen Unglücks; er verzichtete auf das königliche Jahrgelalt und gab in dem Glaubensbekenntniß (1844) eine Sammlung politischer Gedichte heraus, welche, auch wenn man sie lediglich von ästhetischer Seite betrachtet, einen Rückschritt seiner Poesie bezeichnen. Er verließ sein Vaterland, in das er erst wiederkehrte, als die Aufregung des Jahres 1848 seine Mitwirkung zu erfordern schien. Seine Lyrik stimmte jetzt in das wildeste Geschrei der Umsturzpartei ein, wo sie aufhörte Poesie zu sein. Mit dem Umschwung der Ereignisse mußte er aufs neue in die Ferne ziehen und wieder in England ein Asyl suchen, so daß in seinen eigenen Schicksalen die Elegieen zur Wahrheit wurden, welche er einst, seine Zukunft noch nicht ahnend, „dem ausgewanderten Dichter“ in den Mund legte. Als er 1866 in sein Vaterland zurückgekehrt war, wurde es zur Wahrheit, was er damals von sich gesungen.

Denn nicht verrosten ließ ich meine Waffen;
Ich weiß sie rüst'ger als vordem zu schwingen.
Noch einmal möcht' ich mich zusammenraffen
Und auf dem alten Tummelplatze ringen.

Das bewies sein Triumphgesang von 1871: „Hurrah Germania!“ Auch als gewandter Uebersetzer hat er sich hervorgethan (Victor Hugo's Oden). Er starb 1876 zu Canstadt bei Stuttgart, wo er seine letzten Jahre, durch die Fürsorge der Freunde von Sorgen befreit, in literarischer Muße verlebte hatte.

IX. Drama. Roman.

Indem wir die Geschichte des Drama's so weit verfolgten, als es mit den Tendenzen der Romantik im Zusammenhange steht, wurden wir bis in die neueste Zeit geführt, ein Beweis, daß diese Richtung noch bis zur Gegenwart ihre Vertreter gefunden hat. Allein theils bestand schon neben dieser eine Reihe dramatischer Dichter, die man als die Anhänger der Schiller'schen Dramatik bezeichnen kann, theils trat der Romantik eine realistische Schule mit entschiednerem Charakter entgegen, und eben diese bezeichnet die neueste Entwicklungsphase unsers Drama's.

Die dramatischen Dichter, welche an Schiller sich anschließen, haben vornehmlich das historische Drama zu ihrer Aufgabe gemacht. In der bühnenmäßigen Anordnung des Stoffs, in der rhetorischen Form der Sprache erkennt man ihr großes Vorbild wieder. Allein nur Wenigen ist es gelungen, durch dichterischen Gehalt ihren Werken den Stempel der Unsterblichkeit aufzudrücken. Wir lassen einige der Bedeutenderen an uns vorübergehen.

Joseph Freiherr von Muffenberg, 1798 zu Freiburg im Breisgau geboren und nachmals in großherzoglich badenschen Diensten (starb 1857), übte mit ungemeiner Fruchtbarkeit das Talent, die verschiedenartigsten historischen Stoffe bühnenmäßig einzurichten und mit einer glänzenden Diction zu bekleiden, unbekümmert jedoch um tiefere historische Auffassung und Zeichnung der Charaktere, die alle eine große Familienähnlichkeit haben. Eine seiner besten Dichtungen ist das Opfer des Themistokles (1821), der Tod des Patrioten, der auch im Unglück dem Vater-

lande die Treue bewahrt. Dieser zunächst möchten die Verbannten mit Auszeichnung zu nennen sein, worin die männliche Seelengröße im Unglück in dem Charakter Menzikoſſ's würdig dargestellt ist.

Michael Beer, der Bruder des berühmten Componisten, von jüdischen Eltern 1800 zu Berlin geboren, ward der dramatischen Poesie, für die er mit bedeutendem Talente begabt war, allzu früh entriſſen. Er starb schon 1833 zu München, bald nach Beendigung einer Reise nach Italien, die sein poetisches Schaffen neu zu beleben schien. Jedes seiner Werke bekundete einen Fortschritt, in jedem zeigte sich ein ideales Streben, nicht bloß für den augenblicklichen Bühnenerfolg, sondern für die Nachwelt zu arbeiten. Daher haben seine dramatischen Dichtungen eine Correctheit der Composition und Sprache, welche in mancher Hinsicht musterhaft genannt werden kann. Das kleine Drama der *Paria* (1826), welches Goethe's Aufmerksamkeit auf den jungen Dichter lenkte, stellt uns den edlen und gebildeten Mann dar, welcher unter dem Fluch seiner Kaste steht und dem Vorurtheil der Welt unterliegt, ein kunstvoll durchgeführtes sittliches Motiv, das mit der Wärme echter Poesie behandelt ist. Sein Hauptwerk ist das Trauerspiel *Struenjée* (1829), welches in dem Schicksal des rasch emporgestiegenen und eben so schnell gestürzten Günstlings ein wirkungsvolles Gemälde kühnen Strebens und tragischen Unteranges durch Intrigue und Verrath darstellt; doch ist die dramatische Behandlung nicht lebendig und spannend, so daß die schöne Form nicht hinreichte, um das Stück, trotz der Zugabe der musikalischen Ausstattung durch die Pietät des Bruders, auf der Bühne zu erhalten.

Ernst Raupach, 1784 zu Straupitz unweit Liegnitz geboren, trat mit den Erstlingen seiner dramatischen Poesie zu einer Zeit hervor, wo die Gräuſe der Schicksalstragödie den Bühnengeschmack beherrschten, und entlehnte eben daher die Farben seiner tragischen Gemälde. Er lebte damals in Rußland, wohin er sich nach beendigten Studien 1804 begeben hatte, als Privatlehrer. Unter jenen Verhältnissen entstanden neben andern die der russischen

Geschichte und den dortigen Sittenzuständen entlehnten Stücke die Fürsten Chawansky und Jsidor und Olga, von denen besonders das letztere, ein durch die Schilderung russischer Leibeigenschaft wirksames Effectstück, auf der deutschen Bühne großen Erfolg hatte. Als er 1822 nach Deutschland zurückgekehrt war und in Berlin seinen Wohnsitz nahm, widmete er sich ganz der Bühnendichtung, mehr auf Erwerb, als auf ein höheres dichterisches Ziel hinarbeitend; die große Zahl seiner rasch auf einander folgenden Bühnenstücke war mehr die Frucht einer handwerksmäßigen Routine, als wahrer Begeisterung, so daß er bei unlängbarem Talent für dramatische Gestaltung doch die dramatische Poesie mehr herabgezogen als gefördert hat. Unter den roman-tischen Stoffen, die er zunächst behandelte, hat Tasso's Tod (1835) am meisten innere Wärme erhalten, da es auf dem Grunde der Goethe'schen Dichtung aufgebaut ist, und die Haltung der Hauptcharaktere bereits vorgezeichnet war. Indes zeigt uns jede Scene, wie weit die dramatische Rhetorik, die in breiten Reflexionen sich ergeht, von der seelenvollen Sprache des Meisters abweicht. Als Raupach darauf sich an das historische Drama wagte, um große Epochen der Weltgeschichte in dramatischen Gemälden darzustellen, war es ein glücklicher Griff in die nationale Geschichte, als er das Zeitalter der Hohenstaufen in einem Cyclus von sechzehn Tragödien dramatisirte. Allein die Eile, womit er auch hier verfuhr, ließ ihn den Stoff nur äußerlich auffassen. Ueberall vermißt man ein tieferes Eindringen in die weltbewegenden Ideen jenes großen Kampfes um weltliche und geistliche Herrschaft, um monarchische Macht und Freiheitsstreben der Städte. Der Dichter verfolgt nur den Faden des umfassenden Geschichtswerks, durch das Friedrich von Raumer der hohenstaufischen Zeit eine große Popularität verschafft hatte. Er wählt die bühnenmäßigen Ereignisse und Situationen aus und zeigt seine Technik darin, daß er sie in Scene zu setzen und die nach gleichem Zuschnitt geformten Charaktere mit dem steifen Pathos seiner Rhetorik zu bekleiden weiß. Es entwickelt sich niemals die Handlung von innen heraus: dem Ganzen fehlt die Seele, die poetische Weihe, und die Personen

erscheinen zum Theil wie vorgeschobene Drathpuppen. Von den Hohenstaufen=Tragödien sind die ersten die wirksamern, weil sie am fleißigsten gearbeitet sind, besonders der zweite Theil Heinrichs VI. In den späteren wird die Charakteristik immer schwächer; lange Brunkreden und wohlberechnete Effectscenen sollen den Mangel an individueller Wahrheit ersetzen.

In der Trilogie Cromwell ist auf ähnliche Weise die Geschichte der englischen Revolution in Scene gesetzt. Weniger Werth legte Raupach auf seine Lustspiele und Possen, obwohl seine im Grunde verstandesmäßige, kühle Auffassung des Lebens ihn hier mitunter glücklich leitete; den höheren dichterischen Humor wird man auch hier vermissen. Zu den bessern gehören die Schleichhändler (1830) und der Zeitgeist (1835).

Mit edlerem Streben und tieferem Blick in das Wesen des historischen Drama's ergriff Julius Moser, den wir bereits als lyrischen Dichter kennen lernten, seine Aufgabe als Dramatiker. Er faßt das Ideale, das in der geschichtlichen Entwicklung waltet, mit großem Sinne auf, und wenn auch die Beziehungen zu den Bestrebungen des gegenwärtigen geschichtlichen Lebens nicht fehlen, so hält er sich doch von den Fehlgriffen des bloßen Tendenzdrama's frei. Bei alle dem sind seine dramatischen Dichtungen besser gedacht, als ausgeführt. Es ergreift uns nicht das innere dramatische Leben der Handlung; es mangelt an klarer Plastik der Charaktere; die Sprache ist kunstvoll, allein sie reißt nicht hin. Auf der Bühne hat Moser daher nur geringen Erfolg gehabt. Wer seinen Werth kennen lernen will, dem empfehlen wir besonders Cola Rienzi, das Gemälde bürgerlichen Zwistes, in welchem der Führer des Volks, der für die Freiheit zu kämpfen glaubte, den entfesselten Leidenschaften unterliegt, ferner die Bräute von Florenz und den Sohn des Fürsten, ein Drama von ähnlicher Tendenz, wie Schiller's Don Carlos, indem in dem Jünglinge Friedrich die Vorbildung zu der künftigen Helden- und Herrschergröße des Königs Friedrichs II. geschildert wird; sein Freund Ratte hat (freilich nicht im Einklange mit der geschichtlichen Wahrheit) die Rolle des Marquis Posa übernommen.

Wir sehen auch an Mosen, wie wenig Schiller aufgehört hat, als Vorbild für das historische Drama zu dienen.

Robert Prug, ebenfalls als Lyriker schon oben erwähnt, behandelte das historische Drama noch mehr im Sinne einer bestimmten politischen Tendenz. Die geschichtliche Handlung verwandelt sich in ein Spiegelbild der politischen Gegensätze und Kämpfe der neueren Zeit, besonders wie sie sich in der Zeit kurz vor 1848 gestaltet hatten. Er begründete seinen Ruhm als dramatischer Dichter durch Moritz von Sachsen, das die beiden andern Karl von Bourbon und Erich der Bauernkönig an dichterischem Gehalt und dramatischer Wirksamkeit weit übertrifft. Moritz ist hier der Vorkämpfer für Deutschlands nationale Freiheit gegen die egoistischen und dynastischen Unternehmungen Kaiser Karl's V., der zuletzt zu der Einsicht gelangt, daß er der Aufgabe der Zeit nicht gewachsen ist, und am Abend seines Daseins den großen Irrthum seines Lebens erkennt, so daß er den Entschluß faßt, seine Tage in einem Kloster zu beschließen. Er scheidet versöhnt von Moritz, der im Kampfe für Deutschlands Wohl zuletzt den Heldentod stirbt. Wie wenig in der Auffassung der Reformationszeit und in der Charakteristik der Hauptpersonen auf die Geschichte Rücksicht genommen ist, liegt auf der Hand. Schönheit, Wärme und Wohlklang der Sprache sind noch als besondere Vorzüge dieser dramatischen Dichtung anzuerkennen.

Eine zweite Richtung des Drama's der neuesten Zeit ist vorzugsweise als realistisch zu bezeichnen. Sie berührt sich vielfach mit dem bürgerlichen Drama des vorigen Jahrhunderts und lenkt oft geradezu in die Bahn Jffland's ein, nur daß die Verhältnisse des Familienlebens, die Contraste in den socialen Zuständen andere Farben angenommen, andere Fragen in den Vordergrund gestellt haben, als damals. Voran steht in dieser Reihe die Prinzessin Amalie von Sachsen (geb. 1794, † 1870), eine Tochter des Prinzen Maximilian von Sachsen. Unter dem Titel Originalbeiträge zur deutschen Schaubühne gab sie seit 1836 eine Sammlung von dramatischen Gemälden aus dem Kreise des deutschen Familienlebens heraus, denen eine feine Charakter-

zeichnung, eine edle Weltansicht, eine gewandte Conversationssprache hohen Werth verleihen. Wir heben vornehmlich Lüge und Wahrheit, der Oheim, die Fürstenbraut, der Majoratserbe als die anziehendsten hervor. Zu den besten bürgerlichen Schauspielen rechnen wir ferner die von Eduard Devrient, namentlich die Verirrungen und treue Liebe. Auf den Brettern haben die mit vieler Kenntniß der Bühne und des Publicums gearbeiteten Familiendramen der Frau Charlotte Birchpfeiffer (geb. 1800 zu Stuttgart, † 1868), einst einer gefeierten Schauspielerin, das meiste Glück gemacht, so daß sie sich, wie Kokebue seiner Zeit, mit dem Erfolge ihrer Theaterstücke über die Angriffe der Kritik trösten konnte. Wir erinnern an Dorf und Stadt, die Waise von Lowood, die Grille. Mitunter hat sie auch das historische Intriguenstück nach französischen Vorbildern versucht; z. B. die Marquise von Villette, eine ihrer besten dramatischen Dichtungen.

Inzwischen hatte eine jüngere Dichtergeneration, welche eine Zeitlang als „das junge Deutschland“ bezeichnet ward, sich der Bühne zugewandt. Sie begann ihre dramatische Thätigkeit in dem Zeitalter, das der Julirevolution folgte, und stand unter der Herrschaft des politisch-sittlichen Liberalismus, indem sie französische Tendenzen und deutsche Philosophie in Prosa und in Versen geistreich popularisirte, so daß sie mehr durch den Reiz der Neuheit als durch tiefen Gehalt eine einflußreiche Stellung in der neuesten Literatur erlangte. Sie trat in einen entschiedenen Gegensatz zur Romantik; ihre Productionen standen in engster Beziehung zu den Ideen, dem Leben und den Bestrebungen der Gegenwart. Wir sahen bereits das historische Drama von Mosen und Prüg in diese Bahn einlenken.

Heinrich Laube, 1806 zu Sprottau in Schlesien geboren, begann seine literarische Laufbahn mit novellistischen Arbeiten, die unter der Einwirkung der Heine'schen Manier verfaßt waren. Seine dramatischen Dichtungen gingen aus dem Studium der jüngsten französischen Schule hervor, deren Technik vornehmlich in der geschickten Verknüpfung der Handlung, der Spannung und Ueber-

raschung besteht, wobei die Motivirung und die innere Wahrheit als Nebenache gilt. Auf diesem Wege läßt sich die Unterhaltung des Zuschauers und der Bühneneffect erreichen; höhere poetische Anforderungen bleiben unbefriedigt. Wie Laube mit der Geschichte verfährt, erkennt man in Struensee, Prinz Friedrich, Graf Eßer, der Statthalter von Bengalen, in denen die geschichtlichen Thatfachen in ein unterhaltendes Intrigenstück verwandelt werden; Charaktere, Gesinnungen und Ansichten tragen die Farbe unsers Zeitalters, welches überall mit Verletzung der historischen Voraussetzungen anticipirt wird. Mit besonderem Erfolge benutzte Laube zu diesem Zweck die Literaturgeschichte, über die er ein ausführliches Werk geschrieben hat. Gottsched und Gellert, sowie ganz besonders die Karlsruhler verdanken ihre Popularität einer glücklichen Wahl des Stoffs, der sich das Unterschieben moderner Ideen um so leichter gefallen lassen konnte, weil die literarischen Charaktere zu weitläufigem Räsonnement von selbst aufforderten. Wer dadurch ein Bild früherer Literatur- und Bildungsstände gewinnen wollte, würde freilich sehr in die Irre geführt. Denn „die Karlsruhler“ z. B. enthalten kaum ein Fünkchen Wahrheit von Schiller's Jugendentwicklung; die inneren Verhältnisse der Karlsruhschule sowie die Umstände, welche Schiller's Flucht von Stuttgart vorangingen, sind ganz und gar verzeichnet. Der Gegensatz liberaler und reactionärer Ideen ist aus unserer Zeit gewaltsam in die politischen Zustände des achtzehnten Jahrhunderts hereingezogen, so daß Handlung und Charaktere sich zwischen unlöslichen Widersprüchen hin und her bewegen. Uebrigens kennt Laube die Bühne und hatte als Leiter einer der ersten deutschen Bühnen, des Burgtheaters in Wien, wohin er 1849 berufen ward, einen bedeutenden Einfluß, minder glücklich in einer ähnlichen Stellung in Leipzig, die von kurzer Dauer war. In neuester Zeit ist er wieder in Wien als Dramaturg thätig.

Karl Gutzkow, 1811 zu Berlin geboren, wo er seine Jugendbildung erhielt, trat nach vollendeten akademischen Studien zuerst als Kritiker und Novellist vor das Publicum. Hervorgegangen aus den Studien Hegel'scher Philosophie, erfüllt von den Ideen,

welche die Entwicklung der Julirevolution in Deutschland angeregt hatte, theilte er die geistige Strömung seiner Zeit, in Politik und Philosophie ein Vorkämpfer des Liberalismus. Sein Roman *Wally die Zweiflerin* (1835), gegen welchen Wolfgang Menzel im Namen der Religion und Sittlichkeit als öffentlicher Ankläger auftrat, gab vornehmlich die Veranlassung zu dem Verbot, welches von Bundeswegen sämtliche Schriften des „jungen Deutschlands“ traf. Nachdem er sich mit einer nach allen Seiten regjamen literarischen Thätigkeit in Kritiken und Romanen mit den Interessen der Gegenwart beschäftigt hatte, ergriff er gegen 1840 das Drama, durch das er sich mit rascher Productivität bald eine große Popularität erwarb. Einen großen Antheil daran hat die Gewandtheit und fluge Berechnung, mit der sich Gutzkow der Zeitstimmung stets im erregtesten Momente zu bemächtigen verstand. Während die öffentliche Meinung sich gegen die von oben herab begünstigten reactionären Tendenzen wandte, begrüßte man mit Beifall das Urbild des Tartüffe (1844) und den Uriel Acosta (1846), worin der Dichter die jesuitische Heuchelei entlarvte und die Vertheidigung freisinniger Ideen übernahm. Der fanatische Priester Santos, der milde Silva, die hochherzige Judith gehören zu seinen gelungensten Charakterzeichnungen; der Held selbst ist eine gebrochene Natur ohne innern Halt. Als der Blick auf Preußen gerichtet war, als den Hort einer nationalen Politik, blickte man gern auf die Grundlagen seiner politischen Stärke, die in *Popf und Schwert* (1843) eben so ergötzlich als anschaulich dargestellt wurden. Und allerdings übertraf Gutzkow die meisten seiner dichtenden Zeitgenossen an Klarheit der Exposition der Handlung wie an Umfang der geistigen Bildung und an Scharfsinn des Verstandes, so daß seine Dichtungen nicht bloß unterhalten, sondern zugleich das Nachdenken fesseln. Nur schöpft er niemals aus der Fülle des Geistes; im Einzelnen gewahren wir stets die berechnende Absichtlichkeit, das Mosaikartige der Composition, welche beim ersten Anlauf inne hält, weil der Dichter sich nur künstlich aus seiner kalten, kritischen Gemeintheit herausreißt. Man vermißt daher in allen Gutzkow'schen Stücken die rechte Lebenswärme. Am auffälligsten ist dies in den

Darstellungen aus der Sphäre des bürgerlichen Lebens, in denen der Kampf des Gemüths, der Conflict von Neigung und Pflicht unsere Theilnahme erregen soll. Werner oder Welt und Herz, Otfried, Liesli und andere haben wohl vorübergehend Erfolg gehabt, weil die Verwickelung der Situationen den Zuschauer zu spannen vermag; allein die Lösung ist höchst oberflächlich und unbefriedigend, eben weil der Auffassung der Charaktere die tiefere Lebenswahrheit abgeht. Wie sehr sich Gutzkow im historischen Drama vergreift, sobald es sich nicht darum handelt, Anekdoten charakteristisch zusammenzureihen, wie in Jopf und Schwert, sondern eine geschichtliche Epoche in einem Gesamtbilde darzustellen, haben Patkul und Wullenweber bewiesen, die nicht einmal zu einem momentanen Bühnenerfolge gelangen konnten. Eben so unglücklich war Gutzkow in der Behandlung von Goethe's Jugendgeschichte, so trefflich ihm auch in „Dichtung und Wahrheit“ vorgearbeitet war. Im Königsleutnant wird uns eher ein ungezogener, vorwitziger Knabe dargestellt, als das ahnungsreiche Kindesgemüth, in dem sich die künftige Dichtergröße verkündigen soll, abgesehen davon, daß schon die Wahl des Stoffs zur dramatischen Behandlung ungeeignet ist; Goethe's akademische Jahre enthalten weit bedeutendere dramatische Momente. In der jüngsten Zeit ist Gutzkow zur Romandichtung zurückgekehrt.

Friedrich Hebel, 1813 in Dithmarschen geboren, hat weit weniger auf die Bühne und das Publicum Rücksicht genommen. Die dramatische Kunst gilt ihm als ein heiliges Geschäft, und kein Dramatiker hat wohl mehr über sie im Allgemeinen wie über jede seiner dramatischen Productionen reflectirt. Bereitwillig ist auch da, wo wir mit dem Dichter nicht einverstanden sein können, die Energie eines bedeutenden dramatischen Talents anzuerkennen, das sich an die kühnsten Entwürfe wagt; das Ebenmaß schöner Form, die classische Vollendung und Reife hat er nicht erringen können. Er stellt sich die Aufgabe, die Conflictte innerhalb der menschlichen Gesellschaft in kräftigen Zügen auszuführen. Mit dämonischer Gewalt hängt sich seine Phantasie an die schauerlichen Krankheitserscheinungen des Menschenlebens und beschäftigt sich mit wilden,

excentrischen Naturen, deren Trotz gegen die sittliche Ordnung und brutale Wildheit mehr mit Schauder als mit tragischer Theilnahme erfüllt. So kündigte er sich 1841 zuerst in der *Judith* an, einer Tragödie wilder Leidenschaft, in der Sinnenlust und Rachedurst die blendenden Farben mischen. Ebenso erinnert seine zweite Tragödie *Genoveva* (1843) an die Zeit der Sturm- und Drangperiode, besonders in der Schilderung von Golo's wilder Leidenschaft. Weit mehr lenkte *Maria Magdalena* (1844) die Aufmerksamkeit auf einen Dichter, welcher, die gewohnte Bahn des Familiendrama's verlassend, ein tragisches Gemälde aus dem niedern Bürgerleben hingestellt hatte, schauerlich und niederdrückend, ohne poetische Versöhnung, doch fesselnd durch die Consequenz in der dramatischen Durchführung der Idee.

Die nächstfolgenden dramatischen Dichtungen Hebbel's waren wenig geeignet, das Publicum zu ihm heranzuziehen; nur die historische Tragödie *Agnes Bernauer* (1855) fand Beifall, obgleich auch hier mehr das Herbe im Charakter des Herzogs Ernst, als die zärtliche Liebe zwischen Albrecht und Agnes in den Vordergrund tritt, und die Lösung des tragischen Conflicts unbefriedigend ist. Kurz vor seinem Ende (1863) war es Hebbel noch vergönnt, seine ganze dramatische Darstellungskraft in der Trilogie der *Nibelungen* auf der höchsten Stufe, die für ihn erreichbar war, zu zeigen. In den Hauptcharakteren Siegfried und Hagen, Chriemhilde und Brunhilde ist die Heldenkraft und die wilde Leidenschaft der Rache in kräftigen Zügen dargestellt; aber aufs neue ist — was auch die Bewunderer des Dichters jagen mögen — der Beweis geliefert, daß die gigantischen Gestalten der dem Mythos entstammten Sage dem alten Volksepos angehören, nicht aber der dramatischen Handlung, welche menschliche Charaktere darzustellen hat, sich fügen, es sei denn, daß von dem Dichter, wie es Geibel in seiner *Brunhilde* (1857) versucht hat, mit den Motiven eine durchgreifende Umgestaltung vorgenommen wird. Auch auf andern Gebieten der Poesie, sowohl in den lyrischen Gedichten wie in der epischen Dichtung *Mutter und Kind*, zeigt sich Hebbel als einen hochbegabten Dichter.

Eine verwandte dichterische Individualität ist Otto Ludwig, dessen Dramen ebenfalls die düsteren Seiten des Seelenlebens veranschaulichen sollen. In dem Erbförster (1852) sind die tragischen Conflictc der Sphäre des Volkslebens entlehnt, trotz kräftiger Zeichnung unnatürlich und überspannt. Auf den nämlichen Boden der bürgerlichen Tragödie führt uns Salomon Hermann Mosenthal in der Deborah und dem Sonnenwendhof, so daß wir auch an diesen Beispielen erkennen, wie sehr in der jüngsten Entwicklung unserer dramatischen Dichtung die Richtung zu realistischer Darstellung des Lebens überwiegt.

Auf eben diesem Grunde steht das moderne Lustspiel, nur daß der Einfluß der französischen Poesie hier in weit höherem Maße hervortritt. Eine getreue Auffassung des deutschen Volkslebens wird man daher weit seltener finden, als gewandte Verknüpfung der Intrigue und Lebendigkeit des Dialogs. Zu dem Besten in dieser Gattung gehören die sauber ausgeführten Lustspiele von Eduard Bauernfeld („die Bekenntnisse“, „Bürgerlich und romantisch“, „Großjährig“), Gustav zu Puttlitz („Badefuren“, „das Herz vergessen“, „das Testament des großen Kurfürsten“), F. W. Hackländer („der geheime Agent“, „Magnetische Kuren“). Das gewandteste und fruchtbarste Talent für das Intriguenlustspiel besaß Noderich Benedix. Es kommt ihm auf einige willkürliche Voraussetzungen und Unwahrscheinlichkeiten nicht an, um die Fäden rasch zu verschlingen, die Spannung zu erhalten und kühn den Knoten zu lösen. Keines seiner Lustspiele, unter denen wir „Doctor Wespe“, „der Vetter“, „das Gefängniß“, „das Lügen“ als die beliebtesten erwähnen, verträgt eine strengere Prüfung, allein den Zweck einer angenehmen Unterhaltung erreichen sie in der Bühnendarstellung vollkommen.

In Gustav Freytag's Dramen erfreuen wir uns dagegen an der sauberen Technik der dramatischen Composition, der feinen, frischen Auffassung des Lebens, dem vielseitig gebildeten Geiste, der sich nie um des Effectes willen zu den Kunstgriffen der Bühne noch zu andern Trivialitäten herabläßt. Nur verleitet ihn das Bestreben, neu und geistreich zu sein, mehr die barocken Seiten der

Charaktere auszumalen und den Humor allzu willkürlich in die Handlung eingreifen zu lassen. Die Valentine (1847) begründete den Ruf des Dichters als Dramatiker, den er durch seine nachfolgenden Arbeiten kaum hat erhöhen können. In Graf Waldemar (1850) ging er mit großem Ernst in die sittlichen Zustände ein; ein Mann, der in der Gemeinheit der „noblen Passionen“ einer verdorbenen aristokratischen Gesellschaft schon beinahe sein besseres Selbst hat untergehen lassen, wird durch eine reine weibliche Natur dem angeborenen Adel seiner Seele zurückgegeben. Es ist eine liebliche Idylle, die sich vor unsern Augen entspinnt; jedoch der barocke Schluß, wo die, welche er einst in ihrem Fürstenrange geliebt hat, sich ihm als gemeine Dirne enthüllt, zerstört den wohlthuenden Eindruck und läßt nur eine peinliche Stimmung zurück. Dagegen weht uns in den Journalisten (1854) eine heitere Luft entgegen. Die journalistische Thätigkeit ist uns in ihrer Doppelseitigkeit mit frischem Humor gezeichnet, einmal als die Vertreterin der Ideen, welche das Zeitalter bewegen und dadurch eine der Mächte, durch die es geleitet wird, und dann als die Dienerin des Augenblicks und der Laune des Publicums, welche Gefahr läuft, Geist und Charakter äußeren Rücksichten zum Opfer zu bringen. In der Zeichnung des Piepenbrink, des Typus des Philisterthums, und seiner Gesellschaft hat sich die dramatische Kunst des Dichters am vorzüglichsten bewährt. Durch classische Form zeichnet sich das Trauerspiel die Fabier (1859) aus. Gleichwie Gutzkow, hat Freytag sich vom Drama zum Roman gewandt.

Unter den jüngsten dramatischen Dichtern ist vor allen Rudolf Gottschall zu nennen, der sowohl in dem höheren Lustspiel (Pitt und For) wie in der Tragödie (Mazeppa, der Nabob, Catharina Howard, Arabella Stuart) ein bedeutendes, mehr und mehr reifendes Talent zum Drama bewährt hat. Auf dieser Stufe stehen die historischen Dramen von Paul Heyse (Colberg, Hans Lange, Graf Königsmark), Albert Lindner (Brutus und Collatinus), Adolf Wilbrandt (Gracchus der Volkstribun).

In der Romanliteratur begegnen wir denselben Stoffen.

denselben Tendenzen, wie in dem Drama. Man hat sich von den Phantasiespielen der Romantik hinweggewandt und greift nach den Erscheinungen der Wirklichkeit in der Geschichte und im socialen Leben der Gegenwart. Für den geschichtlichen Roman hatte Walter Scott's großes Talent dem gesammten Europa ein leuchtendes Vorbild gegeben. Auch die deutsche Romandichtung hat bis auf unsere Tage das weite Feld der Geschichte fortwährend für ihre Zwecke ausgebeutet. Von dem ritterlichen Leben des Mittelalters sich abwendend, hat sie die concreteren Erscheinungen der modernen Cultur zum Gegenstand der Schilderung gemacht, so daß sie die Bilder der geschichtlichen Vergangenheit häufig mit den socialen Fragen der neuesten Zeit in Berührung bringt. Einer der bedeutendsten Romanschriftsteller auf diesem Gebiete ist Wilhelm Alexis (Wilhelm Häring, geb. 1798 zu Breslau), welcher in der Geschichte seines brandenburg-preussischen Vaterlandes den Stoff zu seinen werthvollsten Romanen gefunden hat, die in ihrem Zusammenhang ein Gemälde der Entwicklung des preussischen Staats geben. Der erste unter diesen vaterländischen Romanen, *Cabanis* (1832), der die brandenburgischen Zustände im Anfang des vorigen Jahrhunderts zum Gegenstande hat, erlangte mit Recht einen großen Erfolg, besonders der erste Band, dem die Kunst feiner Sittenschilderung vorzugsweise Reiz verleiht. Im Verfolg der Arbeit sind einzelne Schilderungen noch von hoher Vortreflichkeit, nur wird das Ganze allzu sehr zerstückelt, indem der innere Zusammenhang die Theile nicht mehr fest zusammenhält; indeß macht auch hier die Wärme des Patriotismus und die sichere Zeichnung der Zeit einen wohlthuenden Eindruck. Von nicht minderem Werthe ist der zweite Roman der *Roland von Berlin* (1840), worin der Leser in die Entwicklung des deutschen Städtewesens, in die Geschichte der Kämpfe des Bürgerthums gegen die adligen Geschlechter eingeführt wird. Weniger befriedigen der falsche Waldemar (1842) und die Höfen des Herrn von Bredow (1846—48). In Ruhe ist die erste Bürgerpflicht (1850) und Jsegrim (1853) wird uns der unglückliche Kampf Preußens gegen die Napoleonische Macht im

Jahre 1806 in einem treuen Bilde vorgeführt. Der letzte seiner vaterländischen Romane *Dorothe* (1856), Schilderungen des Hoflebens aus der Zeit des großen Kurfürsten, ist ebenfalls von hoher Vortrefflichkeit. Körperliche Leiden lähmten zuletzt die Thätigkeit des wackeren Dichters. Er starb zu Arnstadt 1871.

Die Romane von Karl Spindler sind ebenfalls auf breiter historischer Grundlage aufgeführt und verrathen eine unlängbare Fertigkeit in der Verwendung des Materials; allein da ihm die Tiefe einer poetischen Auffassung abgeht, so bleibt seine Phantasie an dem Aeußerlichen hängen; er dringt in das geistige Leben nicht tiefer ein, er behandelt das Einzelne nicht mit künstlerischer Sorgfalt, sondern sucht den Reiz der Schilderung durch den Wechsel der Situationen und die Masse der Charaktere zu unterhalten. Durch diesen Reichthum der Erfindung und durch stete Anregung und Spannung des Interesses ragt unter seinen zahlreichen Romanen besonders der *Jude* hervor. Unter den späteren dürfte vornehmlich der *Vogelhändler von Jmst*, ein Bild aus der Vergangenheit Tyrols, mit Auszeichnung zu nennen sein.

Durch poetische Begabung und seine geistige Bildung ragt Philipp Joseph von Rehfues über die Masse hervor. *Scipio Cicala* (1832), ein Gemälde neapolitanischen Lebens aus dem sechzehnten Jahrhundert, ist einer der besten historischen Romane, die in neuester Zeit geschrieben worden sind. Die folgenden Romane *Castell Gvozso* (1834) und die neue *Medea* (1836) waren nicht von gleichem Erfolge bei der Lesewelt begleitet, zeichnen sich indeß durch tiefe Auffassung und seine Charakteristik nicht minder aus.

Indem wir solche Romandichter übergehen, welche nur für die augenblickliche Unterhaltung des Publicums sorgen und sich mehr durch die Masse als durch den Werth der einzelnen Arbeit bemerkbar machen, erwähnen wir unter den historischen Romanen noch die von Ludwig Bechstein, welcher seine Stoffe aus der Geschichte seiner thüringischen Heimat wählt, *Friedrich von Nechtitz*, *Heinrich Koenig*, *Ludwig Mellstab*. Die beiden letzteren führen den Leser zu anziehenden Ereignissen aus der Epoche der Revolution und der Napoleonischen Herrschaft, jener

in seinen Romanen die Clubisten in Mainz und König Jerome's Carneval, dieser in dem vielgelesenen Roman: „1812“, einer lebendig geschriebenen Schilderung des russischen Feldzugs, welche durch die Anziehungskraft der Ereignisse dem Dichter leicht gemacht ward.

Frauenhand hat die historische Novellistik mit vorzüglichem Erfolge ergriffen. Es scheint, als ob ihre Talente besonders geeignet sind, bei der anekdotenartigen Beigabe der Geschichte behaglich zu verweilen und die großartigen Gemälde der Völkergeschichte, mit denen der Geist des Mannes sich beschäftigt, mit den zierlichen Arabesken leidenschaftlicher Verwickelungen und interessanter Familienverhältnisse zu verzieren, wodurch der Roman die Leselust reizt; der Geschichtsfenner wird dabei eben so wenig befriedigt, als wer das Ganze als poetische Composition vom künstlerischen Standpunkte betrachtet. Immerhin mag zur Verbreitung historischer Kenntnisse in manchen Kreisen, wo der Ernst der Geschichte keinen Zugang finden würde, auch auf diesem Wege beigetragen werden. Auf diesem Felde bewegt sich das ausgezeichnete Darstellungstalent der Frau Henriette von Paalzow, deren Romane Godwie-Castle, St. Roche, Thomas Thyrnau, Jacob van der Nees, mehr Sittengemälde als Darstellungen großer geschichtlichen Epochen, zu dem Besten zu zählen sind, was durch weibliche Talente zu Stande gebracht ist. Die neuere Geschichte fand ihre Darstellerinnen in Fanny Lewald, die in Prinz Louis Ferdinand die preussischen Sittenzustände vor 1806 mit genauem Detailstudium schilderte, und L. Mühlbach, der Gattin des als Novellisten gleichfalls bekannten Theodor Mundt, welche das vorige und das jezige Jahrhundert in umfangreichen Romanen vor uns ausgebreitet hat: Friedrich der Große und sein Hof, Berlin und Sanssouci oder Friedrich der Große und seine Freunde: Friedrich der Große und seine Geschwister u. a. m.

Die Geschichte der deutschen Literatur ist, wie beim Drama, ebenfalls herangezogen worden, am fleißigsten in den zahlreichen Romanen von Hermann Klentke, der fast die gesamte Literaturperiode der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts im

Romanstil verarbeitet hat. Mehr künstlerischen Werth haben die Novellen Leising von A. v. Sternberg, Schillers Heimatsjahre von Hermann Kurz und die Romane von Otto Müller (Bürger, Charlotte Ackermann, Ethof). Daß am Ende die treue historische Zeichnung die anziehendste bleibt, beweist unter Andern Heinrich Koenig's „Haus und Welt“, eine gutgeschriebene Biographie Georg Forster's.

Der moderne Sittenroman, der die socialen und politischen Fragen und Tendenzen der Neuzeit seinen Schilderungen zum Grunde legt, hat besonders seit 1848 sehr an Bedeutung gewonnen, und neben der gewöhnlichen üppig wuchernden Unterhaltungsliteratur, zu der auch zahlreiche Beiträge von Frauenhand gehören, haben darin auch viele hervorragende Talente sich versucht.

Die realistische Tendenz der neuesten Romandichtung vertritt mit glänzendstem Erfolge Soll und Haben von Gustav Freytag, seinem innersten Wesen nach der umgekehrte Wilhelm Meister. Die bürgerliche Arbeit, welche sich in dem Erwerb die sichern Stützen der Existenz schafft, die kaufmännische Thätigkeit wie die Landwirthschaft, erscheinen hier als die Grundlagen und Grundbedingungen der Existenz; dagegen trägt die Aristokratie, welche dem Genuß des Lebens nachgeht oder außerhalb der Arbeitsthätigkeit den Zweck des Daseins sucht, den Keim des Unterganges in sich. Hier ist also keine Stelle für romantische Ideologie; es ist die poetische Verherrlichung der Anstrengung, welche die materielle Basis des Lebens schafft. Die Darstellung ist von hoher Schönheit und Lebendigkeit, so daß ungeachtet seiner antipoetischen Tendenz dieser Roman eine der hervorragendsten Schöpfungen unserer neuesten Literatur genannt werden kann. Sein zweiter Roman die verlorne Handschrift, worin das stille Leben des emigrierenden Gelehrten und das Hofleben mit seinen Intriguen in einander spielen, ist in seiner Entwicklung weniger klar und geht nicht so tief in die Fragen des modernen Lebens ein. Neuerdings (1872) begann er ein großartiges Culturgemälde in dem Romaneyklus die Ahnen (Ingo und Ingraban, das Aelt der Zaunkönige, die Brüder vom deutschen Hause, Marcus König).

Die Bestrebungen in Kirche und Politik, Wissenschaft und Kunst, wie sie sich aus der Revolutionsbewegung von 1848 gestaltet haben, sind die Grundlinien in den Romanen von Max Waldau und Karl Gutzkow. Der Erstere, mit seinem eigentlichen Namen Georg Spiller von Hauen Schild, 1822 zu Breslau geboren und schon 1855 gestorben, erwarb sich durch seine geistvollen und lebendigen Schilderungen Nach der Natur und Aus der Junkerwelt rasch einen gefeierten Namen. Seine Erzählung greift manchmal zum Excentrischen, sie eilt zu hastig vorwärts, um zu dichterischer Klarheit sich zu gestalten, allein sie ist von jugendlicher Frische des Geistes und Wärme des Gemüths durchdrungen, so daß man manchmal an Jean Paul erinnert wird.

Karl Gutzkow, dessen frühere Versuche im Gebiete des Romans nur geringen Erfolg haben konnten, machte sich in jüngster Zeit die umfassendste Schilderung des modernen deutschen Lebens nach seinen idealen Tendenzen zur Aufgabe. Die social-politischen Bestrebungen, welche aus den Jahren der Volksaufregung hervorgingen, bilden die leitenden Fäden in dem Roman die Ritter vom Geist. Gutzkow ließ darauf den Roman der Zauberer von Rom folgen, in welchem die Zeiterscheinungen im kirchlichen Leben mit Beziehung auf ihre geschichtliche Entwicklung das innere Getriebe der Handlung ausmachen. Seine späteren Romane Hohen schwangau, die Söhne Pestalozzi's haben geringere Bedeutung. Die Darstellungsweise ist sich gleich geblieben. In Gutzkow's Romanen spinnt sich das Gewebe der Begebenheiten so sehr in die Breite, es häuft sich die Masse der Charaktere in solchem Grade, daß die künstlerische Einheit des Werkes darüber verloren geht, während der Scharfsinn der Erfindung Bewunderung erregt. Gutzkow besitzt so viel Reichthum des Geistes und der Bildung, daß er stets den Geist des Lesers in Anspruch nimmt, und daher sind bei allen Mängeln, welche die Kritik im Einzelnen nachweisen kann, seine Romane eine der bedeutsamsten Erscheinungen der neuesten Literatur.

Unter den Romanen, die dieser Gattung angehören, können wir nur noch auf einige hinweisen, die durch Gehalt und Form aus der fast unübersehbaren Masse hervorragten.

Levin Schücking führt uns in einer Reihe von Schilderungen in das Volksleben seines Heimatlandes Westphalen ein und wendet sich gegen die hergebrachten Vorurtheile und die Fesseln der überlieferten Sitte, z. B. in den Romanen die Ritterbürtigen (1846), der Bauernfürst (1851). Theodor Mügge ist am glücklichsten und anschaulichsten, wo er nordische Sittenzustände und Landschaftsbilder malt, überall sauber in der Form, wie namentlich in den Romanen Afraja (1854) und Erich Randal (1856), wogegen man in den Romanen und Reisebildern Friedrich Gerstäcker's, die uns in transatlantische Länder führen, die künstlerische Form allzu sehr vermisst, so lebhaft auch die durch eigene Anschauung gewonnenen Farben seiner Darstellung anziehen. Durch ansprechende Charakterschilderung, verbunden mit gewandter Schilderung landschaftlicher Bilder, empfehlen sich die Romane von Philipp Galen (Lange), die ein zahlreiches Publicum gefunden haben (der Irre von St. James u. s. w.). Höheren künstlerischen Anforderungen entsprechen die von Friedrich Spielhagen (problematische Naturen, Hammer und Ambos u. s. w.). In dieser Hinsicht verdienen die Novellen von Edmund Hoeser und Paul Heyse mit Auszeichnung erwähnt zu werden.

Mit der realistischen Tendenz der neuesten Romanliteratur hängt die Vorliebe für Darstellungen aus den niedern Kreisen des Volkslebens zusammen. Zum Theil sind es idyllische Stillleben und Genrebilder, landschaftliche Stimmungsbilder, zu denen oft die Menschen nur als Staffage zu dienen scheinen. Gerade in die zuletzt erwähnte Sphäre der Romanschilderung fällt das Beste unter den „Studien“ des österreichischen Dichters Adalbert Stifter, die sich gleich bei ihrem Erscheinen (1844) große Anerkennung erwarben und auch in den ersten Theilen bedeutender sind als in den späteren. Verbere Schilderungen ländlicher Sitte sind die idyllischen Gemälde des Pfarrers Albert Bixius, bekannt unter dem Schriftsteller-namen Jeremias Gotthelf. Es sind Bilder aus dem Berner Volksleben, unter denen die Erzählung die Frau Pfarrerin (1855), eine tiefgefühlte, rührende Idylle, die Reihe aufs würdigste schließt. Ein freier Humor durchdringt die Schilderungen nieder-

deutschen Volkslebens von Fritz Reuter (geboren in Stavenhagen 1810, † 1874), der von dem Volksdialekt Mecklenburgs, seines Heimatlandes, mit großem Geschick Gebrauch gemacht hat. Seine Darstellung ist am tüchtigsten und anschaulichsten, wo das Selbst-erlebte zum Grunde liegt und er Charaktere aus eigener Beobachtung und Anschauung schildert; daher sind *Ut mine Fjestung stid* (1862) und *Ut mine Stromtid* (1862—64) von seinen späteren Werken nicht wieder erreicht.

An der Grenze der Idylle und der socialen Novelle bewegen sich die Schwarzwälder Dorfgeschichten (seit 1843) von Berthold Auerbach; es sind nicht heitere Bilder ländlichen Friedens, sondern die Conflictte der höheren Gesellschaftskreise wiederholen sich unter einer durch beschränkte Formen und Anschauungen eingeeengten Bauernwelt, die mit den Forderungen der Natur und der höheren geistigen Cultur in Widerspruch geräth: die Entwicklung nimmt daher häufig eine tragische Wendung. Besonders in den Dorfgeschichten der letzten Bände erweiterte Auerbach in dieser Hinsicht das von ihm cultivirte Gebiet, während die ersten mehr genrebildartig sind. Neuerdings hat Auerbach in den Romanen *Auf der Höhe* und *das Landhaus am Rhein* den Beweis geliefert, daß er auch einen größern Romanstoff mit künstlerischer Hand zu beherrschen weiß. So sehr wir auch die feine Zeichnung im Einzelnen anzuerkennen haben, leidet gleichwohl seine Darstellung an den Gebrechen aller Tendenzromane, daß der Dichter nicht ins volle Leben greift und die dichterischen Gebilde allzu sehr durch die Reflexion vermittelt werden.

Wir haben hiermit das Gemälde unserer vaterländischen Poesie, das die Bilder von vielen Jahrhunderten in sich faßt, bis hart an die Grenze der Gegenwart fortgeführt. Mögen darin auch manche minder anziehende, selbst unerfreuliche Gruppen erscheinen, es ist doch ein Stück deutschen Lebens und deutschen Ruhmes, auf das wir stolz und freudig hinblicken können mit den Worten unsers großen Dichters:

Dies ist unser! so laßt uns sagen und so es
behaupten!

Zeittafel.

I.

- 1522—34 Martin Luther's Bibelübersetzung. Evangelisches Kirchenlied. Hans Sachs' Schwänke und Fastnachtsspiele.
- 1548—50 Fabeln von Burkard Waldis und Erasmus Alberus.
- 1575 Johann Fischart's affenteurliche und ungeheurliche Geschichtsschrift (Gargantua und Pantagruel).
- 1595 Georg Rollenhagen's Froschmäuseler.
- ca. 1600 Jacob Myrer zu Nürnberg (Komödien, Tragödien, Fastnachtsspiele). Englische Komödien.
- 1618 Weckherlin's Oden und Gefänge.

II.

- 1624 Martin Opitz' Gedichte (erste Sammlung); Büchlein von der deutschen Poeterei. Erste schlesische Dichterschule.
- 1639 Opitz † zu Danzig. Simon Dach, Lehrer der Dichtkunst zu Königsberg.
- 1640 Paul Fleming † zu Hamburg.
- 1643 Deutschgesinnte Genossenschaft zu Hamburg durch Philipp von Zesen.
- 1644 Gesellschaft der Hirten an der Pegnitz zu Nürnberg durch Harssdörffer und Alaj: Schäferpoesie.
- 1646 Andreas Gryphius' erstes Trauerspiel Leo der Armenier.
- 1656 Schwanenorden an der Elbe durch Johann Rist (geistliche Lieder).
- 1664 Andreas Gryphius †. Trauerspiele von D. C. von Lohenstein.
- 1667 Paul Gerhardt's Haus- und Kirchenlieder.

- 1673 Christian Hoffmann's von Hoffmannswaldau
Heldenbriefe. Lohenstein's Ibrahim Sultan.
Zweite schlesische Dichterschule.
- 1689 Lohenstein's Geschichtsroman: Arminius und Thus-
nelba.
- 1700 J. A. L. von Caniz' Gedichte. Benjamin Neu-
kirch.
- 1721 Brodes' Lehrgedicht: Irdisches Vergnügen in Gott.
- 1723 Johann Christian Günther's Gedichte.

III.

- 1724 Gottsched in Leipzig. Deutsche Gesellschaft.
- 1732 Gottsched's Trauerspiel: der sterbende Cato. Bod-
mer's (in Zürich) Uebersetzung Milton's. Al-
brecht von Haller's (in Bern) „schweizerische“
Gedichte.
- 1738 Friedrich von Hagedorn's (in Hamburg) Fabeln
und Erzählungen.
- 1740 Breitinger's (in Zürich) kritische Dichtkunst. Streit
der Leipziger und Schweizer.
- 1744 Bremer Beiträge. Leipziger Dichterbund.
Trauerspiele von Johann Elias Schlegel.
- 1746 Gellert's Fabeln und Erzählungen. Hagedorn's
Oden und Lieder.
- 1748 Klopstock's Messias (drei Gesänge), Oden und
Elegieen.
- 1749 Ewald Chr. von Kleist's didaktisch = beschreibendes
Gedicht der Frühling.
- 1755 Klopstock's Messias, zehn Gesänge. Lessing's
„bürgerliches“ Trauerspiel Miß Sara Sampson.
- 1757 Gellert's geistliche Oden und Lieder.
- 1758 Gleim's Kriegslieder eines preußischen Grenadiers.
Oden von Ramler, Uz, Kleist.
- 1762 Wieland's Uebersetzung des Shakspeare.
- 1766 Wieland's Roman Agathon.

- 1767 Lessing's Lustspiel Minna von Barnhelm. Hamburgische Dramaturgie.
 1769 Klopstock's „Bardiet“ Hermanns Schlacht. Göttinger Musenalmanach.

IV.

- 1772 Lessing's Trauerspiel Emilia Galotti. Göttinger Dichterbund (Boie, Bürger, Hölty, Voß, Stolberg, Leisewitz u.).
 1773 Klopstock's Messias, zwanzig Gesänge. Herder's Abhandlungen über Ossian und Volkslieder, Shakespeare u. Bürger's Ballade „Lenore“. Goethe's Götz von Berlichingen.
 1774 Goethe's Roman Werther's Leiden. Sturm- und Drangperiode. Dramen von Lenz, Klingner, Maler Müller, Leisewitz.
 1779 Lessing's „dramatisches Gedicht“ Nathan der Weise.
 1780 Wieland's romantisches Epos Oberon.
 1781 Lessing †. Voß' Uebersetzung von Homer's Odyssee. Schiller's erstes Trauerspiel die Räuber.
 1785 Jffland's „ländliches Sittengemälde“ die Jäger.
 1787 Goethe's Iphigenie und Egmont. Schiller's Don Carlos.
 1789 Goethe's Torquato Tasso. Schiller's Lehrgedicht die Künstler.
 1794 Goethe's Roman Wilhelm Meisters Lehrjahre. Freundschaftsbund mit Schiller.
 1795 Voß' „ländliches Gedicht“ Luise. Jean Paul's Roman Hesperus.
 1796 Goethe's und Schiller's Xenien.
 1797 Goethe's und Schiller's Balladen und Romanzen. Goethe's Hermann und Dorothea. Tieck's Volksmärchen.

- 1799 Schiller's Wallenstein und Lied von der Glocke. A. W. Schlegel's Elegie „die Kunst der Griechen“.
- 1800 Schiller in Weimar. Maria Stuart. J. Paul's Titan. Tieck's Genoveva.
- 1801 Schiller's „romantische“ Tragödie die Jungfrau von Orleans.
- 1803 Klopstock und Herder † („der Eid“ nach spanischen Romanzen). Schiller's Braut von Messina. Schlegel's spanisches Theater.
- 1804 Schiller's Wilhelm Tell. Goethe's Natürliche Tochter. Tieck's Kaiser Octavianus.
- 1805 Schiller † (der falsche Demetrius, Fragment).

V.

- 1808 Goethe's Faust, erster Theil. Romantische Dramen von Zacharias Werner, Heinrich von Kleist, Dehenschläger, Fouqué.
- 1809 Goethe's Roman die Wahlverwandtschaften.
- 1812 Tieck's Phantasius. Novellen und Märchen von Arnim, Brentano, Fouqué.
- 1813—15 Vaterländische Lieder von Theodor Körner („Leier und Schwert“), E. Mor. Arndt, Friedrich Rückert, Max von Schenkendorf.
- 1815 Müllner's Schicksalstragödie die Schuld. Hoffmann's „Nachtstücke“. Uhland's Gedichte.
- 1819 Goethe's westöstlicher Divan.
- 1821 Goethe's Roman Wilhelm Meisters Wanderjahre. Tieck's Novellen.
- 1822 Rückert's „östliche Rosen“. Wilhelm Müller's Lieder der Griechen.
- 1826 Graf Platen's Lustspiel die verhängnißvolle Gabel. Rückert's Makamen des Hariri.
- 1827—28 Gedichte von Heinrich Heine, Graf Platen, Gustav Schwab, Jos. Chr. von Zedlitz („Todtenfränze“).

- 1831 Chamisso's Gedichte. Anastasius Grün's
„Spaziergänge 2c.“
- 1832 Goethe †. Faust, zweiter Theil.
- 1836 Rückert's Lehrgedicht die Weisheit des Brah-
manen. Nicolaus Lenau's Faust.
- 1838 Freiligrath's Gedichte. Karl Immermann's
Roman Münchhausen.
- 1840 Emanuel Geibel's Gedichte.
- 1841 ff. Politische Lyrik. Dramen von Moser, Prutz,
Laube, Gutzkow, Hebbel.
- 1843 Dorfgeschichten von Jeremias Gotthelf (Vigilius)
und Berthold Auerbach.
- 1850 Karl Gutzkow's Roman die Ritter vom Geist.
- 1855 Gustav Freytag's Roman Soll und Haben.
- 1859 Gutzkow's Roman der Zauberer von Rom.
Paul Heyse's Thekla.
- 1861 Hebbel's dramatische Trilogie die Nibelungen.
- 1862 Fritz Reuter: Ut mine Stromtid.
- 1865 Freytag's Roman die verlorne Handschrift.
- 1866 Hermann Lingg: die Völkerwanderung.
- 1867 Gutzkow's Roman Hohen Schwangau.
- 1869 Robert Hamerling: der König von Sion.
- 1870 Paul Heyse: Novellen in Versen.
- 1872 Freytag's Romanchyklus die Ahnen.
-

R e g i s t e r.

Die Zahlen ohne Angabe des Bandes beziehen sich auf den ersten Theil. Die Seitenzahl bezeichnet die Stelle, wo die Besprechung eines Autors anfängt; nur bei längeren Abschnitten ist auch das Ende angegeben. Nachweisungen außer den Namen der Autoren sind mit * bezeichnet.

	Seite		Seite
Albert, Heinr.	215	Beck	II. 317
Alberus	175. 182	Beer	II. 368
Alexis (Wilibald) . . .	II. 379	Beheim	136
Amalie von Sachsen . .	II. 371	v. Bellinghausen s. Haln.	
* Annolied	33	Benedix	II. 377
Anton Ulrich von Braunschweig	229	* Beowulf	16
Arndt, E. M.	II. 214	Bertuch	313
v. Arnim	II. 169	v. Besser	235
Arnold	240	Birchpfeiffer, Charl. . .	II. 372
* Artussage	77	Viginius	II. 384
Aßmann v. Abschatz . .	234	Blumauer	338
Auerbach	II. 385	Bode	II. 119
v. Auerzperg s. Grün.		Bodenstedt	II. 299
v. Auffenberg	II. 367	Bodmer	250
Ahrer	191	Boie	333
Babo	II. 59	Böttger	II. 299
Baggesen	II. 188	Brachmann, Luise . . .	II. 136
Bauernfeld	II. 377	Brant, Sebastian	164
Baumgarten	253	v. Brawe	265
Beckstein	II. 380	Breitinger	250

	Seite		Seite
Brentano, Clem.	II. 167	Freiligrath	II. 361—367
— Bettina	II. 168	Freitag	II. 377. 382
Brocks	241	Fröhlich	II. 272
Bube	II. 291	* Fruchtbringende Gesellschaft	204
Buchholz	229	Galen, Phil.	II. 384
Bürger	336	Gärtner	256
v. Caniz	235	v. Gaudy	II. 358
v. Chamisso	II. 349—359	Geibel	II. 294
Claudius	366	Geiler v. Kaisersberg	166
v. Collin	II. 235	Gellert	257
Cramer	256	v. Gemmingen	II. 61
Creuzer	II. 170	Gerhardt	216
v. Cronegk	265	Gerstäcker	II. 384
Dach	215	Gerstenberg	II. 56
Decius	175	Gefner	368
Denaisius	197	Giese	256
Devrient	II. 372	Gleim	260
* Dietrichsage	14. 37	v. Goethe . II. 1—45. 77—101	
Dingelstedt	II. 292		188—210
Drollinger	242	Gotter	333. II. 56. 60
v. Droste-Hülshoff (Annette) II.	279	Gottfried v. Straßburg	90
Ebert, J. A.	256	Gottlieb f. Binius.	
— R. E.	II. 305	Gottschall	II. 378
* Edda	16. 24	Gottsched	250
v. Eichendorff	II. 241	Götz	258
Engel	II. 123	* Graalsage	77. 96
* Eulenspiegel	153	Grabbe	II. 252
* Fastnachtsspiele	189	Greiflinger	229
Fichte	II. 170	Gries	II. 171. 178
Fischart	194	Grillparzer	II. 235
Fleming (Flemming)	213	Grimm, Jac.	II. 170
Follen, M. A. E.	II. 223	v. Grimmelshausen	229
— Karl	II. 223	Großmann	II. 61
Folz, Hans	153. 190	Grün, Anastasius	II. 305
Fouqué	II. 172. 210	Grüneisen	II. 272
Frank, Joh.	217	Grnyphius, Andr.	211. 218

	Seite		Seite
Gryphius, Christ.	234	Hoefler	II. 384
* Gudrun	63—76	Hoffmann von Hoffmannswaldau	231
Günther	236	Hoffmann von Fallersleben	II. 283
Gutzkow	II. 373. 383	Hoffmann, Amadeus . . .	II. 240
Hackländer	II. 377	Hölderlin	II. 137
v. Hagedorn	248	Hölty	345
v. d. Hagen	II. 171	Holzwardt	191. 197
Halb-Euter	141	v. Houwald	II. 234
v. Haller	243	v. Hutten	177
Halm	II. 239	Jacobi, Fr. H.	II. 127
Hamerling	II. 317	— J. G.	371
Hammer	II. 272	Jffland	II. 61
Hans der Böheler	153	Jimmerrmann	II. 249
v. Hardenberg f. Novalis.		Jonas	175
Häring f. Alexis.		Jung (Stilling)	II. 122
Harzdörffer	229	* Kaiserchronik	34
Hartmann von Aue	78	* Kalenberg (Pfaff von) . .	153
Hartmann, Mor.	II. 316	Kant	II. 74
Hauenschild f. Waldau.		* Karlsfage	76
Hauff	II. 248	Kästner	333
Hebbel	II. 375	Kerner	II. 267
Hebel	II. 136	Kinkel	II. 277. 299
Heermann	216	Klaj	230
Heine	II. 359	v. Kleist, Gw. Chr.	261
Heinrich der Gliesefer . .	155	— Heintr.	II. 179—186
— v. Beldefe	34. 115	Klencke	II. 381
— Frauenlob	116. 135	v. Klinger	II. 57
— Julius v. Braunschweig	192	Klopstock	256. 266—283
* Heliand	26	Knapp	II. 272
Helmbold	175	Koenig	II. 380. 382
v. Helvig, Amal.	II. 136	Konrad (Pfaff)	34
v. Herder	374—397	— v. Würzburg	112. 116
Hervegh	II. 271	Kopisch	II. 286
Heyse, Paul	299. 378. 384	Körner	II. 218
* Hildebrandslied	16. 145	Kosgarten	II. 130
v. Hippel	II. 124	v. Kosebue	II. 63

	Seite		Seite
Kurz, Herm.	II. 382	Mühlbach, F.	II. 381
Lafontaine	II. 123	Mühlpforth	234
Valenbuch (Schildbürger)	153	Müller, Fr. (Maler)	II. 58
Lamprecht (Pfaff)	34	— Otto	II. 382
Lange	258	— Wilhelm	II. 279
Laube	II. 372	— Wolfg.	II. 278
Lavater	368	Müllner	II. 233
Leisewitz	II. 57	Mundt	II. 381
Lenau (Niembſch)	II. 308	Murner	166
Lenz	II. 58	Musäus	303. II. 123
Leſſing	283—307	* Muſenalmanach (Göttinger)	333
Lewald, Fanny	II. 381	* Myſterien	188
Lindner	II. 378	* Myſtiker	163
Lingg	II. 300	Raubert, Bened.	II. 123
v. Logau	211	Reidhart (Rithart)	122
v. Lohenſtein	229. 232	Renbeck	II. 134
Ludwig, Otto	II. 377	Reutkirch	235
* Ludwigſied	28	Reumark	216
Luther	168	* Nibelungenlied	37—62
Mahlmann	II. 135	Nicolai, Phil.	175
Mattheſius	175	Niembſch ſ. Lenau.	
v. Matthiſſon	II. 130	Notker	29
Mäzerath	II. 278	Novaliſ (Gardenberg)	II. 163
Mauritiuſ	193	Oehlſchläger	II. 187
Mayer	II. 266	Opitz	206
Meißner	II. 317	Otfried	27
Meliſſuſ	197	Overbeck	367
Mende	235	v. Paalzow, Henr.	II. 381
Miller	334. II. 122	Paul (Jean)	II. 122—129
* Minnegeſang (Meiſter=		Pſarriuſ	II. 278
geſang)	113. 137	Pfizer	II. 271
Mörke	II. 272	Pietſch	235
Moriſ	II. 123	v. Platen	II. 337—349
Moſen	II. 289. 370	Prutz	II. 293. 371
Moſenthal	II. 377	Pückler	244
Mügge	II. 384	zu Puttkitz	II. 377

	Seite		Seite
Pyra	253. 258	v. Schenkendorf	II. 210
Pyrtter	II. 304	v. Schiller	II. 46—56. 67—77 102—122
Rabener	255	Schlegel, Adolf	256
Raimund	II. 239	— A. W.	II. 141. 178
Rambach	240	— Friedr.	II. 146
Ramler	264	— Joh. Elias	255
Raupach	II. 368	Schmolck	217
Rebhun	193	v. Schönaich	269
v. Redwitz	II. 299	Schröder	II. 60
v. Rehfues	II. 380	Schubart	370
* Reinaert	156	Schücking	II. 384
Reineke Vos	153	Schulze	II. 174
Reinick	II. 285	Schwab	II. 268
* Reinhart Fuchs	155	Schwabe	255
Regenbogen	136	Seidl	II. 317
Reistab	II. 380	Seume	II. 134
Reuter	II. 385	* Siegfried= (Sigurd=) Sage	37
Richter f. Paul.		Simrock	II. 276
Rindhart	191. 216	Smets	II. 278
Ringwaldt	175	Solger	II. 178
Rist	228	v. Spee	198
* Ritterromane	147	Spengler	175
Rollenhagen	194	Speratus	175
Roquette	II. 299	Spielhagen	II. 383
Rosenblut (Hans)	153. 190	Spindler	II. 380
Roth, Nic.	192	Spitta	II. 272
Rückert	II. 227. 317—337	v. Stägemann	II. 210. 222
Rudolf von Ems	112	Steffens	II. 249
Sachs, Hans	184. 190	v. Sternberg	II. 382
v. Sachsen, Amal.	II. 371	Stifter	II. 384
v. Salis	II. 133	Stöber, Ad.	
v. Schack	II. 337	— Aug.	II. 275
Schefer	II. 244	— Ehrenfr.	
Scheffel	II. 299	zu Stolberg, Chr.	359
Scheffler	217	— Fr. Leop.	II. 178. 210
v. Schelling	II. 170		

	Seite		Seite
v. Stolterfoth (Adelh.)	II. 279	Vulpinus	II. 122
Stricker (der)	77. 152	Wadernagel	II. 288
Sturm	II. 272	Waldau (May)	II. 383
Enso	164	Waldis	182
Tanhuser (der)	136	Walther v. d. Vogelweide	117
Tanler	164	* Wartburgkrieg	136
Tersteegen	240	Weber, Veit	141
* Teurdant	149	Wetherlin	197
v. Thümmel	II. 123	Weiß	265
Tief	II. 149—163. 170	* Weißkunig	149
Tiedge	II. 134	Werner	II. 186
v. Uechtritz	II. 380	Wernher der Gartenäre	112
Uhlant	II. 223. 252—266	Wernike	235
Ufila	20	Wieland	307—329
Ulrich v. Pechenstein	122	Wilbrandt	II. 378
Usteri	369	Wolfram v. Eschenbach	98
Uz	258	Zachariä	256
v. d. Velde	II. 248	v. Zedlitz	II. 238. 301
Vogl	II. 317	v. Zesen	228
* Volksbücher	150	v. Zinzendorf	240
* Volkslied	139	Zschokke	II. 59. 248
Voß	351		



UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY



AA 000 628 096 0

1-63

PT501

S34

1879

v. 1-2

